



**Rudolf
von Ribbentrop**

Mein Vater

Joachim von Ribbentrop

**Erlebnisse und
Erinnerungen**

**2., aktualisierte
Auflage**



ARES VERLAG

Am 16. Oktober 1946 wurde der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop, der im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher wegen „Vorbereitung eines Angriffskrieges“ zum Tode durch den Strang verurteilt worden war, hingerichtet. Bis heute wird seine Rolle im Dritten Reich generell negativ beurteilt; schon als Botschafter in London soll er Hitler angeblich dahingehend beraten haben, daß England im Konfliktfalle nicht kämpfen werde.

Der Autor, ältester Sohn Joachim von Ribbentrops und im Zweiten Weltkrieg selbst als Offizier an allen Fronten eingesetzt, schildert in diesem zeitgeschichtlichen Werk seinen Vater aus eigenem Erleben, insbesondere aufgrund der häuslichen Gespräche im Laufe der 1930er Jahre. Weshalb stellte sich dieser durchaus erfolgreiche Kaufmann Adolf Hitler zuerst als außenpolitischer Sonderbeauftragter, dann als Botschafter und schließlich als Minister zur Verfügung?

Rudolf von Ribbentrop versucht auch unter Berücksichtigung aktueller Forschungsergebnisse aufzuzeigen, daß die Politik seines Vaters ursprünglich auf die Herstellung eines Ausgleiches mit den Westmächten ausgerichtet war, und arbeitet die Gründe, die zum Hitler-Stalin-Pakt und schließlich zum Angriff auf Polen führten, nachdrücklich heraus. Auch die Rolle von prominenten Vertretern des „Widerstands“ im Außenamt, wie des Staatssekretärs von Weizsäcker in den Jahren 1938/39, wird detailliert behandelt. Es ist kein unkritisches Buch, das der Sohn Joachim von Ribbentrops hier vorlegt, und kein Werk, das die Geschichte des Dritten Reiches glätten oder beschönigen will. Wer daran interessiert ist, einen Blick hinter die Kulissen der Weltgeschichte zu werfen, wird an diesem Buch nicht vorbeigehen können.



Der Autor

Rudolf von Ribbentrop diente im Zweiten Weltkrieg als Offizier in der Waffen-SS (u. a. Verwundetenabzeichen in Gold) und war bis zu seiner Pensionierung erfolgreich im Bankwesen tätig.

ISBN 978-3-902732-23-1



9 783902 732231



ARES VERLAG

Umschlaggestaltung: Digitalstudio Rypka/Thomas Hofer, Dobl, www.rypka.at
Umschlagfoto Vorderseite: Ullstein-Bilderdienst
Umschlagfotos Rückseite: Archiv des Autors

Umschlagrückseite:

Bild links: Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes am 23. August 1939; im Vordergrund Molotow, im Hintergrund Joachim von Ribbentrop (Mitte) und Stalin (rechts). *Bild Mitte:* Ribbentrop mit Hitler vor Sonderzug (1941). *Bild rechts:* Ribbentrop im Gespräch mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Ernst von Weizsäcker (Mitte), und Freiherrn Steengracht von Moyland (alle Bilder Rückseite: Archiv des Autors).

Bildnachweis:

Archiv des Autors; Ullstein-Bilderdienst (Bildteil S. IV unten, S. VIII oben/unten; S. XIV oben, S. XV rechts unten)

Wir haben uns bemüht, bei den hier verwendeten Bildern die Rechteinhaber ausfindig zu machen. Falls es dessenungeachtet Bildrechte geben sollte, die wir nicht recherchieren konnten, bitten wir um Nachricht an den Verlag.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Hinweis:

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die zum Schutz vor Verschmutzung verwendete Einschweissfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefelfrei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, ist voll recyclingfähig und verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig.

ISBN 978-3-902732-23-1

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

© Copyright by Ares Verlag, Graz 2008; 2., aktualisierte Auflage 2013

Layout: Ecotext-Verlag, Mag. G. Schneeweiss-Arnoldstein, Wien
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan
Printed in Austria

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Prolog	9
Einleitung	15
Zeitzeuge	21
Schicksalhafte Verhandlungen	29
Versailles und das mitteleuropäische Machtvakuum	39
Das Dilemma	55
Flottenabkommen mit England	83
London	101
Eine Krönung und ein Bericht	127
Warnung vor England – das Fazit einer Mission	139
Das Ende der «zweiten deutschen Teilung»	159
Die «Maikrise» 1938	163
Konspiration	169
Polens Entscheidung	175
«Die Rochade»	203
Polen und der Kriegsausbruch	233
Roosevelt	257
Deutsche Planungen für die Fortführung des Krieges – «Optionen» ...	273
«Mittelmeer»	285
Der Angriff auf die Sowjetunion.....	299
«Unternehmen Zitadelle»	325
Hitler	355
Vater	397
Der Weg in die Politik	401
Nach wehen	455
Freiheit	485
Literaturhinweise des Autors	489
Namenregister	490

Dieses Buch ist dem Andenken meiner Mutter gewidmet, die mich bereits sehr früh hinter die Kulissen der Weltgeschichte hat blicken lassen, meiner lieben Frau, die mit unendlicher Geduld die Arbeit an diesem Buch begleitet hat, und meinen braven Soldaten, den lebenden und den toten, die im Kriege zu führen ich die Ehre hatte.

Prolog

Nach der «Ardennen-Offensive» wurde ich im Januar 1945 beauftragt, die Panzerabteilung, deren Führung ich nach dem Tod ihres Kommandeurs während der Schlacht zu übernehmen hatte, auf dem Truppenübungsplatz Fallingbostal «aufzufrischen». So nannte man es damals, wenn nach einem Einsatz Mannschaften, Waffen und Gerät ersetzt werden mussten. Die Abteilung hatte schwere Verluste erlitten. Die Division war bereits wieder nach Ungarn verlegt worden, um an der bevorstehenden Plattensee-Offensive teilzunehmen. Ich unterstand aus diesem Grunde unmittelbar einem Amt, das in Ausweichquartieren ostwärts von Berlin untergebracht war. Von dieser Stelle sollte mir Ersatz an Mannschaften, Waffen und Gerät zugewiesen werden.

Wegen einer Fahrt zu dieser Dienststelle ergab es sich, dass ich am 2. Februar 1945 abends mit meinem VW-Kübelwagen bei den Eltern in Berlin eintraf, wo ich behelfsmässig untergebracht wurde, da das zum Auswärtigen Amt gehörende Gebäude, in dem sich die offizielle «Wohnung des Reichsaussenministers» befand, bereits weitgehend zerstört war. Am nächsten Morgen stand ich im Begriff abzufahren, als «starke Bomberverbände im Anflug auf die Reichshauptstadt» gemeldet wurden. Zeitlich war ich nicht festgelegt, daher blieb ich in Berlin, um mir gegebenenfalls einen Eindruck von den berüchtigten «Terrorangriffen» auf die Zivilbevölkerung zu verschaffen, die man bei der Truppe in Form dieser Flächenbombardements kaum erlebte. Ich konnte nicht ahnen, was mir beschieden sein würde, allerdings in einem ganz anderen Sinne!

Der Angriff galt dem Regierungsviertel, das Dröhnen der Einschläge in nächster Nähe machte es nur zu deutlich erkennbar. Mein Volkswagen stand geparkt vor dem Gebäude auf der Wilhelmstrasse. Wie sollte ich wieder zu meiner Truppe in Fallingbostal gelangen, wenn er zerstört werden würde? Bahnen fuhren längst nicht mehr!

Nach Abklingen des Bombardements konnte ich feststellen, dass er wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben war. Jetzt erst ging mein Blick die vertraute Wilhelmstrasse hinunter in Richtung Reichskanzlei, die wenige hundert Meter entfernt am Wilhelmplatz lag. Überall brannte es, die Fahrbahn war mit Trümmern übersät. Vater kam – in Uniform und Mütze – über den Hof vor dem Gebäude zu mir und forderte mich auf, mit ihm zu Fuss zur

Reichskanzlei zu gehen. Es kam ihm wohl darauf an, angesichts der Brände und Trümmer den allmählich aus den Kellern an das Tageslicht tretenden Menschen ein Beispiel von Gelassenheit zu vermitteln.

Nach wenigen Schritten stand auf einmal der japanische Botschafter General Oshima vor uns, auch er in Uniform. Er begrüßte mich herzlich, kannten wir uns doch seit vielen Jahren. Die beiden Herren bestätigten sich förmlich, man befände sich in einer Krise, die aber selbstverständlich durchgestanden würde! Eine gespenstische Szenerie, die sich abrupt veränderte, als sich eine offenbar verstörte Frau rüde mit ihrem Kinderwagen zwischen den beiden Herren durchdrängte und sie dabei unsanft auseinanderstieß, was beide mit Gleichmut hinnahmen. Freundlich lächelnd, wie es die Sitte seines Landes auch angesichts schwerer Katastrophen verlangte, verabschiedete sich der General.

Als Soldat waren mir brennende oder zerstörte Städte nach fünf Jahren Krieg nichts Fremdes mehr, hier aber sank die deutsche Geschichte – ich empfand es intensiv – sichtbar in Trümmer. Als kleine Kinder bereits waren wir darauf hingewiesen worden, dass in dem Gebäude, vor dem ich nun mit Vater stand, der Reichspräsident, damals der alte Hindenburg, residierte.

Die Wilhelmstrasse, in der Bismarck die deutsche Politik bestimmt hatte, war ein feststehender Begriff, wie Downing Street No. 10 in London, der Quai d'Orsay in Paris, der «Ballhausplatz» in Wien, das Weisse Haus in Washington oder der Kreml in Moskau. Hier war Politik und damit «Geschichte gemacht» worden. Ich konnte damals nicht ahnen, wie nachhaltig ihre Geschichte in den kommenden Jahrzehnten im Bewusstsein der Deutschen ausgelöscht werden würde, und zwar nicht nur durch die Zerstörung historischer Gebäude.

Im Weitergehen fragte mich Vater ganz unvermittelt: «Was hältst Du davon? Goebbels hat dem Führer vorgeschlagen, die Genfer Konvention mit dem Argument zu kündigen, die Truppe würde sich dann auch im Westen härter schlagen, wenn Gefangenen und Verwundeten der Schutz des Roten Kreuzes versagt würde.» Ich glaubte, nicht recht zu hören. Ausser mir, beschwor ich Vater, «diesen Wahnsinn zu verhindern». Die Truppe habe trotz hoffnungsloser Unterlegenheit auf der ganzen Linie brav gekämpft, nirgends sei es bei der Frontruppe zu Auflösungserscheinungen gekommen; es wäre ein Verbrechen, den Soldaten in dieser Lage den Schutz der Genfer Konvention zu entziehen. Im Übrigen könne ich mit Sicherheit vorhersagen, dass die Wirkung genau entgegengesetzt der Goebbelsschen Vorstellungen wäre. Die Truppe würde es als letzte Verzweiflungstat, als Amoklauf verstehen, was es ja auch wäre; der Gegner würde umso verbissener kämpfen, da er im Falle der Gefangennahme nicht wisse, was er zu erwarten habe. Die negativen Er-

fahrungen mit dem sogenannten « Kommissar Befehl» sollten Warnung genug sein.¹ Vater stimmte mir voll zu. Seine nachdrückliche Intervention bei Hitler – in einem unangenehmen Gespräch im Garten der Reichskanzlei – hat dann auch die Kündigung der Genfer Konvention gegenüber dem Westen verhindert. Die Sowjets waren der Genfer Konvention ohnehin nie beigetreten.²

Wir waren während dieser, von meiner Seite erregt geführten Unterhaltung bei der weitgehend zerstörten Reichskanzlei angelangt und trafen auf den Adjutanten Hitlers, Otto Günsche (denselben Günsche, der einige Wochen später die Leichen Hitlers und Eva Brauns verbrennen wird). Günsche versicherte, es sei «nichts passiert und der Führer wohlauf» und fragte, ob «der Herr Reichsminister nicht in den Bunker kommen wolle?». Vater stimmte zu und forderte mich auf, ihn zu begleiten, was ich zu seiner Verwunderung ablehnte. Mit einer resignierten Geste wandte er sich ab und folgte Günsche.

Ich kann heute nicht mehr zuverlässig nachvollziehen, was mich damals spontan bewog, Vaters Aufforderung abzulehnen, ihn zu Hitler zu begleiten. Wahrscheinlich war es die Wut darüber, dass Hitler mit dem Gedanken spielte, die Genfer Konvention zu kündigen – oder war es das instinktive Gefühl, dass ich mich einem vernichtenden Eindruck werde aussetzen müssen? Anstatt Vater zu begleiten, schlenderte ich über den Wilhelmplatz in Richtung des gegenüberliegenden Hotels Kaiserhof bzw. richtigerweise zu der Ruine, die von ihm übrig geblieben war. Seltsam distanziert schaute ich mich um. Die Gedanken sprangen plötzlich zwölf Jahre zurück. Fast auf den Tag genau vor zwölf Jahren, am 30. Januar 1933, hatte ich – damals elf Jahre alt – an Vaters Hand in den Abendstunden den grossen Balkon über dem Eingang des Hotels betreten, um Zeuge des Fackelzuges zu werden, der die Berliner SA an Hitler und Hindenburg vorbeiführte. Mutter hatte Vater gebeten, mich mitzunehmen; sie meinte wohl, ihr Sohn sollte einmal sagen können, «er sei dabei gewesen». Nun, darüber konnte kein Zweifel bestehen – «ich war dabei gewesen»! Erstaunlich an jenem 3. Februar 1945 war eigentlich nur, dass ich noch immer lebend «dabei war».

Über den Wilhelmplatz hinweg konnte man damals, am 30. Januar 1933, Hindenburg und Hitler an den Fenstern der Reichskanzlei erkennen, von Scheinwerfern angestrahlt; jetzt gähnten hier nur noch ausgebrannte Fensterhöhlen. Aus den Kolonnen ertönten Marschlieder, in die die begeisterte Men-

1 Ich muss dazu allerdings feststellen, dass mir damals bei der Truppe im Osten kein Fall bekannt geworden ist, bei dem ein gefangener politischer Kommissar erschossen worden wäre.

2 Vater hielt in einer Niederschrift fest: «Der Führer wurde sehr erregt und schnitt mir kurz das Wort ab ...»

ge unter uns immer wieder einstimmt. Vater wie auch die anderen Herren auf dem Balkon zogen den Hut, wenn unten Fahnen vorbeigetragen wurden; eine zur damaligen Zeit noch übliche Reverenz. Ich erinnere mich, dass unter den Anwesenden Prinz «Auwi» (August-Wilhelm) war, wie er genannt wurde, ein Bruder des Kronprinzen mit einem unverwechselbaren «Hohenzollerngesicht». Er bekleidete damals einen hohen Rang in der SA. Schacht und Keppeler gratulierten Vater zu seinem persönlichen Anteil an den schliesslich erfolgreichen Verhandlungen, die zur Regierungsbildung Hitlers geführt hatten.

Statt der Lichteffekte des 30. Januar 1933 gab es nunmehr Brände ringsum; darüber ein grauer Himmel, Brandgeruch, Trümmer und Zerstörung überall. War es ein böser Traum? Zusammengeschlagene Hacken rissen mich aus diesen Gedanken. Ein Wachsoldat der Reichskanzlei forderte mich in tadelloser Haltung auf, «in den Bunker zu kommen»! Ich folgte ihm nunmehr in die Ruine der Reichskanzlei, um schliesslich, durch eine Feuertür tretend, Hitler unvermittelt gegenüberzustehen. Ich kam gar nicht dazu, mich vorschriftsmässig zu melden, als er bereits mit beiden Händen meine Rechte ergriff – eine für Hitler typische Geste – und sich in anerkennender Weise über meine Division ausliess.

Ich stand wie erstarrt, nicht in der Lage, etwas zu erwidern; der Eindruck des physischen Verfalls Hitlers war zu überwältigend! Was war aus dem Mann geworden, dem ich jeweils am 30. April der Jahre 1939 und 1940 – den Geburtstag Vaters – im familiären Kreis, am selben Tisch sitzend, zuhören durfte und ihn beobachten konnte? Ein körperliches Wrack, wie es schlimmer nicht vorstellbar war. Das Gesicht grau und aufgedunsen, die Haltung in einer Weise gebeugt, dass der Eindruck entstehen konnte, er habe einen Buckel, die eine Hand mit der anderen festhaltend, da sie unkontrolliert zitterte, die Schritte schlurfend! Nur seine auffallend blauen Augen hatten eine gewisse Leuchtkraft behalten, ohne aber den Eindruck grosser Hinfälligkeit verwischen zu können.

Was er nun äusserte – wir waren mit ihm allein –, war nicht geeignet, den niederschmetternden Eindruck zu mildern, den seine Erscheinung abgab, im Gegenteil! 1939 hatte er die Strategie grosser operativer Panzerverbände erläutert, die gegebenenfalls den Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges überwinden könnte. Seine Diktion war klar und überzeugend. 1940, noch während bei Narvik schwer gekämpft wurde, erging er sich in Visionen gewaltiger Brücken, die nach dem Kriege einmal Skandinavien mit dem europäischen Festland verbinden sollten. Sehr anerkennend sprach er damals im Zusammenhang mit Verkehrsfragen über Russland, das sich von vornherein für seine eigene, wesentlich breitere Eisenbahnspur entschieden habe, während Europa einfach das britische Mass übernommen habe. Er würde nach dem

Kriege auf die russische Spur umstellen. Nichts war von einem ideologischen Antagonismus gegenüber den Sowjets zu spüren.

Damals sprach, eindrucksvoll, die Phantasie des Visionärs aus ihm, denn noch stand ihm der entscheidende Westfeldzug bevor, und auch in Norwegen wurde noch gekämpft. In Narvik hatte die Entscheidung auf des Messers Schneide gestanden! Hitler machte in diesem kleinsten Kreise eigentlich auch kein Geheimnis aus der bevorstehenden Offensive im Westen und berichtete, man habe sich zu Lasten der Engländer sogar um zwei Divisionen verschätzt. Er schien in vollem Umfang optimistisch.

Hier im Bunker, es war der 3. Februar 1945, erklärte er Vater und mir: «Jetzt kommt die Wende, denn jetzt geht jeden Tag ein neues Regiment an die Front.» Diese völlig unprofessionelle Äusserung hatte keinerlei Bezug mehr zur Realität. Hitler fuhr fort: «Die jungen Marschälle», es fielen die Namen Rendulic und Schörner, «werden jetzt mit der nötigen Härte die Fronten zum Stehen bringen.» Dann schweifte er ab und kam auf Manstein zu sprechen, dem er attestierte, er wäre «der beste Operateur mit grossen Truppenkörpern», aber er verfüge nicht über die Fähigkeit, eine «ins Laufen gekommene Front» wieder zu stabilisieren. Für mich, der ich von der Fronttruppe kam, die sich immer wieder einer erdrückenden Übermacht entgegenstemmte, und durch Zufall in den Führerbunker geraten war, eine wiederum gespenstische Szene.

Mein damaliger Eindruck war, dass der psychische dem physischen Verfall Hitlers entsprach. Ich blickte zu Vater, der unbewegten Gesichtes zugehört hatte. Ich wusste, er versuchte durch Konsul Möllhausen in Spanien trotz der Forderung Roosevelts nach «unconditional surrender» zu sondieren, ob Gespräche mit dem Westen aus der veränderten Situation heraus vielleicht doch noch möglich wären. In diesem Moment betrat in grosser Erregung der Reichsbankpräsident Walther Funk den Raum und erklärte Hitler lapidar, die Reichsbank wäre schwer getroffen: «Wir haben kein Geld mehr!» Noch einmal zeigten sich Hitlers schauspielerische Talente, als er Funk ganz überzeugend und beinahe amüsiert beruhigte, Geld sei im Augenblick nicht so entscheidend.

Wir verabschiedeten uns. Ich war zu keinem Worte fähig gewesen; zu niederschmetternd war der Eindruck dieser Viertelstunde, in der ich dem Manne gegenüberstand, der für uns Soldaten unser Land repräsentierte und auf den wir trotz immer härter werdender Kämpfe glaubten, vertrauen zu müssen. Wir hatten über fünf Jahre unter immer neuen schweren Verlusten für Deutschland, unser Land, gekämpft, nicht für Hitler. Hitler aber war die Personifizierung unseres Landes gewesen. An einen «Sieg» im üblichen Sinne dachten wir ohnehin schon lange nicht mehr, unsere Motivation war die Hoffnung auf einen Vergleichsfrieden. Stattdessen realisierte ich in diesen wenigen Minu-

ten am Vormittag des 3. Februars 1945 die mit absoluter Sicherheit hereinbrechende Katastrophe. Meine Gedanken kreisten um die Frage: Was sage ich meinen Männern in Fallingbostal? Woher sollte ich, der Dreiundzwanzigjährige, nach dieser furchtbaren Erkenntnis noch die Kraft hernehmen, sie zu motivieren, sich weiterhin einzusetzen? Wenn sich überhaupt noch eine Chance für Verhandlungen ergeben würde, war ein gewisses, noch existierendes militärisches Potential ohne Zweifel ein Vorteil. In diesem Sinne galt es, die Truppe zu motivieren. An der Front im Osten war der Wille, die Zivilbevölkerung vor den sowjetischen Greueln zu schützen, das allgegenwärtige Motiv für den Einsatzwillen der Truppe. Auch diese Motivation musste ich meinen Soldaten vermitteln können. Sie sind mir darin bis zum letzten Tag des Krieges gefolgt.

Hitler aber würde die Lage nicht mehr wenden; auch ein Wunder würde ihm die Vorsehung, wie er das Schicksal zu nennen pflegte, nicht mehr gewähren. Das «miracle» des Hauses Brandenburg, als das Friedrich der Grosse den Tod seiner Feindin, der Zarin Elisabeth, bezeichnete, der ihn im Siebenjährigen Krieg rettete, würde sich für Hitler nicht wiederholen, obwohl sein Hauptgegenspieler Roosevelt fünf Wochen später, am 12. April 1945, sterben sollte.

Beim Verlassen der Reichskanzlei fiel mein Blick noch einmal auf die gegenüberliegende Ruine des Hotels Kaiserhof. Wieder sah ich mich als kleinen Jungen auf dem Balkon stehen. Noch einmal spannte sich der Bogen von den grossen Hoffnungen, die damals in Deutschland aufkeimten, über aussergewöhnliche Erfolge zu dem nunmehr mit Sicherheit erkennbaren Untergang. Verzweifelt drängte sich die Frage auf: «Wie konnte es dazu kommen?» Ein unerbittliches Schicksal stand im Begriffe, sich zu vollziehen. Ich hatte noch einmal Auge in Auge mit dem Verhängnis gestanden. Dieses verhängnisvolle Schicksal trug den Namen «Hitler».

Einleitung

Die Beantwortung der verzweifelungsvollen Frage «Wie konnte es dazu kommen?» hat mich schliesslich bewogen, meine Erinnerungen, Kenntnisse und Erlebnisse aus den Jahren 1933 bis 1945 zu Papier zu bringen. Welche besonderen Umstände aber legitimieren mich, über eine Zeit zu schreiben, die ich als Kind und junger Mann im Alter zwischen 11 und 24 Jahren, ich darf behaupten, durchaus im eigentlichen Sinne des Wortes, «hautnah» miterlebt habe? Eine Periode der deutschen Geschichte, die unter dem Namen «Drittes Reich», «Tausendjähriges Reich» oder «Hitlerdeutschland» zu einem Trauma der Deutschen geworden und daher zur Zeit im Sinne einer objektiven Analyse – jedenfalls der Aussenpolitik – tabuisiert ist. Meine Legitimation sollte für den Leser vielleicht aus dieser Niederschrift hervorgehen. Take it or leave it!

In den fast siebzig Jahren seit dem deutschen Zusammenbruch im Jahre 1945 sind die Geschehnisse ab 1933 von der offiziellen deutschen Geschichtsschreibung eingehend untersucht worden, und als Ergebnis wurde festgestellt: Hitler ist sozusagen aus heiterem Himmel (im Sinne der vielzitierten «Golden Twenties») auf das deutsche Volk herabgestürzt und hat es zum Angriff auf seine friedliebenden Nachbarn geführt, und zwar mit dem Ziel, die Weltherrschaft zu erringen. Die Deutschen seien ihm mit Begeisterung und ohne Bedenken gefolgt, ja sie hätten ihm sogar als «willige Vollstrecker»³ zur Verfügung gestanden, um Verbrechen zu begehen. Dieses recht primitive Cliché stellt die Grundlage dar, die allen Äusserungen bestallter deutscher Historiker und leider auch der der meisten deutschen Politiker über unsere Vergangenheit zugrunde liegt. Ich werde aufgrund meiner Kenntnisse – oft aus erster Hand – einiges dazu anmerken können.

Es ist aber nicht meine Absicht, eine umfassende Darstellung des sogenannten Dritten Reiches vorzulegen. Und damit man mich nicht missversteht: Ich habe vor allen Dingen nicht vor, Hitler zu «rehabilitieren». Ein Politiker, der über eine uneingeschränkte und unkontrollierte Macht in dem Ausmass verfügte, wie Hitler sie an sich gerissen hatte, ist angesichts der Katastrophe, die unter seiner Herrschaft über das deutsche Volk hereingebrochen ist, nicht

3 Vgl. Goldhagen, Daniel J.: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996.

zu exkulpiert. Unser Deutschland, das er in Schutt und Asche hinterlassen hat, wird Hitler, solange von einer deutschen Geschichte gesprochen werden kann, unter Anklage sehen, denn er trug – wohlgerne nach seinem Selbstverständnis – die volle Verantwortung für alles Geschehen unter seiner Regierung. Die vielen Vorgänge in Hitlers Regierungszeit aber, die Anlass zu schwersten Vorwürfen an seine Adresse geben, verändern die verzweifelte aussenpolitische Ausgangslage Deutschlands nicht, die er bei seinem Regierungsantritt vorgefunden und der er mit seiner Aussenpolitik zwangsläufig Rechnung zu tragen hatte. Zu dieser Differenzierung muss man fähig sein, wenn man die Aussenpolitik Hitlers und seine Beweggründe unvoreingenommen analysieren will.

Es geht mir in meiner Darstellung daher gar nicht in erster Linie um die Person Hitlers, es geht mir vielmehr darum, die deutsche Situation und die deutschen Belange darzustellen, denen er sich bei seinem Regierungsantritt gegenüber sah und mit denen er sich wie alle deutschen Regierungen vor und nach ihm zwangsläufig auseinandersetzen musste. Er ist eben nicht einfach «vom Himmel gefallen» oder ein unvermeidliches Produkt deutschen Nationalcharakters gewesen, sondern im «Wirbelsturm zusammentreffender Umstände»⁴ zu einer einmaligen Machtfülle in der deutschen Geschichte emporgetragen worden. Die zusammentreffenden Umstände aber, die ihn «gemacht» haben, hatte er nicht zu verantworten.

Hier beginnt die Schwierigkeit der Differenzierung: Bis zu welchem Punkt war Hitlers Aussenpolitik durch die politischen Verhältnisse, die er vorfand, «zwangsläufig» bestimmt, und ab wann haben seine Entschlüsse den Weg in die Katastrophe programmiert? Es bedarf einer objektiven Analyse der Weltpolitik, eigentlich zumindest ab 1871, um diese Frage beantworten zu können. Die Formel «Hitler hat Verbrechen zu verantworten, also ist er auch der Alleinschuldige am Kriege» ist zwar einprägsam und trägt dem menschlichen Bedürfnis Rechnung, die Schuld an einem Verhängnis zu personifizieren, nur hat sie mit den geschichtlichen Tatsachen wenig zu tun. So einfach läuft die Weltgeschichte nicht ab. Die Aversionen und Ressentiments gegen Hitler und sein Regime sind verständlich angesichts der Verwüstung, die er hinterlassen hat und die keine Geschichtsschreibung «entschuldigen» wird. Man muss Hitler verurteilen und, wenn man will, verdammen – aber bitte mit den richtigen Argumenten! Eine echte «Bewältigung» der deutschen Aussenpolitik von 1933 bis 1945 ist nur zu erreichen, wenn die geopolitische Lage Deutschlands der Ausgangspunkt ist und die «Figur Hitler» in die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und nicht zuletzt geistigen Zusammenhänge

4 So eine Formulierung Fjodor M. Dostojewskis in seinem Roman «Die Dämonen».

des 19. und 20. Jahrhunderts gerückt wird. Nur auf diesem Wege wird vermieden werden, dass sein langer Schatten noch weitere 60 Jahre oder länger auf unserem Gemeinwesen lastet.

Dank eines besonders nahen Verhältnisses zu Grossvater Ribbentrop, der ein aussergewöhnlich gebildeter Mann war – er wurde in der Familie «das lebendige Konversationslexikon» genannt –, erschloss sich mir bereits ab meinem zehnten Lebensjahr sukzessive die europäische Politik mit ihrem Kernproblem «Die deutsche Frage». Die «deutsche Frage», wie sie sich in gewissem Sinne auch heute noch stellt,⁵ hatte ihren Ursprung in der Reichsgründung von 1871, die die Kräfteverhältnisse in Europa mit einem Schlage fundamental verändert hatte. An die Stelle zweier sich bis zu einem gewissen Grade neutralisierender deutscher Staaten, nämlich Preussen und Österreich, war ein Gebilde getreten, das Dank seiner Effizienz auf allen Gebieten zunehmend an Gewicht gewann. «Casca il mondo!» («Die Welt stürzt ein!») hatte der Kardinalstaatssekretär Giacomo Antonelli bereits 1866 ausgerufen, als er vom Sieg Preussens über Österreich-Ungarn erfuhr. Der fehlgeschlagene französische Angriff von 1870/71 beendete die deutschen Einigungskriege und komplettierte diesen Einsturz der Alten Welt, wie sie seit der faktischen Zerschlagung des Deutschen Reiches im Westfälischen Frieden von 1648 bestanden hatte. Schon der britische Premierminister Disraeli hatte sich in dem Sinne geäussert, die Reichsgründung verändere die politische Konstellation in Europa grundlegend.

Es waren nunmehr fünf Mächte, die das politische Geschehen in Europa in erster Linie bestimmten: Grossbritannien, Frankreich, Russland, Österreich-Ungarn und nun auch noch das Deutsche Reich. Bismarck hatte die einprägsame Formel gefunden: Unter Fünfen muss man immer dafür sorgen, dass man zu dritt ist. Ihm war das Kunststück gelungen – trotz der Gegensätze zwischen Österreich und Russland auf dem Balkan –, mit beiden Staaten vertragliche Bindungen einzugehen: mit Österreich ein regelrechtes Bündnis, mit Russland den berühmten «Rückversicherungsvertrag», der das Reich im Osten vor einem Zweifrontenkrieg absichern sollte, falls man in Frankreich Revanchegedanken hegen sollte. Zu England gab es damals im Grunde keine Gegensätze, obwohl «sie sich von uns nicht lieben lassen wollen», wie sich Bismarck einmal ausgedrückt haben soll.

In der Ära Kaiser Wilhelms II. wurde dieses Konzept aufgegeben. Der «Rück Versicherungs vertrag» mit Russland war nicht verlängert worden. Das sich isoliert sehende Russland – es bestanden grosse Spannungen mit

5 Ich verweise auf einen Artikel von Maurice Druon, des ständigen Sekretärs der Academie Française, in: Le Figaro, 30. August 1999.

England wegen der russischen Expansion in Richtung auf den Persischen Golf und Indien – wurde dadurch veranlasst, sich mit Frankreich zu verbünden. England, das der jeweils stärksten Kontinentalmacht – mittlerweile hielt es Deutschland dafür – traditionell ohnehin misstrauisch gegenüberstand, wurde irritiert durch die kaiserliche «Weltpolitik» und den deutschen Flottenbau, hinter dem man in England feindselige Motive vermutete, obwohl die dahinterstehende seestrategische Konzeption dies nicht beabsichtigte und die deutsche Flotte nicht mit der Absicht aufgebaut wurde, der britischen ebenbürtig zu sein. Die Expansion der deutschen Wirtschaft in Richtung Vorderer Orient (Bagdadbahn) berührte zudem britische Interessen in einer sensiblen politischen Zone, durch die der «Weg nach Indien» (Suezkanal) führte; aber auch Russland wurde wegen seines Interesses an den türkischen Meerengen von den deutschen Aktivitäten betroffen. Immer wieder kritisierte Grossvater die kaiserliche Politik scharf: Herausforderung Englands einerseits – wenn auch ungewollt – und Aufgabe der «Rückversicherung» mit Russland andererseits. Erkennt der Leser die Parallelität zur Situation des Reiches ab 1933, die verzweiflungsvolle Mittellage? In einer Reichstagsrede im Jahre 1882 hatte Bismarck formuliert, «... dass Millionen Bajonette ihre polare Richtung doch im Ganzen in der Hauptsache nach dem Zentrum Europas haben, dass wir im Zentrum Europas stehen und schon infolge unserer geographischen Lage, ausserdem infolge der ganzen europäischen Geschichte, den Koalitionen anderer Mächte vorzugsweise ausgesetzt sind». Der «Albdruck der Koalitionen», meinte Bismarck, «wird für einen deutschen Minister noch lange, und vielleicht immer, ein sehr berechtigter bleiben».⁶ Der ehemalige französische Botschafter in Bonn spricht von «einer gewissen, traditionellen politischen Denkweise in Frankreich, die immer Moskau im Auge behält, wenn es sich um Deutschland handelt».⁷

Die Politik des Kaisers und seines Kanzlers Bülow ging von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen England und Russland aus. Bülow baute auf die «Politik der freien Hand», die ihm, wie er annahm, jederzeit die Option entweder für England oder für Russland erlauben würde, bis schliesslich die Annäherung Englands und Russlands (1907) das Reich zwischen alle Stühle, das heisst in die Einkreisung, führte.

Im Jahre 1905 hatte Deutschland die Chance, den «Einkreisungsring», der sich um das Reich zu legen drohte, zu sprengen, indem man Frankreich präventiv schlug. Russland hatte den Krieg mit Japan verloren und war durch revolutionäre Aufstände aussenpolitisch handlungsunfähig.

6 Zitiert nach Haffner, Sebastian: Von Bismarck zu Hitler, München 1989, S. 61; und Gall, Lothar: Bismarck. Berlin 1995. S. 517.

7 Froment-Meurice, Henri: Vu du Quai – Mémoires 1945-1983, Paris 1998, S. 660.

Der Rüstungsstand hätte dem Reich die Chance verschafft, sich gegenüber Frankreich militärisch durchzusetzen. In der geschichtlichen Phase nationaler Machtpolitik in Europa galten solche Überlegungen als legitim, um möglichen zukünftigen Gefahren rechtzeitig entgegenzutreten zu können. So schlug der englische Flottenchef Fisher in dieser Zeit einen Überfall auf Deutschland und die Versenkung der deutschen Flotte vor, was nicht das erste englische Vorgehen dieser Art gewesen wäre – und auch nicht das letzte.⁸ Der militärische Befreiungsschlag erfolgte 1905 nicht, und so musste sich das Reich 1914 unter sehr viel ungünstigeren Umständen der militärischen Auseinandersetzung stellen.

Die entscheidende Macht war England. Die Eifersucht gegenüber der deutschen Konkurrenz auf den Weltmärkten spielte eine gravierende Rolle. Man denke nur an die Einführung des Aufdrucks «Made in Germany» für deutsche Waren im britischen Empire! Sie war aber letztlich nur ein weiteres Symptom für das wachsende Schwergewicht Deutschlands. Englands jahrhundertealtes Prinzip, immer eine Koalition gegen die stärkste Festlandsmacht zustande zu bringen, setzte sich als Leitgedanke der britischen Politik gegenüber dem Deutschen Reich ab dem Beginn des Jahrhunderts durch.⁹ England hat diese Politik geschickt und erfolgreich betrieben; die Fehlbeurteilung der weltpolitischen Entwicklung und die falschen Schlüsse, die die kaiserliche Regierung zog, haben der britischen Einkreisungspolitik ohne Zweifel in die Hände gearbeitet. Die kaiserliche Aussenpolitik hatte keine Konzeption, der immer gefährdeten Mittellage des Reiches in Europa konsequent Rechnung zu tragen.

Der Erste Weltkrieg hatte eine überraschende Stärke des Deutschen Reiches offenbart. Es hatte die Ressourcen fast der ganzen Welt erfordert, um das Reich schliesslich niederzuringen. Der «Versailler Vertrag» sollte dazu dienen, dieses Potential der europäischen Zentralmacht ein für allemal auszuschalten. In der Mitte Europas hatten die Bestimmungen dieses Vertrages daher ein Machtvakuum entstehen lassen. Es war vorauszusehen, dass es, wie jedes Vakuum, auf die eine oder andere Weise gefüllt werden würde und deshalb keinen stabilen Frieden bewirken konnte. Stattdessen stellte es durch die fortschreitende Konsolidierung des Sowjetstaates und seiner wachsenden militärischen Stärke eine latente Gefährdung Europas dar. Die Besorgnisse der Anrainerstaaten vor der potentiellen Stärke der europäischen Zentral-

8 Man denke an den Überfall auf die französische Flotte in Oran im Jahre 1940, nach Abschluss der Kampfhandlungen des Westfeldzuges. Für diese präventiven Aktionen im Frieden gab es, in Anspielung auf den Überfall der britischen Flotte auf die kontinentalen Seestreitkräfte Napoleons im Jahre 1807, den Begriff «to kopenhagen».

9 Vgl. Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999.

macht Deutschland bestanden aber weiter, wenn auch 1933 von einer «Stärke» des Reiches nicht einmal andeutungsweise die Rede sein konnte. Wir werden sehen, welche Lösungen die deutsche Politik für dieses Kernproblem der europäischen Politik – leider vergeblich – anbot.

Zeitzeuge

Ich war zum Staatssekretär ernannt, habe es aber abgedreht auf London!»¹⁰ – mit diesen Worten kam uns, meiner Mutter und mir, mein Vater im August 1936 auf einer stillen Strasse am Stadtrand von Bayreuth entgegen. Ich war damals 15 Jahre alt. Vater war an diesem Vormittag ein zweites Mal zu Hitler in die Villa Wahnfried gebeten worden. Mutter hatte die Gelegenheit genutzt, um mit mir die berühmte «Eremitage» zu besuchen. Vater umarmte sie. Er stand sichtbar unter dem Eindruck seiner Entscheidung, sein strahlendes Gesicht bewies es. Mutter aber legte mit einer instinktiven Bewegung die Hand vor den Mund, eine für sie typische Geste, wenn sie von etwas Unerwartetem, Überraschendem oder Schwerwiegendem Kenntnis erhielt, dessen Tragweite sie im Moment nicht mit allen Konsequenzen abzuschätzen vermochte. Mit der gleichen Gebärde war sie vor dreieinhalb Jahren, am 30. Januar 1933, in das Wohnzimmer unseres Hauses in Berlin-Dahlem getreten, wo unsere Klavierlehrerin Fräulein Munding wieder einmal versuchte, mir klarzumachen, dass wenn den Noten ein «#» vorgegeben sei, «fis» statt «f» zu

10 Ob er auf eigenen Wunsch nach London ging oder entgegen seinen Absichten von Hitler dorthin «abgefunden» wurde, darüber hat es in der Nachkriegszeit in der Memoirenliteratur groteske Darstellungen gegeben, an die obendrein weitere negative Mutmassungen über die Botschafterzeit geknüpft wurden. Mein Vater wird in einem persönlichen Bericht an Hitler 1937/38 formulieren: «[...] Als ich den Führer bat, mich nach London zu schicken [...]» Er hätte das wohl kaum an Hitler schreiben können, wenn er Staatssekretär hätte werden oder bleiben wollen, Hitler ihn aber gegen seinen Willen nach London beordert hätte, wie Reinhard Spitzky und Paul Schmidt (siehe dessen Buch: Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas, Bonn 1949) behaupten! Spitzky schreibt in seinem Buch «So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen», München 1986, S. 95: «[...] [Ribbentrop] ging gleich nach der Olympiade, nachdem er grosse Diplomatenempfangs organisiert hatte, zu Hitler, um den Posten eines Staatssekretärs zu verlangen. Aber Hitler hielt zu Neurath. Ribbentrop wurde mit dem Londoner Botschafterposten abgefunden.» Die Ernennung wurde allerdings bereits während der Olympiade bekanntgegeben. Wenn man schon diffamierend die Wahrheit auf den Kopf stellt, wie Spitzky es einmal mehr an dieser Stelle tut, sollte man sich vorsichtshalber über die allgemein bekannten Tatsachen informieren; ganz abgesehen davon, dass vor der Bekanntgabe auch noch das Agrément einzuholen war.

spielen wäre. Sie sagte damals nur leise: «Hitler ist Reichskanzler geworden!» Mit der ihr eigentümlichen Attitüde drückte sie wohl die an sich selbst gestellte Frage aus: «Was wird daraus werden?» Sie konnte in dem Augenblick nicht im entferntesten ahnen, wie dramatisch und schliesslich tragisch dieser Tag das Schicksal ihres Mannes und damit ihr eigenes, ja das der ganzen Familie bestimmen würde.

Vater hatte im Januar 1933 die Kontakte von Hitler zu Hindenburg und Papen hergestellt und war in die entscheidenden Phasen der Verhandlungen, die zur Regierungsbildung Hitlers führten, eingeschaltet gewesen. Für die Eltern wie für viele Deutsche stellte sich am Ende des Jahres 1932 nur die Wahl, dass entweder Hitler die Macht übernahm oder die Kommunisten, deren Machtübernahme ohne Zweifel die Herrschaft des russischen Bolschewismus stalinistischer Prägung für Deutschland bedeutet hätte.¹¹ Diese damals durchaus realistische Gefahr wird heute oft heruntergespielt oder ganz übergangen.¹² Vater selbst dachte zu diesem Zeitpunkt nicht an einen Wechsel aus seinem lukrativen Geschäft in die aktive Politik, obwohl er immer schon, wie wir sehen werden, aussenpolitisch sehr interessiert war.¹³

Hier auf der stillen, sonnenbeschiedenen Strasse in Bayreuth aber war Mutters spontane Reaktion der Ausdruck ihrer Bedenken. Mein Vater spürte ihre Vorbehalte. Im Weitergehen explizierte er ihr eingehend die Gründe, die ihn veranlasst hatten, dem «Führer» im Verlauf einer intensiven aussenpolitischen Diskussion – der Anlass war die Bitte Francos um Flugzeuge an das Reich, zum Transport seiner Truppen von Marokko auf das spanische Festland – vorzuschlagen, ihn als Botschafter und Nachfolger des verstorbenen Leopold von Hoesch nach London zu entsenden und damit die bereits erfolgte Ernennung zum Staatssekretär rückgängig zu machen.¹⁴ Sehr eindringlich erklärte Vater, die Führung des Reiches müsse sich Klarheit über die von der britischen Regierung gegenüber Deutschland verfolgte Politik verschaffen. Die Engländer seien Meister in der Taktik, potentielle Gegner über ihre zukünftige Politik «rätseln» zu lassen, um ihre tatsächlichen Ziele zu verschlei-

11 Striefler, Christian: Kampf um die Macht. Kommunisten und Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1993.

12 Zu dieser Zeit stand die Rote Armee bereits seit Jahren in Lauerstellung, um politische Verwicklungen zum Marsch nach Westen auszunutzen. Vgl. Musial, Bogdan: Kampfplatz Deutschland, Berlin 2008, S. 389.

13 Vater hatte im Ersten Weltkrieg während seiner Kommandierung in die Türkei Artikel für die damals sehr bekannte Vossische Zeitung geschrieben.

14 Der Posten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt war ebenfalls neu zu besetzen, da auch der amtierende Staatssekretär Bernhard Wilhelm von Bülow gestorben war.

ern.¹⁵ Eine fatale Überraschung, wie sie die Briten 1914 der kaiserlichen Regierung bereitet hatten, als sie dem Reich den Krieg erklärten und man in Berlin aus allen Wolken fiel, dürfe sich nicht wiederholen. Der damalige deutsche Reichskanzler von Bethmann Hollweg gestand dem sich verabschiedenden britischen Botschafter Sir Edward Goschen im August 1914 ein, unter der britischen Kriegserklärung «stürze seine ganze Politik wie ein Kartenhaus zusammen».¹⁶

Wir gingen allein die ruhige Vorortstrasse auf und ab, niemand begleitete uns. Vater sprach zu Mutter in meiner Gegenwart immer völlig offen über die geheimsten aussenpolitischen Zielsetzungen der deutschen Regierung und führte einmal mehr, ganz offenbar, um seine Frau von der Richtigkeit seines Entschlusses zu überzeugen, die grundlegende aussenpolitische Konzeption aus, die Hitler seit seinem Regierungsantritt vor dreieinhalb Jahren konsequent verfolgt hatte: die Schaffung eines relativ starken zentraleuropäischen Blocks mit der Rückendeckung Grossbritanniens und Frankreichs zur Abwehr der sowjetischen Bedrohung. Für mich bedeutete diese Darstellung der deutschen aussenpolitischen Zielsetzungen zu diesem Zeitpunkt nichts grundsätzlich Neues mehr. Ich hatte in den vergangenen drei Jahren in zunehmendem Masse Einblicke in diesem Sinne erhalten, insoweit erschien mir Vaters Vorschlag an Hitler nur folgerichtig. Die damalige sowjetische Gefahr war aus Hitlers Sicht akut, der gerade in diesen Tagen des Sommers 1936 seine «Denkschrift zum Vierjahresplan» verfasst hatte, in der er aufgrund des Umfangs der sowjetischen Aufrüstung eine deutsche Reaktion forderte. Die russische militärische Aufrüstung stellte eine nicht wegzudiskutierende Tatsache dar; das haben die spätere Machtentfaltung der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und die Konfrontation der beiden Weltmächte USA und Sowjetunion im «Kalten Krieg» eindeutig bewiesen.¹⁷ Dass die Sowjetunion den von den USA forcierten technologischen Rüstungswettlauf schliesslich aufgeben musste, spricht nicht dagegen.

Meine Mutter legte mir noch am selben Tage ihre Einwände gegen Vaters Entschluss, nach London zu gehen, dar; wohl, um für sich selbst die Chancen und Risiken dieses Schrittes abzuwägen. Ihre wesentlichen Bedenken drehten sich um drei Momente: Joachim von Ribbentrops politische Aktivitäten hatten sich bisher, nach Hitlers oft praktizierten Verfahren, Rivalitäten entstehen

15 Eden, Anthony: *Memoirs – Facing The Dictators*, London 1962, S. 509. Interessant in diesem Zusammenhang auch Ferguson, Niall: *Der falsche Krieg*, über die britische Politik vor dem Ersten Weltkrieg.

16 Reventlow, Graf Ernst zu: *Deutschlands auswärtige Politik 1888-1914*, Berlin 1916 (1918), S. XVIII. In diesem Sinne siehe auch Ferguson, Niall: a.a.O.

17 Siehe Musial, Bogdan: a.a.O.

zu lassen, parallel zum Auswärtigen Amt entfaltet. Vater und seine «Dienststelle Ribbentrop» waren organisatorisch dem sogenannten «Verbindungsstab» attachiert, dem Rudolf Hess vorstand. Dieser «Verbindungsstab» hatte die Aufgabe, die Verbindung zwischen der Reichsleitung der NSDAP in München, also der «Partei», und den Reichsministerien in Berlin aufrechtzuerhalten. Naturgemäss hatte sich eine Rivalität zwischen dem Auswärtigen Amt und der «Dienststelle Ribbentrop» herausgebildet, wie hätte es auch anders sein können.

Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, dass ein Botschafter Ribbentrop im «Amt» – wie das Auswärtige Amt im allgemeinen bezeichnet wurde – nicht die für seine Aufgabe notwendige Unterstützung finden würde. Tatsächlich hatte Vater als Missionschef in London später Veranlassung, sich beschwerdeführend an Aussenminister v. Neurath zu wenden, um laufend die nötigen Informationen zu erhalten, die für seine Tätigkeit erforderlich waren. Wie recht Mutter mit ihren Befürchtungen hatte, wurde nach dem Krieg von Erich Kordt offengelegt. Kordt war vom Auswärtigen Amt als Verbindungsmann zur «Dienststelle Ribbentrop» abgestellt worden und hatte von dem damals noch lebenden Staatssekretär Bülow die Weisung mit auf den Weg bekommen, eventuelle «Fehler» Ribbentrops nicht zu korrigieren, sondern sie ihn ruhig begehen zu lassen.¹⁸ «Fehler» eines Diplomaten aber, wer auch immer er sein mag, wirken sich in jedem Falle zu Lasten des vertretenen Landes, in diesem Falle also Deutschlands, aus.

Mutter hätte es daher, wie sie sagte, für vorteilhafter gehalten, wenn Vater sich zu diesem Zeitpunkt nunmehr in das Auswärtige Amt integrieren würde. Wollte er tatsächlich die Aussenpolitik Hitlers auf Dauer nachhaltig mitgestalten, müsse er das dafür vorhandene Instrument – eben das Auswärtige Amt – von innen her kennen. Als Staatssekretär hätte er die beste Möglichkeit gehabt, sowohl die Organisation des Amtes als auch die Qualifikation und die Mentalität der deutschen Diplomaten kennenzulernen.

Die schwerwiegendsten Bedenken aber äusserte Mutter damals bereits im Hinblick auf die Erfolgsaussichten von Vaters Mission. Sie war skeptisch, ob tatsächlich die Chance bestünde, eine nachhaltige Übereinstimmung der Politik Grossbritanniens und Deutschlands herbeiführen zu können, wenn man die zurückhaltende Politik der britischen Regierung in den vergangenen dreieinhalb Jahren, das heisst seit 1933, gegenüber den deutschen Angeboten in die Zukunft projiziere. In ihren Augen hatte Vater eine Aufgabe übernommen, die eine grosse Gefahr des Scheiterns in sich barg, wenn sich die Briten

¹⁸ Siehe auch Kordt, Erich: Nicht aus den Akten, S. 70, Stuttgart 1950.

«von uns nicht lieben lassen wollten». Er setze sich dem Risiko aus, für das Nichtzustandekommen einer deutschbritischen Verständigung, zu der eben auch England bereit sein müsse, die Schuld zugeschoben zu bekommen. Mutter hat dieses Risiko vorahnend durchaus richtig gesehen; Vater allerdings vertrat die Auffassung, dass es von fundamentaler Bedeutung für die Politik des Reiches sei, sich Klarheit über die britische Politik zu verschaffen; persönliche Überlegungen hätten in diesem Falle zurückzutreten.

Die deutsch-englische Allianz war keine Lieblingsidee Hitlers im Sinne einer «germanischen» Marotte. Eine enge deutsch-englische Zusammenarbeit auf weltpolitischer Ebene war der Schlüssel zu Hitlers Aussenpolitik. Wenn Hitler zu Vater sagte – als dieser sich verabschiedete, um seinen Londoner Posten anzutreten – «Ribbentrop, bringen Sie mir das englische Bündnis!»¹⁹, dann war Hitler in vollem Umfang der Meinung, dieses von ihm angestrebte Bündnis der beiden Länder läge auch im britischen Interesse, das heisst im Sinne der Erhaltung des britischen Weltreiches, wie in der Notwendigkeit für das Reich, den Rücken frei zu haben gegen die Bedrohung durch die auf Weltrevolution programmierte Sowjetunion. Hitler hat die Existenz des britischen Weltreiches für die «weisse Rasse» und damit auch für Deutschland als globale Ordnungsmacht für höchst wünschenswert gehalten²⁰; der entscheidende Gesichtspunkt aber war die gegenseitige Rückendeckung zur Abwehr der Gefahr aus dem Osten, dadurch hätte auch England den Blick frei auf sein weltweites Imperium und dessen Erhaltung richten können.

Man mache es sich klar und halte es sich immer wieder vor Augen: Der Ausgangspunkt der Hitlerschen Aussenpolitik war die «Westbindung» des

19 Laut unveröffentlichter Denkschrift von Hermann v. Raumer sagte Hitler: «Ribbentrop, [...] bringen Sie mir England in den Antikominternpakt, das wäre mein grösster Wunsch. [...]» Vgl. hierzu Michalka, Wolfgang: Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933-1940, München 1980, S. 155.

20 Vgl. die Rede Hitlers vor dem Reichstag 28. April 1939: «[...] Dieser Wunsch nach einer deutsch-englischen Freundschaft und Zusammenarbeit deckt sich nicht nur mit meinen Gefühlen, die sich aus der Herkunft unserer beiden Völker ergeben, sondern auch mit meiner Einsicht in die im Interesse der gesamten Menschheit liegende Wichtigkeit der Existenz des britischen Weltreiches.

Ich habe niemals einen Zweifel darüber gelassen, dass ich im Bestande dieses Reiches einen unschätzbaren Wertfaktor für die ganze menschliche Kultur und Wirtschaft sehe. [...]

Das angelsächsische Volk hat nun ohne Zweifel eine unermessliche kolonialisatorische Arbeit auf dieser Welt vollbracht. Dieser Arbeit gehört meine aufrichtige Bewunderung. Der Gedanke an eine Zerstörung dieser Arbeit erschien und erscheint mir von einem höheren menschlichen Standpunkt aus nur als ein Ausfluss menschlichen Herostratentums.» Domarus, Max: Hitler – Reden und Proklamationen 1932-1945, Bd. 2, S. 1158.

Reiches, um mich eines modernen Ausdruckes zu bedienen. In den Unterhaltungen zwischen Vater und Grossvater Ribbentrop in meiner Gegenwart fiel in den Jahren nach Hitlers Regierungsantritt immer wieder der Ausspruch Vaters: «Wir müssen optieren!» Ich erinnere mich dieser Gespräche so gut, weil mir als heranwachsendem Jungen die Begriffe «Optieren» und «Option» natürlich nicht geläufig waren. Vater und Grossvater waren sich vollkommen einig in der Auffassung, es gäbe für Deutschland nur die Option für den Westen, das hiess nach Lage der Dinge eine Positionierung gegen die Sowjetunion. Eine Schaukelpolitik zwischen Ost und West kam für Hitler und Vater nicht in Frage. Die Erfahrungen der kaiserlichen Politik vor dem Ersten Weltkrieg, von dem damaligen Reichskanzler Bülow euphemistisch als «Politik der freien Hand» bezeichnet, schreckten von der Versuchung ab, den Schwerpunkt der deutschen Aussenpolitik ambivalent zu setzen und zu versuchen, «Ost» und «West» gegeneinander auszuspielen. Das berühmte britische «sitting on the fence» («auf dem Zaun sitzen»), also sich je nach Opportunität für die eine oder andere Seite entscheiden zu können, mochte sich eine Insel mit starker maritimer Macht leisten können, nach Meinung meines Vaters nicht aber ein Land mit der geopolitischen Lage des Deutschen Reiches in der Mitte Europas, das stets Gefahr lief, sich schliesslich wie 1914 zwischen allen Stühlen wiederzufinden oder, um es konkreter zu formulieren, durch eine übermächtige Koalition «in die Zange genommen» zu werden.

Joachim von Ribbentrops Entsendung nach London bedeutete den erneuten, grossangelegten Versuch Hitlers, sein aussenpolitisches Konzept, mit dem er bei seiner Regierungsübernahme 1933 angetreten war, trotz einiger Enttäuschungen in den vergangenen dreieinhalb Jahren doch noch zu verwirklichen: das Arrangement mit England, wenn möglich in Form eines Bündnisses, dem er weltpolitische Bedeutung zumass. Hitler hat damals konsequent «Westpolitik» betrieben! Dieses bedeutungsvolle Geschehen habe ich seit 1933, also ab meinem zwölften Lebensjahr, aus nächster Nähe miterlebt. Die Entsendung meines Vaters auf den Londoner Posten im Jahre 1936 hatte für die deutsche Aussenpolitik der damaligen Zeit eine hohe, quasi «dokumentarische» Bedeutung. Die Motive der beiden Hauptakteure auf deutscher Seite, nämlich Hitlers und meines Vaters, habe ich zum Teil aus erster Hand zur Kenntnis nehmen dürfen. Es handelte sich um die vertraulichsten Gedanken zur deutschen Aussenpolitik. Ich war einmal mehr «Zeitzeuge» geworden; allerdings, ich stelle es in aller Bescheidenheit fest, lag mein Beitrag dazu ausschliesslich in meiner Verschwiegenheit, auf die die Eltern glaubten, sich völlig – und ich meine nicht zu Unrecht – verlassen zu können.

Die Einblicke in die «grosse Politik» begannen für mich im Sommer 1932. Ich war damals elf Jahre alt. Wir Kinder wuchsen in einer ausgesprochen po-

litischen Atmosphäre auf, obwohl Vater noch nicht in die aktive Politik involviert war. Die Not und damit die kommunistische Gefahr brannten auf den Nägeln. Wir, meine Schulfreunde und ich, waren damals – ungeachtet unseres geringen Alters – an Politik wesentlich interessierter, als es die Gleichaltrigen heute in der Regel sind. Die deutsche Geschichte und damit die aktuelle deutsche Situation, bestimmt durch Versailles, waren uns stets gegenwärtig, sei es in der Schule, in den Jugendorganisationen (Bündische Jugend) und natürlich zu Hause. Die Innenpolitik hatte sich für mich kleinen Jungen zunächst einmal auf die Frage konzentriert, ob die deutsche Flagge Schwarz-Weiss-Rot oder Schwarz-Rot-Gold sein sollte. Ich war wohl etwa sieben oder acht Jahre alt, als darüber zwischen zwei Onkeln in Gegenwart meiner Grossmutter Henkell (einer überzeugten Demokratin) eine kontroverse Diskussion geführt wurde. Ich wurde spasseshalber gefragt, welchen Farben ich den Vorzug geben würde, und entschied mich spontan für Schwarz-Rot-Gold. Natürlich wollten die Onkel sofort meine Gründe für diese Entscheidung wissen.

«Wenn der Kaiser abgesetzt sei und wir nun eine Republik hätten, müssten wir auch eine neue Fahne haben», war meine, die Onkel recht verblüffende Antwort. Sollte in dieser Ansicht eines kleinen Jungen einmal mehr die merkwürdige deutsche Gewohnheit zu Tage getreten sein, bei einem innenpolitischen Systemwechsel zugleich Fahne, Nationalhymne, Uniformen, ja Städte- und Strassennamen und, nicht zu vergessen, die Geschichtsbücher und was sonst noch an Symbolen und Merkmalen nationaler Identität vorhanden war, zu verändern oder sie gleich ganz dem Kehrlichthaufen der Geschichte zu überlassen?

Im Sommer des Jahres 1932 wurden wir beiden Geschwister von einer aussergewöhnlich hartnäckigen Infektion befallen, die monatelang nicht weichen wollte. Immer wieder folgten Halsentzündung, Mittelohrvereiterung und Lungenentzündung einander. Mutter hatte unsere Pflege übernommen; es entwickelte sich zwischen ihr und mir schnell ein tiefes Vertrauensverhältnis, das weit über das normale hinausging. Später wird Mutter ihre Mitteilungen immer wieder mit den Worten beginnen: «Du müsstest Dich vierteilen lassen, ehe Du etwas von dem von Dir gibst, was ich Dir jetzt erzählen werde!» Zu diesen Mitteilungen gehörten beispielsweise Überlegungen, die allgemeine Wehrpflicht im Alleingang wieder einzuführen oder, noch viel brisanter, die entmilitarisierte Zone im Rheinland gegebenenfalls in einem einseitigen Akt aufzuheben. Ich wurde – Mutter konnte es eigentlich nicht verantworten – zu einem Geheimnisträger erster Ordnung und damit doch wohl auch zum «Zeitzeugen». Mein einziger Beitrag zu diesem Vertrauensverhältnis war wie gesagt meine absolute Verschwiegenheit, der Mutter voll vertraute. Ich nahm es hin, von meinen Freunden etwas von oben herab ge-

fragt zu werden, ob ich denn kein Interesse an Politik habe, weil ich mich nie äusserte. Ich vermied aus Vorsicht jegliche politischen Gespräche, ein versierter Zuhörer hätte aus meinen Worten vielleicht doch Hinweise herausfiltern können.

Schicksalhafte Verhandlungen

In diesen, in meiner Erinnerung schönen Berliner Sommer 1932 fiel der Zeitpunkt, an dem mein Vater zum ersten Mal aktiv in die Politik involviert wurde. Er war unter vertraulichen Umständen nach Berchtesgaden zu Hitler gebeten worden. Mutter erzählte mir damals, Vater sei durch Vermittlung des Grafen Helldorff, des Führers der Berliner SA, veranlasst worden, Hitler in Berchtesgaden aufzusuchen und ihm vorzuschlagen, den Versuch zu machen, seine Kanzlerschaft durch Verhandlungen mit Hindenburg und Papen zu erreichen. Wolf-Heinrich von Helldorff hatte im Ersten Weltkrieg in demselben Regiment («Torgauer Husaren») wie mein Vater gedient. Ich erinnere mich noch sehr genau an ihn: ein grosser breitschultriger Mann, in brauner Uniform, mit dem Charme eines Landsknechts. Später hat er wohl Vater seine Karriere geneidet, so dass er sich nicht mehr im Hause der Eltern sehen liess; schliesslich ging er in Opposition zur Regierung, an deren Zustandekommen er mitgearbeitet hatte.²¹

Die Unterhaltung über dieses Treffen mit Hitler war das erste Gespräch mit meiner Mutter über Politik, und ich erinnere mich deshalb sehr gut daran. Nach Vaters Rückkehr aus Berchtesgaden erzählte sie mir, Hitler sei auf seine Anregungen nicht eingegangen. Beide hatten unterschiedliche Auffassungen über den Weg, der einzuschlagen wäre, um Hitlers Ernennung zum Reichskanzler zu erreichen. Vater vertrat dezidiert die Meinung, die in Frage kommenden Gesprächspartner seien Papen und gegebenenfalls der Sohn Hindenburgs, während Hitler glaubte, seine Kanzlerschaft durch eine Verbindung mit Schleicher herbeiführen zu können. Die Unterredung hatte zwei Stunden gedauert. Später wird Hitler äussern: «Ribbentrop ist hartnäckig, ich habe ihm zwei Stunden lang versucht klarzumachen, meine Regierungsbildung ist nur mit Schleicher zu erreichen [Hitler zu Vater: «Ein preussischer General bricht sein Wort nicht.>], um von ihm am Ende wieder zu hören, es werde nur mit Papen und Hindenburg gehen.» Ein bemerkenswertes Debüt des angeblichen «Jasagers» Ribbentrop im Umgang mit Hitler. In den letzten Mo-

21 Vgl. Harrison, Ted: «Alter Kämpfer» im Widerstand: Graf Helldorff, die NS-Bewegung und die Opposition gegen Hitler; in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 45, 1997/3, S. 385-423.

naten des Jahres 1932 gab es nach dem ergebnislosen Gespräch in Berchtesgaden zunächst keinen engeren Kontakt zwischen beiden.²²

In diesem Sommer 1932 lösten Kommunisten und Nationalsozialisten gemeinsam einen Streik der Berliner Verkehrsbetriebe aus. Mutter nahm mir gegenüber dazu mit den Worten Stellung: «Wenn die Nazis mit den Kommunisten zusammengehen, können sie mir gestohlen bleiben!». Dieser Ausspruch erhielt wegen einer späteren Unterhaltung zwischen Vater und Grossvater Ribbentrop, der ich beiwohnte, eine gewisse Bedeutung, in der es sich darum drehte, ob Hitler, falls er an die Regierung käme, das kapitalistische Wirtschaftssystem im Grossen und Ganzen beibehalten werde. Ich verstand natürlich damals noch nicht genau, worum es dabei ging, aber die Szene steht deutlich vor meinen Augen. Es sei daran erinnert, dass es auch in der NSDAP eine starke sozialistische Strömung gegeben hat. In dieser Unterhaltung mit Grossvater vertrat Vater die Auffassung, das Wirtschaftssystem werde unter Hitler im Prinzip «kapitalistisch» bleiben. Damit war gemeint, dass das Eigentum an den Produktionsmitteln bei den Eigentümern verblieb, allerdings bei gleichzeitigen Eingriffsrechten des Staates in die Wirtschaft, soweit es erforderlich erschien. Er hat damit recht behalten, obwohl im Jahre 1932 wohl nicht mit völliger Sicherheit davon ausgegangen werden konnte.

Eines Tages im Januar 1933 erschienen zum Mittagessen zwei Herren und wurden vor Tisch von den Eltern kurz in den Garten geführt. Es schien uns nichts Bemerkenswertes vorzugehen, denn wenn auch der frühere gesellschaftliche Verkehr der Eltern wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse reduziert worden war, so kamen doch oft Gäste zu den Mahlzeiten, und zwar, wie damals üblich, häufig auch mittags; zum «Frühstück», wie man das in Berlin nannte. Es fiel uns aber durchaus auf, dass der Ton und die Atmosphäre zwischen den Eltern und den Besuchern ein ganz anderer war als sonst mit ihren Freunden und Gästen. Es herrschte nicht die übliche und auch von uns Kindern bereits bemerkte vergnügte Leichtigkeit der Unterhaltung. Wir konnten nicht ahnen, was dieser Besuch für unser aller Leben bedeuten sollte. Unauffällig, beinahe lautlos, war das Schicksal in das Haus unserer Kindheit getreten.

Bei den beiden Herren – es waren Himmler und Keppler²³ – handelte es sich um Abgesandte Hitlers. Sie hatten den Auftrag, meinen Vater zu bitten,

22 Zu Ribbentrops Involvierung in die Verhandlungen vgl. Michalka, Wolfgang: a.a.O., S. 30 ff., sowie Ribbentrop, Joachim von: Zwischen London und Moskau, Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, Leoni 1953, S. 36 ff.

23 Wilhelm Keppler (1882-1960) trat 1927 der NSDAP bei und gründete 1931 den «Keppler-Kreis», später «Freundeskreis des Reichsführer SS». Er wurde 1933 Mitglied des Reichstags und Kommissar für Wirtschaftsfragen in der Reichskanzlei. Von 1938 an war er Staatssekretär für besondere Aufgaben im Auswärtigen Amt.

die Vermittlung von Verhandlungen mit Papen und Oskar von Hindenburg, dem Sohn des Reichspräsidenten, über die Möglichkeiten einer Regierungsbildung zu übernehmen, ausgehend von den Vorstellungen, die er vor Monaten Hitler in dem oben erwähnten Gespräch vergeblich dargelegt hatte.

Einige Tage nach dem bereits erwähnten Besuch der Herren Himmler und Keppler, wir Kinder sassen beim Abendessen, erschien mein Vater im Esszimmer und gab dem Diener einige Anweisungen für den Besuch mehrerer Herren, die er erwartete. Wir registrierten das Ungewöhnliche dieses Vorgangs, denn nie hatte er sich um Vorbereitungen für irgendeinen Besuch oder eine Gastlichkeit gekümmert. Durch seine Vermittlung waren die Gespräche in seinem Sinne wiederaufgenommen worden und fanden wegen der gewünschten Vertraulichkeit unter Teilnahme Hitlers, Papens, des Hindenburg-Sohnes und anderer mehrere Male in unserem Hause statt. Sie sollten streng geheimgehalten werden, daher wurde Hitler bei Dunkelheit durch den Garteneingang in das Haus geführt. Die Gespräche führten schliesslich zu Hitlers Ernennung zum Reichskanzler.

Meine Eltern haben die dramatischen Tage im Januar 1933 stichwortartig festgehalten. Ich will die Stichworte hier wiedergeben, weil sie zwischen den Zeilen einmal die unabhängige Rolle meines Vaters im Rahmen der Verhandlungen widerspiegeln, und auch zum anderen deshalb, weil diese Umstände vielfach unkorrekt verkürzt wiedergegeben worden sind.²⁴ Meine Mutter schrieb:

Die Zusammenkünfte in unserem Haus blieben streng geheim, was für das Gelingen der Regierungsbildung nicht unwichtig war. Ich erinnere mich besonders deutlich an die Besprechung, die in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1933 stattfand, weil ich an diesem Abend mit Adolf Hitler zum ersten Male zusammentraf. Ich begrüßte ihn im Arbeitszimmer meines Mannes, wo er mit Herrn von Papen eine Besprechung unter vier Augen führte. Am 12. Januar erwarteten wir Hitler und Papen zum Mittagessen; Hitler sagte ab; Papen kam allein und äusserte sich besorgt hinsichtlich der Lippe-Wahlen. Von dem erwarteten Erfolg der NSDAP befürchtete er eine Versteifung der Haltung Hitlers.

Zu den Besprechungen wurde Herr von Papen von unserem langjährigen Fahrer abgeholt und zurückgebracht. Hitler dagegen pflegte auf unserem Garagengrundstück aus- und einzusteigen, um unser Haus durch den Garten unbemerkt zu erreichen. Über den Gang der Besprechungen diktierte ich nach Angaben meines Mannes tägliche Notizen, die mein Mann in den letzten Januartagen selbst

24 Joachim Fest etwa erwähnt in seiner bekannten Hitler-Biographie nur die Unterredung vom 18. Januar 1933 und gibt deren Inhalt verkehrt wieder, da er sie als «Durchbruch» beschreibt und Oskar v. Hindenburg unter die Anwesenden rechnet.

Vgl. Fest, Joachim: Hitler, Frankfurt/M. 1973, S. 500 f.

fortführte. [...] Ich gebe diese Aufzeichnungen, wie sie mir vorliegen, nachstehend wieder:

Dienstag 10.1.33. Unterredung mit Hitler und Papen. Hitler will keine weitere Zusammenkunft mit Papen vor der Lippeschen Wahl.

Sonntag 15.1. Joachim fährt nach Oeynhausen. Lange Besprechung mit Hitler allein. Nachts zurück nach Berlin. Verabredete Besprechung Papen – Hitler entweder Montagabend bei Schultze-Naumburg oder Dienstag in Halle.

Montag 16.1. Unterredung hat nicht stattgefunden, da Papen abends bei Lerner.

Dienstag 17.1. Papen in Halle, Hitler in Weimar. Keine Zusammenkunft. Abends kommt Hitler nach Berlin zurück.

Mittwoch 18.1., 12 Uhr in Dahlem: Hitler, Röhm, Himmler, Papen. Hitler besteht auf Kanzlerschaft. Papen hält dies erneut für unmöglich. Das durchzusetzen übersteige seinen Einfluss bei Hindenburg. Hitler verabredet keine weiteren Besprechungen. Joachim macht versuchsweise den Vorschlag den Sohn Hindenburg mit Hitler zusammenzubringen.

Donnerstag 19.1. Lange Verhandlungen Joachim und Papen allein.

Freitag 20.1. Abends lange Unterredung bei Papen. Papen teilt mit, dass Sohn Hindenburg und Meissner Sonntag nach Dahlem kommen werden.

Samstag 21.1. Joachim berichtet Hitler von bevorstehender Zusammenkunft. Hitler erklärt darauf, aus welchem Grund er Schleicher nicht einladen will. Hitler will Göring und Epp mitbringen.

Sonntag 22.1. Abends 10 Uhr Zusammenkunft in Dahlem. Papen kommt allein schon um 9 Uhr. Anwesend sind: Hitler, Frick, Göring, Körner, Meissner, Sohn Hindenburg, Papen und Joachim. Hitler spricht zwei Stunden allein mit Sohn Hindenburg. Daraufhin Aussprache Papen – Hitler. Papen will jetzt Kanzlerschaft Hitlers durchsetzen, sagt aber zu Hitler, wenn dieser kein Vertrauen zu ihm habe, wolle er sofort die Sache niederlegen.

Montag 23.1. Papen morgens bei Hindenburg. Dieser hat alles abgelehnt. Joachim geht zu Hitler, um ihm dies zu erklären. Lange Aussprache über die Möglichkeit eines Kabinetts Schacht. Hitler lehnt alles ab.

Dienstag 24.1. Tee in Dahlem: Frick, Göring, Papen, Joachim. Beschlussfassung über eine nationale Front zur Unterstützung Papens beim alten Hindenburg.

Mittwoch 25.1. Wieder Tee in Dahlem: Joachim spricht mit Sohn Hindenburg allein. Es ergibt sich, dass eine Kanzlerschaft Hitler unter den Auspizien einer neuen nationalen Front nicht ganz aussichtslos sei. Sohn Hindenburg sagt Joachim zu, dass er vor endgültiger Stellungnahme seines Vaters nochmals Rücksprache mit Joachim halten werde.

Donnerstag 26.1. Lange Aussprache mit Frick und Göring im Reichstag. Verhandlungen mit den Deutschnationalen. Abends bei Prinz Oskar in Potsdam, Brief an Hugenberg.

Freitag 27. 1. Hitler wieder in Berlin. Lange Aussprache mit ihm in Görings Wohnung. Hitler will sofort abreisen. Joachim schlägt Vereinigung mit Hugenberg vor, zur Herstellung nationaler Front. Erneute Zusammenkunft mit altem Hindenburg wird vereinbart. Hitler erklärt, dass er dem Feldmarschall alles ge-

sagt habe und nicht mehr wüsste, was er ihm noch sagen solle. Joachim überredet Hitler, dass das als Letztes versucht werden müsste und die Sache absolut nicht hoffnungslos sei. Joachim schlägt Hitler vor, nationale Front schnellstmöglich herzustellen und sich mit Papen zu endgültiger Aussprache abends 10 Uhr in Dahlem zu treffen. Hitler sagt zu, in diesem Sinne vorzugehen, und abends mit Papen über Einigung mit Hugenberg zu verhandeln. Im Anschluss daran lange Aussprache mit Göring, wobei weitere Taktik besprochen wurde. Am späten Nachmittag Anruf von Göring, Joachim möge sofort ins Reichstagspräsidentenhaus kommen. Dort Unterredung Hugenberg. Hitler und Göring (zwei Namen unleserlich) mit Krach auseinandergewandert wegen unmöglicher Forderungen der Deutschnationalen. Hitler, der über diese Verhandlung sehr empört ist, will sofort nach München abreisen. Göring überredet ihn, noch zu bleiben oder wenigstens nur bis Weimar zu fahren. Allmählich gelingt es Göring und Joachim, Hitler zu beruhigen. Aber alles Misstrauen Hitlers ist neu geweckt. Situation sehr bedenklich. Hitler erklärt, dass er Papen abends in Dahlem nicht sehen könne, da er nicht in der Lage sei, sich auszusprechen.

Im Folgenden das unmittelbare Diktat meines Vaters²⁵:

Ich habe Hitler noch nie in einem solchen Zustand gesehen; ich schlage ihm und Göring vor, Papen abends allein zu sprechen und ihm die ganze Situation klarzulegen. Abends spreche ich mit Papen und überzeuge ihn schliesslich, dass nur die Kanzlerschaft Hitlers, für die er sich ganz einsetzen müsse, einen Sinn hätte. Papen sagt, dass die Hugenbergsche Sache nur eine untergeordnete Rolle spiele und erklärt, dass er sich jetzt voll und ganz zur Kanzlerschaft Hitlers bekenne, was den entscheidenden Wendepunkt in der Haltung Papens bedeutete. Papen wird sich seiner Verantwortung bewusst – drei Möglichkeiten: Entweder Präsidialkabinett mit nachfolgender (unleserlich) oder Rückkehr des Marxismus unter Schleicher oder Rücktritt Hindenburgs. Dagegen die wirklich einzige klare Lösung: Kanzlerschaft Hitlers. Papen wird sich nun restlos klar, dass er jetzt unter allen Umständen Hitlers Kanzlerschaft durchsetzen muss und nicht wie bisher glauben darf, sich Hindenburg auf jeden Fall zur Verfügung halten zu müssen. Diese Erkenntnis Papens ist meines Erachtens der Wendepunkt der ganzen Frage. Papen ist am Sonnabend Vormittag 10 Uhr bei Hindenburg angesagt.

Sonnabend 28. 1. Ich bin gegen 11 Uhr bei Papen, der mich mit der Frage empfängt: «Wo ist Hitler?» Ich sage ihm, dass er wahrscheinlich schon abgereist ist, vielleicht noch in Weimar erreichbar. Papen erklärt, man müsse ihn sofort zurückholen, da ein Wendepunkt eingetreten sei, und er die Kanzlerschaft Hitlers nach seiner langen Aussprache mit Hindenburg für möglich halte. Ich gehe sofort zu Göring und höre, dass Hitler noch im Kaiserhof ist. Göring ruft an, Hitler bleibt in Berlin. Dann kommt eine neue Schwierigkeit auf: Die Preussenfrage²⁶. Lange Aussprache und Auseinandersetzung mit Göring. Ich erkläre ihm, dass ich

25 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 40 ff.

26 Unter «Preussen» sind in diesem Zusammenhang die Konservativen zu verstehen, d.h. die Deutschnationale Partei.

sofort niederlege, wenn nochmals Misstrauen gegen Papen vorgebracht wird. Göring lenkt ein und erklärt sich restlos einig mit mir und verspricht nunmehr mit Hitler zusammen alles zu versuchen, um die Sache zum guten Ende zu führen. Göring will Hitler überreden, die Preussenfrage im Sinne Papens zu erledigen. Ich fahre sofort mit Göring zu Hitler. Habe Hitler lange allein gesprochen und nochmals klar gemacht, dass die Sache nur mit Vertrauen zu machen sei und die Kanzlerschaft nicht mehr unmöglich scheine. Ich habe Hitler gebeten, noch nachmittags zu Papen zu kommen. Hitler will jedoch wegen der Preussenfrage noch überlegen und erst Sonntag Vormittag zu Papen gehen. Diesen Entschluss habe ich Papen überbracht, der erneut in grosse Sorge geriet. Er sagte: «Ich kenne die Preussen.» Dann wird eine Besprechung Hitler-Papen für Sonntag 11 Uhr morgens verabredet.

Sonntag 29. 1. Um 11 Uhr lange Aussprache Hitler-Papen. Hitler erklärt, dass im grossen Ganzen alles im Klaren sei. Es müssten aber Neuwahlen angesetzt werden und ein Ermächtigungsgesetz müsse kommen. Papen begibt sich sofort zu Hindenburg. Ich frühstücke im Kaiserhof mit Hitler. Die Frage der Neuwahlen wird besprochen. Da Hindenburg nicht wählen lassen will, bittet er mich Hindenburg zu sagen, dass dies die letzten Wahlen seien. Nachmittags gehen Göring und ich zu Papen. Papen erklärt, dass alle Hindernisse beseitigt seien und dass Hindenburg Hitler morgen um 11 Uhr erwartet.

Montag 30.1. Hitler ist zum Kanzler ernannt.

Einen besonderen Wendepunkt stellte das Treffen vom 24. Januar dar, an dem die «Beschlussfassung über eine nationale Front» erging, die der Hebel wurde, mit dem Hindenburgs Abneigung gegen eine Kanzlerschaft Hitlers letztlich überwunden werden konnte. Diese Zusammenkunft von Hitler, Papen, Göring, Frick und meinem Vater könnte man als die eigentliche Geburtsstunde des «Dritten Reiches» bezeichnen.

Eine kleine amüsante Geschichte sollte ich deshalb anhängen: Goebbels schrieb ein Buch über die «Regierungsbildung Hitlers», wie es damals hiess, unter dem Titel «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei», in dem er die Geschehnisse bis zum 30. Januar 1933 authentisch geschildert haben will. Vater, dessen Rolle aus dem Vorstehenden deutlich sichtbar wird, wurde von Goebbels, der selbst nicht einbezogen oder auch nur im Detail informiert worden war, mit keinem Wort erwähnt. Das veranlasste Vater, beim Mittagessen in Dahlem lachend zu erklären: «Eines habe ich bereits in der aktiven Politik gelernt, Geschichtsfälschung wird nicht erst nach hundert Jahren betrieben, sondern im Augenblick, in dem sie gemacht wird!» Er konnte nicht ahnen, wie sein Ausspruch einmal auf ihn selbst und sein politisches Handeln zutreffen würde. Damals jedenfalls konnte Vater über solche Vorfälle und die einbezogenen Akteure noch lachen! Für mich war Vaters Feststellung – ich erinnere mich genauestens – beinahe eine «kleine Offenbarung» und begründete die wachsende Erkenntnis: Absolute historische Wahrheit gibt es wohl nie! Die-

ses Wissen hat mir enorm geholfen, die Vergangenheit gelassen zu «bewältigen» und sie vor allen Dingen unvoreingenommen zu beurteilen.

Verständlich, dass Mutter mir elfjährigem Jungen zunächst nichts von den Vorgängen berichtete. Noch hatte sich für meine Mutter keine Gelegenheit ergeben, meine Verschwiegenheit zu testen. Das sollte sich aber schon bald ändern. Hitler hatte meinen Vater nach seinem Regierungsantritt gebeten, private Sondierungen in England und Frankreich zum deutsch-englischen bzw. deutsch-französischen Verhältnis vorzunehmen und zu berichten. Vaters Berichte waren unmittelbar an Hitler gerichtet, denn er war zunächst völlig inoffiziell, das heisst nur in Hitlers persönlichem Auftrag tätig. Er konnte diese Berichte keinesfalls den Sekretärinnen in seiner Firma diktieren. Er hätte alle Regeln der Geheimhaltung verletzt! So wurde ich eines Tages von Mutter darauf angesprochen, ob ich in der Lage wäre, einen streng vertraulichen Brief «an den Reichskanzler» zu tippen? Meine modern denkenden Eltern hatten mir etwa im Alter von sieben oder acht Jahren zu Weihnachten eine kleine amerikanische Reiseschreibmaschine vom Typ «Underwood» geschenkt. Sie waren der Meinung, man könne nicht früh genug lernen, damit umzugehen. Sehr ernst machte sie mich darauf aufmerksam, ich dürfe nie auch nur ein Sterbenswörtchen über den Inhalt des Briefes von mir geben, es handle sich um Staatsgeheimnisse. So tippte ich verschiedentlich immer gerade die Berichte mit vertraulichstem Inhalt. Oft allerdings blieb meinem Vater aber nichts anderes übrig, als seine Berichte mit der Hand zu schreiben!²⁷

Einmal musste ich aber auch einen Brief schreiben, der meiner Erinnerung nach eine unangenehme Auseinandersetzung zwischen ihm und Rosenberg zum Inhalt hatte. Rosenberg war Leiter des sogenannten «Aussenpolitischen Amtes der NSDAP». Von Mutter erfuhr ich die Hintergründe des Briefes, den ich zu tippen hatte; sie waren begründet in Rosenbergs Eifersucht auf Vater als neuem aussenpolitischen Gesprächspartner Hitlers. Es war mein erster Blick hinter die Kulissen der Macht! Später berichtete Vater – damals noch amüsiert –, er und Rosenberg hätten ihre Kompetenzen schliesslich gegeneinander abgegrenzt. Als er das Hitler berichtete, habe der es kaum zur Kenntnis nehmen wollen. Vater durchschaute früh Hitlers System, mehrgleisig zu fahren. Er musste sich damit auseinandersetzen, wenn er Einfluss auf aussenpolitische Entscheidungen nehmen wollte. In diesem Zusammenhang schlug er Hitler beispielsweise am 3. April 1935 vor, das «Aussenpolitische Amt» der NSDAP in «Kulturpolitisches Amt» umzubenennen, wodurch, wie er schrieb, «klar dokumentiert [wäre], dass das Rosenbergsche Ostprogramm nicht zur offiziellen Aussenpolitik des Reiches gehört». Ein interessantes Beispiel für

27 Solche handschriftlichen Berichte an Hitler sind im Hoover-Archiv erhalten.

die inneren Schwierigkeiten, mit denen sich die deutsche Aussenpolitik im System Hitlers auseinandersetzen hatte. Unnötig zu sagen, dass ein solcher Vorschlag den Betroffenen – hier Rosenberg – nicht gerade zu einem Freund werden liess. Da in einer Diktatur alle Veröffentlichungen zumindest offiziellen Charakter haben, musste Vater versuchen, Störfaktoren auszuschliessen. Ich werde im Übrigen auf die viel problematischeren Ausführungen Hitlers in seinem Buch «Mein Kampf» über die deutsche Politik gegenüber Frankreich und vor allen Dingen im Hinblick auf die «Ostpolitik» zurückkommen.

Mutters Warnungen an mich, «Du müsstest Dich vierteilen lassen, ehe Du ...», hörte ich nunmehr öfters, so wenn sie mich zu Beginn des Jahres 1935 wissen liess, Hitler und Vater erwögen, die deutsche Wehrhoheit einseitig wiederherzustellen, da man seit Jahr und Tag in den Verhandlungen mit England und Frankreich über die Realisierung der militärischen Gleichberechtigung Deutschlands [die der Regierung Papen bereits in dem Genfer Beschluss vom 12. Dezember 1932 de jure zugesagt worden war] nicht «weiterkäme».²⁸ Oder als sie mich im folgenden Jahr (1936) von Überlegungen in Kenntnis setzte, die Wehrhoheit im entmilitarisierten Rheinland im Alleingang durchzusetzen. Sie erklärte mir, warum man glaube, diesen Schritt tun zu müssen, und begründete mir eingehend die Notwendigkeit, die volle Souveränität der Reichsregierung im gesamten Reichsgebiet wiederherzustellen. In Hitlers und Vaters Augen lag darin die Voraussetzung, um die uneingeschränkte aussenpolitische Handlungsfreiheit wiederzuerlangen; ohne diese war die Bündnisfähigkeit des Reiches nicht gegeben, die wiederum unerlässlich für das Durchbrechen der aussenpolitischen Isolierung war, in der sich das Reich seit Ende des Weltkrieges immer noch befand. Die Wiederherstellung der deutschen Souveränität im Rheinland werde von der britischen Öffentlichkeit nicht als ein Anlass betrachtet werden, militärisch gegen das Reich vorzugehen. Ohne die britische Unterstützung aber werde Frankreich nicht marschieren und Polen mit Sicherheit den Alleingang nicht wagen. Mutter verheimlichte mir andererseits aber auch nicht das grosse Risiko, das naturgemäss in der Aktion läge, da wegen der eben erst begonnenen Aufrüstung nur schwache deutsche Kräfte in das Rheinland verlegt werden könnten. Sozusagen als Belohnung für meine kleinen Hilfen und vor allen Dingen für meine Verschwiegenheit hatte sie Vater veranlasst, mich zu der Reichstags-sitzung in die Krolloper mitzunehmen, in der Hitler den Beschluss bekanntgeben wollte.

²⁸ Diese Erklärung wurde am 11. Dezember 1932 im Rahmen der dortigen Abrüstungskonferenz von den USA, Frankreich, Grossbritannien und Italien abgegeben; vgl. Scheil, Stefan: Fünf plus Zwei. Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, Berlin 2003, S. 166.

Man wird sich vorstellen können, mit welchen Gefühlen der Spannung ich die Zuschauertribüne in dem Sitzungssaal der Krolloper gegenüber dem alten ausgebrannten Reichstagsgebäude betrat, in dem die Sitzungen des Reichstages stattfanden. Kaum jemand der Anwesenden – Abgeordnete, ausländische Diplomaten, hohe Würdenträger des Staates und der Partei, zwischen denen ich sass – wusste, aus welchem Anlass sie hier versammelt worden waren. Als Hitler ausrief, die Reichsregierung habe beschlossen, die volle Souveränität in der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes wiederherzustellen, erhob sich natürlich langanhaltender stürmischer Beifall. Regelrecht zu explodieren aber schien die Versammlung, als er mit den Worten «in diesem Augenblick, in dem deutsche Truppen in ihre Friedensgarnisonen im Rheinland einrücken ...» fortfuhr. Der Ehrenstandpunkt spielte vor dem Kriege im Hinblick auf Versailles eben eine nicht unerhebliche Rolle und hat ohne Zweifel in hohem Masse zu Hitlers Wahlerfolgen beigetragen. In äusserster Spannung erlebte ich die nächsten Tage. Würde es zu militärischen Aktionen der Versailler Signatarmächte kommen?

So lebte ich seit 1933 in «zwei Welten». Die eine war im Verhältnis zur anderen eine «Idylle». Diese Bezeichnung meines «normalen Lebens» in einem rückblickend ebenso schönen wie anregenden Elternhaus kontrastierte scharf zu der Welt der «grossen Politik», in die mich Mutter in zunehmendem Masse Blicke tun liess; auf die «Höhen», wo die grossen aussenpolitischen Entschlüsse gefasst wurden, aber auch in die «Niederungen» der Intrigen und dubiosen menschlichen Beweggründe. In den Gesprächen zwischen den Eltern, oft unter Teilnahme von Grossvater Ribbentrop, mit mir als schweigendem, aber gespanntem Zuhörer, wurden die geheimsten Aspekte der deutschen Aussenpolitik besprochen. Im Kern drehten sich die Gespräche immer um das angestrebte «West-Arrangement» als Grundlage der deutschen Aussenpolitik. Irgendwann aber klang in den späteren Jahren allmählich schon einmal die Frage an, welche Alternativen zur Verfügung stünden, wenn sich herausstellen sollte, das gesteckte Ziel werde sich möglicherweise nicht erreichen lassen.

Eine für mein Alter aussergewöhnliche Passion für Geschichte und Militärgeschichte ermöglichte es mir, die deutsche aussenpolitische Konzeption, eben das «West-Arrangement», aus der Vergangenheit heraus zu verstehen und mit grösstem Interesse die Entwicklung in den Jahren 1933 bis 1941 zu verfolgen. Wem ist es schon vergönnt, Weltpolitik in einer äusserst dramatischen Phase ab dem frühen Jünglingsalter in unmittelbarer Nähe miterleben zu dürfen? Ich denke, ich darf mich daher mit einem gewissen Recht als Zeitzeuge bezeichnen, woraus auch die Verpflichtung erwächst, mein Wissen um die Vorgänge in der damaligen Zeit festzuhalten.

Versailles und das mitteleuropäische Machtvakuum

Im Ersten Weltkrieg wurden das deutsche Reich und seine Verbündeten, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei, als «Mittelmächte» bezeichnet. Das war eine anschauliche Bezeichnung für die vier Staaten, die von allen Seiten von einer übermächtigen Allianz, den «Alliierten», umgeben, also «eingekreist» waren. Die Lage des Reiches als europäische «Mittelmacht», weil in der Mitte Europas liegend, war 1933 noch weit ungünstiger als 1914.

Die europäische Zentralmacht, das Deutsche Reich, sah sich seit seiner Gründung im Jahre 1871 in zunehmendem Masse einem Dilemma ausgesetzt: Niemand wollte oder will ein starkes, also ein potentiell «bedrohendes» Deutschland! Eine Erfahrung, die die Deutschen anlässlich der Vereinigung der Bundesrepublik und der DDR einmal mehr machen konnten. Man sollte die Augen nicht vor der Tatsache verschliessen, sowohl die englische als auch die französische Regierung haben durch Intervention bei der russischen Regierung versucht, die Vereinigung der beiden deutschen Staaten zu verhindern. Die Problematik eines in den Augen Englands und Frankreichs zu starken Deutschlands stellt unter der Oberfläche auch heute noch ein nicht unwesentliches Moment der europäischen Politik dar.²⁹ Auch als Deutscher kann man durchaus Verständnis für diese Sorge haben: Jede Politik hat vorausschauend mögliche Gefährdungen zu erkennen und ihnen Rechnung zu tragen. Der französische Schriftsteller Mauriac soll die Wiedervereinigung witzig, aber ätzend scharf mit dem Bonmot charakterisiert haben: «Ich liebe Deutschland so sehr, dass ich lieber zwei davon habe als eines!»

²⁹ Siehe z.B. den Artikel von Maurice Druon, des ständigen Sekretärs der Académie Française, in Le Figaro vom 30. August 1999 sowie Äusserungen des französischen Ministers Chevènement im französischen Fernsehsender France 2: «Im Grunde träumt es [Deutschland] noch immer vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und hat sich noch nicht von der Entgleisung erholt, die der Nationalsozialismus in seiner Geschichte gewesen ist.» Zitiert nach: Die Welt, 23. Mai 2000; s. auch «Hitler-Vergleich: Mitterands Angst vor den Deutschen» in: Die Welt, 11. September 2009; s. auch «Wie Thatcher die deutsche Einheit verhindern wollte» in: Die Welt, 15. September 2009.

Mit diesem fundamentalen «Dilemma» sah sich jede deutsche Regierung seit Bismarck konfrontiert. Bekannt ist seine spöttische Reaktion auf die ihm angepriesenen Vorzüge des Erwerbs afrikanischer Kolonien: «Hier liegt Russland, und dort liegt Frankreich, und wir sind in der Mitte; das ist meine Karte von Afrika.»³⁰ Aus dieser Erkenntnis ergab sich einerseits die Notwendigkeit, eine erhebliche militärische Stärke unterhalten zu müssen, um sich in Zentraleuropa behaupten zu können (ein erneuter «Dreissigjähriger Krieg» der europäischen Mächte auf deutschem Boden musste zum Erhalt der Substanz des deutschen Volkes verhindert werden können); ein Moment, das in den 1930er Jahren durch die sowjetische Machtentfaltung noch ein besonderes Gewicht erhielt. Andererseits war den in ihren aussenpolitischen Traditionen verhafteten Wünschen der Regierungen Englands und Frankreichs und ihrer Verbündeten Rechnung zu tragen, Deutschland aus Furcht vor einer Hegemonie möglichst schwach zu sehen. Letztlich hatte diese Problematik zum Ersten Weltkrieg geführt, Versailles hervorgebracht und stellte sich Hitler und der deutschen Politik erneut ab 1933. Mit ihr muss sich bis zu einem gewissen Grade auch die Bundesregierung auseinandersetzen, wobei das militärische Moment gegenüber dem wirtschaftlichen erfreulicherweise nicht mehr gegeben ist. Der konservative französische Politiker Maurice Couve de Murville äusserte 1966 gegenüber dem polnischen Aussenminister Adam Rapacki: «Deutschland ist wieder ein Problem geworden [...]. Gäbe es Deutschland nicht, hätten wir keine Probleme in Europa, es ist unser Problem und auch das Ihre.»³¹ Henry Kissinger brachte die Frage auf den Punkt:

[...] Präsident Clintons Gedanke von den Führungspartnern USA und Deutschland war nicht gerade sehr weise, [...] Tatsächlich treibt dieser Gedanke alle auf die Barrikaden, denn letztlich wurden zwei Weltkriege geführt, um eben das, eine dominierende Rolle Deutschlands, zu verhindern. [...]³²

Dieser Circulus vitiosus war nur durch eine enge Kooperation zwischen Grossbritannien, Frankreich und dem Reich zu durchbrechen. Sie herbeizuführen, hat Vaters Aktivitäten in den Jahren 1933 bis 1937 bestimmt. Die deutsche Aussenpolitik hatte ihr Ziel nicht erreicht. Daraus zog Hitler, dem die Gefährdung Deutschlands bewusst war, die nachvollziehbare Folgerung,

30 Scheil, Stefan: a.a.O., S. 118, Fussnote 26, Willms, Johannes: Nationalismus ohne Nation, S. 495.

31 Froment-Meurice, H.: a.a.O., S. 289.

32 Welt am Sonntag, 13. November 1994. Fast wortgleich äusserte sich auch der bekannte US-Politologe Samuel Huntington in: Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert, München 1996, S. 208. Der Begriff «partnership in leadership» stammt im Übrigen von George Bush sen.

gegebenenfalls sei wie 1914 eine erneute grosse Koalition gegen Deutschland wieder denkbar.

Die Formel für die britische Politik in Europa lautete seit eh und je: Aufrechterhaltung der «Balance of Power» unter den europäischen Staaten, oder, konkreter ausgedrückt, Grossbritannien muss sich stets mit der zweitstärksten Kontinentalmacht gegen die stärkste stellen. Jahrhundertlang ist die britische Politik dieser Maxime gefolgt. Sie hat damit die Handlungsfreiheit gewonnen, das britische Empire zu errichten und sich als erste Weltmacht zu etablieren. Ob sich die britische Politik gegen Spanien oder gegen Ludwig XIV., gegen Österreich oder gegen die beiden Napoleons und schliesslich gegen das wilhelminische Deutschland richtete: Immer war die Maxime erkennbar, die jeweils stärkste Kontinentalmacht mit Hilfe der zweitstärksten und weiterer Verbündeter zu blockieren oder niederzukämpfen. Churchill trug das brutal offen bereits im März 1936 dem aussenpolitischen Ausschuss seiner konservativen Partei vor.³³ Vor dem Unterhaus erklärte er damals:

... Es handelt sich nicht darum, ob es Spanien ist oder die französische Monarchie, oder das französische Kaiserreich, oder das deutsche Kaiserreich oder das Hitlerregime. Es handelt sich nicht um Machthaber oder Nationen, sondern lediglich darum, wer der grösste oder der potentiell dominierende Tyrann ist. [...] Es erhebt sich daher die Frage, welche Macht in Europa heute die stärkste ist ...³⁴

Würde es gelingen, den Entscheidungsträgern in Grossbritannien die deutsche Sicht, wie Hitler und Vater die Machtverhältnisse in Europa einschätzten, zu vermitteln? Beide sahen das europäische Gleichgewicht auch dann gewahrt, wenn das Reich wieder zur europäischen Zentralmacht aufstiege, ja sie waren der Meinung, gerade das militärische Gewicht des Reiches sei notwendig, um die russische Machtentfaltung zu neutralisieren. Die Existenz und das Gewicht der Sowjetunion würde jede unkontrollierte Hegemonie des Deutschen Reiches verhindern. Deutscherseits machte man sich im Jahre 1936 noch einige Hoffnungen, dass sich diese weltpolitischen Einsichten auch in London durchsetzen würden.

33 Churchill, Winston: Memoiren – Der zweite Weltkrieg, Bd. I: Der Sturm zieht auf, Hamburg 1949, S. 258 f.

34 Vgl. Lord Robert Vansittart am 6. September 1940 zu den Instruktionen an den britischen Gesandten in Stockholm: «[...] aber das Deutsche Reich und die Reichsidee sind seit 75 Jahren der Fluch der Welt ... Der Feind ist das Deutsche Reich und nicht nur der Nazismus, und diejenigen, die das noch nicht begriffen haben, haben gar nichts begriffen [...]»; zitiert nach Magenheimer, Heinz: Entscheidungskampf 1941. Sowjetische Kriegsvorbereitungen – Aufmarsch – Zusammenstoss, Bielefeld 2000, S. 14.

Hitler hatte sich einige Wochen nach seiner Berufung zum Reichskanzler bei den Eltern in Dahlem angesagt. Sie gaben ihm ein Abendessen in kleinstem Kreise. Nach Tisch lenkte Hitler das Gespräch auf ausserpolitisches Gebiet und erklärte, «sein Hauptziel sei es, in ein dauerndes, klares Verhältnis zu England zu kommen». Vater schreibt rückblickend über diese erste ausserpolitische Unterhaltung mit Hitler:

Es war die gemeinsame innere Einstellung zu England, die an diesem Abend den Keim eines ersten Vertrauens zwischen Adolf Hitler und mir gelegt hatte. Dass hieraus einmal eine enge Zusammenarbeit auf ausserpolitischem Gebiet entstehen sollte, wie dies dann in späteren Jahren der Fall war, ahnte ich damals noch nicht.³⁵

Nun hatte er als Botschafter «am Hofe von St. James» die Aufgabe – trotz einiger Enttäuschungen in den inzwischen verflossenen dreieinhalb Jahren – , zu versuchen, diese Zielvorstellung Hitlers, die auch seine eigene war, doch noch zu verwirklichen.

Um die Aussenpolitik Hitlers angemessen analysieren und beurteilen zu können, ist es erforderlich, sich die Lage des Deutschen Reiches zu Anfang des Jahres 1933, also bei Beginn seiner Regierung, vor Augen zu führen. Sie ist auf allen Feldern bestimmt durch den Versailler Vertrag. Da die Alliierten es ablehnten, über seine Modalitäten überhaupt zu verhandeln, ist die damalige, von deutscher Seite verwendete Bezeichnung für diesen sogenannten «Friedensvertrag» als «Versailler Diktat» nicht einmal so abwegig. Es ist sehr hilfreich und instruktiv, sich dazu einen Geschichtsatlas vorzunehmen und die politische Landkarte Europas, die nach Abschluss des Vertrages gültig war, aufzuschlagen.

Materiell wurde Deutschland durch den Versailler Vertrag unter anderem in vierfacher Hinsicht schwerwiegend getroffen:

1. Wie bereits dargelegt, stellte die völlige und einseitige Entwaffnung sowie die Zerteilung des deutschen Territoriums im nationalstaatlichen Zeitalter eine aussergewöhnliche Gefährdung des Reiches dar.
2. Die Deutschland auferlegten sogenannten «Reparationen» widersprachen jeder wirtschaftlichen Vernunft und mussten zwangsläufig zur Verarmung des deutschen Volkes führen, ganz abgesehen von den weltwirtschaftlichen Verwerfungen, die sie unter anderem mit auslösten.³⁶
3. Die Gebietsabtretungen umfassten ca. 13 Prozent des Reichsgebietes, mit entsprechenden Verlusten an Bevölkerung, Investitionen und Ressourcen usw.

³⁵ Vgl. Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 45.

³⁶ Die letzte Rate der Reparationen wäre im Jahre 1988 fällig gewesen.



Das Deutsche Reich nach dem Ersten Weltkrieg

4. Hinzu kam der Verlust des gesamten deutschen Auslandsvermögens, die Ablieferung unzähliger Wirtschaftsgüter bis hin zu Patenten, Lokomotiven, Zuchtvieh, Internationalisierung der Flüsse etc. Man lese einmal den ganzen Vertragstext, um sich klar zu machen, was sich im Einzelnen hinter dem sogenannten «Versailler Friedensvertrag» verbirgt.

Als besonders bemerkenswert ist an dieser Stelle festzuhalten, dass der Verteidigung der sogenannten «Hauptkriegsverbrecher» im Nürnberger Prozess 1946, also auch dem deutschen Außenminister, die Erwähnung des Versailler Vertrages ausdrücklich untersagt wurde.³⁷ Die Anklage legte den Vertrag quasi als Beweisstück Nummer eins vor und den Angeklagten den Verstoß gegen seine Bestimmungen zur Last, ohne der Verteidigung eine gegenteilige Beweisführung zu erlauben. «Der Gerichtshof wird Sie nicht anhören, wenn

³⁷ IMT, Bd. XVII, S. 597-602; siehe auch Kranzbühler, Otto: Rückblick auf Nürnberg, Broschüre, Hamburg 1949, S. 21 f. Kranzbühler war Verteidiger von Grossadmiral Dönitz im ersten Prozess in Nürnberg.

Sie darlegen, dass der Versailler Vertrag nicht rechtsgültig oder irgendwie ungerecht gewesen sei», erklärte der Vorsitzende Richter!³⁸ Dass ein sich immer wieder lautstark zu Worte meldender zeitgenössischer deutscher Historiker die umwerfende Behauptung aufstellte, dass über die Bedingungen des Versailler Vertrages mit den Alliierten nicht zu verhandeln gewesen sei, wäre nur auf die persönliche Arroganz des deutschen Aussenministers Graf Brockdorff-Rantzau zurückzuführen, sei hier als amüsante Arabeske des Zeitgeistes im Sinne der «political correctness» erwähnt.³⁹

Nach dem oben Ausgeführten war es vor auszusehen, dass die europäische Politik auf Jahrzehnte hinaus durch das Bestreben der deutschen Regierungen bestimmt werden würde, die unerfüllbaren finanziellen und militärischen Auflagen des Versailler Vertrages zu revidieren. Wie berechtigt diese Revisionsforderungen waren, wird allein schon dadurch bewiesen, dass bereits im Jahre 1932 (11. Dezember 1932) – also vor Hitler – dem Reich die militärische Gleichberechtigung formell zugesagt worden war. Zudem musste ein Schlusstrich unter die Reparationen gezogen werden.

Der Versailler Vertrag ist längst Bestandteil der Geschichte. Sachliche und scharfe Kritik an ihm übten im Übrigen schon früh angelsächsische Politiker und Wissenschaftler. Bereits zur Zeit des Abschlusses des Versailler Vertrages hat sich der berühmte englische Nationalökonom John Maynard Keynes, dessen Gedanken zur Wirtschafts- und Finanzpolitik heute noch Gegenstand der Diskussion sind, wie folgt geäußert:

Es gibt wenige geschichtliche Vorgänge, die die Nachwelt weniger Grund haben wird, zu verzeihen. Ein Krieg, der, angeblich zum Schutz der Heiligkeit völkerrechtlicher Verträge geführt, mit einem offenen Bruch eines der denkbar heiligsten solcher Verträge durch die siegreichen Vorkämpfer dieses Ideals endete.⁴⁰

Keynes musste es als Mitglied der englischen Verhandlungsdelegation in Versailles wissen. Er meinte damit nicht zuletzt den Bruch der Versprechungen, die dem deutschen Volk für einen «gerechten Frieden» in Woodrow Wilsons «14 Punkten» im Jahre 1918 gemacht wurden und zu denen beispielsweise das «Selbstbestimmungsrecht der Völker» gehörte.

38 Protokoll der Hauptverhandlung vom 5. Juli 1946, Nachmittagssitzung, IMT, Bd. XVII, S. 598.

39 So im Vortrag von Professor Hans Mommsen, gehalten im Rotary-Club Düsseldorf am 28. Januar 1988. Dies ist im Übrigen auch deshalb abwegig, weil die Verträge von Saint Germain und Trianon weitgehend ähnliche Regelungen festlegten.

40 Keynes, John Maynard (Verf.) / Hauser, Dorothea (Hrsg.): Krieg und Frieden – Die wirtschaftlichen Folgen des Vertrages von Versailles, Berlin 2006, S. 93.

Immerhin hatte das Deutsche Reich im Vertrauen auf die «14 Punkte» des US-Präsidenten Wilson nach einem längeren Notenwechsel mit ihm die Waffen niedergelegt und sich damit in die Hände der Alliierten begeben. Wilson hatte ausdrücklich davon gesprochen, die Annahme seiner Bedingungen eröffne den Weg zu einem Verhandlungsfrieden. Anderenfalls aber, und hier tauchte zum ersten Mal ein Begriff auf, der später so verhängnisvoll werden sollte, werde er eine «bedingungslose Kapitulation» Deutschlands erzwingen. Die deutsche Regierung unterschrieb den Waffenstillstand angesichts dieser Aussichten in Erwartung auf einen Verhandlungsfrieden. Sie wurde «grausam enttäuscht», wie mein Vater schrieb.

Das Zentrum Europas, das zweigeteilte Deutsche Reich, wurde in vollem Umfang abgerüstet und damit entmachtet, wenn man die militärische Stärke seiner Nachbarn dagegensetzte. Das Heer, die «Reichswehr», hatte eine Stärke von 100.000 Mann. Sie verfügte über keine schwere Artillerie, keine Panzer; es waren ihr sämtliche damals bekannten «schweren Waffen» untersagt. Luftstreitkräfte waren überhaupt verboten. Die Marinestreitkräfte durften 15.000 Mann nicht übersteigen, und auch ihr waren weitgehende Beschränkungen auferlegt worden. Sie durften über keine schweren Schiffe, keine U-Boote, keine Marineluftstreitkräfte usw. verfügen.

Die Westgrenze des Reiches war durch den Versailler Vertrag völlig entmilitarisiert worden. In einer Zone, deren Begrenzung 50 km ostwärts des Rheines verlief, durften keinerlei Standorte der Reichswehr und sonstige militärische Anlagen unterhalten werden, geschweige denn Befestigungen. Es ist daran zu erinnern, das Ruhrgebiet war bereits im Jahre 1923 unter fadenscheinigen Gründen besetzt worden, weil eine Holzlieferung ausgeblieben war. Der in dieser Angelegenheit von seinen belgischen und französischen Kollegen überstimmte englische Diplomat John Bradbury sprach vom übelsten Gebrauch von Holz seit dem Bau des Trojanischen Pferdes.⁴¹ Aber selbst in Ostpreussen, das man durch den sogenannten «polnischen Korridor» vom Reich abgetrennt hatte, waren keine Grenzbefestigungen erlaubt, wodurch diese Provinz schutzlos jedem polnischen Zugriff preisgegeben war. Mit anderen Worten: In der Mitte Europas bestand ein «perfektioniertes Machtvakuum», das unter den damaligen Umständen eine latente Gefährdung der politischen Stabilität Europas darstellte. Militärische Pressionen Frankreichs gegen das Reich waren jederzeit wieder möglich. Mit polnischen Aspiratio-

41 Zitiert nach Vansittart, Robert: *The Mist Procession. The Autobiography of Lord Vansittart*, London 1958, S. 300; siehe auch Paxton, Robert: *Europe in the twentieth Century*, San Diego 1985, S. 45; sowie Weber Eugen: *Action Française – Royalism and Reaction in Twentieth-Century France*, Stanford University 1962, S. 121.

nen auf weiteres Reichsgebiet musste jede Weimarer Regierung auch nach den Volksabstimmungen von 1920 rechnen.⁴²

Man sehe sich die politische Landkarte Europas aus dem Jahre 1933 genau an und vergegenwärtige sich die militärischen Machtverhältnisse, wie sie zu Beginn der 1930er Jahre bestanden. Die Folgerung kann nur sein: Die verteidigungspolitische Lage des Reiches war verzweifelt. Nicht nur die beiden wichtigsten Industriegebiete Deutschlands, nämlich das Ruhrgebiet im Westen und das oberschlesische Industriegebiet im Osten, waren dem Zugriff Frankreichs bzw. Polens und der Tschechoslowakei schutzlos ausgeliefert und nicht zu verteidigen; das Reich hatte darüber hinaus keine Möglichkeit, sich überhaupt eines militärischen Vorgehens dieser genannten Staaten erwehren zu können.

Besonders gravierend in dieser – im eigentlichen Sinne – «ohnmächtigen» Lage war die Isolierung des Reiches oder, um es zutreffender auszudrücken, die Isolierung des Reiches war die zwangsläufige Folge seiner militärischen «Ohnmacht». Vater zitierte Hitler aus seiner ersten aussenpolitischen Unterhaltung mit ihm: «Deutschland muss wieder ein Machtfaktor werden, sonst bekommt es nie Freunde

In dieser Einlassung Hitlers verbirgt sich das geschilderte traditionelle Dilemma der deutschen Aussenpolitik. Es war nicht von Hitler kreiert worden, sondern liegt in der geopolitischen Lage Deutschlands und in seinem vorgegebenen Gewicht begründet: Ein bestimmtes Machtpotential ist einerseits die Voraussetzung dafür, «bündnisfähig» zu sein und sich in der Mitte Europas behaupten zu können, andererseits verstört die Sorge vor eben diesem Potential die gewünschten Bündnispartner. Mit dieser Feststellung ist das Problem, das die Sowjetunion für die politische Stabilität und die Sicherheit Europas bereits zu Beginn der 1930er Jahre darstellte – immerhin eine Weltmacht, beherrscht von einer ausgesprochen aggressiven Ideologie –, noch gar nicht ausgeleuchtet.

Die französische Politik hat dem Reich seine Schwäche und Isolierung sehr nachdrücklich und eindrucksvoll vor Augen geführt, als sie im Jahre 1931 massiv gegen die Pläne des deutschen Reichskanzlers Brüning und der österreichischen Regierung intervenierte, angesichts der heraufziehenden Weltwirtschaftskrise eine Zollunion zwischen den beiden Ländern zu errichten. Ich war zehn Jahre alt, als im Sommer 1931 ein deutscher Diplomat einige Wochen bei uns in Dahlem wohnte. Es handelte sich um einen angeheirateten Verwandten von Vaters Schwester.⁴³ In diese Zeit fielen die deutsch-österrei-

42 Siehe Äusserungen des Chefs der Heeresleitung, Kurt Frhr. v. Hammerstein-Equord, vom 27. Februar 1932; zitiert nach Meinck, Gerhard: Hitler und die deutsche Aufrüstung 1933-1937, Wiesbaden 1959, S. 195, Anm. 88.

43 Gemeint ist Hans Heinrich Dieckhoff, später deutscher Botschafter (1937-1938) in den USA.

chischen Verhandlungen, die meine Eltern interessiert verfolgten und über die sie von dem Verwandten auf dem laufenden gehalten wurden. Meine Frage an den deutschen Diplomaten und die Eltern – nachdem der Plan wegen der französischen Interventionen aufgegeben werden musste –, warum wir den Vertrag nicht einfach trotz des französischen Einspruchs abgeschlossen hätten, wurde mit dem Hinweis auf mögliche Repressalien, wie zum Beispiel einer erneuten Besetzung des Rheinlandes oder des Ruhrgebietes, beantwortet. Sie hätte nicht verhindert werden können. Bereits 1918 war in der österreichischen Verfassung die Absicht etabliert worden, Bestandteil des Deutschen Reiches zu werden.⁴⁴ Für uns Kinder war die alliierte Besetzung des Rheinlandes mehr als zehn Jahre nach Kriegsende durchaus gegenwärtig. Man stiess in Wiesbaden an jeder Ecke auf uniformierte Vertreter der Besatzungsmächte; auch hatten die Grosseltern eine französische Einquartierung im Haus. Als die Reichsregierung die Aufstellung einer sogenannten «Hilfspolizei» ins Auge fasste, um die dauernden Strassenschlachten zwischen Kommunisten, Reichsbanner und der SA zu unterbinden, protestierte die französische Regierung. Der französische Botschafter soll die Demarche vor der Presse, wie Vater beim Mittagessen aufgebracht berichtete, mit den Worten «Wenn ein Kind mit dem Feuer spielt, muss man es ihm aus der Hand schlagen!» begründet haben.

Noch einmal ein Blick auf die Karte mit den politischen Grenzen des Jahres 1933: Das völlig abgerüstete Reich war umgeben von hochgerüsteten, untereinander durch Verträge verbundenen Staaten, die unter der Führung Frankreichs in der Lage waren, die Handlungsfreiheit der Reichsregierung entscheidend einzuengen und gegebenenfalls durch militärischen Druck ihnen genehme Entscheidungen zu erzwingen. Dieses von Frankreich zusammengefügte Paktsystem umfasste die Länder Belgien, Polen, Tschechoslowakei und Jugoslawien. Diese Staaten hatten teilweise Aspirationen auf weitere Gebiete des Reiches oder standen ihm aus den verschiedensten Gründen – nicht zuletzt wegen seiner Attraktivität für in diesen Staaten lebenden und nach Millionen zählenden deutschen «Minderheiten» – feindlich gegenüber.

Während die Staaten der sogenannten «Kleinen Entente», die Bezeichnung sollte den Unterschied zur «Grossen Entente» – dem Bündnis zwischen Frankreich und Grossbritannien – verdeutlichen, hochgerüstet waren, hatte Grossbritannien seine Streitkräfte zwar zahlenmässig reduziert, sie aber quali-

44 Die Nationalversammlung von Deutsch-Österreich erklärte am 12. November 1918 Österreich zum Bestandteil der Deutschen Republik. Am 12. März 1919 erfolgte neuerlich eine Anschlussklärung. Im Artikel 88 des Staatsvertrags von Saint-Germain-en-Laye wurde das Verbot des Anschlusses ohne Zustimmung des Völkerbunds ratifiziert. Quelle: <http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclp.a/a586894.htm>

tativ auf einem zeitgemässen Stand gehalten. Man führe sich diese aussenpolitische Lage Deutschlands, die Hitler bei seinem Regierungsantritt vorfand, deutlich vor Augen. Mit dieser schon für sich allein äusserst gefährdeten, das heisst extrem schwachen Position hatten sich bereits die Weimarer Regierungen auseinanderzusetzen.

Hitler sah aber über diese aktuelle Gefährdung Deutschlands durch die «Kleine Entente» hinaus die säkulare Bedrohung, nicht nur des Reiches, sondern ganz Europas, in der Machtentfaltung der Sowjetunion. Man wird nicht behaupten können, er habe Gespenster gesehen. In der Sowjetführung beschäftigte man sich längst mit Überlegungen, die Staaten an ihrer Westgrenze «am Kragen zu packen».⁴⁵ Das Potential dafür wuchs ständig. Später wurde die Unabhängigkeit des westlichen Europas nach dem Zweiten Weltkrieg nur durch die Beteiligung der USA innerhalb der NATO, mit anderen Worten durch das amerikanische Nuklearpotential, aufrechterhalten und eine sowjetische Hegemonie mit den bekannten Konsequenzen verhindert.

Mit Blick auf die Sowjetunion stellten sich die Machtverhältnisse in Europa wie folgt dar: In der Mitte Europas bestand ein absolutes Machtvakuum. Frankreich startete, verschanzt hinter seiner Maginot-Linie, auf eben dieses machtlose Gebilde, genannt «Deutsches Reich». Die Staaten Osteuropas von einigem Gewicht, wie Polen und die Tschechoslowakei, blickten feindlich, wenn nicht begehrlieh auf diese Machtleere Mitteleuropas. Die USA hatten sich dezidiert in die aussenpolitische Isolation zurückgezogen. Die Wahlpropaganda Roosevelts im Jahre 1932 war ganz auf Nichteinmischung in Europa abgestellt. Bereits 1933 allerdings vollzog er mit der völkerrechtlichen Anerkennung der Sowjetunion einen Schritt, der auch die europäische Politik beeinflusste. Alle amerikanischen Regierungen vor ihm hatten dies strikt abgelehnt.

Für Hitler stellte sich die Frage, wer eigentlich die «russische Dampfwalze» aufhalten würde, wenn es Stalin gefallen sollte, sie eines Tages anrollen zu lassen. Die sogenannten «Pufferstaaten» – Polen, die Tschechoslowakei und Rumänien – kamen dafür nicht in Betracht. Der Begriff «russische Dampfwalze» wurde übrigens zu Beginn des Weltkrieges 1914-1918 geprägt, als eindrucksvolles Bild zur Charakterisierung des quantitativ überwältigenden militärischen Potentials des riesigen russischen Reiches.⁴⁶

45 Vgl. Bogdan Musials Schilderung entsprechender Politbürositzungen Anfang der 1930er Jahre: a.a.O.

46 Büchmann, Georg: Geflügelte Worte, München 2001, S. 416, gibt den militärischen Mitarbeiter der Times, Oberst Charles Repington, als Urheber an (Times, 13. August 1914).

Ein verantwortungsbewusster deutscher Regierungschef, wer auch immer er war, musste die Möglichkeit in Rechnung stellen, dass Sowjetrussland unter bestimmten Umständen nicht davor zurückschrecken würde, seinen Machtbereich – gegebenenfalls mit Gewalt – in Europa auszudehnen. Das «Machtvakuum» in Mitteleuropa, entstanden durch die völlige militärische Entmachtung des einzigen Staates, der in der Lage gewesen wäre, der Sowjetunion entgegenzutreten, forderte eine solche Politik der Expansion zu einem geeigneten Zeitpunkt geradezu heraus. Man denke an die Forderungen Molotows, die sich auf die Dardanellen, den Balkan und, man vergesse es nicht, auch auf die Ostseeausgänge, also Sund und Belt, bezogen, die er Hitler und seinem Aussenminister gegenüber bei seinem Besuch in Berlin im November des Jahres 1940 erhob, als das Reich immerhin auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Es bleibe in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt: In den beiden wichtigsten europäischen Staaten – Frankreich und Deutschland – hatten sich starke, militante kommunistische Parteien etabliert, die durch die «Komintern» von Moskau aus gesteuert wurden. Sowjetrussland hatte die «Weltrevolution» auf seine Fahnen geschrieben, was realpolitisch den Welt Herrschaftsanspruch Moskaus unterstrich. «Wer Berlin hat, hat Europa», war ein bekannter Ausspruch Lenins!

Von diesen machtpolitischen Verhältnissen und ihren Gefahren her gesehen, war das Angehen der Rüstungsfrage nunmehr auch für die Regierung Hitlers vorgegeben. Entweder wurde durch die Genfer Abrüstungskonferenz eine allgemeine Abrüstung erreicht, oder die deutsche Aufrüstung wurde zu einer zwingenden Notwendigkeit, über deren Umfang sich Hitler mit Grossbritannien und Frankreich verständigen wollte.

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Abrüstung Deutschlands nach dem Wortlaut des Versailler Vertrages die Voraussetzungen für eine allgemeine Abrüstung schaffen sollte. So heisst es in Teil V des Vertrages:

Um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland, die [...] Bestimmungen des Friedensvertrages über das Landheer, die Seemacht und die Luftschiffahrt genau einzuhalten.⁴⁷

Die Signatarmächte des Versailler Vertrages aber waren ihrerseits der Verpflichtung zur Abrüstung, der «Geschäftsgrundlage» der Rüstungsklauseln

47 Zitiert nach Uhle-Wettler, Franz: Das Versailler Diktat, Kiel 1999, S. 155.

des Vertrages, nicht nachgekommen. Im Weiteren heisst es unter anderem:⁴⁸

[...] Diese Bedingungen stellen [...] gleichzeitig den ersten Schritt zu der allgemeinen Beschränkung und Begrenzung der Rüstungen dar, welche die bezeichneten Mächte als eines der besten Mittel zur Verhinderung von Kriegen zu verwirklichen suchen und die herbeizuführen zu den ersten Pflichten des Völkerbundes gehören wird.

Am 18. Mai 1926 trat die Vorbereitende Kommission für die Abrüstungskonferenz zum ersten Mal zusammen. Der deutsche Vertreter, Johann Heinrich Graf von Bernstorff, hatte den Delegierten erklärt:

Die Alliierten haben dem Reich ein 100.000-Mann-Heer aufgezwungen. Der Friedensvertrag, die Völkerbundssatzung und nunmehr auch die Schlussakte von Locarno erkennen jedoch übereinstimmend an, dass die deutsche Entwaffnung den Weg zu einer allgemeinen Abrüstung freimachen soll. Zu einer solchen kann man nur auf drei Wegen gelangen: Entweder senken Sie Ihre Rüstungen auf den Deutschland zugebilligten Stand; oder Sie gestatten Deutschland, seine Rüstung auf Ihren Stand anzuheben; oder aber Sie verbinden beides miteinander, senken Ihre eigenen Rüstungen [...].⁴⁹

Der spätere Aussenminister im Kabinett Hitlers, Neurath, der bereits den Regierungen vor Hitler als Aussenminister der deutschen Reichsregierung angehörte, hat damals öffentlich sehr treffend formuliert:

Deutschland ist nach wie vor in der Abrüstungsfrage der Gläubiger.⁵⁰

Nicht nur politisch, sondern auch juristisch wird man den Anspruch des Reiches auf die militärische Gleichberechtigung nicht negieren können, die – wie gesagt – der Regierung Papen bereits im Dezember 1932 grundsätzlich zugestanden worden war und die im Übrigen auch bereits aus der Völkerbundssatzung hervorging, die in Artikel 8 jedes Mitglied dem Grundsatz verpflichtete, nur jenes Mindestmass an Rüstung zu unterhalten, das zur Aufrechterhaltung der nationalen Sicherheit erforderlich war.⁵¹ Über die Modalitäten, ob Abrüstung der hochgerüsteten Staaten, Aufrüstung der abgerüsteten Staaten oder einer Kombination von beidem, war zu verhandeln. Nicht ohne Grund wurde

48 Deutsche Liga für Völkerbund: Das Ultimatum der Entente – Vollständiger Text der Mantelnote und der Antwort auf die deutschen Gegenvorschläge, Berlin 1919, S. 28.

49 Zitiert nach Benoist-Méchin, Jacques: Jahre der Zwietracht 1919-1925. Geschichte der deutschen Militärmacht 1918-1946, Oldenburg 1965, S. 354.

50 Meinck, G.: a.a.O., S. 36 und S. 199, Anm. 70, Schwendemann, Karl: Abrüstung und Sicherheit, Bd. II, S. 454.

51 Vgl. Uhle-Wettler, Franz: a.a.O., S. 66.

Vaters erste offizielle Position «Sonderbeauftragter für Abrüstungsfragen» benannt.

Die Lösung der «Rüstungsfrage» – in welchem Sinne auch immer – hatte für das Reich in zweierlei Hinsicht eine vitale Bedeutung. Zum einen musste sie der Reichsregierung ihre Handlungsfreiheit und damit ihre Bündnisfähigkeit zurückgeben, zum anderen die Bildung eines Gegengewichtes – in Hitlers und Vaters Sicht eines «europäischen Gegengewichtes» – gegen die Machtentfaltung der Sowjetunion ermöglichen. Man könnte von einer europäischen Konzeption sprechen. Ich werde im Folgenden die Bemühungen darzustellen haben, die deutscherseits von 1933 bis 1936 unternommen wurden, mit England und Frankreich in diesem Sinne zu Abmachungen zu gelangen.

Reichswehrminister Werner von Blomberg gab im März 1933 den Auftrag, eine Denkschrift über die militärische Lage des Reiches zu verfassen.⁵² Der Chef des Truppenamtes der Reichswehr, Generalleutnant Wilhelm Adam, hatte sie zu erstellen und sich mit den Möglichkeiten auseinanderzusetzen, das Reich gegen einen gleichzeitigen Angriff Frankreichs und Polens, möglicherweise unter Mitwirkung der Tschechoslowakei, zu verteidigen.⁵³ Adam kommt in der Denkschrift zu folgenden Ergebnissen:

Frankreich kann nicht gehindert werden, einen Krieg auf deutschem Boden so zu führen, wie es ihm beliebt.

Die Verteidigung der Oderlinie gegen Polen ist so lange möglich, wie die Munition reicht. Die vorhandene Ausstattung genügt für 14 Tage. [...]

Selbst eine reine Verteidigung an der Oder gegen Polen wird durch den Kriegseintritt der Tschechoslowakei in Frage gestellt. [...]

In diesem Zusammenhang sind die Sorgen von Interesse, mit denen der deutsche Reichskanzler Brüning im Jahre 1931 konfrontiert war. Polen drohte gegen Schlesien, Pommern und Ostpreussen vorzugehen.⁵⁴ Der damalige Reichswehrminister Wilhelm Groener hatte bereits vor dem Reichstag im Jahre 1928 von der Gefahr eines Vorgehens Polens gegen die genannten Provinzen gesprochen. Bereits 1923 während der französischbelgischen Besetzung des Ruhrgebietes – fünf Jahre nach Kriegsende – ist der französische Marschall Foch nach Warschau gereist und hatte mit Piłsudski den sogenannten «Foch-Plan» verabredet, der eine gleichzeitige Operation der polnischen

52 Meinck, G.: a.a.O., S. 19 und S. 196, Anm. 6, Krupp-Prozess, Vert.-Dok.-Buch-Krupp 2b, S. 25 ff., Krupp 105.

53 Zitiert nach Meinck, G.: a.a.O., S. 19, S. 196, Anm. 7, Krupp-Prozess, Vert.-Dok.-Buch-Krupp 2b, S. 10 f., in: Krupp 104.

54 Meinck, G.: a.a.O., S. 15 und S. 195, Anm. 88; Reichskanzler Brüning bestätigt die polnischen Angriffspläne; vgl. Brüning, Heinrich: Ein Brief, in: Deutsche Rundschau 70/Juli 1947, S. 1-22.

Streitkräfte gegen Ostpreussen, Pommern und Oberschlesien ins Auge fasste.⁵⁵

Piłsudski hat 1933 nach der Übernahme der Regierung durch Hitler in Paris vorfühlen lassen, ob man dort Neigung verspüre, militärisch gegen das Reich vorzugehen.⁵⁶ Das war offenbar nicht der Fall, wahrscheinlich wegen der fehlenden Bereitschaft Grossbritanniens, sich zu engagieren. Lord Vansittart, der antideutsche «Falke» im englischen Aussenministerium, räumte in seinen Memoiren ein, Piłsudski habe zu Weimarer Zeiten sogar «zweimal im Jahr» in Frankreich um Rückendeckung für einen Angriff auf Deutschland gebeten.⁵⁷ Vansittart, von dem noch zu sprechen sein wird, hätte diese Anregung wohl durchaus aufgegriffen. Die Tatsache der durch Piłsudski eingeleiteten Sondierung in diesem Sinne zeigt nur zu deutlich die Bedrohung des Reiches bereits bei innenpolitischen Vorgängen, die eine gewisse Konsolidierung der Verhältnisse in Deutschland möglich erscheinen liessen. An die Intervention der französischen Regierung gegen einen Zollvertrag mit Österreich soll in diesem Zusammenhang noch einmal erinnert werden.

Wenn man deutscherseits damals einige Hoffnungen auf die Mitgliedschaft im Völkerbund gesetzt und daher die militärischen Planungen auf «hinhaltenden Widerstand» ausgerichtet hatte, bis die Völkerbundsmaschinerie tätig werden würde, so sollte sich das schnell als Illusion herausstellen. Als die Japaner im Jahre 1931 in die Mandschurei einrückten, beschränkte sich die Aktivität des Völkerbundes darauf, eine Kommission (Lytton-Kommission) einzusetzen, die den Konflikt untersuchen sollte.

Man kann sich die Sorgen des damaligen Reichskanzlers Brüning vorstellen. Was sollte der Völkerbund gegen eine mögliche Aggression Frankreichs, Polens und der Tschechoslowakei ausrichten? Wer sollte Sanktionen gegen die Aggressoren, wenn sie überhaupt beschlossen würden, durchsetzen? Es ist unwahrscheinlich, dass Grossbritannien oder gar Italien in einem solchen Fall sofort wirtschaftliche oder gar militärische Sanktionen gegen die «Kleine Entente» ausgelöst hätten. Das Schicksal Abessinien ist ein Beispiel mehr für den «Schutz», den die vom Völkerbund propagierte sogenannte «Kollektive Sicherheit» betroffenen Ländern gewähren konnte. Die Vereinigten Staa-

⁵⁵ Vgl. Meinck, G.: a.a.O., S. 13 bzw. S. 194, Anm. 78; Polnisches Generalstabswerk, S. 112 ff.

⁵⁶ ADAP, Serie C, Bd. I, 1, Dok. Nr. 83, 120, 180; Meinck, G.: a.a.O., S. 18f. und S. 196, Anm. 5, Roos, Hans: Die «Präventivkriegspläne» Piłsudkis von 1933, in Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 3/1955, S. 344 ff.; Rönnefarth, Helmuth/Euler, Heinrich (Hrsg.): Vertrags-Ploetz. Konferenzen und Verträge (Teil II, Bd. 4: Neueste Zeit 1914-1959), Würzburg 1959, S. 125. Vgl. auch Scheil, Stefan: Logik der Mächte, Berlin 1999, S. 100-104.

⁵⁷ Vgl. Vansittart, Robert: a.a.O., S. 412.

ten waren ohnehin nicht Mitglied des Völkerbundes und verharrten zu dieser Zeit in erklärter Isolation.

In dieser Darstellung der deutschen Lage ist eine immerhin mögliche und denkbare Aggression der Sowjetunion noch nicht einmal berücksichtigt. Der machtpolitische «horror vacui» verursachte Vater schlaflose Nächte, wie ich aus den Gesprächen mit ihm und den Unterhaltungen zwischen den Eltern und Grossvater Ribbentrop, denen ich beiwohnen durfte, immer wieder entnehmen konnte. Der, wie erwähnt, von Vater verschiedentlich in meiner Gegenwart ausgesprochene Satz «Wir müssen optieren!» war Ausfluss nackter Not. Wer nicht verstehen kann oder will, dass die Politik Hitlers zunächst aus einer Position extremer Schwäche geführt werden musste, dem werden die wahren Beweggründe hinter seinen aussenpolitischen Aktionen verborgen bleiben.

Das Dilemma

Aber gehen wir zunächst zurück zur Beurteilung der wehrpolitischen Lage des Reiches bei Hitlers Regierungsantritt. Generalleutnant Adam führt seiner Denkschrift wörtlich aus:

Wir können zur Zeit keinen Krieg führen. Wir müssen alles tun, um ihn zu vermeiden, selbst um den Preis diplomatischer Niederlagen. [...]

In zäher, geduldiger und vorsichtiger Arbeit müssen wir unsere Wehrkraft stärken und das Volk für die schwere Stunde vorbereiten.

Aber auch wenn wir alles tun, um den Krieg zu vermeiden, und dem Feind auch jeden Vorwand zum Kriege nehmen: Wir können den Krieg nicht verhindern, wenn die anderen ihn präventiv führen wollen. Es wäre unsinnig, für diesen Fall Operations- und Aufmarschpläne zu machen.⁵⁸

In dieser «verzweifelten Lage» – die Wiederholung sei mir gestattet – sprach alles für Hitlers Absicht, die Verteidigungsfähigkeit des Reiches durch politisch-diplomatische Übereinkommen mit den beiden Westmächten wiederherzustellen.

Verfolgen wir die Bemühungen der jeweiligen deutschen Reichsregierungen, ab 1932 die «Gleichberechtigung» in der Rüstungsfrage zu erreichen, dem Jahr des Beginnes der sogenannten Abrüstungskonferenz. Sie trat endlich am 2. Februar 1932 – zwölf Jahre nach Versailles (!) – in Genf zusammen. Deutschland forderte «nach der eigenen Entwaffnung die allgemeine Abrüstung». Die französische Regierung blockierte die Konferenz mit Sicherheitsforderungen, ehe eine allgemeine Abrüstung möglich wäre. Man trennte sich ergebnislos.⁵⁹

Im August 1932 forderte die Reichsregierung unter Reichskanzler von Papen in einer Note erneut die völlige militärische Gleichberechtigung. Die Note wurde von der französischen Regierung in scharfer Form zurückgewiesen. Die Reichsregierung unter Papen gab schliesslich eine «Distanz-Erklärung» ab. Das bedeutete, sich nicht mehr an den Verhandlungen der Genfer Abrüstungskonferenz beteiligen zu wollen, bis in direkten Verhandlungen Fortschritte erzielt werden würden.

Der britische Premierminister Ramsay MacDonald erreichte es schliesslich, dass, wie schon erwähnt, in einer «Fünf-Mächte-Vereinbarung» vom

58 Vgl. auch Meinck, G.: a.a.O., S. 19.

59 Vertrags-Ploetz: Teil II, Bd. 4, S. 119; «Der grosse Ploetz», 1991, S. 863.

Dezember 1932 zwischen Deutschland, Frankreich, Italien, Grossbritannien und den USA dem Reich die militärische Gleichberechtigung zugestanden wurde.⁶⁰ Ihre praktische Verwirklichung blieb jedoch der Abrüstungskonferenz vorbehalten, womit sich die Katze in den Schwanz biss, da unter anderem die französische Regierung die Verhandlungen blockierte. Die deutsche Verhandlungsposition hatte sich unter juristischen Gesichtspunkten verbessert, die De-facto-Gleichberechtigung war aber nach wie vor nicht erreicht worden.

Am 16. März 1933 legte MacDonald einen Plan vor, der als «Mac-Donald-Plan» bekannt geworden ist. Dieser Plan bedeutete wohl gegenüber dem Ist-Zustand eine gewisse Verbesserung, von Gleichberechtigung des Reiches konnte aber keine Rede sein, nicht einmal von ausreichender Verteidigungsfähigkeit, wie sich aus den wichtigsten Ansätzen in dem Plan, die im Folgenden wiedergegeben werden, ergibt:

Deutschland sollten nach dem Plan 200.000 Mann zugestanden werden, Frankreich 400.000, Polen 200.000, der Tschechoslowakei 100.000, Sowjetrussland 500.000, Belgien 75.000, Italien 250.000. Grossbritannien wurde in dem Plan nicht aufgeführt, behielt demnach völlig freie Hand, um seine Rüstungen nach Gutdünken vorzunehmen.

Luftstreitkräfte sollten den abgerüsteten Staaten überhaupt nicht erlaubt sein, dagegen Frankreich 500 Flugzeuge, Polen 200, der Tschechoslowakei 200, Sowjetrussland 500, Belgien 150, Italien 500, den USA 500. Auch im Hinblick auf die Luftstreitkräfte war für Grossbritannien keine Limitierung vorgesehen.

Für Artilleriewaffen sah der Plan folgende Regelung vor: Deutschland durfte sich nur Geschütze mit einem Kaliber von 11,5 cm zulegen, die Staaten aber, die bereits über stärkere Kaliber verfügten, durften diese behalten. Das ergab eine erhebliche Unterlegenheit Deutschlands an Geschützen.

Die Dienstzeit sollte auf acht Monate begrenzt und die Berufsheere in einem gewissen Zeitraum aufgelöst werden. Auch diese Bestimmung richtete sich in erster Linie gegen Deutschland. Es hätte die hochqualifizierte Reichswehr in ein kurzdienendes Heer umwandeln müssen, ohne aber über 15 Jahrgänge an Reservisten zu verfügen, wie alle seine Nachbarn. Schon diese wenigen Zahlenangaben lassen klar erkennen, dass die beiden Siegerstaaten nicht bereit waren, Deutschland eine ausreichende Verteidigungsfähigkeit, geschweige denn eine volle militärische Gleichberechtigung zuzugestehen. Dennoch liess man deutscherseits den «MacDonald-Plan» als Verhandlungsgrundlage gelten. Hitler hielt am 17. Mai im Reichstag eine versöhnliche

60 Vertrags-Ploetz, Teil II, Bd. 4, S. 119.

Rede, die von dem britischen Kriegsminister Lord Douglas Hailsham am 11. Juni durch eine intransigente, ultimative Rede «honoriert» wurde.

Im September des Jahres 1933 «verschlechterten» Grossbritannien und Frankreich ihren eigenen Plan – eben den sogenannten «MacDonald-Plan» – gravierend. In ihrem nunmehrigen Vorschlag waren zwei Etappen vorgesehen. In den ersten vier Jahren sollten lediglich die bestehenden Heere auf Milizheere umgestellt werden; erst in der zweiten Etappe sollten die gerüsteten Staaten entsprechend dem britischen Plan abzurüsten beginnen. Für die deutsche Seite war der Plan nunmehr als Diskussionsgrundlage nicht mehr akzeptabel. Er stellte die Verwirklichung der deutschen Gleichberechtigung und damit auch die Wiederherstellung der Verteidigungsfähigkeit des Reiches den Beschlüssen einer Konferenz anheim, die erst nach vier Jahren zusammentreten sollte, und verschob die endgültige Entscheidung gleich um acht Jahre. Der Vorschlag richtete sich im Übrigen wiederum einseitig gegen das hochqualifizierte deutsche Berufsheer, die Reichswehr, und berücksichtigte wiederum das Fehlen jedweder Reserve] ahrgänge nicht, über die die gerüsteten Staaten seit 15 Jahren verfügten. Es war ja nicht möglich, aus ihnen wieder kurzausgebildete Milizionäre zu machen.

Eine innenpolitische Komponente mag mitgespielt haben. An dieser Stelle sei erwähnt, dass mein Vater sich von Anbeginn seiner Zusammenarbeit mit Hitler bemühte, dessen negative Einstellung zu Frankreich in positivem Sinne zu verändern. Vater erwähnte den damaligen Kriegsminister Blomberg, der ihn bei seiner «Franzosenpolitik» immer auf das Wärmste unterstützt habe. Von dem unglücklichen Ausscheiden Blombergs ist auch Vater seinerzeit betroffen worden. Das Verhältnis von aussenpolitischer Leitung zur Führung der Streitkräfte unterliegt oft einer gewissen Problematik. Der französische Politiker Georges Clemenceau sagte einmal: «Ein Krieg ist eine viel zu wichtige Sache, um sie den Militärs zu überlassen!» Blücher sprach von Federfuchsern! Im Übrigen schreibt Vater in diesem Zusammenhang aus Nürnberg: «Ich muss hier erwähnen, dass der damalige Stabschef der SA, Ernst Röhm,... wesentlich dazu beigetragen hat, dass Adolf Hitler seine negative Auffassung über Frankreich allmählich revidierte.»⁶¹

61 Im Internierungslager Bad Aibling lag in der Pritsche unter mir ein Oberstaatsanwalt Hattingen. Er gehörte in Paris zum Kreis um Ernst Jünger, der ihn in einem Brief an mich als «seinen lieben Freund» bezeichnete, und berichtete von einer damals von Jünger verfassten Schrift mit dem Titel «Der Friede». Als ich mich vor ein paar Jahren an Jünger mit der Bitte wandte, mir die Schrift zur Verfügung zu stellen, was er liebenswürdigerweise umgehend tat, schrieb Jünger mir unter anderem: «Ihr Vater hatte damals einige Autoren, darunter mich und Sieburg, nach Fuschl eingeladen, weil ihm eine Art von brain-trust vorschwebte. Unter anderem sollte jeder von ihnen mit dem

Die Bestrebungen Röhm's, die Reichswehr in ein Milizheer in enger Verbindung zur SA umzuwandeln, sind bekannt. Ich erinnere mich sehr genau daran, wie Vater nach den Ereignissen des 30. Juni 1934 äusserte, «Röhm soll in Verbindung zu einer auswärtigen Macht gestanden haben». Einer Verbindung Röhm's zu französischen Kreisen schien umso weniger entgegenzustehen, als beide mit der Umwandlung der Reichswehr in eine Miliz ein identisches Ziel verfolgten. In jedem Fall hat sich Röhm mit François-Poncet getroffen, dem französischen Botschafter in Berlin, was auch immer dabei besprochen worden sein mag.

Der damalige Reichsfinanzminister Schwerin von Krosigk berichtet: «Barthou [französischer Aussenminister] war im Frühjahr 1934 darüber unterrichtet worden, dass in Deutschland ein Systemwechsel bevorstand. Es ist nicht bekannt, woher er diese Nachricht hatte und was ihr Inhalt im Einzelnen war.»⁶² Churchill liess in seinen Memoiren keinen Zweifel daran, dass die SA eine starke potentielle Bedrohung von Hitlers Herrschaft bedeutete, vielleicht auch eine aktuelle. Er berichtet dort, Schleicher sei so unvorsichtig gewesen, François-Poncet gegenüber eine Andeutung zu machen, dass der Sturz Hitlers bevorstünde. Er wolle nochmals so handeln, wie seinerzeit im Fall Brüning ...⁶³ Die umlaufenden Gerüchte waren Schleicher bekannt, er stritt noch wenige Tage vor seinem Tod ab, mit François-Poncet andere als private Dinge besprochen zu haben.⁶⁴

Eine Entmachtung Röhm's mag zur Konsolidierung der innenpolitischen Verhältnisse im Reich aus Hitlers Sicht erforderlich gewesen sein, möglicherweise auch im oben angedeuteten Sinne. Die Art und Weise, wie Hitler die Auseinandersetzung mit Röhm führte und schliesslich beendete, hatte in ihrer nicht durch das Recht gestützten und im Übrigen unnötigen Brutalität ohne Zweifel eine verhängnisvolle Langzeitwirkung entwickelt. Sie brach mit Rechtstraditionen. Die in Erscheinung getretene, präzedenzlose Willkür des Alleinherrschers, der nach Gutdünken Erschiessungen, zum Teil unter seinen ganz alten Mitkämpfern, vornehmen liess, ohne den Betroffenen die Möglichkeit zu geben, sich zu rechtfertigen, war alles andere als geeignet, den

Auswärtigen Amt bevorzugt telefonieren können und sich einen Posten als Korrespondent im Ausland wählen dürfen – ich habe davon keinen Gebrauch gemacht.»

Die Affinität Jüngers zum französischen Kulturkreis wollte Vater im Sinne der deutsch-französischen Verständigung aktivieren und nutzen. Leider vergeblich. Ein interessantes Beispiel für die Verweigerungshaltung eines Teils der Intellektuellen.

62 Schwerin von Krosigk, Lutz Graf: Es geschah in Deutschland, Stuttgart 1951, S. 121/122.

63 Churchill. W.: a.a.O. S. 127.

64 Vgl. Plehwe, Friedrich-Karl von: Reichskanzler Kurt von Schleicher, Esslingen 1983, S. 300.

breiten innenpolitischen Konsens herbeizuführen, dessen die gefährdete Lage des Landes bedurfte. Die zu Tage getretene Unberechenbarkeit konnte sich auch auf dem Felde der Aussenpolitik als grosses Handicap erweisen, im Sinne von Vaters Bemühungen bei seinen ausländischen Gesprächspartnern Vertrauen für die deutsche aussenpolitische Konzeption zu gewinnen.

Haben sich die Regierungen Grossbritanniens und Frankreichs vielleicht Hoffnungen auf einen Regierungswechsel in Deutschland gemacht? Sollte die Aussicht mitgespielt haben, eine «diplomatische Niederlage des Reiches» [General Adam] – wie zum Beispiel eine Majorisierung im Hauptausschuss der Abrüstungskonferenz – könnte diesen Wechsel fördern oder gar herbeiführen? Man ist in diesem Fall auf Vermutungen angewiesen; völlig von der Hand zu weisen sind sie nicht. Hitler war jedenfalls entschlossen, sich in Genf nicht überstimmen zu lassen und damit die Schuld am Scheitern des «MacDonald-Planes» bzw. der Abrüstungskonferenz zugeschoben zu bekommen. Deutschland verliess den Völkerbund und die Abrüstungskonferenz am 14. Oktober 1933.

Hitler gab den beiden international bekannten Star-Journalisten – dem Engländer George Ward Price für die Rothermere-Presse («Daily Mail») und dem Franzosen Fernand de Brinon für den Pariser «Le Matin»⁶⁵ – jeweils ein Interview, in denen er einmal mehr seinen Wunsch zum Ausdruck brachte, sich mit den beiden Ländern über die deutsche Gleichberechtigung zu verständigen. Diese beiden Interviews lösten damals international grosse Aufmerksamkeit aus. Sie sind beide durch Vaters Initiative zustande gekommen und haben viel dazu beigetragen, die zeitweise Aufregung über den deutschen Schritt – das Verlassen des Völkerbundes und der Abrüstungskonferenz – zu applanieren.

Die beiden Journalisten waren ab dem Jahre 1933 verschiedentlich bei uns in Dahlem, de Brinon noch öfter als Ward Price. Letzterer ein beweglicher, auf seine Gesprächspartner zugehender Mann, eher nicht englisch wirkend, abgesehen von seinem dunkelblauen Nadelstreifenanzug, den er meistens trug; de Brinon trat persönlicher auf, auch gegenüber uns Kindern, deren französische Sprachkenntnisse er lobte, was uns angesichts Vaters ständiger Kritik an unserem Französisch – er sprach es selbst bekanntlich fliessend – sehr gut tat. Mich hat de Brinon damals als «Jungvolk j ungen»⁶⁶ in einem seiner Bücher erwähnt und abgebildet.

Beide Journalisten befürworteten ein grosses Arrangement zwischen ihren Ländern und Deutschland. Entsprechend aufgeschlossen, ja herzlich war die Atmosphäre ihrer Besuche bei uns. Das de Brinon von Hitler gewährte Inter-

65 Vgl. die Hitler-Interviews in: Le Matin (Paris), 22. November 1933; Daily Mail (London), 5. August 1934.

66 Im «Deutschen Jungvolk» waren die 10- bis 14jährigen Jungen im Verband der «Hitler-Jugend» organisiert.

view war insofern besonders bemerkenswert, weil Hitler sich in ihm ausdrücklich an Elsass-Lothringen desinteressiert zeigte. Die «Franzosenpolitik» Vaters bedarf der Erläuterung. Ich wende mich daher seinen Aktivitäten zu, die er zunächst inoffiziell, ab 1934 offiziell als «Sonderbeauftragter für Abrüstungsfragen» betrieb.

In dem bereits erwähnten ersten aussenpolitischen Gespräch, das Hitler als Reichskanzler mit Vater im Februar 1933 bei uns in Dahlem führte,⁶⁷ hatte Vater seine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, «eine deutschenglische Verständigung habe einen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich [...] zur Voraussetzung». Hitler wäre damals, wie Vater schreibt, «nicht darauf eingegangen».

In seiner Argumentation ging Vater von der Gültigkeit des britischen Prinzips der «Balance of Power», des so oft zitierten europäischen Gleichgewichtes, für die aktuelle englische Politik aus. Grossbritannien würde sich nicht von seinem Verbündeten Frankreich trennen lassen, um isoliert Deutschland gegenüberzustehen oder gar deutsche Schritte gegen Frankreich hinzunehmen. Das Reich würde von Grossbritannien als stärkste Kontinentalmacht – man musste eigentlich formulieren «potentiell» stärkste – angesehen, obwohl davon zu diesem Zeitpunkt keine Rede sein konnte. Hitler hatte das Gespräch im Februar anlässlich seines Besuches in Dahlem mit der Bitte an Vater beendet, eine Geschäftsreise nach Paris und London zu benutzen, um die Atmosphäre und die Meinungen in den politischen Kreisen der beiden Hauptstädte zu erkunden. Vater schreibt darüber:

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris und London berichtete ich ihm [Hitler] dann erneut, dass nach meiner Auffassung nur eine Geste der Beruhigung gegenüber Frankreich eine Auflockerung der internationalen Lage in einem für uns günstigen Sinne herbeiführen könne. Überall in Paris habe man mich gefragt, was Adolf Hitler über Frankreich denke. Die in seinem Buch «Mein Kampf» über die deutsch-französische Erbfeindschaft niedergelegten Gedanken würden dauernd zitiert und beendeten jedes politische Gespräch.⁶⁸

Zu dem Zeitpunkt, als Hitler auf der Festung Landsberg 1924/25 sein Buch schrieb, hatten Franzosen und Belgier das Ruhrgebiet besetzt und unterhielten ein ziemliches Terrorregiment.⁶⁹ Das Buch sollte natürlich sein «Comeback» in die Politik vorbereiten, er konnte sich damals also nur antifranzösisch artikulieren. Er hatte sich in dem Buch bereits «weit aus dem Fenster gelehnt», wie man heute sagen würde, als er eine Politik, die darauf zielte, die in Ver-

⁶⁷ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 51.

⁶⁸ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 51.

⁶⁹ Vgl. das Buch «The Revolver Republic» des Times-Journalisten George E. R. Gedye, London 1930.

sailles verlorenen deutschen Gebiete zurückzuerlangen, scharf ablehnte.⁷⁰ Man sollte sich daran erinnern, wenn von seinem Angebot an Polen im Herbst 1938 zu sprechen sein wird, das bezeichnenderweise die Garantie der polnischen Grenzen, also auch des Korridors durch das Reich, einschloss.

Der Delegationsführer französischer Frontkämpfer, die von Vater im Sinne von «vertrauenbildenden Aktionen» zu Hitler gebracht worden waren, der kriegsblinde Scapini, sprach Hitler auf die antifranzösischen Kapitel in seinem Buch «Mein Kampf» an und fragte den «Führer», ob er nun ein neues Buch schreiben werde. Hitler antwortete schlagfertig und betont: «Ich werde mein Buch durch meine Politik widerlegen!» Vater erzählte es Mutter in meiner Gegenwart sehr befriedigt. Er durfte die Wendung Hitlers zu einer «profranzösischen» Politik durchaus als persönlichen Erfolg werten, hatte er doch von Anfang an die Meinung vertreten, dass «der Weg nach London über Paris führe», und zwar in dem Sinne, dass es nicht gelingen werde, Frankreich und Grossbritannien zu trennen! Hitler hatte mittlerweile begriffen, dass er Frankreich allein schon wegen der selbstgewählten Abhängigkeit der französischen Politik von London einbeziehen musste, auch wenn er das Schwergewicht in London sah. Es bestanden somit an der Westgrenze des Reiches keinerlei territoriale Probleme, die Volksabstimmung im Saargebiet war im Vertrag von Versailles festgelegt worden. Sie konnte allenfalls vorübergehend zu atmosphärischen Störungen führen.

Am 26. Januar 1934 schloss Hitler mit Polen einen Nichtangriffspakt. Der greise Marschall Piłsudski hatte im Vorjahr für seinen geplanten Angriff auf Deutschland bei den Westmächten keine Unterstützung gefunden und war «ein Mann des Entweder-Oder», wie der um die verpasste Gelegenheit trauernde Robert Vansittart in seinen Erinnerungen schrieb.⁷¹ Er wusste um die Lage seines Landes, die in gewissem Sinne mit der des Deutschen Reiches vergleichbar war. Polen, eingekeilt zwischen zwei mächtigen Nachbarn, war eher noch gefährdeter. Die Basis der polnischen Politik war das Bündnis mit Frankreich, das sich zunächst einmal in erster Linie gegen seinen westlichen Nachbarn, das Deutsche Reich, richtete. Dieses Bündnis mit Frankreich sollte gegebenenfalls im Verbund der «Kleinen Entente» das Reich neutralisieren. Die zweite tragende Säule der polnischen Politik war die im Jahre 1934 keineswegs unberechtigte Annahme, dass der Gegensatz zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem bolschewistischen Russland unüber-

70 Hitler, Adolf: Mein Kampf, Ausgabe München 1943, S. 736: «Die Forderung nach Wiederherstellung der Grenzen des Jahres 1914 ist ein politischer Unsinn von Ausmassen und Folgen, die ihn als Verbrechen erscheinen lassen.»

71 Vgl. Vansittart, R.: a.a.O., S. 412.

brückbar bliebe. So ergab sich in den Augen der polnischen Regierung ein osteuropäischer Gleichgewichtszustand, der Polen Sicherheit bot und durch einen 1932 geschlossenen polnisch-sowjetischen Nichtangriffspakt gestärkt wurde. Ein weiterer Nichtangriffspakt mit dem Reich konnte diese Sicherheit nur verstärken, zudem kostete er nichts, denn Piłsudski hatte jahrelang die Erfahrung gemacht, einen Angriff auf Deutschland politisch ohnehin nicht durchsetzen zu können. Hitler seinerseits mag gehofft haben, es der französischen Regierung durch dieses Arrangement leichter zu machen, vernünftige Zugeständnisse in der Gleichberechtigungsfrage zu konzedieren. Es sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass konservative Kreise um Bülow, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Gegner dieses Abkommens mit Polen waren.⁷² Man wird sich daran erinnern müssen, wenn man die späteren Aktivitäten der «konservativen» Konspiration gegen die propolnische Politik der deutschen Regierung in den Jahren 1938/39 zu werten haben wird.

Wir Kinder verbrachten die Sommerferien in Büsum. Mutter besuchte uns. Für mich sollte ihr Aufenthalt besonders interessant werden. Sie erhielt die Nachricht, Vater würde mit dem Flugzeug, von London kommend, in Hamburg landen. Er wollte abgeholt werden, um ebenfalls ein paar Tage mit uns in Büsum zu verbringen. Mutter nahm mich im Wagen mit nach Hamburg, um Vater im Hotel «Atlantic» zu treffen. Auf der Fahrt hatte sie mich davon ins Bild gesetzt, Vaters Reise nach Frankreich und England habe in der Hauptsache politische Gründe gehabt. Er sollte inoffiziell sondieren, welche Möglichkeiten bestünden, ein Arrangement in der Gleichberechtigungsfrage zwischen Deutschland einerseits und Grossbritannien und Frankreich andererseits herbeizuführen.

Es hat sich um die Rückkehr von der Reise gehandelt, über die Vater mit Hitler in Dahlem im Februar 1933 gesprochen hatte. Jedenfalls äusserte er sich auf der Fahrt von Hamburg nach Büsum – sie nahm damals einige Stunden in Anspruch – optimistisch über seine in beiden Ländern geführten Gespräche insofern, die Gleichberechtigung auf dem Verhandlungswege mit Grossbritannien – und damit vielleicht auch mit Frankreich – erreichen zu können. Für mich begann sich so ganz allmählich die Problematik zu erschliessen, der der deutsche Wunsch nach Gleichberechtigung zugrundelag. Die echte Versöhnung auf gleichberechtigter Basis war das politische Ziel. Es bedeutete für mich zwölfjährigen Jungen ein gewisses Umdenken, denn in

72 Gesandter a.D. Dr. Paul Karl Schmidt (Presse): Ribbentrops Reise nach Warschau Ende Januar 1939, Hamburg 1963, S. 6; Ausarbeitung für das Auswärtige Amt (Bonn), Manuskript im Besitz des Verfassers.

meinen Büchern über den Ersten Weltkrieg und den «Versailler Vertrag» waren naturgemäss Frankreich und England immer die «Feinde».

Andererseits aber war der Verständigungswille gegenüber England und Frankreich für uns Kinder kein neues Moment in unserem Leben. Drei Jahre hatten wir eine französische Erzieherin gehabt. Sie fühlte sich durch ihre sudetendeutsche Mutter beiden Völkern verbunden, war im Grunde Pazifistin und für die Völkerverständigung. Im Hause der Eltern verkehrten in den 1920er Jahren viele Ausländer und Diplomaten. Die Eltern hatten beide eine ausgesprochene Affinität sowohl zu Frankreich als auch zu England. Vater sprach beide Sprachen fehlerfrei, zumindest Englisch auch akzentfrei. Er hatte vor dem Ersten Weltkrieg zeitweise in der Schweiz gelebt, hatte in Grenoble studiert und war jahrelang in England und Kanada, mit einem Zwischenspiel in den USA, kaufmännisch tätig gewesen. Sowohl die französische als auch die englische Lebensart lag beiden Eltern. Mutter hatte für lange Jahre eine liebenswerte englische Erzieherin in Wiesbaden gehabt, die unserer Familie bis zu ihrem Tode in den 1950er Jahren durch alle Höhen und Tiefen hindurch die Treue hielt. Die geschäftlichen Verbindungen Vaters in den beiden Ländern, die er sich nach dem Weltkrieg aufgebaut hatte, bestanden gerade zu den Kreisen, die dort auch die Politik bestimmten. Zwangsläufig wurde der politisch schon immer hochinteressierte Mann zu einem profunden Kenner der politischen Szenerie in Paris und London. Die Erfahrungen, die sich zwangsläufig aus den engen geschäftlichen Verbindungen ergaben und die er über zehn Jahre hinweg sammeln konnte, waren geradezu die Voraussetzung für seinen Auftrag, Sondierungsgespräche zu führen.

Eine kleine persönliche Erinnerung mag als Symptom für die allgegenwärtige politische Atmosphäre in unserem Dahlemer Haus hier eingefügt werden. Es wird im Jahre 1930 gewesen sein, als die Eltern von einem gleichgesinnten französischen Freunde ein Brettspiel geschenkt bekamen, das als Würfelspiel bereits Kindern den wirtschaftlichen Widersinn der europäischen Zollschränken verständlich machen sollte. Es wurde mit sehr viel Spielgeld gespielt, und gewonnen hatte der Spieler, der am besten über die Zollhürden hinwegkam, das heisst, derjenige, der am Ende noch am meisten Geld übrig hatte. Die jeweils zu entrichtenden Zollgebühren verschwanden in einem grossen Topf. Wir spielten das Spiel oft mit «Mademoiselle», wie wir unsere französische Erzieherin nannten. Erst etwa siebzig Jahre später wurde aus dem «Spiel» Wirklichkeit!

Rückblickend kann ich sagen, dass die politische Atmosphäre in unserem Elternhaus von der Einsicht in die Notwendigkeit, sich mit den beiden westeuropäischen Mächten zu verständigen, geprägt war. Die Klugheit gebot es, das Gefühl wünschte es! Eben damit diese Verständigung Bestand haben konnte, war die «Gleichberechtigung» Voraussetzung.

Vaters inoffizieller Aktivität entsprach der inoffizielle Status seiner Besucher. Zwei Engländer stehen so deutlich vor meinem geistigen Auge, als ob ich sie gestern zum letzten Male gesehen hätte. Sie waren öfter bei uns zu Gast, ein Mr. Tennant und ein Professor Conwell-Evans.

Ernest Tennant wurde von uns mit geheimer Bewunderung angestaunt, denn der grosse schwere Schotte hatte Vater erzählt, er wäre wohl einer der wenigen Menschen, die schwerverletzt unter einem Löwen gelegen hätten und gerettet werden konnten. Hunde hätten das Raubtier abgelenkt, so dass er geborgen werden konnte. Damit sei er aber noch keineswegs dem Tode entgangen gewesen. Das Gefährliche an Prankenverletzungen durch Grosskatzen – sie hatten ihm die Brust aufgerissen – sei das Leichengift, das sich in den verwesenden Fleischresten des letzten Risses, die an den Pranken hingen, bilde. Dieser tödlichen Gefahr sei er durch Kristalle oder Salze entgangen, die ein eingeborener Mediziner in die Verletzungen gedrückt habe. Tennant war Schotte. Vater amüsierte sich ein wenig über Tennants Sparsamkeit – er liess im Zweifelsfalle Vater bezahlen –, die das Cliché vom geizigen Schotten etwas zu bestätigen schien.

Tennant reiste um die Welt und sammelte Schmetterlinge. Er war vermögend und unabhängig. Wie viele Engländer mit Auslandsbeziehungen stellte er sich dem Secret Service zur Verfügung – hier als Kontaktmann zu Vater. Die Eltern erläuterten mir, dass viele Engländer im Ausland mit dem Secret Service kooperierten, weil sie es als selbstverständliche Pflicht gegenüber ihrem Land verstanden; eine Einstellung, der man in Deutschland nur selten begegnete. Meine Eltern bedauerten das, räumten allerdings ein, deutsche Berufsdiplomaten ermunterten ihre Landsleute mit internationalen Verbindungen nicht gerade, ihre Kenntnisse, Beobachtungen und Verbindungen dem «Dienst» zur Verfügung zu stellen. Vater war der Meinung, gerade Kaufleute, Journalisten, Wissenschaftler usw. verfügten oft über eine bessere Kenntnis des Gastlandes und seiner Verhältnisse als Karrierediplomaten, die sich obendrein immer nur eine relativ kurze Zeit «auf Posten» in dem Lande aufhielten, in dem sie akkreditiert waren. Übrigens beklagten sich schon damals Vertreter der Wirtschaft über die mangelnde Unterstützung ihrer Exportbemühungen durch die diplomatischen Auslandsvertretungen des Reiches.

Der andere Engländer, Thomas P. Conwell-Evans, nannte sich «Professor», denn er hatte eine Gastprofessur an der Königsberger Universität in Ostpreussen inne. Er stellte sich als vergnügter, beweglicher und liebenswürdiger Mann dar, der fließend Deutsch sprach. Sein Lehrgebiet war meiner Erinnerung nach englische Literatur. Dieses «Cover», wie man einen «Tarnberuf» in den Nachrichtendiensten nennt, ermöglichte es ihm, die verschiedensten Kontakte überall auf der Welt wahrzunehmen und im Interesse seines Landes zu aktivieren. Conwell-Evans wurde von Vater als relativ «high ranking» in-

nerhalb des Secret Service eingestuft.⁷³ Zu Conwell-Evans bekamen wir Kinder leichter Kontakt als zu dem zurückhaltenden Schotten. In London erschien er öfters in der Botschaft.

Mit de Brinon verstanden wir Kinder uns am besten, da er auf uns zuging und sich mit uns beschäftigte. Nach 1940 wurde er Botschafter der Vichy-Regierung in Deutschland. Das war im Sinne Frankreichs eine gute Wahl, denn der langjährige enge Kontakt zu Vater verschaffte de Brinon die besten Voraussetzungen, die Interessen seines Landes bei der deutschen Regierung wirksam zu vertreten. Er endete in seinem Vaterland nach der «Libération» vor einem Exekutionspeloton. Vater schreibt von ihm:

Kennzeichnend war eine Bemerkung, die Botschafter de Brinon mir gegenüber am Tage von Montoire machte: «Wir haben den Krieg nicht verloren. Wir wollten uns nur nicht schlagen!»

Mit Vaters Ernennung zum «Sonderbeauftragten für Abrüstungsfragen» wurden die Besucher immer zahlreicher. Den Star-Leitartikler der Rothermere-Presse, Ward Price, habe ich bereits erwähnt. Nun aber erschien Lord Rothermere selbst. Er präsentierte sich als gelassener und würdiger Vertreter des Empires. Lord Rothermere und Lord Lothian, an beide erinnere ich mich gut, waren unter anderem Vaters Gesprächspartner im Zuge des grossangelegten Versuches, das deutsch-englische Verhältnis auf eine vertrauensvollere Grundlage zu stellen. Die Rothermere-Presse engagierte sich in diesem Sinne. Ein ganz anderer Typ dagegen war der in meiner Erinnerung drahtig wirkende Lord Lloyd, zu diesem Zeitpunkt noch nicht unbedingt als der militante Gegner Deutschlands erkennbar, als der er sich später entpuppte. Man kann sich vielleicht fragen, was Lord Lothian als britischer Botschafter in Washington während des Krieges bei sich gedacht haben mag, als er den Ausverkauf des britischen Empires auf Geheiss Churchills noch selbst in die Wege leiten musste. Was mögen die Empfindungen des britischen «hardliners» Lord Lloyd gewesen sein – der die militärische Auseinandersetzung mit Deutschland propagiert hatte – als er während des Krieges bei Churchill gegen die Rücksichtslosigkeit protestierte, mit der die Roosevelt-Regierung die Briten zwang, sich von ihren Auslandsinvestitionen zu trennen, um die amerikanischen Lieferungen bezahlen zu können?⁷⁴

Die vielen ausländischen Besucher in Dahlem suchten den Kontakt zu Vater, der Neuerscheinung auf der diplomatischen Bühne, von dem sich schnell

73 Siehe auch Colvin, Ian: Admiral Canaris – Chef des Geheimdienstes, Wien 1955 (engl. Erstausgabe: Chief of Intelligence, London 1951 sowie New York 1952 unter dem Titel «Master spy»).

74 Vgl. Charmley, John: Churchill. Das Ende einer Legende, Berlin 1995, S. 472.

herumgesprochen hatte, dass er in gewissem Umfang das Ohr Hitlers besass. Man wollte eruieren, was er zu bieten hatte und wie Hitlers Politik einzuschätzen sei. Vater begriff seine Rolle und wurde nicht müde, das grosse Arrangement anzubieten. Die vielen Gespräche in Dahlem bestätigten den deutschen Wunsch, sich mit Grossbritannien und Frankreich im weitesten Sinne zu arrangieren.

Der für uns Kinder eindrucksvollste Besucher jener Zeit in Dahlem aber war der französische Kriegsblinde Georges Scapini, Vorsitzender der französischen Frontkämpfervereinigung. Es beeindruckte die Würde, mit der dieser Mann sein Schicksal trug, und sein aufrichtiges Bestreben, eine Wiederholung jener Ereignisse zu verhindern, die ihm sein Augenlicht genommen hatten. Er war reizend zu uns Kindern. Vergnüglich auch die Geschichte, wie meine Schwester Bettina versuchte, ihm den Balzlaut eines Auerhahnes zu erklären. Ihr Französisch reichte dazu nicht aus, so dass sie schliesslich zu Scapini sagte: «C'est un oiseau qui crie toujours je t'aime, je t'aime.» Scapini amüsierte sich königlich, hatte er doch sofort verstanden, welchen Vogel der dreizehnjährige Backfisch meinte. Scapini wurde auf Vaters Veranlassung nach dem Westfeldzug mit diplomatischem Status und Organisation in Deutschland eingesetzt, um die Betreuung der französischen Kriegsgefangenen zentral zu leiten. Vater vertrat auch nach dem Sieg über Frankreich die Verständigungspolitik, sah sich bei der Durchführung allerdings grossen Widerständen ausgesetzt, wozu das Kompetenzgerangel im «Dritten Reich», das sich natürlich auch im besetzten Frankreich äusserst negativ auswirkte, sein Übriges beitrug.

Vaters Position als «Sonderbeauftragter für Abrüstungsfragen» war eine für das «Dritte Reich» oder richtiger für Hitler typische Konstruktion. Wie schon erwähnt, unterstand Vater nicht dem Auswärtigen Amt. Er hatte dadurch einerseits grössere Bewegungsfreiheit, andererseits aber standen ihm die Fazilitäten des Ministeriums nicht zur Verfügung. Er war also gezwungen, sich eine eigene Organisation – die sogenannte «Dienststelle Ribbentrop» – aufzubauen. Vater hatte sich auf Weisung des Regierungschefs vom Reichsfinanzministerium einen Etat für die Dienststelle einräumen lassen. Um in diesem Zusammenhang kurz auf die abenteuerlichen Darstellungen von Reinhard Spitzky⁷⁵ über die Finanzierung der «Dienststelle Ribbentrop»

75 Reinhard Spitzky war bis 1938 Sekretär meines Vaters. Er hatte vor, eine junge Dame der englischen Gesellschaft zu heiraten und musste daher nach den damaligen Regeln aus dem diplomatischen Dienst ausscheiden. Es wurde damals vermutet, die Beziehung sei seitens der Dame aus nachrichtendienstlichen Gesichtspunkten zustande gekommen, denn sie beendete die Verbindung, nachdem Spitzky aus dem Dienst ausgeschieden war.

einzugehen – sie sind genauso unglaubwürdig wie seine Darstellungen politischer Ereignisse aus jener kurzen Zeit, die er bei Vater tätig war.

Ich habe es bereits erwähnt, Vater entwickelte mit seiner kleinen Organisation eine intensive Tätigkeit an «vertrauensbildenden Massnahmen», wie man es heute nennt. Es wurde mit englischen und französischen Freunden jeweils eine «deutsch-englische» und eine «deutsch-französische» Gesellschaft gegründet, denen massgebliche Persönlichkeiten aus den drei Ländern angehörten. So war auch Sir Robert Vansittart Mitglied der deutsch-englischen Gesellschaft. Rückblickend darf man füglich bezweifeln, ob Sir Robert im Sinne der Zielsetzung der Gesellschaft gute Absichten hatte, als er ihr beitrug; als ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office konnte er aber nicht übergangen werden. Von der «Dienststelle Ribbentrop» wurden, nicht zur grossen Freude des französischen Botschafters François-Poncet, Frontkämpfer-Treffen aus den drei Ländern organisiert.

Die Arbeit der Dienststelle Ribbentrop beschränkte sich aber nicht auf das «Atmosphärische»; es kam darauf an, konkrete Ergebnisse zu erzielen. Das Rüstungsproblem, eingekleidet in die Formulierung «deutsche Gleichberechtigung», musste im Hinblick auf die gefährdete Lage des Reiches zu einer Lösung gebracht werden, sei es durch eine allgemeine Abrüstung, sei es durch Akzeptanz der Wiederherstellung der Verteidigungsfähigkeit des Reiches. Vaters Kontakte nach Paris sollten ein Zusammentreffen Hitlers mit dem französischen Ministerpräsidenten Édouard Daladier herbeiführen. Vater schreibt darüber:

Um die auf beiden Seiten günstige Atmosphäre auszunutzen [nach dem berühmten Hider-Brinon-Interview mit dem erklärten Verzicht auf Elsass-Lothringen], fragte ich kurz darauf Adolf Hitler, ob er bereit wäre, sich mit dem französischen Ministerpräsidenten Daladier zu treffen. Von Freunden in Paris hatte ich gehört, dass Herr Daladier einem solchen Zusammentreffen nicht abgeneigt sei. Der Führer gab seine Zustimmung zu einer vertraulichen informellen Zusammenkunft. Ein Jagdhaus im Odenwald sollte der Treffpunkt sein. Ich fuhr nach Paris in der festen Hoffnung, diesen Besuch zustande zu bringen und damit einen weiteren Schritt zu einem besseren Verständnis und einer Annäherung zwischen den beiden Ländern zu tun – ein Ziel, für das ich schon seit 1919 im Rahmen meiner Möglichkeiten gearbeitet hatte.

In Paris traf ich Herrn Daladier in der Wohnung eines Freundes zum Frühstück [Mittagessen] ... Der Präsident des Ministerrates sagte mir gleich bei der Begrüssung: «Ich kann nicht kommen, ich befinde mich in einem System, das mir nicht erlaubt, mich so frei zu bewegen wie Herr Hitler.»⁷⁶

Diese Absage war für Hitler und Vater mehr als eine Enttäuschung, es war einmal mehr ein Symptom für die fehlende Bereitschaft, die Probleme zu ver-

76 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 52 f.

handeln, ein Beweis für den Verständigungswunsch der deutschen Seite und die französische Unzugänglichkeit.

Seitens der deutschen Regierung liess man sich nicht entmutigen und versuchte weiter, in direkten Verhandlungen Fortschritte zu erzielen. Das Problem der Verteidigungsfähigkeit des Reiches musste über kurz oder lang gelöst werden. Eine Unterredung Vaters mit Stanley Baldwin, zu diesem Zeitpunkt Lord President of the Council (etwa: Vorsitzender des Geheimen Rats), Aussenminister John Simon und Premier Ramsay Mac-Donald löste eine Rede Baldwins im Unterhaus aus, in der er zwischen den aufgerüsteten und abgerüsteten Staaten einen Kompromiss in der Mitte vorschlug. Vater schreibt, das wäre damals mehr gewesen, als er erhofft habe, allerdings sei man in Paris weniger zufrieden mit der Rede gewesen.⁷⁷

Zu diesem Zeitpunkt war es Paris, das jeden Fortschritt in der für Deutschland vitalen Rüstungsfrage blockierte. Diese Politik wurde durch den französischen Aussenminister Louis Barthou vertreten. Er hatte 1913 die dreijährige Dienstpflicht in Frankreich eingeführt, 1921 das französisch-polnische Militärbündnis vorbereitet und schliesslich 1923 als Justizminister im Kabinett Poincaré für den Einmarsch in das Ruhrgebiet gestimmt.⁷⁸ Barthou blieb in Gesprächen mit Vater auf der bisher von seiner Regierung vertretenen Linie und wich einer Diskussion über Rüstungsangelegenheiten in Diplomatenmanier aus, ganz auf die bestehenden französischen Verbindungen nach Osteuropa bauend. Dazu Vater:

Einige Zeit später sah ich Barthou wieder in dem schönen Chateau d'Orsay des alten Herrn Buneau-Varilla, des Besitzers des «*Matin*», bei einem Abendessen mit Damen – auch meine Frau war diesmal mit mir gekommen. Barthou sprühte von Geist und Aufgeräumtheit, und es wurde ein äusserst interessanter und charmanter Abend. Als ich schon befürchtete, dass Barthou politische Gespräche, derentwegen ich gekommen war, wiederum vermeiden wollte, bat er mich in den Garten. Hier hatten wir dann eine lange, diesmal sehr ernste Unterredung. Der französische Aussenminister stand kurz vor seiner Reise nach Osteuropa, er wollte einen neuen Bündnisring um Deutschland schmieden. Ich habe ihn vergeblich beschworen, anstatt nach Warschau, Prag, Bukarest und Belgrad zu gehen, doch zuerst nach Berlin zu kommen.... Der französische Aussenminister war nicht umzustimmen. Seine stets gleichbleibende Antwort war: Bevor er mit uns über Rüstungsfragen verhandeln könne, müsse er seine östlichen Bündnisse in Ordnung bringen.

⁷⁷ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 56 f.

⁷⁸ Meinck, G.: a.a.O., S. 70 und S. 208, Anm. 238, Loosli-Usteri, Carl: Geschichte der Konferenz für die Herabsetzung und die Begrenzung der Rüstungen 1932-1934. Ein politischer Weltspiegel, Zürich 1949, S. 643.

Einige Wochen nach dem Verlassen der Abrüstungskonferenz legte die Reichsregierung ihre Wünsche in einer Note am 18. Dezember 1933 nieder. Mit Recht unterstellte die Note, eine Abrüstung in Europa sei nur im Rahmen einer weltweiten Abrüstung denkbar, die im Augenblick nicht realistisch sei. Daher sollten die hochgerüsteten Staaten ihren Rüstungsstand einfrieren. Für Deutschland verlangte die Note die «Gleichberechtigung», was «Defensivwaffen», die der «Normalbewaffnung einer modernen Verteidigungsarmee entsprechen», einschloße.

Die deutsche Regierung akzeptierte in der Note eine internationale, periodisch und automatisch funktionierende und allgemeine Kontrolle, die sich auch auf die sogenannten «Wehrverbände» (damit waren SA, SS, Arbeitsdienst usw. gemeint) erstrecken könne. Die deutsche Regierung stellte die Umwandlung der Reichswehr in eine Armee mit kurzer Dienstzeit in Aussicht und entsprach damit einer ursprünglichen französischen Forderung. Als Gesamtstärke verlangte sie 300.000 Mann. Schliesslich sollten Nichtangriffspakte die Abmachungen untermauern.⁷⁹

Die französische Regierung wies die deutsche Note wiederum in scharfer Form zurück, während die britische Regierung einen Vermittlungsvorschlag vorlegte, der allerdings eine beginnende deutsche Luftrüstung wiederum auf mindestens zwei Jahre hinausschob, falls nicht sofort eine allgemeine Luftabrüstung einsetzen würde. Das aber war eine Illusion, da der amerikanische Präsident Roosevelt bemerkenswerterweise gerade in jenen Tagen eine Gesetzesvorlage im Kongress eingebracht hatte, die als Grundlage einer erheblichen Verstärkung der amerikanischen Luftstreitkräfte gedacht war. Man halte das Datum fest: Wir sprechen vom Januar 1934!⁸⁰

Anthony Eden, der am 19. Februar 1934 in Berlin eintraf, um mit der deutschen Seite über den britischen Vorschlag zu konferieren, fand einen gesprächsbereiten Hitler vor, der nur in der Frage der Luftrüstung einen Gegenvorschlag machte. Er war bereit, die Stärke der deutschen Luftrüstung auf 30 Prozent der Luftstreitkräfte seiner zusammengenommenen Nachbarn festzulegen, sie sollte aber 50 Prozent der französischen Luftwaffe nicht übersteigen. Auf Bombenflugzeuge wollte er vollkommen verzichten. Allerdings müsste Deutschland berechtigt sein, sofort mit den entsprechenden Vorbereitungen zu beginnen, was wegen der notwendigen Entwicklungszeiten für Flugzeuge plausibel war.⁸¹

79 Meinck, G.: a.a.O., S. 60f.

80 Meinck, G.: a.a.O., S. 69 und S. 208, Anm. 235, Loosli-Usteri, Carl: Geschichte der Konferenz für die Herabsetzung und die Begrenzung der Rüstungen 1932-1934, S. 679.

81 Meinck, G.: a.a.O., S. 71 f.; Berichte des Auswärtigen Amtes über den Besuch Edens in: ADAP, Serie C, Bd. II, Dok. Nr. 270 und 271 vom 20. Februar 1934.

Am 17. März 1934 lehnte die französische Regierung auch die britischen Kompromissvorschläge ab. Die Politik der französischen Regierung war in ihrer Starrheit, immer wieder vernünftige Konzessionen an das Reich zu verhindern, nicht verständlich. Sie war festgezurr auf die Dogmatik des Versailler Vertrages und liess sich die Chance entgehen, Hitler auf einen bestimmten, kontrollierbaren Rüstungsstand festzulegen. Hätte er sich dann nicht an die Vereinbarungen gehalten, hätten seine Vertragspartner zeitig die Möglichkeit gehabt, entsprechend zu reagieren, da ihr Rüstungs vor sprung gewaltig war und somit jederzeit die Voraussetzungen gegeben waren, Deutschland ultimativ zur Einhaltung der Abmachungen zu zwingen. Da Hitler sich sogar bereit erklärt hatte, Kontrollen zuzulassen, in die SA, SS und Arbeitsdienst einbezogen werden konnten, wäre eine geheime Aufrüstung nicht zu verwirklichen gewesen. Diese Kontrollen zuzugestehen, ist Hitler nicht schwer gefallen, denn es hat tatsächlich bis zum Kriege keine vormilitärische Ausbildung durch die, von den Franzosen als «Wehrverbände» bezeichneten, Organisationen gegeben. Es mag sein, dass sich Röhm mit Plänen trug, SA und Reichswehr zu einem Milizheer zu verschmelzen; zu einer Realisierung ist es auch nur ansatzweise nicht gekommen. Nach Röhm's Erschiessung verkümmerte die SA zu einem «Stammtischverein». Das Potential der SA und bis zu einem gewissen Grade auch das der «Hitler-Jugend» nicht zur vormilitärischen Aus- und Weiterbildung genutzt zu haben, liegt auf der Linie der Versäumnisse im Sinne einer konsequenten Aufrüstung, die man Hitler eher vorwerfen muss. Man kann dieses Versäumnis aber als Beweis anführen, dass er eben nicht mit einer militärischen Auseinandersetzung rechnete. Man kommt schwer daran vorbei, diese Kompromissbereitschaft im Hinblick auf die oben skizzierte geopolitische Lage des Reiches als weitgehend zu bezeichnen. Die wiederholte Ablehnung dieser Vorschläge löste bei Hitler Zweifel aus an der Realisierbarkeit der deutschen Gleichberechtigung auf dem Verhandlungswege durch ein Übereinkommen mit Grossbritannien und Frankreich.

Die Reichsregierung hatte ihre mündlichen Vorschläge an Eden bei seinem Besuch in Berlin am 16. April 1934 in einem Memorandum niedergelegt, das sie der britischen Regierung zuleitete. Es ist wichtig genug, um hier wörtlich zitiert zu werden:⁸²

Die Reichsregierung kann nicht zwei Jahre warten, bevor sie die Luftsicherheit durch die Mittel, die ihr zu diesem Zweck erforderlich erscheinen, erhält. Von dem Inkrafttreten der Vereinbarung an wünscht sie eine defensive Luftflotte zu

82 Benoist-Méchin, Jacques: Auf dem Wege zur Macht 1925-1937, Oldenburg 1965, S. 156; s. auch Dokumente zur Deutschen Politik und Geschichte, 4. Bd., Nationalsozialistische Diktatur, 1, 1933-1938, Dok. Nr. 57, S. 57 f.

besitzen, die sich aus Flugzeugen von begrenztem Aktionsradius zusammensetzt und kein einziges Bombenflugzeug enthält. Die Stärke dieser Luftflotte soll 50% der französischen Luftflotten im Mutterland und in den Kolonien oder 33% der gesamten Luftflotten der an Deutschland angrenzenden Mächte nicht überschreiten, wobei von diesen beiden Zahlen die niedrigere gewählt werden soll.

Die Reichsregierung ist bereit, Massnahmen vorzuschreiben, die den nicht-militärischen Charakter der SA und der SS sichern. Sie ist weiter bereit, die Anwendung dieser Massnahmen durch eine Kontrollkommission überprüfen zu lassen. Diese Massnahmen sind die folgenden:

1. Die SA soll keine Waffen besitzen.
2. Sie soll nicht im Waffengebrauch unterrichtet werden.
3. Sie soll nicht auf militärischen Übungsplätzen zusammengezogen oder ausgebildet werden.
4. Sie soll weder direkt noch indirekt durch Offiziere des Heeres ausgebildet werden.
5. Feldübungen, auch die Teilnahme einzelner an solchen, sollen verboten werden.

Die deutsche Regierung erklärt sich freiwillig damit einverstanden, dass die Abrüstung der anderen Mächte erst nach Ablauf von fünf Jahren nach Abschluss der Vereinbarung beginnt. Die Reichsregierung akzeptiert auch alle anderen Bestimmungen des britischen Memorandums, eingeschlossen die Einrichtung einer Kontrolle.

Die Ablehnung dieser Verhandlungsbasis durch Frankreich nannte Lord Lothian «ein Nein von verhängnisvoller historischer Tragweite»! Mit dieser Einschätzung stand er nicht allein. Der französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, will seiner Regierung am 9. April nahegelegt haben, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, Hitler auf dessen Vorschläge festzulegen:

[...] Es war sonnenklar: Wenn man nicht zu einem Übereinkommen gelangte, das dem Reich eine begrenzte und durch internationale Kontrolle überwachte Wiederaufrüstung zubilligte, betrachtete sich Hitler jeder Verpflichtung gegenüber dem Versailler Vertrag ledig und rüstete nach seinem Belieben auf, ohne Beschränkung und ohne Kontrolle, getragen von der begeisterten Zustimmung seines Volkes.⁸³

Bemerkenswert ist an dieser Feststellung, dass François-Poncet damit die Verpflichtung der Signatarmächte des Versailler Vertrages, ihrerseits abzurüsten, bestätigte. Er will bei Barthou Verständnis gefunden haben, aber scharfe Ablehnung bei André Tardieu, ehemals Berater von Georges Clemenceau, und dem Ministerpräsidenten Gaston Doumergue. Der belgische

83 François-Poncet, André: Als Botschafter in Berlin 1931-1938, Mainz 1949, S. 178.

Aussenminister Émile Vandervelde hatte übrigens bereits auf der Völkerbundversammlung 1931 erklärt:

Entweder müssen die anderen Mächte ihre Armeen im Verhältnis zur Reichswehr vermindern oder der Friedensvertrag wird hinfällig und Deutschland nimmt sich das Recht in Anspruch, Streitkräfte zu besitzen, die die Unverletzlichkeit seines Gebietes zu verteidigen in der Lage sind.

Vater äusserte übrigens einmal in meiner Gegenwart, er hielt François-Poncet für den klügsten französischen Politiker, allerdings für keinen Freund Deutschlands, obwohl Hitler ihn mochte und beide sich gelegentlich in freundschaftlichen Wortspielen ergingen. Von Mutter hörte ich nach dem Westfeldzug, Hitler hätte François-Poncet als Botschafter der Vichy-Regierung in Berlin ins Auge gefasst, Vater habe aber Bedenken wegen François-Poncets grundsätzlicher Einstellung gegenüber Deutschland gehabt. Wer weiss, vielleicht sind François-Poncet dadurch Schwierigkeiten nach dem Krieg erspart geblieben. Mutter erzählte mir damals auch, Vater habe Hitler vorgeschlagen, einem in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen Sohn François-Poncets die Freiheit zu geben.

Am 7. März 1934 hielt der belgische Regierungschef, Charles de Broqueville, vor dem belgischen Senat eine beachtenswerte Rede, in der er ausführte:

Ich empfinde so sehr wie Sie alle die Bitterkeit der Lage. Sie ist die Folge der grossen Illusion der Menschen, die im Versailler Vertrag die geschichtliche Lehre und Wahrheit übersehen und geglaubt haben, dass es möglich sei, eine grosse Nation auf unbestimmte Zeit im Zustand der Abrüstung zu halten. Wir müssen diese Illusion verabschieden. Es ist das unabänderliche Gesetz der Geschichte, dass sich ein Besiegter früher oder später wieder erhebt...

Man hatte nunmehr seit der formellen Zusage der deutschen militärischen Gleichberechtigung durch Grossbritannien, Frankreich, Italien und die USA am 11. Dezember 1932 bald 1 1/2 Jahre vergeblich verhandelt. Es war kein konkretes Ergebnis in Sicht, im Gegenteil, die Haltung der französischen Regierung, dem Reich keine Konzessionen zuzugestehen, hatte sich noch verhärtet. Darüber hinaus zeichnete sich eine Bündnispolitik Frankreichs ab, die die Einbeziehung der Sowjetunion in das französische Paktsystem zum Ziel hatte und damit zu einer noch weitaus gefährlicheren Bedrohung des Reiches werden konnte. Allmählich drängte sich der Gedanke auf, es gehe den beiden westlichen Mächten gar nicht darum, dem Reich die echte Gleichberechtigung zuzugestehen.

In dieser Lage tat die Reichsregierung einen bemerkenswerten Schritt. Sie veröffentlichte den Reichshaushaltsplan für 1934/35, in dem für Heer, Marine und Luftfahrt wesentlich höhere Beträge als in den Vorjahren angesetzt waren. Eine Anfrage der britischen Regierung beantwortete der deutsche Aus-

senminister von Neurath mit der Erklärung, die Aufwendungen für das Heer seien erforderlich, um die geplante Umstellung des Berufsheeres auf ein Heer mit kurzer Dienstzeit vorzubereiten, die Aufwendungen für die Marine seien durch notwendige Ersatzbauten für überalterte Schiffe bedingt, während der Etat des Luftfahrtministeriums wegen Ausbau des Winter- und Nachtfluges hätte aufgestockt werden müssen und somit nicht in den Verteidigungshaushalt gehöre.⁸⁴

Es ist ganz offensichtlich: Die Reichsregierung wollte mit diesem Schritt die Verhandlungen über ein Rüstungsabkommen voranbringen. Hätte sie im geheimen aufrüsten wollen, wäre die Veröffentlichung nicht verständlich. Man glaube doch nicht, sie hätte keine Möglichkeit gehabt, die Aufrüstung zu verschleiern, wenn sie es gewollt hätte. Diese Veröffentlichung der Etatsätze ist ein weiteres Indiz dafür, dass Hitler die Gespräche mit den beiden europäischen Westmächten in Gang halten wollte, um die Rüstungsfrage im Einvernehmen mit ihnen zu lösen. Am 16. April 1934⁸⁵ erklärte die Reichsregierung offiziell einmal mehr ihre Bereitschaft zum Abschluss einer Rüstungskonvention. Sie nahm den britischen Plan vom 29. Januar an und wiederholte Hitlers Vorschläge an Eden vom Februar hinsichtlich der Luftrüstung.⁸⁶

Man muss es sich immer wieder klarmachen, deutscherseits wollte man unbedingt Abmachungen mit den beiden Westmächten über die Rüstungsangleichung erreichen. Man sah sie als Voraussetzung eines grundsätzlichen Arrangements mit Grossbritannien an, dem sich Frankreich dann wahrscheinlich anschliessen würde. Um das «West-Arrangement» zu realisieren, war Hitler zu Vorleistungen und Zugeständnissen bereit. Man wird nicht behaupten können, seine Vorschläge für Vereinbarungen über die Luftrüstung seien überzogen gewesen, denn er nahm dabei eine erhebliche Unterlegenheit seiner Luftstreitkräfte in Kauf, eben um das gewünschte Einvernehmen zu erreichen. Er wird sich ein Jahr später im Flottenabkommen wieder bescheiden und die deutsche Rüstung zur See einer Limitierung von 35 Prozent der britischen unterwerfen, ihre maximale Stärke also von Entscheidungen in London abhängig machen.

Am 17. April 1934 lehnte die französische Regierung Verhandlungen über den britischen Plan vom 29. Januar ab. Es erscheint absurd: Hitler versuchte

84 RGBI 1934 Teil II vom 26. März 1934; ADAP, Serie C, Bd. II, Dok. Nr. 378.

85 Siehe ADAP, Serie C, Bd. II, Dok. Nr. 402, Aufzeichnung des Aussenministers v. Neurath vom 16. April 1934.

86 Die deutsche Luftwaffe sollte 30 Prozent der Stärke aller ihrer Nachbarn erreichen dürfen, aber nicht grösser werden als 50 Prozent der französischen Luftstreitkräfte. ADAP, Serie C, Bd. II, Dok. Nr. 399; siehe auch Meinck, G., a.a.O., S. 81 und S. 211, Anm. 283, Wheeler-Bennett, John: Documents on International Affairs, Oxford 1929, S. 384.

immer wieder, zu Vereinbarungen zu kommen, die seine Rüstung eingeschränkt und internationaler Kontrolle unterworfen hätten, während die französische Regierung sie immer wieder konterkarierte. Für diese unverständliche Politik der französischen Regierung gab und gibt es die verschiedensten Erklärungsversuche. Stresemann soll sich bereits Mitte der 1920er Jahre geäußert haben: «Die Angst zu sehen, wie Deutschland sich wieder aufrichtet, lähmt den Willen der französischen Politiker und hindert sie daran, objektiv zu denken.» Es braucht nicht bewiesen zu werden, dass eine gewisse militärische «Mindestmacht» für einen Staat von der Grösse und Bedeutung des Deutschen Reiches Voraussetzung dafür war, Bündnispartner zu gewinnen. Das galt auch für die Bundesrepublik Deutschland, und nicht umsonst hat Adenauer die Wiederbewaffnung Deutschlands betrieben. Eine neutralisierte Bundesrepublik, auch wenn sie «wiedervereinigt» gewesen wäre, hätte kaum Bündnispartner gefunden, die ihre Interessen vertreten und sie geschützt hätten.

Doch zurück zum Verhandlungsstand über die Abrüstung bzw. die Rüstungsangleichung der europäischen Staaten untereinander. Es waren nunmehr über zwei Jahre seit der Genfer Fünf-Mächte-Erklärung zur militärischen Gleichberechtigung des Deutschen Reiches vergangen, ohne dass materiell der geringste Fortschritt erreicht worden war. Im Gegenteil, die französische Regierung bereitete eine Gesetzesvorlage vor, nach der die Wehrpflicht auf zwei Jahre verlängert werden sollte. Das musste de facto zu einer erheblichen Heeresvermehrung führen. In keinem Fall aber ist eine Verlängerung der Dienstzeit ein Zeichen dafür, dass sich die jeweilige Regierung ernsthaft mit Abrüstungsüberlegungen beschäftigt.

Zu Beginn des Jahres 1935 ergingen gemeinsame Vorschläge Frankreichs und Grossbritanniens an Deutschland auf der Grundlage des von französischen und britischen Ministern erarbeiteten, sogenannten «Londoner Communiqués» vom 3. Januar 1935. Wiederum wurde dem Reich das Recht bestritten, aufzurüsten, aber die Bereitschaft erklärt, darüber verhandeln zu wollen. Die «kollektive Sicherheit» wurde nun wieder durch den Vorschlag eines «Ostpaktes» ins Spiel gebracht, was eine definitive Anerkennung der deutschen Ostgrenzen (einschliesslich des Korridors) bedeutet hätte. Diese Anerkennung der deutsch-polnischen Grenzen (eben des Korridors) hatte selbst Stresemann unmissverständlich abgelehnt, in der richtigen Erkenntnis, «eine deutsche Regierung, die sich dazu bereit fände, würde weggefegt».⁸⁷ Wir werden uns daran zu erinnern haben, wenn Hitler 1938 Polen die Garantie

87 Am 18. Mai 1925 hatte Stresemann im Reichstag erklärt: «Es gibt niemand in Deutschland, der anerkennen könnte, dass die im flagranten Widerspruch mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gezogene Grenze im Osten eine für immer unabänderliche Tatsache sei.»

seiner Grenzen einschliesslich des Korridors anbieten wird, um eine endgültige Bereinigung des deutschpolnischen Verhältnisses herbeizuführen.

In den englisch-französischen Vorschlägen wurde eine Konvention angeregt, über die mit Italien, Belgien und Deutschland zu verhandeln wäre, nach der «die Unterzeichner sich verpflichten, die Unterstützung ihrer Luftstreitkräfte jedem unter ihnen zu gewähren, der das Opfer eines nicht herausgeforderten Luftangriffs von Seiten eines der vertragschliessenden Teile werden sollte».

Es wird heute so dargestellt, als habe Hitler die deutsche Antwortnote selbst verfasst. Tatsächlich handelte es sich um einen Entwurf meines Vaters. Ich erinnere mich sehr deutlich daran, wie Vater berichtete, bei der Vorbereitung der deutschen Antwortnote habe Hitler seinen Entwurf «aus der Tasche gezogen» und ihn zur Diskussion gestellt, ohne allerdings Vaters Urheberschaft offenzulegen. Vater hatte in dem Entwurf kühn formuliert, die Reichsregierung sei «grundsätzlich bereit, ihre Luftstreitkräfte als Abschreckmittel gegen Friedensstörungen einzusetzen». Mutter machte mich, etwas maliziös lächelnd, auf die Passage in dem Schriftstück aufmerksam.

Am 4. März 1935 leitete die britische Regierung dem Unterhaus ein «Weissbuch» zu, das eine erhebliche Verstärkung der britischen Luftstreitkräfte zum Inhalt hatte. Am 10. März gab die französische Regierung ihre Vorlage bekannt, nach der die Dienstzeit der französischen Streitkräfte auf zwei Jahre verlängert werden sollte. Diese militärischen Planungen der britischen und französischen Regierungen lassen nur den Schluss zu, dass sie nicht gewillt waren, das Rüstungsproblem durch Reduzierung ihrer Streitkräfte auf das Niveau der abgerüsteten Staaten zu lösen. Als Konsequenz blieb den abgerüsteten Staaten nur die Wiederaufrüstung. Die Vermehrung der Streitkräfte des Reiches in einen vertraglichen Rahmen zu bringen, wäre nunmehr für Grossbritannien und Frankreich das Gebot der Stunde gewesen. Vaters inoffizielle und ab 1934 offizielle Aktivitäten sind in erster Linie auf eine solche Vereinbarung mit den Westmächten gerichtet gewesen.

Musste die deutsche Regierung nicht zu dem Schluss kommen, nur hingehalten zu werden, weil eine tatsächliche Bereitschaft der gerüsteten Staaten, Deutschland die effektive militärische Gleichberechtigung einzuräumen oder eine allgemeine Abrüstung vorzunehmen, nicht vorhanden war? Angesichts dieser Fakten tat der deutsche Regierungschef denn auch das, was François-Poncet, wie oben erwähnt, als logische Konsequenz vorausgesehen hatte, er rüstete nämlich einseitig auf, vielleicht «getragen von der begeisterten Zu-

stimmung seines Volkes»,⁸⁸ in jedem Fall aber von dessen Mehrheit wenigstens gebilligt.

Vater hat den Schritt vom 16. März 1935 auch deswegen befürwortet, weil er von den Bemühungen der französischen Regierung Kenntnis erlangt hatte, mit Sowjetrußland zu einem gegen Deutschland gerichteten Bündnis zu gelangen. Der Initiator war der französische Minister Edouard Herriot. Unter diesen Zielsetzungen Herriots bestand die Gefahr einer «ultimativen Situation», die umso akuter werden würde, je länger sich die Verhandlungen hinzogen, ohne die materielle Gleichberechtigung erreicht zu haben. Der Zeitfaktor begann im Hinblick auf die allgemeinen Aufrüstungstendenzen Grossbritanniens, Frankreichs und nicht zuletzt auch der USA, von Sowjetrußland ganz zu schweigen, zunehmend eine Rolle zu spielen. Etwa vier Wochen, nachdem die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland wieder eingeführt worden war, trafen sich die Vertreter Grossbritanniens, Frankreichs und Italiens in Stresa und beschlossen, «sich mit allen geeigneten Mitteln jeder einseitigen Aufkündigung von Verträgen zu widersetzen». Dabei blieb es!

Eines jedenfalls hat «Stresa» wiederum eindrucksvoll demonstriert, nämlich die aussenpolitische Isolierung des Reiches. Sie bestand seit Ende des Ersten Weltkrieges. Man wird nicht fehlgehen, wenn man Mussolini unterstellt, er habe sich zum Zeitpunkt der Konferenz von Stresa bereits mit Expansionsplänen in Abessinien getragen. Wer konnte ihm helfen oder würde ihm wenigstens nicht in den Rücken fallen? Grossbritannien und Frankreich hatten in den vergangenen Jahren die «kollektive Sicherheit» – garantiert durch den von ihnen kontrollierten Völkerbund – in den Vordergrund gerückt. Mussolini aber glaubte noch zu diesem Zeitpunkt, also im April 1935, die Freundschaft des Reiches so weit vernachlässigen zu können, dass er sich in die Front derjenigen Mächte einreichte, die meinten, Deutschland die militärische Gleichberechtigung weiter verweigern zu können.

Für mich waren die Tage vor dem 16. März von grosser Spannung erfüllt. Mutters stereotypische Redewendung vom gegebenenfalls hinzunehmenden «Vierteilen» war dieses Mal aussergewöhnlich intensiv und nachdrücklich gewesen, als sie mir eine ganze Zeit vorher die ersten Gedanken Vaters und Hitlers vermittelte, die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, falls sie nicht über eine Rüstungsvereinbarung zu erreichen sein sollte, nötigenfalls im Alleingang zu vollziehen. Mutter begründete mir den Schritt mit der «Risikophase», in die man nunmehr eingetreten sei. Die deutsche Regierung habe ihre Wünsche für eine Mindest-Defensivbewaffnung auf den Tisch gelegt und

88 François-Poncet: a.a.O., S. 178.

träte Vorbereitungen, sie eines Tages zu verwirklichen. Aus Anlass der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht fand auf der Berliner Prachtstrasse «Unter den Linden» eine Parade statt. Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich eine deutsche Truppenparade erleben. Sie wurde damals noch vor dem Zeughaus von Hitler abgenommen. Jetzt erklangen die berühmten preussisch-deutschen Militärmärsche, einzigartig in ihrem Schwung und in ihrer Musikalität. Ich meine, der Einmaligkeit der Strauss'schen Walzer für den Tanz entspricht jener der deutschen Militärmärse für die Marschmusik, zu denen ich nicht zuletzt auch den berühmt-berüchtigten «Badenweiler Marsch» zähle. Der politische «Darsteller» Hitler hat ihn sich wegen seines mitreissenden Rhythmus als «seinen» Marsch erwählt und verfügt, er dürfe nur in seiner Gegenwart gespielt werden. Mit dieser Anordnung, die nicht aufgehoben wurde, begründete übrigens ein offensichtlich humorvoller bayerischer Amtsrichter nach dem Kriege sein Verbot, den Marsch zu spielen. Er wusste wohl nicht, dass der «Badenweiler Marsch» 1914 von dem Kapellmeister des bayerischen Leibregimentes namens Georg Fürst im Andenken an ein Gefecht bei Badenweiler komponiert worden war, in dem sich das Regiment auszeichnen konnte. So wissen wohl nur noch wenige Österreicher, dass der abwertende Spitzname für die Preussen, nämlich «Piefke», der Name Johann Gottfried Piefke ist, dem die Wiener begeistert zugejubelt hatten. 1865 stattete der preussische König in Begleitung Bismarcks Österreich einen offiziellen Besuch ab. Dem Vernehmen nach hat im Zuge dieses Besuches das Musikkorps eines preussischen Garde-Regimentes in Wien Platzkonzerte gegeben. Der Kapellmeister hiess Piefke.

An der Spitze des Musikkorps produzierte sich der «Tambourmajor». Sein Ehrgeiz war es, die Beine waagrecht in die Luft zu werfen; man könnte ihn deswegen als eine Art Ballerina in Soldatenuniform bezeichnen. Dieser Paradeschritt des Tambourmajors war der einzige unnatürliche Bewegungsablauf während der Parade; dabei aussergewöhnlich anstrengend. Ich erinnere mich noch einer englischen Wochenschau aus dem Mai 1938, in der ein deutscher Tambourmajor in Grossaufnahme gezeigt wurde, als er diesen Parademarsch übte und natürlich einen angestregten und etwas martialischen Eindruck machte. Er war aus einem ungünstigen Winkel gefilmt worden und erschien als Symbol des deutschen Militarismus, ohne Zweifel der gewünschte Effekt. Die englische Propagandamaschinerie gegen Deutschland kam 1938 auf Touren.

Ein hinreissendes Bild gab ein ganzes Reiterregiment – einheitlich auf Füchsen – ab, das zur leichten Musik des Parademarsches im Trab vorbeiritt. Die Welt des Pferdes war uns nicht fremd. Vater und Grossvater waren passionierte Reiter, wir Kinder hatten früh Reitunterricht bekommen und voltigierten. Vater, der einige Rennpferde besass, hatte uns bereits als kleine Kin-

der hin und wieder zu Rennen nach Hoppegarten und Karlshorst mitgenommen. Hitler wird von dieser wunderschönen kavalleristischen Darbietung nicht sehr beeindruckt gewesen sein. Er hatte zu Pferden wie auch zur Jagd keine Beziehung. Es war einige Monate her, dass der französische Aussenminister Barthou und der König von Jugoslawien in Marseille im Auto trotz berittenen Polizeischutzes erschossen worden waren. Es ging damals ein Foto durch die Presse, das einen Polizeioffizier zu Pferde zeigte, der gerade den Attentäter mit dem Säbel niederschlug. Hitler sagte damals zu Vater, wenn er noch einmal als Eskorte das «Hinterteil» eines Pferdes vor sich sähe, würde er den verantwortlichen Polizeioffizier bestrafen. Unterschwellig mögen die unterschiedlichen Auffassungen Hitlers und die der Heeresführung im Hinblick auf die Bedeutung der Motorisierung mitgespielt haben. In diesem Zusammenhang ist aus meiner persönlichen Erinnerung eine Äusserung Hitlers über den Einsatz motorisierter Grossverbände beizusteuern, die er am Geburtstag meines Vaters, am 30. April 1939, in unserem Dahlemer Haus von sich gab. Aus irgendeinem Grunde drehte sich die Unterhaltung um die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges. Hitler stellte fest, der Verteidiger sei damals immer im Vorteil gewesen, da der Angreifer sich mühsam durch das Trichterfeld, das seine eigene Artillerievorbereitung habe entstehen lassen, hätte durchquälen müssen. Das wiederum habe dem Verteidiger die notwendige Zeit belassen, Einbrüche durch Heranführen von Reserven abzuriegeln, da ihm im Gegensatz zum Angreifer ein intaktes Strassen- und Eisenbahnnetz zur Verfügung stand.⁸⁹ Da Hitlers Regiment während des gesamten Ersten Weltkrieges nur an der Westfront eingesetzt war, hatte er sich diese Erfahrungen aus erster Hand erworben. Motorisierte Grossverbände dagegen wären in der Lage, einen Einbruch schnell zu operativen Durchbrüchen ausweiten zu können, ohne dem Verteidiger Zeit für Gegenmassnahmen zu lassen. Allerdings verlange die Bewegung dieser motorisierten Verbände einen hohen Ausbildungsstand und grosse Führungskraft. Ich wusste aus meiner Militärliteratur ein wenig von den Theorien über den operativen Einsatz motorisierter Grossverbände. Den Worten Hitlers war zu entnehmen, dass sie im deutschen Heer bereits verwirklicht wurden. Hitler fuhr fort, dass der Einmarsch motorisierter Truppenteile in Österreich noch teilweise zu einem rechten Chaos geführt habe, aber man habe gelernt. Ich konnte an diesem wunderschönen Apriltag des Jahres 1939 nicht ahnen, dass hier in aller Offenheit ein völlig neues strategisches Konzept vorgetragen wurde, das die sensationellen militärischen Erfolge des deutschen Heeres in den Jahren

⁸⁹ Zur Richtigkeit dieser Feststellung vgl. Duppler, Jörg/Gross, Gerhard P.

(Hrsg.): Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, München 1999, S. 57.

1939-1941 ermöglichen würde. Ich selbst würde fast auf den Tag ein Jahr später als Landser auf einem Mannschaftstransportwagen im Rahmen eines solchen motorisierten Grossverbandes durch Nordfrankreich in Richtung Ärmelkanal «rollen».

Hier auf der Strasse «Unter den Linden» am 16. März 1935 war davon natürlich noch nichts zu ahnen. Die ganze Parade demonstrierte ohnehin eigentlich nur die militärische Schwäche des Reiches, obwohl das der allgemeinen Begeisterung keinen Abbruch tat. In den Gesprächen zwischen den Eltern aber spürte man die Spannung und die Belastung durch das Risiko der Wiederaufrüstung. Die deutschen Waffen, die bei dieser Parade im Berliner Lustgarten gezeigt wurden, waren wirklich nicht aufregend. Kleine 10,5-cm-Kanonen – natürlich mit Pferden bespannt –, keine Panzer, keinerlei schwere Waffen, keine Flak und auch keine Flugzeuge, die die Parade in der Luft begleiteten. Dafür aber eben Pferde.

Vater schrieb rückblickend:

Leider aber blieben diese Bemühungen während des Winters 1934/35 ergebnislos und wir mussten feststellen, dass es unendlich schwierig war, auf dem Verhandlungswege zu einer Revision der Versailler Rüstungsbestimmungen zu kommen. Diese ganze Entwicklung war für Adolf Hitler im März 1935 der Grund gewesen, die allgemeine Wehrpflicht und die Aufstellung der deutschen Wehrmacht zu verkünden.⁹⁰

Die Chance, Hitler durch ein Rüstungsabkommen «an die Leine zu legen», obendrein noch unter vereinbarter Kontrolle, war von den Westmächten vertan worden.

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, soll zu Hitler angesichts dessen Entschlusses, die allgemeine Wehrpflicht wieder einzuführen, gesagt haben, «die Aufrüstung dürfe nicht überstürzt erfolgen». Wenn Fritsch sich tatsächlich in diesem Sinne zu Hitler geäußert haben sollte, so muss man ihm darin sicher folgen, denn man soll nie etwas überstürzt tun. Man vergesse aber nicht, in dieser Phase kam es darauf an, möglichst schnell einen gewissen Rüstungsstand zu erreichen bzw. darzustellen, um den Signatarmächten von Versailles bewusst zu machen, dass ein präventives Vorgehen gegen das Reich auch für sie ein Risiko bedeuten würde.

Die zitierte Äusserung Fritschs gegenüber Hitler enthüllt aber auch, dass die «schwarze» oder heimliche Aufrüstung zu diesem Zeitpunkt nicht sehr weit gediehen sein konnte. Das ist bedeutsam, denn sie scheidet als plausible Begründung für die weitere Aufrüstung, vor allen Dingen Frankreichs, aus. Die Horrorzahlen, die im französischen Kabinett seitens Herriot und Pétain über eine heimliche deutsche Aufrüstung vorgelegt wurden, entbehrten jeder

90 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 60.

Grundlage. Der Einfachheit halber hatte man die politischen Organisationen – wie SA und SS usw. – den deutschen Truppenstärken einfach zugeschlagen.⁹¹

Ribbentrop wird in einer Aktennotiz vom 3. April 1935, also etwa drei Wochen nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, Hitler den Wiedereintritt in den Völkerbund empfehlen, unter der Bedingung, den Artikel V des Versailler Vertrages, in dem die Rüstungsbeschränkungen für Deutschland festgelegt waren, ohne Bedingungen zu streichen. Zugleich solle er einen Luftpakt ins Spiel bringen.⁹² Wörtlich heisst es dann weiter:

Die Aufgabe, den englischen Staatsmännern und der englischen öffentlichen Meinung zu beweisen, dass der Nationalsozialismus nicht expansiv ist, gewinnt daher nunmehr ganz besondere Bedeutung, [handschriftlich unterstrichen]

Ich empfehle daher Folgendes:

1) den Parteitagfilm⁹³ *derzeit* nicht nach dem Ausland freizugeben, da er der Hetze Vorschub leisten würde,

2) [...]

3) Vermeidung jeglicher radikaler Lösung in der Kirchenfrage, sondern weitere Hinhaltung des Konfliktes. [...] Vermeidung an sich zweckloser Pfarrerverhaftungen, *da man derzeit doch nicht alle verhaften kann* wegen Rückwirkung auf Erzbischof von Canterbury, der beim König und im Kabinettsrat besondere Stimme hat.

4) Das Ausland weiss nun, [...] was wir militärisch wollen, daher, um Sensationsmache in der Weltpresse zu verhindern, möglichst Vermeidung von allzu offener Zurschaustellung von militärischen Dingen.⁹⁴

In dieser Aktennotiz klingt, abgesehen von den aussenpolitischen Problemen, auch das ideologische Problem an, mit dem Vater während seiner ganzen aussenpolitischen Tätigkeit konfrontiert war, nämlich die innerdeutschen Kontroversen um die Kirchen. Er stand auf dem Boden der christlichen Religion. Wenn er gegen die Verhaftungen von Pfarrern Stellung nahm, dann musste er Argumente vorbringen, die bei Hitler etwas bewirken konnten; ein Moment, das im Umgang mit Hitler immer zu beachten war, wenn negative Reaktionen im Sinne des Gewünschten vermieden werden sollten. Wer sich in die Umstände der Zeit hineindenken kann, für den ist die Kritik des aussen-

91 Meinck, G.: a.a.O., S. 76 f. bzw. S. 210, Anm. 267, Herriot, Édouard: Jadis, Bd. 2, D'une guerre à l'autre 1914-1936, Paris 1952; S. 399.

92 Notiz für den Führer vom 3. April 1935. Louis Lochner Papers, Hoover Library, accession # XXO31 – 9.12. Box #1.

93 Gemeint ist der Film «Triumph des Willens» von Leni Riefenstahl.

94 Herbert Hoover Archives, Louis Lochner Papers, Hoover Library, accession # XXO31 – 9.12. Box # 1 (die in Kursivschrift gesetzten Worte sind handschriftliche Einfügungen meines Vaters).

politischen Beraters an den Pfarrerverhaftungen unüberhörbar. Hitlers Ideologie, die er glaubte, dem deutschen Volk oktroyieren zu müssen, lastete als eine latente, schwere Hypothek auf der deutschen Aussenpolitik. Nebenbei erwähnt: Unsere Eltern liessen meine Schwester und mich im Jahre 1932 taufen. Sie waren der Meinung, die Taufe habe ein grösseres Gewicht, wenn sie bewusst erlebt würde. Da wir in Dahlem wohnten, nahm der damals als ehemaliger U-Boot-Kommandant und später als Regimegegner bekannte Pfarrer Martin Niemöller die Taufe vor. Die Eltern hatten keinerlei Bedenken, als ich 1936 den Wunsch äusserte, an einem Konfirmationsunterricht teilzunehmen.

Man kann die Frage aufwerfen, warum es eigentlich keiner Weimarer Regierung möglich gewesen war, ein gewisses militärisches Potential des Reiches wiederherzustellen, und zwar als unabdingbare Voraussetzung dafür, Bündnispolitik betreiben zu können und der Isolation zu entkommen. Diese Frage zu stellen, heisst, sie zu beantworten. Bei den gegebenen innenpolitischen Verhältnissen der Weimarer Republik hatte keine parlamentarische Regierung die Chance, mehr als kleine Schritte in Richtung einer Verstärkung des ihr zur Verfügung stehenden Verteidigungspotentials zu realisieren. Man denke an die hoffnungslose parlamentarische Zersplitterung der politischen Willensbildung, den grossen und militanten Block der Kommunisten, die teilweise fehlende Wehrbereitschaft und die pazifistische Einstellung in den Parteien der Mitte sowie schliesslich die völlig zerrüttete Wirtschaft. In der Klassenkampfatmosphäre der Weimarer Republik war die erforderliche Geschlossenheit des Volkes, die für das Durchstehen der Risikophase einer gewissen Wiederbewaffnung Voraussetzung war, nicht zu erreichen. Ganz im Gegenteil: Bereits der Bau eines einzelnen Panzerkreuzers von der im Versailler Vertrag zugelassenen Grösse führte 1927/28 unter der griffigen Parole «Kinderspeisung statt Panzerkreuzer» zu einer monatelangen Blockade des Reichshaushalts durch die Linksparteien.

Das «Bramarbasieren» Hitlers über die Leistungen seines Regimes, die konstante Betonung des «Wehrwillens», das Herausstellen der Tapferkeit des deutschen Soldaten im Weltkriege, die militanten Formen, die das Regime bei vielen Gelegenheiten demonstrierte, kombiniert mit der eindrucksvollen und nicht wegzudiskutierenden wirtschaftlichen Aufbauarbeit seiner Regierung – man denke hier nur an die Beseitigung der Arbeitslosigkeit⁹⁵ –, dies alles suggerierte eine Stärke des Reiches, die materiell nicht vorhanden war.

95 Die schnelle Beseitigung der Arbeitslosigkeit wurde nicht durch Aufrüstung erreicht, sondern durch eine Anreize bietende Steuerpolitik, vor allen Dingen aber durch das wiedererwachte Vertrauen in die allgemeinen Verhältnisse, was Investitionen der Wirtschaft auslöste; vgl. hierzu unter anderem Reinhardt, Fritz (Hrsg.: Ralf Wittrich):

Sie ermöglichte es aber, die Risikophase durchzustehen. Hitlers Rhetorik, seine inszenierte finstere Entschlossenheit bedeuteten vor diesem Hintergrund eine Art «Angstbellen», kombiniert mit einem gewissen Imponiergehabe in einer schwachen und daher äusserst gefährdeten Position. Die grossen, immer wiederholten Demonstrationen der Geschlossenheit des Volkes hinter seiner Führung sollten verdeutlichen, dass ein Vorgehen gegen das Reich kein «Spaziergang» werden würde.⁹⁶ Mutter erklärte mir damals den Aufwand für die Nürnberger Parteitage in diesem Sinne. In der bereits erwähnten «Notiz für den Führer» heisst es denn auch:

Inzwischen ist es unsere Pflicht, alles zu tun, um das Eintreten einer [...] Krise zu vermeiden und auf alle Fälle zunächst einmal das Jahr 1936 zu erreichen [...].

Die Schwäche der deutschen Position könnte gar nicht klarer ausgedrückt werden. Es folgen dann die bereits erwähnten Empfehlungen an Hitler, die erst allmählich beginnende militärische Erstarkung des Reiches nicht zu betont in Erscheinung treten zu lassen.

Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit im Dritten Reich. Das Sofortprogramm 1933/34, Straelen 2006.

⁹⁶ In welchem Umfang die deutsche Rüstung tatsächlich überschätzt wurde, soweit die Übertreibung nicht propagandistischen Zwecken diente, siehe Klein, Burton: *Germany's Economic Preparations for War*, Harvard 1959.

Flottenabkommen mit England

Die ersten politischen Auswirkungen der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht gestalteten sich günstig, die englischen Minister Simon und Eden kamen zu einem Besuch Hitlers nach Berlin. Vater stellte die britische Reaktion wie folgt dar:

[...] Adolf Hitler erläuterte den britischen Staatsmännern die Notwendigkeit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Er habe diesen Schritt unternommen, um endlich klare Verhältnisse zu schaffen. Nach wie vor erklärte er seine Bereitschaft, mit fremden Staaten Abmachungen über eine Einschränkung der Flotten- und Luftrüstung zu treffen. Ausserdem betonte er seinen aufrichtigen Wunsch, zu einem grosszügigen Arrangement mit Grossbritannien zu gelangen. Es wurde verabredet, dass man auf diplomatischem Wege über die Frage einer Verständigung auf dem Flottengebiet in Verbindung bleiben wolle. Im Laufe der nächsten Woche haben dann verschiedene Fühlungen stattgefunden und Ende Mai 1936 kam die Einladung, einen Bevollmächtigten zu Verhandlungen in der Flottenfrage nach London zu entsenden.

Der Führer wünschte, dass ich diese Verhandlungen führe und ernannte mich zum Botschafter z. b. V.⁹⁷

Ein klares und deutliches Erinnerungsbild blieb in meinem Gedächtnis aus den Junitagen des Jahres 1935. Ich lag mit einem Gipsbein in der Sonne auf einem Balkon unseres Dahlemer Hauses. Am späten Vormittag erschienen beide Eltern und setzten sich einen Augenblick zu mir. Vater erkundigte sich liebevoll, wenn auch erkennbar etwas «absent-minded» nach den Fortschritten der Heilung. Mutter sah nachdenklich in den sommerlichen Garten und beteiligte sich kaum an der kurzen Unterhaltung. Ich empfand deutlich den etwas präokkupierten Gemütszustand der Eltern und wunderte mich etwas darüber, dass Mutter Vater selbst zum Tempelhofer Feld fuhr, dem damaligen Flughafen von Berlin. Sie war allerdings eine hervorragende und passionierte Autofahrerin.

Nach ihrer Rückkehr vom Flugplatz setzte sich Mutter wieder zu mir und erzählte mir, Vater flöge nach London, um mit den Engländern einen Vertrag über die gegenseitigen Flottenstärken auszuhandeln. Hitler und er hofften, durch eine freiwillige Beschränkung der deutschen Flottenrüstung die Voraussetzungen für ein langfristiges Arrangement mit Grossbritannien schaffen

97 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 61.

zu können. Ich war damals 14 Jahre alt. In diesem Alter öffnet man sich der Welt. Ich war tief beeindruckt von der geschichtlichen Perspektive, die sich vor mir auftat. Ich spürte förmlich den oft zitierten «Atem der Geschichte». Eine deutsch-englische Verbindung bedeutete die Absicherung meines Landes in seiner immer prekären zentraleuropäischen Lage. Wieder standen die Grundlagen der deutschen aussenpolitischen Konzeption im Vordergrund, sich mit England auf eine gemeinsame Politik zu einigen.

Vater schrieb über die Verhandlungen unter anderem:

Die Eröffnungssitzung leitete Sir John Simon. Nach den bisherigen Erfahrungen bei Verhandlungen mit den Briten schien es mir richtig, gleich von Anfang an die vom Führer gewünschte Relation von 100:35 für die englischdeutsche Flottenstärke als eine «*conditio sine qua non*» aufzustellen. Ferner hielt ich es für notwendig, dass wir zu einem sofort gültigen festen Vertrag mit England kämen. [...]

Sir John Simon erwiderte, dass eine solche Forderung wohl erst am Ende der Verhandlungen als Ergebnis vielleicht zugestanden werden könne, dass es aber kaum möglich sei, ein derartiges Verlangen gleich zu Beginn als Verhandlungsgrundlage anzunehmen.

Die weiteren Besprechungen fanden in dem berühmten Raum der Admiralität mit der historischen Winduhr statt. Diese Uhr wurde zu Nelsons Zeit angebracht, um dem kommandierenden Admiral die Windrichtung anzuzeigen, damit er jeden Augenblick wissen konnte, ob die französische Flotte aus dem Hafen von Boulogne auslaufen könne oder nicht.

Nach einigen Schwierigkeiten wurden meine Forderungen von englischer Seite angenommen.⁹⁸

Ein deutscher Feuilletonist und Biograph (Joachim Fest) glaubt, diese Verhandlungstaktik in seiner Hitler-Biographie wie folgt darstellen zu sollen:

«Anmassend und borniert, wie er war, fehlte ihm [Ribbentrop] offenbar jedes Gefühl dafür, was er der anderen Seite zumutete [...], um einige Zeilen weiter festzustellen: «Um so grösser war die Überraschung, als zwei Tage später die Engländer zu einer neuerlichen Zusammenkunft baten, die sie mit der Erklärung eröffneten, die britische Regierung habe beschlossen, die Forderung des Reichskanzlers als Grundlage weiterer Flottenbesprechungen zwischen beiden Ländern anzuerkennen.»⁹⁹

Nun, jeder, der im Leben schwierige Verhandlungen zu führen hatte, weiss um das Problem der Verhandlungsführung und -taktik. Oft entscheidet die bezogene Ausgangsposition über den Erfolg der Verhandlung. Der Möglichkeiten sind viele, von der festen Etablierung der eigenen Forderungen bis zur

98 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 62.

99 Fest, Joachim: a.a.O., S. 675.

weichen, die eigenen Ziele verschleiern den Verhandlungsführung. Es entscheidet der Erfolg, und der war hier eindeutig! Fest hat ohne Zweifel nie eine wichtige diplomatische Verhandlung auf dem Felde der grossen Politik geführt, daher fehlt ihm offensichtlich die Erfahrung in dieser Hinsicht. Man muss ihm aber wohl die für einen Historiker entscheidend wichtige Fähigkeit absprechen, sich in geschichtliche Situationen hineindenken zu können und sie vor allen Dingen unvoreingenommen darzustellen. Die klaren und festen Vereinbarungen halfen in diesem Fall über genau jene Widerstände hinweg, die zuvor in Genf jahrelang jede Vereinbarung verhindert hatten.¹⁰⁰

Das «fait accompli» der Wiedereinführung der Wehrpflicht hatte den grossen aussenpolitischen Erfolg herbeigeführt, eine konkrete Rüstungsabsprache mit England auszulösen, durch die die Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages de facto und de jure aufgehoben wurden. Vater, der, wie er sagte, mit dem Ergebnis seiner Verhandlungen sehr zufrieden war – Hitler nannte den Tag des Abschlusses übrigens den «glücklichsten Tag seines Lebens»¹⁰¹ –, sah darüber hinaus eine wichtige Voraussetzung geschaffen, ein langfristiges gutes Verhältnis zu England zu etablieren, das Ziel der deutschen Aussenpolitik. Es war die im Augenblick offenbar nicht ganz unberechtigte Hoffnung, dem grossen Arrangement mit Grossbritannien einen Schritt nähergekommen zu sein, die die beiden Männer so befriedigte. Hitler sah das Reich als Kontinentalmacht ohne grossen maritimen Ehrgeiz, daher der vertragliche Verzicht auf jede Konkurrenzsituation zur britischen Seemacht. Es war nicht verwunderlich, dass man sich deutscherseits Hoffnungen machte, auf diesem Wege weitere Fortschritte erreichen zu können. Vater dachte an einen Luftpakt.

Vater schätzte die Briten als nüchterne «Kaufleute» ein. Nicht umsonst bezeichnen sich die Briten in ihrem beliebten Understatement, mit dem sie klug kokettieren können, als «nation of shopkeepers» (Nation von Ladenbesitzern). In Vaters Augen, er war selber ein erfolgreicher Kaufmann, hatte diese Selbstcharakterisierung ohnehin immer einen positiven Klang. Wenn er zweieinhalb Jahre später an Hitler schreiben wird, er habe die Bezeichnung der Engländer als «nation of shopkeepers» nie für zutreffend gehalten, dann

100 Nur am Rande sei angemerkt: Fest bezieht sich in seiner Hitler-Biographie u.a. immer wieder auf Hermann Rauschnig. Rauschnig (1887-1982), zeitweise NSDAP-Politiker, war 1933 nach dem Wahlsieg der NSDAP in Danzig u.a. Senatspräsident von Danzig. Seine angeblichen «Gespräche mit Hitler» (dt. 1940) wurden von dem Schweizer Lehrer und Historiker Wolfgang Hänel 1983/84 überzeugend als Fälschung entlarvt. In der Wochenzeitung Die Zeit, Nr. 30, 19. Juli 1985, stand hierzu zu lesen: «Allein in der Hitler-Biographie von Joachim Fest werden Rauschnings erfundene Gespräche und Aussprüche mehr als fünfzig Mal zitiert.»

101 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 64.

meinte er damit etwas ganz anderes: Er wollte damit zum Ausdruck bringen, dass diese «Ladenbesitzer» bereit seien, für ihre Interessen auf der Welt auch hart – «bis zum Kriege» – zu kämpfen. Nach dem Abschluss des Flottenvertrages hoffte er, die Briten würden bei Abwägung der Vor- und Nachteile das Bündnis mit Deutschland einer erneuten Auseinandersetzung vorziehen. Bereits im Waffengang des Ersten Weltkrieges mit dem Reich hatten sie ihre Vormachtstellung in der Welt eingebüsst. Eine erneute globale Auseinandersetzung würde sie – das war Vaters Auffassung – auch als Sieger ihr Weltreich kosten.

Es war in etwas mehr als zwei Jahren gelungen, worum sich die Weimarer Republik jahrelang vergeblich bemüht hatte, die militärische Gleichberechtigung zu erreichen. Wer die Notwendigkeit leugnet, dass das Machtvakuum in Zentraleuropa zu diesem Zeitpunkt wiederaufgefüllt werden musste, würde auch die Notwendigkeit des amerikanischen Schutzes für Europa vor der sowjetrussischen Bedrohung nach dem Zweiten Weltkrieg abgelehnt haben müssen. Die Auflösung der bedrohlichen sowjetischen Machtentfaltung Ende der 1980er Jahre wäre nicht ohne das überlegene militärische Potential der Vereinigten Staaten herbeizuführen gewesen und sicher nicht durch «Reden und Parlamentsbeschlüsse», wie Bismarck sich ausgedrückt haben würde.¹⁰² Ein Vorgehen der «Kleinen Entente» gegen das Reich war nur mit einem gewissen militärischen Mindestpotential zu verhindern. Der sowjetischen Gefahr aber war nur durch einen militärisch starken zentraleuropäischen Block zu begegnen. Ein Jahr später wird Hitler diese Bedrohung in seiner «Denkschrift zum Vierjahresplan» ausführlich darstellen.

Angesichts dieser Entwicklung stellt sich einmal mehr die Frage, warum England und Frankreich den Zeitraum der Risikophase, in der sich die deutsche Aufrüstung befand, nicht nutzten, um den Versuch zu machen, die Rüstungen des Reiches in einen vertraglichen Rahmen zu bringen. Offenbar bestand bereits zu diesem Zeitpunkt innerhalb gewisser politischer Kreise Grossbritanniens eine Richtung, die sich die These Sir Eyre Crowes aus dem Jahre 1907 zu eigen gemacht hatte, nie mit Deutschland zusammenzugehen oder gar zu paktieren. (Der damalige britische Aussenminister Edward Grey – er war es auch noch bei Kriegsausbruch 1914 – hat das Memorandum Crowes «als Richtschnur für die Politik» als «höchst nützlich» bezeichnet¹⁰³ und seine Bekanntgabe im Kabinett veranlasst.) Einer der bedeutendsten Anhänger dieser «Richtschnur» war der bereits erwähnte ständige Unterstaatssekretär im Foreign Office Vansittart. Mein Vater hatte auch ihn anlässlich

102 Formulierung in der berühmten «Blut und Eisen»-Rede vor dem Preussischen Landtag während des Verfassungskonfliktes um die Heeresvermehrung.

103 Vgl. Text des Crowe-Memorandums in Lutz, H. (Hrsg.): Die Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898-1914, S. 645 ff und S. 685.

des Flottenvertragsabschlusses besucht. Vansittart hatte mit seiner eigentlichen Meinung hinter dem Berg gehalten und verhielt sich erkennbar reserviert. Von befreundeter Seite wurde Vater dann darüber informiert, dass Vansittart gegen die sofortige Gültigkeit des Vertrages Einspruch erhoben hatte und die Schwierigkeiten am Tage vor der Unterzeichnung auf seine Intervention zurückzuführen wären.

Vater kannte seinen Crowe, in dessen Denkschrift aus dem Jahre 1907 – mit vielen Wendungen im Konjunktiv – dem Reich die Absicht zur «Errichtung einer Hegemonie zuerst in Europa und schliesslich in der Welt» unterstellt wird, neben einer möglichen Vormachtstellung zur See und der Schaffung eines «deutschen Indiens in Kleinasien». Er kündigt an, die Welt würde sich zur Abwehr eines solchen «Alps» zusammenschliessen. Ein Jahr später, im September 1936, wird mein Vater noch einmal ein Gespräch unter vier Augen mit Vansittart führen. Wir werden sehen, mit welchem Ergebnis.

Nach Abschluss des Flottenabkommens plante Vater auf dieser Basis fortzufahren, er dachte an einen Luftpakt. Auch in diesem angestrebten Luftpakt ist die deutsche Konzeption und Bereitschaft zu erkennen, dem britischen Sicherheitsbedürfnis Rechnung zu tragen und damit automatisch auch dem Frankreichs. Die Fortschritte der Luftfahrttechnik machten das Inselreich nicht nur zur See, sondern auch aus der Luft verwundbar. Die eventuellen Besorgnisse Grossbritanniens vor einer Luftbedrohung durch die Kontinentalmacht Deutschland sollten ausgeräumt werden, wie es zur See bereits geschehen war. Hitler hatte 1936 durch Erhard Milch¹⁰⁴ den Engländern Einblick in die massvollen Planungen der deutschen Luftrüstung gegeben, da Churchill bereits zu diesem Zeitpunkt das Gespenst in Form eines überraschenden deutschen Luftangriffs auf London an die Wand malte.¹⁰⁵ Die Zahlen Milchs wurden den Engländern nach Kriegsende aus den erbeuteten deutschen Akten bestätigt.

Ein Zusammentreffen zwischen Hitler und dem britischen Regierungschef Baldwin bot sich als weiterer Schritt an. Ausgehend von dem Flottenabkommen versprach sich Vater davon weitere Impulse für sein Bemühen, ein fundamentales deutsch-englisches Übereinkommen zu erreichen. Hitler wäre mit dem Vorschlag «sofort einverstanden» gewesen, wie Vater schreibt, um dann fortzufahren:

104 Erhard Milch (1892-1972), von 1933-1945 Staatssekretär des Reichsluftfahrtministeriums (RLM), zugleich Generalinspekteur der Luftwaffe; nach dem Selbstmord von Ernst Udet im November 1941 trat er bis Juli 1944 dessen Nachfolge als Generalluftzeugmeister an.

105 Irving, David: Churchill, München 1990, S. 71, Anmerkungen 2 und 3.

Baldwin aber war schwer für den Gedanken zu gewinnen. Ich wurde damals durch alle meine englischen Freunde unterstützt, um diese Begegnung zustande zu bringen. Mr. Baldwin zögerte. Hitler schlug daraufhin ein Zusammentreffen auf einem Schiff in der Nordsee vor und erklärte sich sogar bereit, zu dem englischen Premierminister nach Chequers zu fliegen. Ich hörte, Mr. Baldwin sei nicht abgeneigt, aber er sei nun einmal langsam von Entschluss. Dann erfuhr ich, dass Baldwin geäußert habe, er müsse erst mit «Van» sprechen, gemeint war Vansittart. Ich war besorgt, da ich von Vansittart keinen positiven Zuspruch erwartete. Schliesslich liess mir Baldwin durch seinen Freund Mr. T.J. Jones sagen, ein solches Treffen müsse «noch mehr vorbereitet werden» – praktisch eine Absage. Etwas später hörte ich, dass Baldwin geäußert habe, er wisse nicht «wie man mit Diktatoren spreche».¹⁰⁶

Die Absage Baldwins, sich mit Hitler zu treffen, war für Vater wie für Hitler nicht nur eine Enttäuschung, sondern vor allen Dingen auch wieder ein Symptom. Es bleibt mir nur festzustellen: Die Versuche des deutschen Kanzlers, sich mit den Regierungschefs Grossbritanniens und Frankreichs über die Möglichkeiten eines allgemeinen Arrangements zu unterhalten, sind weder von dem französischen noch von dem britischen Regierungschef angenommen worden:

Vater:

Wie andere deutsche Regierungen vorher, so stand auch das Dritte Reich vor der unbestreitbaren Tatsache, dass Revisionen auf dem Wege der friedlichen Verhandlungen mit den Völkerbundstaaten schlechthin unmöglich durchzusetzen waren. Darum hatte Deutschland Genf verlassen und den Weg der unmittelbaren Verhandlungen mit den Grossmächten, vor allem England und Frankreich, beschritten. Das Flottenabkommen war das einzige Abkommen, durch das eine Revision von Versailles auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen, zumindest mit einer Grossmacht erreicht wurde. Leider blieb das eine Ausnahme. [...] Ich hörte in dieser Zeit immer wieder, dass von Seiten der englischen Berufsdiplomatie unter Führung von Sir Robert Vansittart ein starker Druck auf das britische Kabinett ausgeübt wurde, um jeder weiteren Entwicklung in Richtung freier Verhandlungen ausserhalb des Versailler Systems den Weg zu verbauen.¹⁰⁷

Die Absage Baldwins, sich mit Hitler zu besprechen, war möglicherweise bereits ein Warnzeichen dafür, dass sich die englische Politik früher oder später auf den gleichen Linien wie vor dem Ersten Weltkrieg bewegen könnte, also eine undurchsichtige und schliesslich antideutsche Position beziehen würde. Die deutsche Politik ihrerseits hatte sich auf die «Westbindung» festgelegt. Die russische Option zu verfolgen, hatte Hitler bereits im Jahre 1933 gegenüber dem deutschen Botschafter in Moskau, Rudolf Nadolny, abgelehnt, der

¹⁰⁶ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 67 f.

¹⁰⁷ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 70f.

der Reichsregierung in einer Denkschrift diesen Weg angeraten und darüber mit Hitler ein Gespräch geführt hatte. Es war Frankreich, das nun die UdSSR wieder ins europäische Spiel zurückholte.

Der französisch-russische Pakt von 1935, der im Frühjahr 1936 ratifiziert wurde, stellte de facto eine Militärallianz dar, die sich einseitig gegen das Reich richtete. Das Militärbündnis zwischen Frankreich und der Sowjetunion bedeutete unter Einbeziehung des «Flugzeugmutterschiffes» Tschechoslowakei eine gravierende militärische Bedrohung des Reiches. Von der Tschechoslowakei aus waren die wichtigen Industriegebiete in Mittel- und Ostdeutschland mit Luftstreitkräften zu erreichen, während die westlichen Industriegebiete als Folge der völligen Entmilitarisierung bis 50 km östlich des Flusses offen und schutzlos jeder französisch-belgischen Okkupation ausgeliefert waren. Jede deutsche Regierung hatte in dieser Lage die Pflicht und das Recht, ihre politischen Planungen an diesen Gegebenheiten auszurichten. Darüber hinaus war die Einbeziehung der Sowjetunion ein wirklicher Kulturbruch. Das war den Verantwortlichen in Paris auch bewusst. Herriot hatte ein Bündnis mit der UdSSR gar mit der Türkenpolitik König Franz I. verglichen, der sich mit den Türken gegen die christlichen Habsburger verbündet hatte.¹⁰⁸

Die Lage des Deutschen Reiches war, selbst wenn die deutsche Aufrüstung bereits wesentlich weiter fortgeschritten gewesen wäre, als es in der kurzen Zeit der Fall sein konnte, deutlich gefährdeter als bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Das Paktsystem Frankreichs – die sogenannte «Kleine Entente» (Polen, die Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien, Belgien) – hatte das Reich eingekreist und wurde nun durch das Hinzutreten der Sowjetunion zu einer massiven Bedrohung. Fortschritte in dem Bemühen, ein grundsätzliches Arrangement mit Grossbritannien herbeizuführen, hatte es seit Abschluss des Flottenabkommens keine mehr gegeben. Über die Einstellung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Roosevelt, gegenüber Deutschland konnte man sich deutscherseits keinen Illusionen hingeben. Bereits im November 1933 hatten die USA, es wurde bereits erwähnt, die Sowjetunion diplomatisch anerkannt, was sie 16 Jahre lang vermieden hatte. Die Anerkennung der Sowjetunion war als ein erstes Wetterleuchten aufzufassen, denn für die konsequent antisowjetische Politik Deutschlands stellte sie bereits zu diesem frühen Zeitpunkt kein positives Moment dar. Für den Westen war die bolschewistische Gefahr eben sehr viel entfernter als für Deutschland, und daher unterschätzte man sie und glaubte, in einem wiedererstarkten Deutschland eine grössere Gefahr als in einem sowjetischen Imperium sehen zu müssen. Dieses Impe-

108 Vgl. Scheil, Stefan: Fünf plus Zwei, S. 172.

rium musste erst tausend Kilometer näherrücken, bevor man Deutschlands Nützlichkeit für seine Abwehr entdeckte.

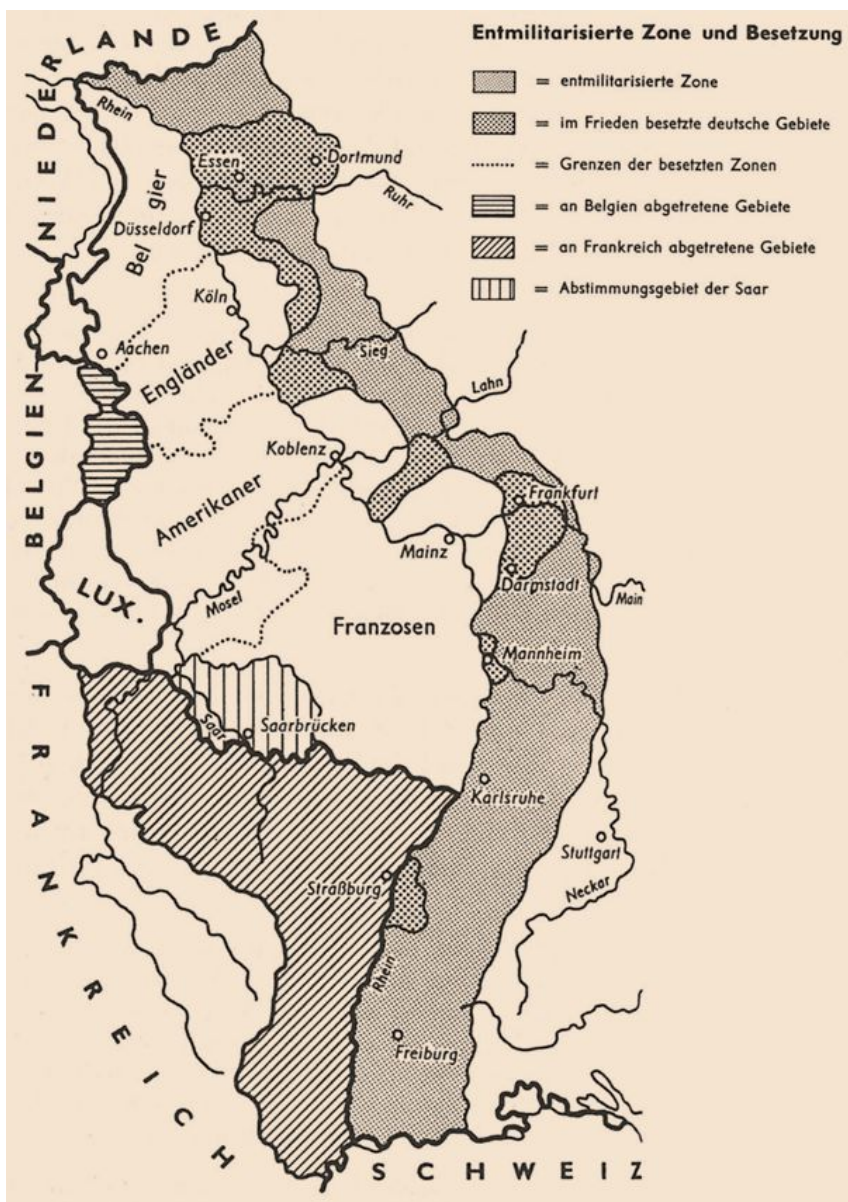
Zu diesem Zeitpunkt aber, das heisst um den Jahreswechsel 1935/36, war die Bedeutung des Deutschen Reiches als politischer Machtfaktor nicht sehr hoch einzuschätzen: der Osten des Reiches durch den Korridor halbiert, der Westen bis 50 km ostwärts des Rheins völlig entmilitarisiert, sprich jeder westlichen militärischen Initiative gegenüber völlig offen daliegend. Damit war ein grosser Teil des deutschen Industriepotentials feindlichem Zugriff ausgesetzt. Die deutsche Regierung war nicht Herr im eigenen Hause. Dabei bestand nach dem Abschluss des französischrussischen Militärpaktes nicht einmal der Schein einer Aussicht, diesen Zustand auf dem Verhandlungswege ändern zu können. Wenn die Reichsregierung ihre volle Handlungsfreiheit wiedergewinnen und damit als Partner für andere Staaten interessant werden wollte, dann nur in eigener Initiative – und noch immer hatte man deutscherseits Grossbritannien als Wunschpartner im Blickfeld. Von einer französischen Regierung, die weitgehend von Linksparteien (einschliesslich der Kommunisten) bestimmt war und einen einseitig gegen das Reich gerichteten Militärpakt mit der Sowjetunion abgeschlossen hatte, war kein Entgegenkommen zu erwarten, den Status des deutschen Rheinlandes im Sinne der Wiederherstellung der Normalität, also der uneingeschränkten Souveränität der deutschen Regierung, zu verändern.

Vater schreibt über diese Phase der deutschen Aussenpolitik, die mit der Wiederherstellung der uneingeschränkten Hoheitsrechte der Reichsregierung in der sogenannten «entmilitarisierten Zone» des Rheinlandes abgeschlossen wurde:

Eines stand sowohl für Adolf Hitler als auch für mich fest: wenn die Wehrhoheit [im Rheinland] wiederhergestellt werden musste – und nach dem französisch-sowjetischen Bündnis war Hitler dieser Auffassung – dann war sie auf dem Wege der Verhandlungen nicht zu erreichen. Im Gegenteil, es bestand die Gefahr, dass im Falle von langen Diskussionen über dieses Problem sich eine ultimative Situation ergeben könnte, die dann vielleicht leichter zu einer wirklichen Krise und zum Konflikt führen würde, als wenn das Ausland vor ein *fait accompli* gestellt wurde. Dies waren die Gedanken, die uns damals bewegten und die Adolf Hitler endgültig veranlassten, den Schritt zu unternehmen.¹⁰⁹

Die Ratifizierung des französisch-russischen Beistandpaktes erfolgte französischerseits am 1. Februar 1936; unterschrieben wurde er bereits am 2. Mai 1935. Unmittelbar darauf wurde ein Militärbündnis zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei abgeschlossen, das wiederum durch einen Vertrag

109 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 79.



Die Neuregelung der Grenzen nach dem Versailler Vertrag, die alliierte Besetzung des Rheinlands und die rechtsrheinischen entmilitarisierten Gebiete

zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei ergänzt wurde, dessen Wirksamwerden aber interessanterweise von einem Vorangehen Frankreichs abhängig gemacht wurde.

Angesichts der Ratifikation dieses Vertrags wurde die im Vorjahr proklamierte Wehrhoheit von Hitler auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt. Das bedeutete die Aufhebung der entmilitarisierten Zone im Westen des Reiches und die Errichtung deutscher Garnisonen in dem bisher entmilitarisierten Rheinland. Diesen Schritt hatte er angekündigt.

Vater kommentierte:

Er [Hitler] hat mir später oft erklärt, dass dies für ihn einer der ernstesten Entschlüsse gewesen sei, dass er aber nach Abschluss des französisch-russischen Militärbündnisses nicht anders handeln können.

Ich hatte im Laufe des Winters 1935/36 in Paris und London Fühlung mit einer grossen Anzahl massgebender Personen. Bei diesen Gesprächen brachte ich offen und unmissverständlich zum Ausdruck, dass entweder eine Verständigung zwischen den Westmächten und Deutschland durch ein gemeinsam vereinbartes Revisionsprogramm erreicht werden müsse oder Deutschland werde den Schutz seines eigenen Landes wieder selbst in die Hand nehmen, d.h. also der Locarno-Vertrag müsse in irgendeiner Form revidiert werden. [...] ¹¹⁰

Entsprechend gross war das Risiko, das man deutscherseits bereit war auf sich zu nehmen, um den Zustand, der sich aus dem jederzeit möglichen Zugriff Frankreichs auf das westliche Reichsgebiet und damit auf einen wesentlichen Teil des deutschen Industriepotentials, ergab, zu beenden. Die sogenannte «Rheinlandbesetzung» erfolgte aus einer aussenpolitischen Zwangslage heraus, wie sie gravierender kaum vorstellbar ist.

Hierzu nochmals Vater:

Es waren aufregende Stunden, die der Besetzung vorausgingen. Es verlautete, dass auf französischer Seite eine motorisierte Armee in Stärke von etwa 250.000 Mann aufmarschiert sei und es war klar, dass bei unserer kleinen Wehrmacht ¹¹¹ die Besetzung eigentlich nur eine symbolische sein konnte. Auch für mich waren es schwere Stunden, hatte ich doch den Führer dahin beraten, dass man sich in England mit der Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit im Rheinland letzten Endes wohl abfinden werde. ¹¹²

Nachdem die deutsche Regierung die volle Souveränität des Reiches im Rheingebiet wiederhergestellt hatte, erhielt sie die Aufforderung, den deutschen Standpunkt vor dem Völkerbund zu vertreten. Vater schreibt, ursprüng-

¹¹⁰ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 77 f.

¹¹¹ Klein, Burton: a.a.O., S. 17: «Up to the time of the German reoccupation of the Rhineland in the Spring of 1936, rearmament was largely a myth.»

¹¹² Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 78.

lich habe Hitler selbst vor der Völkerbundversammlung sprechen wollen. Der Reichsaussenminister von Neurath und er selbst hätten ihn davon abbringen können. Mein Vater wurde bestimmt, Deutschland in der Völkerbundsitzung zu vertreten. Sie wurde in London anberaumt, und Deutschland wurde letztlich bei einer Enthaltung (Brasilien) wegen Verstosses gegen den Locarno-Pakt für «schuldig» erklärt, auch mit der Stimme Italiens. Diese Erklärung wurde einstimmig gefasst, wobei es dem italienischen Vertreter – wie Vater «ihm ansah»¹¹³ – nicht ganz wohl zumute war.

Die Atmosphäre blieb zwiespältig, ein Bruch mit Deutschland fand nicht statt, die Verurteilung wegen der angeblichen Vertragsverletzung blieb in der Praxis folgenlos. Vater hatte auch ein weiteres Mal Gelegenheit zu einem Austausch mit Robert Vansittart:

Vor meiner Abreise erhielt ich noch eine Einladung Vansittarts, den ich gemeinsam mit dem deutschen Botschafter von Hoesch besuchte. Vansittart bewohnte ein gediegenes altenglisches Landhaus, dessen Gepflegtheit sich in seltener Harmonie mit der erlesenen modernen Inneneinrichtung verband, die geschmacklich wohl von seiner amerikanischen Frau bestimmt war. Bei Tisch wurde über Politik wenig gesprochen. Ich habe diese Einladung besonders begrüsst und gern angenommen, weil ich es immer noch für meine wichtigste Aufgabe hielt, einen Weg zur endgültigen Freundschaft mit England zu finden und weil Sir Robert Vansittart in der Frage des deutsch-englischen Ausgleichs – darüber bestand kein Zweifel – nach wie vor eine, wenn nicht die Schlüsselstellung innehatte. Über dieses Thema habe ich auf der Heimfahrt lange mit Herrn von Hoesch gesprochen. Auch er betonte die grosse Bedeutung Vansittarts und charakterisierte ihn als einen Mann, der gegen Deutschland sehr skeptisch eingestellt sei, ziemlich undurchsichtig scheinend und wohl nur schwer gewonnen werden könne. Sein grosser Einfluss auf die übrigen Kabinettsmitglieder wurde von Hoesch ebenfalls bestätigt. Herr von Hoesch, der London zweifellos gut kannte, war mir nicht immer gut gesonnen gewesen. Auf dieser Rückfahrt vom Besuch bei Vansittart haben wir so etwas wie eine erste Freundschaft geschlossen und wir nahmen uns vor, gemeinsam alles zu tun, um die deutsch-englischen Beziehungen zu fördern. Wir verabredeten, in Zukunft eine enge Fühlung miteinander zu halten.

Kurz darauf flog ich zur Berichterstattung zu Adolf Hitler, der sich im Hotel Dreesen bei Godesberg aufhielt. Dort erhielt ich am nächsten Tag die Nachricht, dass Herr von Hoesch plötzlich am Herzschlag gestorben sei. Ich habe den Tod dieses fähigen Botschafters aufrichtig bedauert.¹¹⁴

Aus dem Dargelegten ergibt sich für einen vorurteilsfreien Betrachter, dass die beiden sogenannten «faits accomplis» – die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Wiederherstellung der vollen deutschen Souveränität

113 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 83.

114 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 85 f.

nität im Rheinland – bedeutende und wichtige Schritte waren, um die Handlungsfreiheit der deutschen Aussenpolitik auf friedlichem Wege zurückzugewinnen. Als Hitler die Olympischen Spiele in Berlin im Jahre 1936 eröffnete, hatte er 3 1/2 Jahre nach seinem Regierungsantritt der deutschen Aussenpolitik eine ganz neue Grundlage verschafft.

Nach wie vor hatte die britische Option die erste Priorität für Hitler und Vater. Die Konsolidierung der Verhältnisse in Deutschland müssten bei der britischen Regierung – so hoffte man – Überlegungen auslösen, ob nicht letztlich ein Arrangement mit dem Reich einer erneuten Konfrontation vorzuziehen wäre. Die verbesserte Position Deutschlands liess nunmehr die «Annäherungsversuche» der deutschen Regierung nicht mehr als Bittstellerei erscheinen, sondern als Angebot der Partnerschaft auf einer gleichwertigen Basis. Nicht zuletzt unter diesem Gesichtspunkt hatte Vater Hitler vorgeschlagen, ihn als Botschafter nach London zu schicken. Der von Hitler bereitwillig angenommene Vorschlag stellte den erneuten, grossangelegten Versuch dar, mit den Briten in ernsthafte Verhandlungen über ein Bündnis in der europäischen Politik zu treten.

Eine gewisse Änderung im europäischen Kräfteverhältnis trat ein, als Italien, wie bereits angedeutet, wegen seiner Abessinien-Unternehmung in Gegensatz zu Grossbritannien und Frankreich geriet. Der Völkerbund hatte Sanktionen gegen Italien beschlossen, obwohl Mussolini geglaubt hatte, für sein Vorgehen die Billigung der Westmächte zu finden. Eine Annäherung zwischen Deutschland und Italien lag daher nahe, wobei die antibolschewistische Facette des Faschismus nur eine Komponente in der Gesamtinteressenlage darstellte.

Man sah in Berlin in einer Zusammenarbeit mit Italien (Vertrag vom 26. Oktober 1936) keineswegs eine Alternative bei den Bemühungen um einen Akkord mit Grossbritannien. Erst recht bestand keine Absicht, Italien gegen Grossbritannien auszuspielen. Ein vertrauliches Schreiben Vaters als deutscher Botschafter in London an Hassell, den deutschen Botschafter in Rom, belegt das. Der Anlass für diesen Brief waren italienische Behauptungen, die Vater zugetragen wurden, er betreibe in London eine «antiitalienische» Politik. Hassell hatte offenbar nichts unternommen, um diesen Behauptungen entgegenzutreten.

Vater stellt in diesem Brief an Hassell die deutsche Politik zwischen England und Italien wie folgt dar:

Was die für Deutschland gegebene Aussenpolitik anlangt, so ist es klar, dass dem Gegensatz von Nationalsozialismus-Faschismus einerseits und Bolschewismus andererseits in jeder aussenpolitischen Berechnung eine überragende Bedeutung zukommt. Dementsprechend ist die Zusammenarbeit zwischen Nationalsozialismus und Faschismus eine zwangsläufige, wodurch wiederum das Verhältnis Deutschlands zu Italien grundlegend bestimmt wird.

Ich habe die Engländer über diese meine Auffassung niemals im Zweifel gelassen, und ich sehe eine der Hauptaufgaben unserer Diplomatie in London darin, die Engländer über die wirkliche Gefahr des Bolschewismus aufzuklären, sie von einem Anschluss an eine bolschewistische Front abzuhalten und den Gedanken zu fördern, dass à la longue ihrem Weltreich eine wesentlich grössere Gefahr durch die weitere Ausbreitung des Bolschewismus droht als durch ihre Divergenz mit Italien im Mittelmeer.¹¹⁵

Aus diesem ganz persönlichen, internen Schreiben werden die Grundlinien der deutschen Politik einmal mehr erkennbar, die Annäherung an Italien soll die Möglichkeit des Arrangements mit Grossbritannien nicht verbauen. Aus deutscher Sicht ist die antibolschewistische Plattform sowohl für England als auch für Italien akzeptabel. Das gleiche wurde in Berlin für die Zusammenarbeit mit Japan unterstellt. Mit diesem Land wird als erstes ein Antikomintern-Pakt abgeschlossen.

Immer wieder Vater: «Wir müssen optieren, das heisst, wir müssen Partner finden, auch wenn Grossbritannien uns auf die Dauer die kalte Schulter zeigen wird, ‚sich eben von uns nicht lieben lassen will‘.» Seine immer prekäre Lage in Zentraleuropa zwang das Reich, «aktiv in die Weltpolitik einzugreifen». Die «Antikomintern-Politik» war der Weg, behutsam aus der Isolierung zu treten, ohne das Ziel eines Arrangements mit England aus dem Auge zu verlieren.

Während sich die grosse Politik in einer Weise entwickelte, die bald auch unser Familienleben völlig verändern sollte, blieben Sorgen ganz anderer Art nicht aus. Am Beginn des Sommers 1936 hatte ich mit meinem Schicksal gehadert, wohlgemerkt mit dem kleinen Alltagsschicksal eines wohl etwas zu schnell herangewachsenen Jünglings, dem ein vorsichtiger Internist die Teilnahme an einer Jungvolkfahrt verbot, da er meinte, ein Sportlerherz feststellen zu müssen. Die Eltern boten mir an, sie nach Bad Wildungen zu begleiten, wo Vater sich einer Kur für seine ihm verbliebene Niere unterziehen wollte. Die andere musste bereits vor dem Ersten Weltkrieg entfernt werden, da er sich im kanadischen Busch an der Milch einer tuberkulösen Kuh infiziert hatte. Wie man sich wird vorstellen können, war ich nicht gerade darüber begeistert, meine grossen Ferien «im Bade» verbringen zu sollen, anstatt «auf Fahrt» zu gehen. Aber andererseits war die Aussicht, drei Wochen in engstem Kontakt mit den Eltern zu verbringen, sehr verlockend. In der Abgeschiedenheit Bad Wildungens durfte ich mit politisch hochinteressanten Gesprächen rechnen. Ich saugte damals alles, was ich über Politik hörte – an Geschichte mittlerweile brennend interessiert – in mich hinein, wo es absolut verschlossen blieb.

115 Hoover-Archives, Louis Lochner Papers, Hoover Library, accession # XX031 –9.12. Box #1.

Zugleich aber lernte ich auch vieles über die persönliche und menschliche Problematik kennen, der die Akteure in der Politik unterworfen sind.

Wir gingen in Wildungen viel spazieren, meist zu dritt, oft aber auch nur Vater und ich allein. Unsere Gespräche drehten sich meistens um die aussenpolitische Lage des Reiches in der Mitte Europas. Vater hielt mit seinen Sorgen in keiner Weise hinter dem Berg. Das Reich war nach wie vor isoliert. Welcher verantwortungsbewusste ausländische Staatsmann hätte es vertreten können, das Schicksal seines Landes mit jenem machtlosen Gebilde zu verbinden, als das sich das Deutsche Reich zu diesem Zeitpunkt noch darstellte? Die deutsche Aufrüstung, erst vor einem Jahr proklamiert, durchschritt in allen Bereichen die «Risikophase». Einem immer möglichen Vorgehen der «Kleinen Entente» (Frankreich, Belgien, Polen, die Tschechoslowakei und Jugoslawien) gegen das Reich wäre deutscherseits noch wenig entgegenzusetzen gewesen. Das Verhalten Grossbritanniens war in einem solchen Falle nicht eindeutig erkennbar; und schliesslich stand im Hintergrund, Gewehr bei Fuss, die Sowjetunion, zu der man in erklärte Gegnerschaft gegangen war. Wahrlich eine Situation, die geeignet war, der Führung des Reiches grosse Sorgen zu bereiten. Ich erinnere mich, wie beeindruckt ich damals von der Schwäche der deutschen Position war, die Vater mir auf diesen Spaziergängen beschrieb. Er erwähnte beiläufig strategische Probleme, zum Beispiel, ob es gelingen könnte, über den Rhein vorgedrungene französische Stossgruppen aus der Flanke anzugreifen und abzuschneiden.

Es musste aber nicht nur die extreme militärische Schwäche beseitigt, sondern auch die aussenpolitische Isolierung durchbrochen werden. Der erklärte Wunschpartner war England; welcher Ausweg sich aber bieten könnte, wenn es sich dem deutschen Werben weiterhin versagen sollte, diese Frage war schwer zu beantworten. Noch war es nicht soweit, aber Überlegungen waren in dieser Richtung anzustellen. Wir werden sehen, welchen Ausweg Hitler und Vater beschritten haben, beschreiten mussten. Es war für mich daher nicht verwunderlich, hin und wieder den damaligen japanischen Militärattaché Oshima bei uns in Dahlem zu sehen.

Vater vermittelte mir auf diesen Spaziergängen auch die Problematik seiner Stellung gegenüber Hitler, den Führungskreisen von Staat und Partei und dem Auswärtigen Amt. Für alle war er der Aussenseiter, der bei seiner Tätigkeit ganz auf Hitler angewiesen war und daher als «Konkurrent» betrachtet wurde, den es zu bekämpfen galt. Hitlers Führungsstil, der sich nicht an klare Zuständigkeiten und Kompetenzen hielt, bedeutete für den Leiter der «Dienststelle Ribbentrop» eine weitere Erschwernis seiner Tätigkeit, ganz abgesehen davon, dass Hitler Gegnerschaften unter seinen Mitarbeitern durchaus gerne sah und sie oft wohl auch regelrecht schürte.

Dieses für mich hochinteressante Zusammensein mit den Eltern wurde abrupt beendet, denn es erreichte die Eltern eine Einladung des «Führers und Reichskanzlers», als seine Gäste an den Richard-Wagner-Festspielen in Bayreuth teilzunehmen. Zu meiner grossen Begeisterung waren die Eltern bereit, mich mitzunehmen, wenn Eintrittskarten und Quartier für mich beschafft werden konnten. Das gelang zum Glück. So fuhren wir im offenen Wagen durch das hochsommerlich strahlende, schöne Land nach Bayreuth. Dank Fräulein Munding auf das Beste eingeführt, hatten wir einen grossen Teil der Wagner-Opern bereits einmal in Berlin gesehen und gehört. Ich ging also nicht ganz unvorbereitet diesen musikalischen Genüssen entgegen. Das bekannte Goethe-Wort «Man sieht nur, was man weiss» gilt auch für Gehörtes. Man hört eben auch nur das, was man kennt (wenn man nicht gerade ein musikalisches Genie ist); nebenbei eine wichtige Voraussetzung dafür, es zu geniessen.

Zunächst aber stand einmal mehr die grosse Politik im Raum. Bereits ehe wir von Bad Wildungen abfuhren, war der Militärputsch General Francos bekanntgeworden. Vater äusserte beim Frühstück die Meinung, wir sollten uns aus dieser Aktion heraushalten. Im Sinne der Konzeption der deutschen Politik wäre mit einer Intervention auf der Iberischen Halbinsel, einem klassischen englischen Interessenfeld, nichts zu gewinnen. Durch das Mittelmeer liefen die wichtigsten Nervenstränge des britischen Empires, so dass aus einer Einmischung in dieser Sphäre allenfalls negative Auswirkungen auf das deutsch-englische Verhältnis zu erwarten seien. Das gleiche gelte auch für die französische Aussenpolitik, die ohnehin mit der britischen eng liiert sei. Man brauche dabei gar nicht einmal an die Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 denken.¹¹⁶ Für Vater stand zu diesem Zeitpunkt das grundsätzliche deutschenglische Arrangement immer noch an erster Stelle der aussenpolitischen Prioritäten. Er hatte noch von Wildungen aus um eine Unterredung mit Hitler ersucht; ihm war bei seiner Ankunft in Bayreuth aber beschieden worden, dass Hitler noch nicht in der Villa Wahnfried eingetroffen sei. Vater hatte wohl Gründe, erfahren zu wollen, ob Hitler tatsächlich noch nicht eingetroffen sei und bat mich, ob ich versuchen könne, das festzustellen. Ich konnte ihm berichten, dass Hitler gerade vorgefahren sei, als ich zur Villa Wahnfried kam. Er erhielt umgehend einen Termin bei Hitler, was ich ebenso befriedigt wie interessiert zur Kenntnis nahm, denn es war mir in vollem Umfang bewusst, dass die prompte Erfüllung von Vaters Wunsch nach einer Unterredung ein Zeichen für seine Positionierung bei Hitler bedeu-

116 Der äussere Anlass für den Konflikt im Jahre 1870 zwischen Preussen und Frankreich, der zum deutsch-französischen Krieg 1870/71 führte, war die Absicht der spanischen Cortez, einem Angehörigen des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen den spanischen Thron anzubieten.

tete und ihm damit die Möglichkeit eröffnet wurde, seine Sicht der Dinge, die ich kannte – in diesem Falle die «spanische Frage» –, mit Hitler zu diskutieren. Wenn sich heute Historiker abfällig darüber auslassen, Vater habe die Gegenwart Hitlers oft gesucht, dann beweisen sie damit eigentlich nur fehlendes Einfühlungsvermögen in die Verhältnisse der Zeit, über die sie schreiben. Wer seine politischen Vorstellungen verwirklicht sehen wollte, musste das Ohr des allmächtigen Diktators haben, also zugegen sein, wenn er entschied.

Dass es sich bei diesem Gespräch in Bayreuth um eine «Diskussion» gehandelt hat, geht aus Vaters Niederschriften hervor. Er schreibt:

Er [Hitler] empfing mich ziemlich präokkupiert, kam gleich auf Spanien zu sprechen und sagte mir, dass Franco eine Anzahl Flugzeuge erbeten habe, um auf dem Luftwege Truppen von Afrika nach Spanien herüberzubringen und sie gegen die Kommunisten einzusetzen. Spontan äusserte ich, wir täten besser, uns aus den spanischen Dingen heraus zu halten ... Ich befürchte neue Komplikationen mit England, da dort ein deutsches Eingreifen zweifellos sehr ungerne gesehen werde. Hitler hielt mit Nachdruck an seiner gegenteiligen Meinung fest ...¹¹⁷

Trotz Vaters Bedenken wegen möglicher Komplikationen mit England entschied Hitler schliesslich wegen der sowjetischen Unterwanderung der spanischen Regierung anders. Wörtlich sagte er:

Gelingt es wirklich, ein kommunistisches Spanien zu schaffen, so ist bei der derzeitigen Lage in Frankreich die Bolschewisierung auch dieses Landes nur eine Frage kurzer Zeit und dann kann Deutschland «einpacken». Eingekeilt zwischen dem gewaltigen Sowjetblock im Osten und einem starken kommunistischen französisch-spanischen Block im Westen könnten wir kaum noch etwas ausrichten, falls es Moskau gefällt, gegen Deutschland vorzugehen.¹¹⁸

Das entsprach erneut den Überlegungen, die Hitler in diesen Tagen in seiner Denkschrift zum Vierjahresplan formulierte.

Dazu Vater:

Ich sah die Dinge anders. Besonders was Frankreich anbetraf, schien mir die französische Bourgeoisie doch eine starke Garantie gegen eine endgültige Bolschewisierung dieses Landes zu sein. Ich sagte das dem Führer, aber es war unendlich schwer für mich gegenüber seinen ideologischen Grundsätzen, die ich nach seiner Auffassung nicht verstände, Entscheidendes vorzubringen. Auf meine Einwände reagierte er ziemlich nervös und schnitt das Gespräch ab, indem er sagte, er habe bereits entschieden. Es handle sich hier um eine ganz grundsätzliche Frage, in der mein rein real-aussenpolitisches Denken nicht genüge. Seit Auftauchen der grossen sozialen Frage unseres Jahrhunderts müsse man die

117 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 88.

118 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 89.

Tagespolitik diesem grundsätzlichen Problem unterordnen, sonst werde man eines Tages mit der Aussenpolitik doch noch in eine Sackgasse geraten. Es zeigte sich hier die immer wiederkehrende Divergenz, die ich auf aussenpolitischem Gebiet mit Adolf Hitler hatte. Sie fand später, als ich ihm im Jahre 1943 erneut in einer Denkschrift zum sofortigen Frieden mit Stalin riet, am typischsten ihren Ausdruck darin, dass er mir durch Botschafter Hewel sagen liess: «Im Kampf gegen den Bolschewismus gibt es keinen Kompromiss. Ich kann die Kaufmannspolitik Ribbentrops nicht gut heissen. Dieser Krieg kann nicht durch diplomatische Mittel entschieden werden!»¹¹⁹

Bis Hitler diese extreme Position einnahm, sollten jedoch noch etliche Jahre ins Land gehen und zahlreiche weitere Kontaktversuche mit England folgen. Bereits am nächsten Tag tat er den ersten Schritt, als er meinen Vater erneut zu sich rief, um ihm die Ernennung zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt mitzuteilen:

Dann brachte er das Gespräch auf die Neubesetzung des englischen Botschafterpostens, der durch den Tod des Herrn von Hoesch verwaist war und fragte mich, wen man nach London schicken solle. Hieraus entwickelte sich ein längeres Gespräch über die deutsch-englischen Beziehungen. Der Führer wollte wissen, wie ich die Chancen, noch zu einer Verständigung mit England zu kommen, beurteile; ich erwiderte, dass zweifellos von englischer Seite manche Gelegenheiten nicht ergriffen worden seien. Ich sähe daher die Aussichten nach ganz nüchternen Erwägungen zur Zeit für nicht günstig an. Immerhin sei König Eduard VIII., nach allem was ich gehört hätte, Deutschland gegenüber nicht unfreundlich gesinnt. Bei seiner grossen Beliebtheit im englischen Volke wäre es denkbar, dass man doch noch zu einer Verständigung kommen könnte, wenn der König den Gedanken der deutsch-englischen Freundschaft unterstütze, obwohl ein englischer Souverän normalerweise wenig Einfluss auf die Politik seiner Regierung besitzt.¹²⁰

Dieses Szenario klang gedämpft. Hitler äusserte sich ebenfalls skeptisch, ob seine Idee eines Bündnisses mit England noch zu verwirklichen sei. Mein Vater traf daher eine Entscheidung:

Ich habe deshalb vorgeschlagen, ob es nicht das Richtigste wäre, mich nach London zu schicken, statt mich zum Staatssekretär zu machen. Der Gedanke gefiel Hitler so gut, dass er ihn sofort aufgriff und sagte, dass er damit ganz einverstanden sei. [...] Ich habe Adolf Hitler damals noch ausdrücklich gesagt, dass die Chancen für ein Bündnis mit England nicht gross seien, eher müsse mit dem Gegenteil gerechnet werden, aber ich wolle trotzdem noch einmal alles versuchen. Ich kenne die Engländer gut genug, um ihm ganz nüchtern und objektiv über die britische Einstellung berichten zu können. Im Übrigen hinge natürlich vieles von der weiteren deutschen Politik ab.

119 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 89 f.

120 Ribbentrop, J. v.: a. a. O., S. 90 f.

Auch damals habe ich unzweideutig zum Ausdruck gebracht, dass England – jedenfalls nach den bisherigen Erfahrungen – auf seiner Gleichgewichtstheorie bestehen und uns entgegentreten werde, wenn es fürchte, Deutschland werde zu stark.¹²¹

Zwei Gesichtspunkte sind an diesen Ausführungen besonders bemerkenswert:

Zunächst einmal bestätigen die von ihm wiedergegebenen Ausführungen Hitlers eindeutig dessen Sorge vor der bolschewistischen Bedrohung, *dem* bestimmenden Moment seiner Aussenpolitik. Er sieht die Notwendigkeit, sich den Rücken freizuhalten – Verhinderung einer spanisch-französischen Kombination unter kommunistischen Vorzeichen –, selbst auf die Gefahr einer Störung seiner erklärten Politik, die auf das deutschenglische Arrangement zielt. Ob er in diesem Zusammenhang rückblickend die Gefahr eines bolschewisierten Frankreichs überschätzt hat, ist von untergeordneter Bedeutung. Die Möglichkeit einer das Reich auch von Westen her bedrohenden französisch-spanischen Kombination unter kommunistischen Vorzeichen war nach Lage der Dinge aus der Sicht des Jahres 1936 jedenfalls nicht einfach von der Hand zu weisen.

Bedeutungsvoll ist aber auch die allmählich spürbar werdende Skepsis bei Hitler und seinem künftigen Botschafter, ob das angestrebte grosse Arrangement mit England noch realisierbar sei. Auch ich spürte die sich langsam wandelnde Beurteilung durch die Eltern im Vergleich mit ihren Hoffnungen in den Jahren 1933 und 1934 und ganz besonders nach Abschluss des Flottenvertrages im Juni 1935. Der Alptraum einer erneuten Einkreisung des Reiches war ein stets präsent Moment in den Unterhaltungen mit den Eltern und, wenn er anwesend war, mit Grossvater Ribbentrop. Diese Option stand den beiden westeuropäischen Mächten ohne Zweifel offen, verdankten doch die 1919 neuentstandenen östlichen und südöstlichen Nachbarstaaten des Deutschen Reiches fast alle ihre Existenz der englisch-französischen Gnade.

121 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 91-93.

London

Die Bekanntgabe der Ernennung meines Vaters zum deutschen Botschafter in London im August 1936¹²² fiel in die Woche vor der Olympiade. Das «Agrément» des Gastlandes war umgehend erteilt worden. Die Eltern hatten schon vor dem Bayreuther Aufenthalt aus Anlass der Olympiade zu einem Gartenfest in unser Dahlemer Haus eingeladen. Es galt, die vielen ausländischen Freunde und Gesprächspartner Vaters, die er zu den Spielen eingeladen hatte, bei sich zu sehen, die persönlichen Kontakte zu vertiefen und neue anzuknüpfen.

Vater:

Allein aus London erwartete ich eine kleine Invasion von Freunden. Lord Monseil, mit dem wir das Flottenabkommen abgeschlossen hatten, hatte zugesagt, Lord Rothermere, Lord Beaverbrook und andere Männer der Presse wollten kommen, alle persönlichen Freunde waren geladen, auch aus Paris, aus Italien, Spanien, aus allen europäischen Ländern und aus Amerika erwartete ich persönliche Gäste. Die sportlichen Veranstaltungen waren eine sehr günstige Gelegenheit, um mit den Politikern und massgebenden Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lagern Fühlung zu nehmen. Zu meiner Freude nahmen auch Sir Robert Vansittart und seine Gattin die Einladung an. ... Das Fest dauerte bis in den frühen Morgen. Einer der spätesten Gäste war Sir Robert Vansittart und seine Frau, die viel tanzten und sich sehr vergnügt zeigten. War dies ein gutes Vorzeichen? [...] Leider sollte es anders kommen.¹²³

Würde man in Grossbritannien die Bedeutung, ja die Chance erkennen, die sich dem britischen Empire in Hitlers Werben um seine Freundschaft bot? Und wenn man sie erkannte, wollte man sie dann auch ergreifen? Noch vor seiner Abreise nach London suchte Vater erneut das Gespräch mit jenem Mann, der diese Fragen wohl am ehesten beantworten konnte. Er traf sich zum Lunch mit Robert Vansittart im Berliner Hotel «Kaiserhof» und unterbreitete ihm Hitlers Vorstellungen über ein Bündnis beider Länder:

Leider sprach meist nur ich, und ich hatte das Gefühl, von Anfang an gegen eine Mauer zu reden. Vansittart hörte sich zwar alles in Ruhe an, blieb aber vollkom-

122 Michalka, W.: a.a.O., S. 154, Ribbentrop, Annelies von: Die Kriegsschuld des Widerstandes, Leoni am Starnberger See 1974, S. 16 ff.

123 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 94 f.

men zugeknöpft und wich jedem meiner Versuche aus, zu einem offenen Meinungsaustausch zu kommen. Ich habe in meinem Leben mit Hunderten von Engländern Gespräche über dieses Thema geführt, aber niemals war eine Unterhaltung so fruchtlos, so ohne jede Resonanz und Aussprache, ohne das geringste Eingehen des Gesprächspartners auf das, worauf es ankam. Als ich Sir Robert bat, mir zu bestimmten Punkten seine Meinung zu sagen, meine Ausführungen ruhig und offen einer Kritik zu unterziehen, oder mir zu erklären, wo wir grundsätzlich oder in Details verschiedener Meinung seien, erhielt ich als Antwort – nichts, gar nichts, ausser allgemeinen Redensarten. Ich habe an dieses Gespräch in den folgenden Jahren oft denken müssen. [...] Ich sah, welche schwere Aufgabe mich in London erwartete.¹²⁴

In der Tat pflegte Vansittart längst unveränderliche Vorurteile über Deutschland und die Deutschen, die jede politische Rationalität überstiegen. Das beruhte ursprünglich auf seiner persönlichen Beziehung zu Crowe, den wir oben schon als Mentor einer ganzen Generation antideutsch eingestellter Diplomaten kennengelernt haben und dem Vansittart bis zu dessen Tod im Jahre 1925 eng verbunden blieb. Seine Ansichten waren über Vansittart und andere im englischen Aussenministerium weiterhin virulent. Eine Zusammenarbeit mit Deutschland kam in ihrer Gedankenwelt nicht vor, egal von welcher Seite sie angeboten wurde. Vansittart war Gegner jeden Pakts mit Deutschland und aller deutschen Aspirationen, wie er in seinen Memoiren freimütig einräumte.¹²⁵ Das hatte die konservative «Konspiration» im Auswärtigen Amt selbst nach Kriegsende noch nicht begriffen. Vansittart habe «die Chance, die Weltkatastrophe durch ein Bündnis mit deutschen Patrioten zu vermeiden, mutwillig zunichte gemacht», beschwerte sich Erich Kordt 1948. Im Rückblick scheint klar, dass weniger von Mutwillen als von jahrzehntelanger Konsequenz gesprochen werden muss; einer Konsequenz allerdings, die den Krieg gegen Deutschland und damit einen grossen europäischen Krieg als Mittel in Rechnung stellte und den Bestand des Empires riskierte, wie die Geschichte zeigen sollte!

Es war übrigens bemerkenswert, Göring und Hess – die beiden Stellvertreter Hitlers – an diesem Abend auf dem Fest der Eltern zu sehen. Vater hatte zu diesem Zeitpunkt alles andere als eine Spitzenstellung in Staat und Partei inne. Er blieb zwar auch nach seiner Ernennung als «Botschafter am Hofe von St. James», wie seine Position offiziell bezeichnet wurde, «Ausserordentlicher und Bevollmächtigter Botschafter des Deutschen Reiches», er verfügte weiter über seine «Dienststelle», aber seine Position war nicht annähernd mit der Görings oder Hess' zu vergleichen. Da Vaters Ernennung zum Botschafter in London einen Tag vor dem Fest bekanntgegeben worden war und viele

124 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 96 ff.

125 Vansittart, Robert: *The Mist Procession*, S. 525 f.

prominente Gäste gerade aus England anwesend waren, unterstrich die Teilnahme von Göring und Hess die Bedeutung, die man Vaters Mission auf deutscher Seite beimass.

Es gibt von diesem Fest ein Foto, auf dem sich Mutter mit Göring unterhält. Sie hat mir damals erzählt, worum sich die Unterhaltung drehte. Vater hatte wieder einmal eine Auseinandersetzung mit Hitler gehabt. Solche Auseinandersetzungen beruhten entweder auf echten Meinungsverschiedenheiten oder wurden durch Intrigen ausgelöst. Mutter hatte Göring an diesem Abend offen auf die Problematik des Verhältnisses zwischen Hitler und Vater angesprochen. Göring hatte sie eigentlich sehr nett beruhigt mit dem Hinweis, solche Phasen der Verstimmung gäbe es in der Zusammenarbeit mit Hitler immer wieder einmal, das hätten sie alle erlebt. Es würde sich schon wieder einrenken. Nach Mutters Meinung hätte sich Vater in der Hierarchie von Staat und Partei mehr Verbündete schaffen und «Freunde» gewinnen sollen, um die schmale Basis seines Einflusses – im Sinne seiner politischen Vorstellungen und Beurteilungen – bei Hitler zu verbreitern und abzusichern. Vater ist diesem Rat, wie wir noch sehen werden, nur zeitweilig und bedingt gefolgt. Einfluss, man kann es nicht oft genug wiederholen, ist die Voraussetzung, die eigenen politischen Vorstellungen verwirklichen zu können. Das gilt für alle politischen Systeme, ganz besonders auch in Demokratien. Vater war sich durchaus bewusst, dass er mit seinem eigenen Vorschlag, nach London zu gehen, das grosse Risiko lief, der Entscheidungszentrale, also Hitler, fern zu sein. Er glaubte, es im Interesse der Sache eingehen zu müssen.

Wie ernst es Hitler mit diesem erneuten Versuch war, ein grundsätzliches Bündnis mit Grossbritannien zu erreichen, geht aus seiner Anweisung hervor, die deutsche Botschaft in London umzugestalten und grosszügig herzurichten. Auch diese Geste sollte unterstreichen, welche politische Bedeutung für ihn die Neubesetzung des Londoner Postens hatte. Man ist versucht festzustellen, eine grössere «Liebeserklärung» an England hätte der passionierte, beinahe manische Baumeister Hitler gar nicht abgeben können. Welchen Anteil Hitler an den Arbeiten nahm, zeigte sich darin, dass er Albert Speer einmal zur Begutachtung nach London schickte. Mutter, die mit ihren Stilkenntnissen und ihrem Geschmack vieles beeinflusst hatte, konnte mit seinem Urteil – er sagte: «gut gelöst» – zufrieden sein. Als Interimsquartier wurde ein Haus am Eaton Square für die Eltern angemietet. Amüsanterweise war der Eigentümer der spätere Premierminister Neville Chamberlain.

Eine kleine Arabeske sei in diesem Zusammenhang hier angemerkt. Vater hatte angeordnet, dass alle Arbeiten zur Umgestaltung der Botschaft, wenn das vernünftigerweise möglich war, durch deutsche Firmen und Handwerker ausgeführt werden sollten, um Devisen zu sparen. Neues Mobiliar, Einrich-

tungsgegenstände usw. wurden durch die Vereinigten Werkstätten in München erstellt. Dort war ein Herr Paepke für die Geschäftsverbindungen zu den oberen Reichs- und Parteibehörden zuständig. Ich sass zufällig mit Vater zusammen, noch im Haus am Eaton Square, als Vater einen Anruf von Göring erhielt, der ihm ganz ausser sich erklärte, er habe ihm einen handschriftlichen Brief geschrieben mit Vorwürfen wegen des angeblichen Devisenaufwandes, den der Umbau der Botschaft (der immerhin von Hitler veranlasst worden war) verursachen würde. Er bat Vater inständig, den Brief nicht zu öffnen, sondern ihn zu vernichten. Man habe ihn falsch informiert; erst durch Herrn Paepke habe er erfahren, dass alles Denkbare getan werde, um mit möglichst geringem Devisenaufwand auszukommen. Vater liess sich den Brief Görings kommen, der wohl am selben Tag mit der Kurierpost in London eingetroffen war. Göring hatte ihn offensichtlich spontan in erster Erregung geschrieben, ohne konkrete Zahlen anzugeben oder seine beleidigenden Vorwürfe in irgendeiner Form zu belegen. Es sprach eine starke persönliche Aversion gegen Vater aus den Formulierungen. Dieser murmelte nur «Unverschämtheit»; hat aber gemäss seiner Zusage an Göring am Telefon keinen Gebrauch von der Kenntnis des Briefes gemacht. Vielleicht hätte er den Vorfall zum Anlass nehmen können, sein Verhältnis zu Göring zu entkrampfen, der immerhin der zweite Mann im Staate war. Görings Hauptsorge war wohl, dass Vater ihm mit dem Brief bei Hitler hätte schaden können, denn der hatte die Arbeiten in London ja angeordnet. Aber diese Art des Vorgehens, die in den Grabenkämpfen um die Gunst Hitlers nicht selten war, gehörte nicht zu den bevorzugten Stilmitteln meines Vaters.

Die Mitteilung der Eltern, dass auch ich von der Übersiedlung nach London betroffen sein würde, hatte ich zunächst noch recht gelassen zur Kenntnis genommen. Nach dem für einen fünfzehnjährigen Jungen grossartigen Erlebnis der Olympischen Spiele, die durch den grossen Zapfenstreich im Stadion ihren eindrucksvollen Abschluss gefunden hatten, gewann aber auch für mich eine Erkenntnis immer mehr an Deutlichkeit: Die Übernahme des Londoner Botschafterpostens durch Vater bedeutete ein tief in unser aller Leben einschneidendes Ereignis. Die Eltern hielten es für richtig, dass ich ein Jahr eine der grossen englischen Public Schools besuchen sollte, nicht nur, um mein Schulenglisch zu verbessern, sondern vor allen Dingen auch, um die Erziehungsprinzipien an den berühmten Public Schools kennenzulernen, von denen die Eltern immer anerkennend sprachen. Sie vertraten damals die Ansicht, hier lägen letztlich die Wurzeln des britischen Weltreiches. Aus Anlass eines Beschwerdebriefes des Arndt-Gymnasiums, meiner Dahlemer Schule, wegen irgendeines Streiches, äusserte Vater, wie bedauerlich es sei, dass der

Lehrer in Deutschland nicht wie in England eine hochangesehene Position in der öffentlichen Wertschätzung habe. Ich möchte hier nicht missverstanden werden, ich habe das Glück gehabt, in meiner Schulzeit meistens von fachlich und menschlich hervorragenden Lehrern unterrichtet worden zu sein. Das gilt sowohl für das bekannte Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem als auch für die Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) in Ilfeld. Die Lehrer waren oft ausgesprochene Originale und beschränkten sich nicht auf die Unterrichtung des Lehrstoffes, sondern legten darüber hinaus Wert auf die Vermittlung einer Allgemeinbildung und behielten auch ein wenig die Charakterentwicklung im Auge. In Ilfeld wurde naturgemäss auf diesen Aspekt der Erziehung sehr viel mehr Wert gelegt.

Am liebsten hätten mich die Eltern auf der berühmtesten englischen Traditionsschule, in Eton, gesehen. Es erwies sich aber als nicht möglich, da zur damaligen Zeit ein Schüler bereits bei seiner Geburt unter der Voraussetzung angemeldet werden musste, dass sein Vater auch Eton-Schüler gewesen war. Die Aufnahmekriterien sind erst in den letzten Jahren geändert worden. Nun werden mit Hilfe von Stipendien auch begabte Kinder aus Kreisen aufgenommen, die bisher nicht zu den traditionellen Familien zählten, aus denen sich der Nachwuchs für Eton und die Führung des Landes rekrutierte. Es ist noch nicht lange her, dass die meisten englischen Premierminister aus Eton hervorgingen. Im Kabinett Major war noch ein einziger Minister Eton-Schüler, «und der möchte es möglichst verheimlichen», wie eine «konservative» Dame mir einmal etwas maliziös bedeutete. Inzwischen gibt es wohl in Eton auch ein gewisses Kontingent ausländischer Jungen, die zugelassen werden. Eine interessante Untersuchung vor einigen Jahren hat einmal ergeben, dass noch 55 Prozent der konservativen Kandidaten für die Wahl ins Unterhaus aus einer Public School stammten, allein 43 konservative Kandidaten kamen aus Eton. Insgesamt 18 Premierminister haben in Eton ihre Schulausbildung erhalten. Der letzte war Douglas-Home, Premierminister bis 1964.

Ob unter diesen Umständen politische Gründe mitgespielt haben, mir den Eintritt in Eton zu verwehren, war natürlich nicht festzustellen. Ich wurde aber ohne Schwierigkeiten – durch Vermittlung von Conwell-Evans – in der Westminster School in London aufgenommen. Die Westminster School, auf der ich nunmehr drei «terms», also fast ein Jahr, verbringen sollte, nimmt für sich in Anspruch, die älteste Public School Englands zu sein. Die Bezeichnung Public School ist erklärungsbedürftig, denn es handelt sich hier, damals jedenfalls, um alles andere als um eine «öffentliche Schule», wie die wörtliche Übersetzung lauten würde. Die Public Schools waren ganz exklusive, einer bestimmten Gesellschaftsschicht vorbehaltene Institute, jedenfalls soweit es sich um die bekannten und traditionsreichen handelte.

Ich werde im Folgenden meine Erlebnisse und Eindrücke schildern, die ich in Westminster sammeln konnte. Die Eltern waren sehr interessiert daran, sie zu erfahren. Ein grosser Teil der Familien, aus denen die Schüler in Westminster kamen, gehörte den Kreisen an, die weitgehend das politische Leben bestimmten. Der Head of House desjenigen Hauses, dem ich zugeteilt worden war, war ein Asquith. Er wird uns in dieser Niederschrift zusammen mit seiner Mutter noch begegnen.

1937 waren Westminster und Eton die einzigen Schulen in Grossbritannien, deren Schuluniform sich noch aus Cut, Zylinder und Regenschirm zusammensetzte. Nach dem Kriege ist diese Schultracht, wohl weil sie als zu aufwendig empfunden wurde, abgeschafft worden. Es bedeutete überhaupt eine Überraschung für mich, in England feststellen zu müssen, dass eigentlich alle Schulen eine Art «Schuluniform» vorgaben, die getragen werden musste. Der Hinweis auf die Uniformierung aller britischen Schüler war ein hin und wieder zu verwendendes Argument, wenn man auf die «Uniformierung» in Deutschland angesprochen wurde.

Man wird sich meine – gelinde ausgedrückt – etwas zwiespältigen Empfindungen vorstellen können, als ich auf einer vorbereitenden Reise nach London von einem sehr liebenswürdigen, hochbetagten Schneider in einem uralten Schneidergeschäft meine «Schulbekleidung» angemessen bekam. Diese vorgegebene Schneiderwerkstatt hatte wahrscheinlich seit Jahrhunderten, jedenfalls schien es so, wenn man von ihrer Einrichtung auf ihr Alter schliessen wollte, die Schulkleidung für Westminster angefertigt und damit strenge Konformität garantiert. In diesem Aufzug sollte ich nun jeden Tag durch die Strassen Londons in die Schule gehen? Zu meiner Überraschung nahm kein Mensch von mir Notiz, wenn ich morgens wie abends durch den dichten Verkehr der Victoria Street und später des St. James Parks zu Fuss meinen Schulweg hinter mich brachte. Die Londoner kannten die «Westminster boys» und waren den Anblick gewohnt.

Mein Eintritt in die Westminster School erhielt nach dem Kriege noch einmal eine kleine «Publicity» durch den Schauspieler Peter Ustinov, der gleichzeitig mit mir in Westminster gewesen sein will. Ich kann mich seiner allerdings nicht erinnern, obwohl er behauptet, zwischen mir und dem Sohn eines Ölscheichs – Söhne von Ölscheichs gab es damals auf der Schule keine – gegessen zu haben, was nicht der Fall war. Ich muss ihm dankbar sein, denn er rühmt mir Fähigkeiten nach, die ich leider nicht besitze. Nach Ustinov soll ich ein Tryptichon mit «alten Germanen gemalt haben, deren flachshaarige Frauen mit Brustpanzern ausgestattet waren und die vor abscheulichem Optimismus glänzten»! Ich habe es im Zeichenunterricht leider nie über Strichmännchen hinausgebracht. Ustinov hat wahrscheinlich einmal etwas von ei-

nem berühmten irischen Schriftsteller namens Oscar Wilde gehört, der sehr richtig feststellte, dass die Menschen «nicht informiert», sondern «unterhalten» werden wollen. Auch die «roten Haare», die er mir verpasste, haben sich zum Leidwesen meiner Mutter, die rötliche Haare sehr liebte, nie sehen lassen. Ein geistreicher Mann wie Oscar Wilde hätte aber vielleicht auch nicht das platte Cliché vom Botschaftersöhnchen gebracht, das in einem dicken, auch noch weissen Mercedes zur Schule gefahren worden sei; natürlich von einem Fahrer, der bei der Abfahrt zackig die Hacken zusammenknallte und sich mit erhobenem Arm und lautem «Heil Hitler» verabschiedete. Vielleicht war es ein wenig «name dropping», als Beweis, dass Ustinov – ein Osteuropäer – dieser doch sehr bekannten Schule angehört hatte. Originellerweise spielte Ustinov später in einem seiner Filme¹²⁶ einen russischen Schwindler, der mit erfundenen «gemeinsamen» Erinnerungen solcher Art neue Kontakte zu knüpfen pflegt.

Wenige Tage bevor ich in Westminster anzutreten hatte, erschienen vor dem Hause eine Reihe von Pressefotografen, um Aufnahmen vom Sohn des neuen deutschen Botschafters zu machen. Die Beschäftigung mit dem Privatleben der Prominenz, wozu auch immer die familiäre Sphäre zählt, war in der britischen Presse schon immer sehr ausgeprägt, damals wie heute.

Ich sollte mich daran gewöhnen müssen, dass auch die Kinder von Prominenten einbezogen wurden. Ich liess mich also – wenn auch sehr widerwillig – breitschlagen und «posierte» (wie sich Vater wenige Tage später am Telefon ausdrücken würde) für die Presseleute. Natürlich machte ich dabei alles falsch, was falsch zu machen war, indem ich mich mit ärgerlichem Gesicht und vor der Brust gekreuzten Armen auf der Treppe des Hauses präsentierte. Was hätte ich auch mit meinen 15 Lenzen über den Umgang mit der internationalen Presse wissen können? Als sich am nächsten Tag mein Konterfei in den Zeitungen wiederfand, war ich selber erschrocken, wie unfreundlich das Foto wirkte. Soviel wurde mir sofort klar: Wenn man sich schon den Pressefotografen stellte, musste wenigstens ein vorteilhaftes und sympathisches Bild zur Veröffentlichung kommen. Ich sollte schnell Gelegenheit erhalten, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen.

Natürlich brachte ich den Weg nach Westminster zu Fuss hinter mich. Es hätte gar nicht zur Diskussion gestanden, etwa mit dem Botschaftswagen in die Schule gebracht zu werden. Ich bin kein einziges Mal in die Schule gefahren worden. Davon ganz abgesehen, war zu der Zeit, als die Eltern nach London übersiedelten, nur ein englischer Chauffeur bei der Botschaft ange-

126 Im Film «Irisches Intermezzo», als Partner von Fred Astaire, Charlotte Rampling und Philippe Noiret.

stellt, ein altes hutzeliges Männchen, das angeblich kein Wort Deutsch verstand. (Die Eltern hatten eine etwas höhere Meinung vom britischen «Secret Service» und brachten daher später bei ihrer Übersiedlung einen deutschen Fahrer mit.)

Den englischen Fahrer belassen sie aber in der Botschaft, denn er hatte Vaters Vorgänger, Herrn von Hoesch, jahrelang gefahren. Es brauchte eigentlich keine Erwähnung, dass weder von ihm erwartet wurde, noch er sich wahrscheinlich dazu hergegeben hätte, den «deutschen Gruss» zu erweisen, sondern er zog – wie es zur damaligen Zeit überall auf der Welt üblich war – seine Mütze, wenn die Herrschaften den Wagen bestiegen.

Zurück zu meinem Schulweg. Als ich am Morgen unser Domizil am Eaton Square verliess, stürzten sich die Reporter in Rudeln auf mich; es blitzte unaufhörlich von allen Seiten. Ich darf aber anhand eines Fotos, das mir zu meinem 70. Geburtstag aus einem Pressearchiv geschenkt worden war, feststellen, dass ich meine Lektion schnell gelernt hatte. Wie man sich anhand des Fotos überzeugen kann, habe ich nunmehr freundlich lächelnd in die klickenden Kameras geschaut.

Ich fand schliesslich selbst, ich hätte es ganz gut gemacht, denn am Eingang zur Schule, im «Little Dean's Yard», hatte sich wieder eine Reihe von Fotoreportern aufgebaut. Sie entdeckten mich zunächst gar nicht. Vielleicht hatten sie auch auf Ustinovs «weissen Mercedes» gewartet und mich daher nicht beachtet, als ich ganz unauffällig zu Fuss um die Ecke kam. Unter dem Grinsen einiger ebenfalls hier wartender Schüler setzte dann wiederum das Blitzlichtfeuerwerk der Kameras ein, dem ich mich aber schnell entziehen konnte.

Meine Zufriedenheit mit mir selbst sollte nicht lange währen. Zwei oder drei Tage später erhielt ich abends einen Anruf meines Vaters aus Berlin, der recht aufgebracht fragte, «was mir einfiel, für die Presse zu posieren?». Er schien unter dem Eindruck zu stehen, sein Söhnchen gefiele sich in selbständiger «Public-Relation-Arbeit», wie man es heute wohl nennen würde. Ich war entrüstet, fand ich doch, ich hätte es schliesslich ganz gut gemacht. Im Übrigen wehrte ich mich mit der Frage, was ich denn hätte tun sollen.

Was hatte Vaters Ärger ausgelöst? Das Propagandaministerium, man darf wahrscheinlich getrost behaupten, «Freund» Goebbels, hatte das Foto – mich im Cut mit Zylinder und Regenschirm darstellend – in die deutsche Presse lanciert, wo es offenbar in verschiedenen Blättern veröffentlicht worden war. Man kann sich die begleitende Flüsterpropaganda vorstellen; mit dem Tenor, den Ribbentrops seien unsere Schulen in Deutschland nicht fein genug. Diese

Version ist sicher auch Hitler zugetragen worden. Solche geschickt angebrachten Tiefschläge verfehlten manchmal ihre Wirkung auf ihn nicht.¹²⁷

So war ich ohne mein Zutun zum «nucleus» einer kleinen Intrige gegen Vater geworden. Mir wurde klar, dass alles, was ich nunmehr täte, möglicherweise in die politische Sphäre gespielt werden würde. Es genügte nun nicht mehr, sich zurückhaltend zu geben; es galt auch, richtig zu reagieren. Die Berliner Zeit meiner Kindheit und ersten Jugend war unwiederbringlich vorüber. Nun würden Herausforderungen an mich herantreten, die ganz anderer Art waren als die, mit denen ich zuhause in Dahlem, auf dem Arndt-Gymnasium oder in meiner Jungenschaft konfrontiert worden war. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt nicht wissen, dass ich mein schönes Berlin für den Rest meines Lebens nur noch als Besucher in den Schulferien, als Verwundeter im Kriege oder bei beruflichen Anlässen nach dem Krieg würde wiedersehen können! Es widerfährt einem hin und wieder im Leben, dass man etwas erst richtig schätzen und lieben lernt, wenn man es verloren hat. So erging es mir mit dem Berlin meiner Kindheit und Jugendzeit. Ein wenig habe ich die berühmte «Berliner Luft» (sie ist heute noch sprichwörtlich wegen der umliegenden Wälder und Seen) noch Ende 1941 verspüren können, als ich in der Nähe von Berlin in einem Lazarett eine schwere Verwundung ausheilen musste, ehe die Stadt allmählich in Schutt und Asche versank. Das brennende Regierungsviertel nach dem Luftangriff vom 3. Februar 1945 und das makabre Zusammentreffen mit Hitler in seinem Bunker am selben Tage hätten in ihrer fatalen Intensität keinen eindrucksvolleren Schlusspunkt unter meine Beziehung zu Berlin im Sinne eines «Zuhauses» setzen können.

Aber zurück zum «Little Dean's Yard», dem Eingang zur Westminster School. Die Schule war eingeteilt in fünf sogenannte «Häuser», in denen sich das eigentliche Schulleben, abgesehen vom Unterricht, abspielte. Der Unterricht fand in sogenannten Forms statt (wir würden sagen «Klassen»). Die Gebäude der Schule, zum Teil stammten sie «aus der Zeit», waren also uralte, zum Teil waren sie dem altertümlichen Stil angepasst, lagen um einen «square», der mit grossen Steinplatten belegt war. Gewisse Platten durften nur von bestimmten Schülern betreten werden, offenbar ein uralter Ritus, der aber streng eingehalten wurde. Alles atmete ein wenig Tradition, wozu die Erscheinung der in strenges Schwarz – eben dem «Cut» – gekleideten Schüler

127 Vater berichtete einmal, Hitler habe sich über eine sehr schöne blonde Dame der diplomatischen Sphäre in Berlin sehr negativ geäussert. Auf Vaters Frage nach dem Grund für sein Urteil erwiderte Hitler, sie bekäme ihre Kinder im Sektrausch! Vater hatte durchaus eine Vorstellung, welche andere «schöne blonde Dame» der Berliner Gesellschaft diese kleine Intrige losgetreten hatte.

erheblich beitrug. Die Lehrer trugen «zivil», wurden aber in der Schule durch eine Art Talar ausgewiesen, den sie pittoresk um die Schultern schlangen.

Ich wurde dem Haus Ashburnham zugewiesen. Die «houses» gliederten sich in die Altersstufen «upper», middle» und «under». Jede Stufe hatte einen Raum für sich. Die Jungen der «upper», also die Ältesten, bestimmten unter sich den «Head of House», der über sehr weitgehende disziplinarische Funktionen und Rechte verfügte, bis hin zu Hieben mit einem Rohrstock. Ich habe in meiner Zeit aber eine solche «execution» nicht erlebt. Nur einmal – es bestand Anlass, die Disziplin der «under» zu kritisieren und einige Verfehlungen zur Sprache zu bringen – drohte der «headboy», den Rohrstock mit maliziösem Grinsen in meine Richtung schwingend: «Wenn es im Hause mit der Demokratie nicht funktioniert, kann man es auch einmal mit dictatorship⁴ versuchen!»

Was sofort auffiel, war die geradezu spartanische Einfachheit der Unterbringung in den drei Aufenthaltsräumen. Auf dem ausgetretenen Ziegelfussboden standen einige rohe Holzbänke um einen Ping-Pong-Tisch. An den Wänden hingen sogenannte «Locker», verschliessbare kleine Kästen, in denen man seine Schulsachen unterbringen konnte. Der Raum für die «middle» war kaum besser ausgestattet, während die «upper» sich nach meiner Erinnerung eines verschlissenen Teppichs erfreuen durften, nebst einiger Stühle. Für den «headboy» des Hauses stand ein wackeliger alter Sessel zur Verfügung. Ich kenne die heutigen Lebensumstände in Westminster nicht; für damals gilt jedenfalls die Feststellung, dass «spartanisch» eher unter- als übertrieben war.

Wenn man sich zurückziehen wollte, stand allen Schülern eine gemütlich eingerichtete, umfangreiche Bibliothek zur Verfügung, in der allerdings keine Gespräche geführt werden durften. Sie war von einem vermögenden ehemaligen Schüler gestiftet worden. Während des Winters wurde von dem grossen warmen Raum der Bibliothek reger Gebrauch gemacht, denn in den normalen Aufenthaltsräumen der Häuser war es oft recht kalt.

Als ich den Eltern von den Lebensumständen in Westminster berichtete, fand Vater seine Auffassung bestätigt, die englische Führungsschicht sei keineswegs verweichlicht und dekadent, sondern sportlich, hart und zäh. Mutter berichtete damals von einer Unterhaltung mit einem hohen Beamten des Foreign Office, der zum «Establishment» gehörte, da sein Sohn in Eton zur Schule ging. Was er erzählte, verschlug Mutter die Sprache. Eton habe ihm geschrieben, so dieser Beamte, er möge seinem Sohn das Fussballspiel verbieten, da er einen Herzfehler habe und die Anstrengung gefährlich werden könne. Er habe davon abgesehen, da die Position eines Jungen unter seinen Kameraden in hohem Masse von seinen sportlichen Leistungen abhinge und er ihm in diesem Sinne nicht schaden wollte.

Leider sei sein Sohn auf dem Fussballfeld tot umgefallen. Mutter war, wie man sich vorstellen kann, sehr beeindruckt von der Darstellung dieses Vaters. Für Vater, der meine Berichte über das Schulleben in Westminster immer sehr interessiert entgegennahm, ein weiterer kleiner Beweis dafür, dass die Public Schools, in denen die Führungselite des Empires erzogen wurde, nicht gerade Weichlinge hervorbrächten. Ich konnte diesen Eindruck aus Westminster bestätigen.

Keine zwei Jahre später wurde Mutter von Mussolini (sie sass anlässlich von Hitlers Staatsbesuch in Italien 1938 bei einem Bankett rechts von Mussolini, da sie im Ausland – Hitler war ja nicht verheiratet – die «erste» deutsche Dame darstellte; im Inland nahm Frau Göring diese Position ein) gefragt, wie sie die Engländer beurteile. Spontan erzählte Mutter dem «Duce» von dem Tod des Jungen auf dem Fussballfeld, damit die Härte der englischen Führungskader insinuerend. Mit etwas Bedenken berichtete sie Vater nach dem Essen von der Unterhaltung, da sie sich darüber Gedanken machte, ob ihre Antwort auf Mussolinis Frage mit dieser Geschichte opportun gewesen sei. Vater hat sie beruhigt, es sei grundsätzlich immer besser, den Gegner zu überschätzen, «Propagandamätzchen» wären oft Schüsse, die – «in the long run» – nach hinten losgingen.

Wie gesagt, das Schulleben spielte sich weitgehend im Rahmen der Häuser ab. So wurde vor allen Dingen der Sport ganz im Verband des Hauses betrieben. Fussball und Cricket, also Mannschaftsspiele, stellten die Hauptsportarten dar und waren im Schulleben von ausserordentlicher Bedeutung, ganz gleich, ob Wettspiele zwischen den Häusern oder gegen andere Schulen ausgetragen wurden. Die Organisation des Sportes lag wie so vieles in Westminster ganz in der Hand der Schüler.

Dem House stand ein Lehrer als «housemaster» vor. Viele Funktionen innerhalb des Hauses wurden von den Schülern der «upper» wahrgenommen, die ohne grosse Formalien quasi «Vorgesetztenpositionen» gegenüber den anderen Hausmitgliedern einnahmen und über die entsprechende Autorität verfügten, die aber im allgemeinen behutsam eingesetzt wurde. Alles spielte sich in lange überlieferten und daher festgefügtten Formen ab.

Ein Teil der Schüler bestand aus Externen, wie auch ich, und ging abends nach Hause. Die Unterbringung der Internatsschüler entsprach dem bereits geschilderten «spartanischen» Stil. Das Mittagessen wurde von allen gemeinsam eingenommen. Es stand dem alten «Sparta» in nichts nach und wurde in seiner Einfachheit und Geschmacklosigkeit nur noch von dem Essen in Ilfeld übertroffen, das in dieser Hinsicht als «Super-Sparta» bezeichnet werden konnte. Ältere Generationen glauben immer, es schwerer gehabt zu haben als

die jüngeren, aber ich würde doch gerne einmal die Reaktion der heutigen Internatsschüler sehen – und nicht zuletzt ihrer Eltern –, wenn ihnen das Speiseangebot von Westminster oder Ilfeld zugemutet werden würde.

In beiden Schulen wurde eine gewisse Anspruchslosigkeit kultiviert! In meinen Augen ein sehr wichtiges pädagogisches Moment, um junge Menschen auf das Leben vorzubereiten, das ja bekanntlich nicht nur Schlagsahne bereithält!

Das Schulleben in Westminster war ausserordentlich vielseitig und abwechslungsreich, wenn man die angebotenen Möglichkeiten wahrnahm. Es gab die verschiedenartigsten Institutionen auf künstlerischem, sportlichem und wissenschaftlichem Gebiet bis hin zu einem «Debating Club». Die Beteiligung an den Veranstaltungen war immer freiwillig. Sie wurden von gewählten Schülern geleitet. So veranstaltete der «Debating Club» einmal einen rhetorischen Wettkampf über ein Thema, das man offensichtlich mir «zu Ehren» ausgewählt hatte: «Soll Deutschland wieder Kolonien bekommen oder nicht?» Ein im Jahre 1936 recht aktuelles Thema! Das «Discussion-Meeting» lief in folgender Form ab: Es traten aus dem Kreis der Schüler zwei «proposers» und zwei «opposers» auf, als Vertreter der Befürworter einer Rückgabe bzw. derer der Gegenposition. Sie hatten fünf Minuten Redezeit und hatten selbstverständlich frei zu sprechen. Danach konnte sich jeder zu Wort melden und durfte unter den gleichen Bedingungen zwei Minuten freie Redezeit in Anspruch nehmen; anschliessend wurde abgestimmt.

Da auch ich anwesend war und von der Möglichkeit, den deutschen Standpunkt darzustellen, Gebrauch gemacht hatte, ergab sich liebenswürdigerweise eine Mehrheit für Rückgabe an Deutschland. Man möchte deutschen Schulen die Einrichtung von «Debating-Clubs» wünschen, um die Fähigkeit zu erwerben und zu üben, unterschiedliche Meinungen ruhig und sachlich zu diskutieren.

Die Veranstaltung hatte mich damals sehr beeindruckt. Ich war versucht zu schmunzeln, wenn ein zehnjähriger «Dreikäsehoch» seine Daumen in die Ärmelausschnitte seiner Weste steckte und seine Schulkameraden mit «Gentlemen» anredete, um ihnen seine Meinung zu dem vorgegebenen Thema kundzutun. Ich war mir aber des erzieherischen Wertes dieses Redetrainings vollauf bewusst. Das ganze «Meeting» spielte sich sozusagen in parlamentarischen Formen ab und stellte eine ausgezeichnete Erziehung zu Disziplin und Schlagfertigkeit dar und nicht zuletzt auch zur Bereitschaft, andere Meinungen zu akzeptieren und gegebenenfalls auch eine Abstimmungs-niederlage gelassen hinzunehmen. Die englische Vorliebe für eine witzig und

schlagfertig geführte Diskussion war bei meinen Schulkameraden erkennbar. Das britische «don't argue»¹²⁸ zur Vermeidung von zäh und hartnäckig und schliesslich fruchtlos geführten Debatten hat viel für sich.

Im Schulalltag Westminsters war Politik im allgemeinen kein besonderes Thema. Ich habe meinerseits keine politischen Gespräche herausgefordert oder begonnen, es sei denn, man hätte mich direkt auf politische Themen angesprochen, was sehr selten der Fall war. Es war mir trotz erheblicher Sprachschwierigkeiten gelungen, mich in «mein Haus» zu integrieren, und als ich in verschiedenen Wettkämpfen – auch gegen andere Schulen – in leichtathletischen Disziplinen einige Erfolge erzielen konnte, wurde ich wohl als «dazugehörig» betrachtet. Aber man musste natürlich, exponiert wie man als Sohn des deutschen Botschafters in den damaligen, politisch bewegten Zeiten war, immer etwas «auf dem Quivive sein», sprich wachsam sein. Mir sollte schon bald ein amüsanter Erlebnis in diesem Sinne widerfahren.

Eines Tages wurde ich von meinen Freunden darauf aufmerksam gemacht, dass ein Member of Parliament, also ein Unterhausabgeordneter¹²⁹, einen hochinteressanten Vortrag über den Völkerbund halten würde, den ich mir unbedingt anhören müsse. Es stellte sich heraus, dass der Unterhausabgeordnete – ein Mr. Garnett – Präsident einer sogenannten «League of Nations Union» war, einer Art Verein, der sich die Werbung für den Völkerbundsgedanken zur Aufgabe gemacht hatte. Die Veranstaltung wurde ausnahmsweise von einem Lehrer, Mr. Blake, geleitet; wahrscheinlich, weil der Abgeordnete ein MP war. Vor Mr. Blake hatten mich meine Freunde verschiedentlich gewarnt, er sei meinem Lande nicht sehr gewogen. Der ganze Vortrag konnte für mich eine sehr spannende Angelegenheit werden, denn Deutschland war schliesslich drei Jahre vorher aus dem Völkerbund ausgetreten, um in der Frage der deutschen Gleichberechtigung nicht majorisiert zu werden. Nach dem Austritt weiterer Staaten war der Völkerbund zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken; für den Funktionär eines «Völkerbundesvereins» zugegebenermassen kein angenehmer Zustand.

Hinzu kam, dass Hitler erst vor kurzem den «Vierjahresplan» verkündet hatte, der die Probleme der deutschen Rohstoffversorgung lösen sollte. Das Ziel war, eine möglichst weitgehende Autarkie zu erreichen. Es gab zwei Gründe für den angestrebten sparsamen Umgang mit Rohstoffen und Lebensmitteln: die Devisenknappheit und die Erfahrungen des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg mit der Seeblockade durch Grossbritannien, das heisst,

128 Gemeint ist: Don't argue with an idiot; people watching may not be able to tell the difference. – Streite dich nie mit einem Dummkopf, es könnte sein, dass die Zuhörer den Unterschied nicht bemerken (Mark Twain zugeschrieben).

129 Abgekürzt: MP.

die Abschnürung von überseeischen Zufuhren, auf die das rohstoffarme Deutschland in Krieg und Frieden angewiesen war – ein Umstand, der mit einer entsprechenden Erpressbarkeit verbunden war.

Hitler hatte sich erst im Verlauf des Jahres 1936 entschlossen, die Lösung der Versorgungsprobleme des Reiches auf dem Rohstoffsektor (einschliesslich der Versorgung mit Nahrungsmitteln) in Form des «Vierjahresplanes» zu organisieren. Der Zeitpunkt ist ein weiterer Hinweis auf seine ursprüngliche aussenpolitische Konzeption des Bündnisses mit den beiden westeuropäischen Mächten. In diesem Falle, das heisst bei einer engen weltpolitischen Zusammenarbeit in Europa, wäre die Rohstoffversorgung des Reiches auch im Falle von Krisen in Osteuropa relativ problemlos zu sichern gewesen. Die Ungewissheit über die Politik Grossbritanniens hatte den «Vierjahresplan» – 3½ Jahre nach Hitlers Regierungsantritt – zur Folge.

Die Teilnahme an dieser Art Veranstaltung war wie immer freiwillig. Für mich aber gab es nach dem Hinweis meiner Freunde gar keine andere Wahl, als mich dem Vortrag zu stellen. Es war davon abgesehen auch «politisch» richtig, sich einem Vertreter des «Völkerbundgedanken» nicht zu entziehen, denn auch die deutsche Politik wollte bekanntlich die westeuropäische Kooperation. Abgelehnt wurde der Völkerbund deutscherseits nur als Instrument der Verewigung von «Versailles» durch die Majorisierung Deutschlands! Der Vortrag fand in der «Library» statt, und «wie von ungefähr» hatte man mich in die erste Reihe unmittelbar vor das Rednerpult manövriert. Der grosse Raum war bis zum letzten Platz besetzt.

Ich hatte im Hinblick auf die Position des Redners keine besonders freundlichen Worte über Deutschland und seine Regierung erwartet, aber was der Redner bot, überschritt an aggressiver Einseitigkeit die – einem Ausländer gegenüber – üblichen Spielregeln des Taktes und der Höflichkeit. Schnell wurde mir bei Mr. Garnetts Ausführungen klar, dass ich mich nach dem Vortrag zu Wort melden musste, wenn dazu die Möglichkeit gegeben würde. Ich konnte die massiven Angriffe auf mein Land nicht wortlos hinnehmen. Es wäre eine Enttäuschung für meine Freunde gewesen, die wohl gespannt waren, wie ich reagieren würde. Die grösste Schwierigkeit lag in meinen noch sehr beschränkten Sprachkenntnissen, die ganz eindeutig für eine Diskussion, wie sie sich möglicherweise ergeben würde, nicht ausreichten.

Als der Redner geendet hatte, forderte Mr. Blake tatsächlich die Anwesenden auf, Fragen zu stellen. Ich liess einigen Fragestellern den Vortritt und meldete mich dann ebenfalls zu Wort, um darauf hinzuweisen, die Ursprünge des «Vierjahresplanes» und der augenblicklichen deutschen Autarkiebestrebungen – sie waren vom Redner als Beweis für die fehlende Kooperationsbe-

reitschaft Deutschlands scharf angegriffen worden – lägen letztlich im Vertrag von Versailles begründet, nach dem, wie man wisse, Deutschland aller Kolonien verlustig gegangen sei. Die Rohstoffknappheit, die sich aus dem Fehlen überseeischer Rohstoffquellen ergebe, zwänge mein Land, alle Möglichkeiten der Rohstoffgewinnung bzw. -einsparung zu nutzen. Dafür und nur aus diesem Grunde wäre der «Vierjahresplan» aufgestellt worden.

Die Antwort des Mr. Garnett war nicht sehr glücklich und geschickt, da nur polemisch. Ohne sachlich auf meine Hinweise einzugehen, antwortete Garnett mir, ich solle den Vertrag von Versailles nicht ins Spiel bringen, «denn wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, würden die Deutschen ihren Gegnern einen noch viel schlimmeren Vertrag diktiert haben; das beweise der Vertrag von Brest-Litowsk, den das Reich mit den Russen geschlossen habe».

Ein wenig liess diese Antwort das schlechte Gewissen im Hinblick auf Versailles erkennen. Mir kam nun mein Interesse an Geschichte zugute, denn ich konnte Garnett entgegenhalten, der Vertrag von Brest-Litowsk habe immerhin den osteuropäischen Völkern, wie Polen, Letten, Esten, Litauern, Finnen usw., ihre Freiheit und Selbständigkeit verschafft, wogegen er doch sicher nichts einzuwenden hätte. Im Übrigen hätten diese Staatengründungen doch den Gedanken des 14-Punkte-Plans des amerikanischen Präsidenten Wilson entsprochen.

Anstatt mir zu antworten, wandte sich Mr. Garnett an Mr. Blake und flüsterte ihm offensichtlich etwas zu, das Blake veranlasste sich zu erheben und zu erklären: «We don't want to hear speeches, we want to hear questions.»¹³⁰ Mein Englisch war, wie gesagt, zu dieser Zeit alles andere als perfekt, aber so viel verstand ich jedenfalls: Ich sollte nichts mehr sagen dürfen.

Nun geschah hinter meinem Rücken etwas sehr Merkwürdiges. Ich hörte vielfältiges Stühlerücken, und als ich mich umwandte, stellte ich zu meiner Verwunderung fest, dass fast alle Zuhörer den Raum verlassen hatten; der Rest stand im Begriff, es zu tun, Mr. Garnett und Mr. Blake mit den restlichen drei oder vier Zuhörern zurücklassend. Da es ja für mich keine Veranlassung gab, zu verweilen, verliess auch ich den Versammlungsraum, um meine Sachen zu holen und nach Hause zu gehen.

Als ich vor «Ashburnham» ankam, erwartete mich vor der Tür unser «head of house». Er sah wirklich sehr britisch aus, gross, hager, mit knallroten Haaren. Sein Name war Asquith. Er stammte aus einer Familie, die seit Generationen in die Politik involviert war. Ein Asquith, nämlich Herbert Henry As-

130 Auf Deutsch: «Hier sollen keine Reden gehalten werden, hier sollen Fragen gestellt werden!»

quith, war bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 britischer Premierminister gewesen. Neben ihm erwartete mich eine sehr gutaussehende Dame. Ihr Sohn stellte mich vor, es handelte sich um seine Mutter, die sich offensichtlich unter den Zuhörern des Vortrags befunden hatte. Sie sprach mich ohne Umschweife in liebenswürdigster Weise auf die von Mr. Blake unterdrückte Diskussion an und bezeichnete sein Verhalten als «unverzeihlich». Es sei unglaublich, eine so interessante Diskussion abubrechen; davon abgesehen, dass es mein Recht und meine Pflicht sei, mich vor mein Land zu stellen, wenn es angegriffen würde. Im Übrigen habe ich auch vollkommen Recht gehabt. Ich dürfe in keinem Fall der Meinung sein, das Verhalten von Mr. Blake wäre in England üblich; im Gegenteil, es wäre nicht englischer Stil. Ich war sehr beeindruckt von der Fairness, die mir erwiesen wurde, und war zugleich überrascht, wie ernst die Sache genommen wurde. Der kleine Vorfall scheint in London schnell bekannt geworden zu sein, denn kurz darauf sprach mich Professor Conwell-Ewans, Vaters langjähriger Gesprächspartner, darauf an und meinte, ich hätte Mr. Garnett, der eine «silly speech» gehalten habe, gut geantwortet. Was mich allerdings damals am meisten beeindruckte, war die fundamentale Deutschfeindlichkeit, die aus den Worten dieses Parlamentsabgeordneten sprach. Es handelte sich im Grunde gar nicht um die deutschen Autarkiebestrebungen, die bei einem grundsätzlichen Akkord mit den Westmächten jederzeit hätten rückgängig gemacht werden können. Hinter den Ausführungen stand das traditionelle Prinzip der britischen Politik, sich grundsätzlich gegen die stärkste Kontinentalmacht zu wenden. Dieses Prädikat ordneten um die Wende 1936/37 bedeutende Kreise in Grossbritannien bereits dem Reich zu, obwohl diese vermeintliche «Stärke» nicht annähernd bestand. Bemerkenswert war auch die spontane Reaktion meiner Schulgefährten, die aus Gründen der Fairness den Raum verliessen, als der Lehrer mir die Möglichkeit entzog, für mein Land zu argumentieren, das angegriffen worden war. Wie auf ein Kommando hatten sie sich sofort erhoben und den Raum verlassen. An den folgenden Tagen wurde ich verschiedentlich im Sinne von Mutter Asquith von Mitschülern angesprochen.

Die grossen Public Schools waren vollkommen in das politische System integriert und hatten ihren Platz im öffentlichen Leben. Das Bewusstsein der Schüler, bis zu einem gewissen Grade im Blickpunkt der Öffentlichkeit zu stehen, verlieh ihnen Haltung und Selbstbewusstsein. Über Ereignisse in der Schule berichtete die grosse Londoner Presse teilweise im Detail. So wurde zu meinem grossen Erstaunen über meinen Sieg im Kugelstossen sogar mit Bild berichtet. Die laufend veranstalteten «Competitions» waren ein wichtiges Moment der charakterlichen Erziehung. Sie trainierten einmal die Nerven; man lernte, mit Gelassenheit zu verlieren und seinem siegreichen Geg-

ner zu gratulieren, und nahm schliesslich Sieg oder Niederlage nicht mehr so wichtig.

Als ich einige Tage nach Schulbeginn des Morgens die Schule betrat, dachte ich, mich verlaufen zu haben und aus Versehen in eine der nahen Gardekasernen geraten zu sein. Überall liefen Soldaten herum, in tadellosen Khakiuniformen, die sich jedoch bei näherer Betrachtung als Westminstererschüler in britischen Offiziersuniformen entpuppten. Auf meine erstaunte Frage, ob irgendwo im «Empire» Krieg ausgebrochen sei, wurde mir lachend erklärt, die Uniformträger seien Schüler, die sich für die Beteiligung am OTC entschieden hätten. OTC stand für «Officer Training Corps». Die Teilnehmer erhielten eine vormilitärische Ausbildung und waren für den Ernstfall als Offiziere vorgesehen.

Noch am selben Tag sprach mich ein sympathischer jüngerer Lehrer an, nunmehr als Captain der britischen Armee gekleidet, um mich zu fragen, ob ich nicht auch teilnehmen wolle. Man wird sich vorstellen können, wie verblüfft ich war. Im Jahre 1936 als Sohn des deutschen Botschafters in London die Aufforderung zu erhalten, an einer britischen vormilitärischen Ausbildung teilzunehmen, die zum Ziel hatte, der Armee im Kriegsfall Offiziere zur Verfügung zu stellen, war schon nicht alltäglich!

Natürlich hätte es mich ausserordentlich gereizt, diese Ausbildung kennenzulernen, gab es doch etwas Vergleichbares in Deutschland nicht. Soweit ich auf dem «square» feststellen konnte, handelte es sich um Übungen an leichten Infanteriewaffen. Geheimnisse hätte es also nicht zu entdecken gegeben. Nach den Erfahrungen mit Goebbels und den Pressebildern in Cut und Zylinder hielt ich es aber doch für geraten, vorher Vaters Einverständnis einzuholen, ehe ich in «His Majesty's Army» eintreten würde. Eines jedenfalls war klar: Den Spass, den Sohn des deutschen Botschafters in englischer Infanterieuniform in den Zeitungen gross herauszubringen, würde sich die englische Presse nicht entgehen lassen.

Vater war genau so überrascht wie ich und meinte, es müsse doch sehr interessant sein, sich dies einmal anzuschauen. Auch er dachte dabei nicht an militärische Geheimnisse, die ich hätte in Erfahrung bringen können, aber das Prinzip interessierte ihn. In Deutschland hat es bis tief in den Krieg hinein keine vormilitärische Ausbildung Jugendlicher gegeben. Meiner Ansicht nach ein grosses Versäumnis! Wieviel schneller und intensiver hätte die Ausbildung unserer Rekruten vor sich gehen können, wenn sie gewisse Grundbegriffe der Waffentechnik und des «Verhaltens auf dem Gefechtsfeld» bereits zum Wehrdienst mitgebracht hätten. Selbst auf der «Napola» wurde nicht das Geringste in dieser Hinsicht vermittelt. Nach kurzer Überlegung meinte Vater, wohl im Hinblick auf die Komplikationen «zu Hause»: «Erbitte dir doch das Einverständnis der Schule, in deutscher Uniform die Ausbildung mitmachen zu dürfen.» Dieser Bitte glaubte nun wieder der Lehrer-Captain nicht

entsprechen zu können, so dass die Aussicht, mit fünfzehn Jahren «Soldat seiner Majestät» zu spielen, sich leider nicht verwirklichen liess.

In Grossbritannien hatte man seit einiger Zeit begonnen, intensiv aufzurüsten. Ein äusserst wichtiger, ich möchte aus meiner eigenen Erfahrung heraus sagen der wichtigste Faktor für eine erfolgreiche und effiziente Aufrüstung ist immer die Verfügbarkeit gutausgebildeter Offiziere. Die Offiziersausbildung dauert am längsten, ist aber die unerlässliche Voraussetzung für den Aufbau einer leistungsfähigen Truppe. Wie die Offiziere, so die Truppe! In Grossbritannien ging man auf diesem Sektor viel konsequenter vor als bei uns. In Deutschland gab es erst im letzten Teil des Krieges eine vormilitärische Ausbildung der Hitler-Jugend. Ihr Führer Baldur von Schirach hat nach dem Krieg klargestellt, er habe der Wehrmacht – in der Person des Verbindungsoffiziers zwischen Wehrmacht und Reichsjugendführung Rommel (des späteren berühmten Generals) – die vormilitärische Ausbildung der Hitler-Jugend verweigert, weil sie seinen Vorstellungen einer nationalsozialistischen Jugend – was immer er darunter verstanden haben will – nicht entsprochen habe. Schirach hatte nach 1933 ein Buch mit dem Titel «Die Hitler-Jugend, Idee und Gestalt» geschrieben. Niemand von uns hatte das Buch gelesen, man sprach etwas schnodderig von der «Idee ohne Gestalt». Natürlich hatte Hitler letztlich eine derartig grundsätzliche Entscheidung wie die vormilitärische Ausbildung in der Jugendorganisation zu treffen und zu verantworten. Ich behaupte, so manche blutigen Verluste im Kriege wären uns erspart geblieben, wenn man bereits im Frieden mit der militärischen Ausbildung Jugendlicher begonnen hätte. Immer wieder haben wir Offiziere sowohl unseren Rekruten als auch den kriegserfahrenen Soldaten den Grundsatz eingehämmert: «Ausbildung erspart Blut.» Auch dieses Beispiel spricht nicht für Hitlers Kriegslust; ihm ist im Gegenteil vorzuwerfen, den zwangsläufigen Risiken seiner Aussenpolitik nicht durch eine umfassende Rüstung entsprochen zu haben. Ich werde darauf noch zurückkommen.

Eines Schul- und Hausgefährten muss ich in meinem Bericht über Westminster noch gedenken. Er, sein Name lautet Anthony Neil Wedgwood Benn, ist als «Linksaussen» der Labour-Party bekannt geworden. Sein Vater war – wohlgemerkt – der spätere Lord Stansgate, William Wedgwood Benn. Es handelte sich allerdings in meinem Haus und in meiner Klasse wohl um seinen Bruder, der, wie es das Schulregister ausweist, im Kriege als Jagdflieger gefallen ist. Aber auch dieser Bruder war eine bemerkenswerte Erscheinung in unserer «under» und ich bin überzeugt davon, er hätte nach dem Krieg eine politische Karriere vor sich gehabt, wenn er sie hätte beschreiten wollen. Der Junge war mit seinen fünfzehn Jahren bereits der geborene Politiker. Redebehaft, schlagfertig, frech, aber auch durchaus geschickt und intelligent nahm

er eine besondere Stellung innerhalb der «under» ein. Nichts ging eigentlich ohne ihn; was auch immer veranstaltet wurde, Wedgwood Benn hatte seine Finger überall im Spiel und beeinflusste viele Angelegenheiten. Wenn er sich vor die Klasse stellte, seine Daumen in die Westenärmel klemmte, seine Klassenengenossen mit «Gentlemen» anredete, worüber, nebenbei gesagt, keiner verwundert war, sah man ihn bereits vor dem Unterhaus stehen und Erklärungen abgeben oder Reden halten. Es verwundert mich nicht sehr, dass sein Bruder Tony auf dem extrem linken Labourflügel agierte, denn Westminster hatte zu meiner Zeit, wenn ich mich rückblickend erinnere, einen gewissen linksliberalen Touch. Die Resonanz, die mein gegenüber Mr. Garnett angeführter Hinweis auf die Freiheit der osteuropäischen Völker, die ihnen der Friedensvertrag von Brest-Litowsk zwischen Deutschland und Russland verschafft habe, hervorrief, lag auf dieser Linie. Der Wedgwood Benn aus meiner «under» schien mir allerdings recht pragmatisch zu sein und über ein gehöriges Mass «common sense» zu verfügen. Diese etwas linksliberale oder gar teilweise sozialistische Tendenz in Westminster hat die Bereitschaft der Schüler nicht eingeschränkt, sich für ihr Land einzusetzen, wie die grosse Zahl gefallener Angehöriger der Schule beweist.

Über das «Vaterland», sprich das «Empire», wurde eigentlich nie gesprochen. Die grosse Anhänglichkeit an die Krone und den König als Personifizierung eben dieses Weltreiches war immer noch so selbstverständlich, dass darüber kein Wort verloren werden musste. Tradition, die tatsächlich gelebt wird, verleiht grosse innere Sicherheit. Anlässlich der Krönung Georgs VI. im Sommer 1937 war diese Bindung an die Krone – nicht nur bei den Angehörigen der Westminster School – in eindrucksvoller Weise zu verspüren.

Meine Erlebnisse in Westminster haben sich mir mit grosser Deutlichkeit eingepägt und sind als Erkenntnisse in vielen Gesprächen mit den Eltern bewusst gemacht und vertieft worden. Die Eltern hörten mir mit grosser Aufmerksamkeit zu, wenn ich von der Schule berichtete. Sie fanden ihre Meinung in vollem Umfang bestätigt, dass in den Public Schools, jedenfalls den altbekannten und berühmten, letztlich eine der Wurzeln des britischen Weltreiches lag. Aus ihnen, und im weiteren Bildungsgang aus Oxford und Cambridge, rekrutierten sich die unternehmenden Gestalten und Politiker, die einstmals das Weltreich zusammengerafft und es über drei Jahrhunderte erhalten hatten. Werden die traditionsbeladenen Institute auch für das 21. Jahrhundert grosse Figuren hervorbringen, die über jenen Weitblick bzw. jene Grosszügigkeit und Kühnheit verfügen, um in einer sich schnell verändernden Welt Voraussetzungen für die Rolle zu schaffen, die Grossbritannien auch heute noch in der politischen Welt spielen möchte?

Die Führung des britischen Weltreiches erwuchs immer aus einer kleinen, aber machtbewussten Führungsschicht, die äusserst diszipliniert und, wenn es sein musste, rücksichts- und skrupellos die Interessen des Empires vertrat. Ihre Erziehung wurde nicht dem Zufall überlassen, sondern sie ging in jahrhundertalter Tradition aus diesen Universitäten und Public Schools hervor, zu denen auch Westminster zählte. Der bekannte englische Schriftsteller und Diplomat Harold George Nicolson hat die Ausleseprinzipien der britischen Führungsschicht einmal etwa folgendermassen charakterisiert: Er geht davon aus, dass das englische Volk eine faire Grundeinstellung habe. Die Erziehung zur Fairness sei das Fundament der Charakterbildung an den berühmten Schulen und Universitäten. Das bedinge feste Spielregeln und dadurch einen zwangsläufigen Konformismus. Mit Fairness aber sei kein Weltreich zu gewinnen und zu halten. Dafür geeignet seien nur Persönlichkeiten, die sich aus dieser Erziehung und ihrem Konformismus lösen könnten. Diese erst seien in der Lage, das Weltreich mit der dafür immer erforderlichen «Geschicklichkeit» und, wenn nötig, auch der entsprechenden Skrupellosigkeit zu regieren.

Ich habe das Glück gehabt, meine Schulzeit in drei hervorragenden Schulen absolvieren zu können. Eine davon war Westminster. Die Bedeutung des Jahres, das ich in dieser Schule verbracht habe, lag für mich weniger im vermittelten Wissen als im Erleben bedeutsamer Erziehungsprinzipien, die sich letztlich an der Vorbereitung auf das politische Leben im weitesten Sinne orientierten. Diese Erfahrung bedeutete für mich 15-/16jährigen eine ausserordentliche Erweiterung meines Horizonts, vor allen Dingen auch deshalb, weil sie mir vor dem Hintergrund der beginnenden dramatischen weltpolitischen Entwicklung vergönnt gewesen war.

Unter mein Abgangszeugnis schrieb der Headmaster: «Good ambassador for his country!» Die Eltern freute es, ich hielt es für eine amüsante, lebenswürdige Formulierung. Allerdings ging im Kriege eine Meldung durch die englische Presse, die im Zusammenhang mit einer mir verliehenen Auszeichnung von dem «british educated son of the German Foreign Minister» sprach. Das war natürlich sehr übertrieben. Der Einsatz für sein Land war auch in Grossbritannien so selbstverständlich, wie es damals auch in Deutschland der Fall gewesen war. So werde ich denn auch in der Schülerliste, die mir nach dem Krieg zugesandt wurde, unter anderem mit militärischem Dienstgrad sowie Auszeichnungen aufgeführt.

Meine einstige Zugehörigkeit zur Westminster School hinderte allerdings die Landsleute meiner britischen Schulkameraden nach dem Kriege nicht daran, mich in einem sogenannten «murder cage» in Hamburg-Fischbek einzusperren und dort monatelang ohne Vernehmung, geschweige denn Anklageschrift schmoren zu lassen. Ich war in Dachau einem kanadischen Fall-

schirmjäger-Captain vorgeführt worden, der mich fragte, ob ich wisse, weshalb ich vor ihm sässe. Ich konnte ihm nur antworten, ich habe gehofft, den Grund von ihm zu erfahren. Nun, ich hätte zwei gefangene Kanadier erschossen, da sie keine Aussagen hätten machen wollen. Auf meine Frage nach den näheren Umständen erzählte er mir die folgende «Räuberpistole»: Ich hätte in einem französischen Haus die beiden Gefangenen vernommen und auf sie, da sie keine Aussagen machen wollten, mit einer Pistole geschossen. Einen hätte ich tödlich, den anderen aber nur in die Hüfte getroffen; der habe sich totgestellt und sei nachts zu den kanadischen Linien zurückgekehrt.

Auf diesen Unsinn hin wurde ich frech und habe ihm schlicht erklärt, dass er das, was er hier behauptete, doch wohl selber nicht glaube. Ich stellte ihm nun die präzise Frage, wann und wo das geschehen sein sollte. Woraufhin er mir antwortete, das sage er mir nicht; erst müsse ich ihm eine genaue Aufstellung anfertigen, wo und wann genau ich jeweils an der Invasionsfront gewesen sei. Ich habe ihm nur ins Gesicht gelacht. Das waren die Praktiken, die auch die amerikanische Anklagebehörde in Dachau verfolgte. Sie liessen die armen Gefangenen zwei Jahre und länger ohne Vernehmung in Dachau sitzen. Dann stellte ein Vernehmer freundlich die Bearbeitung des Falles in Aussicht, wenn der Betroffene ihm genau aufschrieb, wo und wann er sich aufgehalten habe. Hatte dieser sich somit in der Hoffnung festgelegt, es käme nunmehr Bewegung in seinen Fall, wurden die bekannten «Berufszeugen» aufgeboten, die schworen, ihn zu dem und dem Zeitpunkt da und da gesehen zu haben, und schon war das Urteil «Tod durch den Strang» gefällt. Diese Praktiken hatten wir in Dachau während der dortigen Prozesse studieren können.¹³¹

Es waren im Sommer 1947 genau zehn Jahre nach meinem Abgang aus Westminster, als ich mich in diesem britischen Konzentrationslager meines netten Headmasters entsann, und beschloss, ihn auf mein Schicksal in den Händen seiner Landsleute aufmerksam zu machen. Das war «technisch» nicht so einfach, denn die Post der Gefangenen, obwohl im juristischen Sinne eigentlich allenfalls «Untersuchungsgefangene», wurde in Hamburg-Rahlstedt streng zensiert, und es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, was für unangenehme Folgen ein solcher Beschwerdebrief an den Headmaster haben konnte, abgesehen davon, dass er ihn mit Sicherheit nicht erhalten würde. Der Brief musste also geschmuggelt werden.

131 Siehe die Bücher von Monsignore Karl Morgenschweis, dem Gefängnispfarrer des amerikanischen Kriegsverbrechergefängnisses in Landsberg, wo die Hinrichtungen stattfanden; Morgenschweis, Karl: Strafgefangener Nr. 9496 Pater Rupert Mayer S.J., München 1968.

Das sogenannte «murder cage» war eine Art «Sonderlager» mitten im Hauptlager. Aufwendig «verdrahtet» mit Stacheldraht und Elektrozaun, bewacht von einer Schar sogenannter «Polen- oder Jugoslawen-Posten», also von Polen und Jugoslawen, die nicht mehr in ihre Länder zurückwollten. Die Insassen dieses «Sonderlagers» waren vollkommen von der Aussenwelt abgeschnitten, mit einer Ausnahme: Man durfte Besuch empfangen. Diese Besuche spielten sich allerdings in einer Form ab, die auch einen Briefaustausch nicht möglich machte, denn man konnte sich mit dem Besucher nur durch einen Fliegendraht unterhalten. Dabei hatten sowohl der Gefangene als auch der Besucher «Polen-Posten» neben sich sitzen, die fast immer Deutsch sprachen oder zumindest verstanden. Als Vergünstigung hatte ein neuer «Lager-Offizier», ein Captain (der Vorgänger, ein Captain Carter, war wegen Gefangenemisshandlung abgelöst worden), erlaubt, dass das Verpackungsmaterial von Paketen, die Besucher ihren Gefangenen mitgebracht hatten, nach Inspektion durch den Polen-Posten an den Besucher zur Wiederverwendung zurückgegeben werden durfte. Das war der Weg. Ich präparierte also einen kleinen Wellpappekarton, indem ich die Wellpappe ganz vorsichtig löste und den Brief an den Headmaster dahinter schob.

In dem Brief schilderte ich ihm meine Situation eingehend und habe vor allen Dingen darauf hingewiesen, ich hätte bisher nicht einmal erfahren, was ich eigentlich verbrochen haben sollte, obwohl mein Anwalt immer wieder bei der Vernehmungsbehörde vorstellig geworden sei. Ich fragte ihn, ob er eine Möglichkeit sehe, mir zu helfen oder zumindest zu erfahren, wessen ich mich eigentlich schuldig gemacht habe. Schliesslich bat ich ihn aber, keinesfalls an mich zu schreiben, da unsere Post zensiert würde und aus seiner Antwort – falls er mir antworten wolle – natürlich hervorgehe, dass ich ihm verbotenerweise geschrieben und den Brief nicht durch die Zensur habe laufen lassen. Das aber würde für mich strenge Bestrafung durch die Lagerleitung bedeuten. Er möchte gegebenenfalls meiner Mutter Nachricht geben. Mein Brief hat den Headmaster tatsächlich erreicht, und er schrieb meiner Mutter ziemlich bald, er habe «inquiries» gemacht; es läge nichts gegen mich vor.

Zunächst schien es, als habe mir eine Intervention des Headmasters geholfen, denn ich wurde aus dem «murder cage» in das «normale» Lager verlegt. Dann löste man das Problem meiner (Sippen-)Haft nach «bewährter» Methode: Ich wurde nach einigen Wochen an die Franzosen ausgeliefert. Ein vergleichbarer Fall ereignete sich zum gleichen Zeitpunkt, allerdings mit fatalem Ausgang. Mit uns inhaftiert war ein Graf Bassewitz, ein ehemaliger hoher Polizei-offizier. Die Engländer unterzogen ihn einem Kriegsverbrecherprozess wegen angeblicher Erschiessung von «Ostarbeitern». Den Engländern blieb nichts anderes übrig, als ihn freizusprechen, da ihm keine Schuld

nachzuweisen war. Sie lieferten ihn daher unmittelbar nach dem Freispruch einfach an die Russen aus. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Sein Anwalt war der bekannte Hamburger Rechtsanwalt Dr. Grimm, der auch für mich in vorbildlicher Weise tätig war, so dass ich den Fall genau verfolgen konnte.

Doch greifen wir dem Gang der Ereignisse nicht allzu weit vor und blenden wir wieder zurück nach London: Nicht nur die Schule in London stellte ihre Anforderungen an mich, sondern auch das Botschafterleben der Eltern. Als ich kurz nach meiner Einschulung in Westminster eines Abends nach Hause kam, forderte mich Mutter auf, mich schnellstens umzuziehen, ich sei zu einem Cocktail bei der Tochter des Leibarztes des Königs gebeten, die in dieser Saison als Debütantin beginne auszugehen. Ich sah Mutter ob ihres Ansinnens, «auf einen Cocktail gehen zu sollen», entgeistert an. Meine Freizeitbeschäftigungen waren bis vor einigen Wochen Zeltfahrten und Geländespiele.

Ich schildere dieses Erlebnis am Rande eigentlich nur als einen kleinen Beweis dafür, wie interessiert die Eltern in London empfangen wurden¹³² und welches positive Aufsehen Vaters Berufung in London bei seinem grossen Freundes- und Bekanntenkreis auslöste. Es gehört zu den planmässigen Verleumdungen, die bereits damals von «interessierten Kreisen» in Deutschland systematisch verbreitet wurden, mein Vater habe Ressentiments gegen England entwickelt, weil er gesellschaftlich keinen Erfolg gehabt habe.¹³³ Dies ist unzutreffend gewesen, in jedem Fall aber auch wenig relevant. Wann wird man in Deutschland begreifen, dass es die Aufgabe eines Botschafters ist, In-

132 In dem damals berühmten Literaturmagazin «Strand», Vol. XCII, in London erschien 1937 im März (Nr. 555, S. 511/519) ein aussergewöhnlich grosser Artikel über Vater (Hitler's Man of Strength, A Character Study of Herr von Ribbentrop, The New German Ambassador to Britain). In ihm heisst es unter anderem: «... He is unmistakably one of the most attractive spokesmen of a regime ... handsomely endowed both mentally and physically ... He represents modern Germany to the world in its most attractive light ...»

133 Einmal mehr besonders übel bei Spitzzy, R., a.a.O., S. 99, da er die Verhältnisse und die gesellschaftliche Position der Eltern in London aus eigener Anschauung genau kannte. Die hohe Wertschätzung des sogenannten «gesellschaftlichen Erfolges», hier zum Beispiel bei Spitzzy, decouvriert die Mentalität der Verleumder! Nur als Beispiel sei ein Brief des amerikanischen Schriftstellers Jason Lindsay an Frau Marianne Steltzer, Bonn, vom 15. Mai 1991 angeführt, in dem es heisst: «[...] Before the second war, I was in London and was fortunate enough to be on Herr Ribbentrop's invitation list when he was Ambassador here. An invitation to the German Embassy during his tenure was the most sought after and most highly prized in London. My good friend Prince George (later Duke of Kent) never turned down an invitation from Ribbentrop and it had been through Prince George that I had been introduced to Ribbentrop. I thought he had great charisma and he was certainly a superb host. [...]»

teressen seines Landes zu vertreten und objektiv zu berichten, aber nicht unbedingt, im Gastland beliebt zu sein, das heisst «gesellschaftlichen Erfolg» zu haben? Der britische Kolonialminister Joseph Chamberlain¹³⁴ hat aus gegebenem Anlass in einer Rede vor dem Ersten Weltkrieg festgestellt: «Kein englischer Minister hat je seinem Lande treu gedient und sich zugleich im Auslande der Beliebtheit erfreut.»¹³⁵ Welch souveräne Haltung zeigt Chamberlain hier im Interesse seines Landes! Man sollte es jedem deutschen Diplomaten in das Stammbuch schreiben.

Hin und wieder musste ich «einspringen», soweit es sich mit meinen schulischen Pflichten vereinbaren liess, wenn Mutter ein «Mann» zur Tischordnung fehlte, um das Placement zu vervollständigen. So habe ich hin und wieder an Dinern teilgenommen. An ein Diner erinnere ich mich ganz besonders gut, da ich ungewollt «Kostgänger» des berühmten Aga Khan wurde. Mutter hatte eingeführt, nur einmal zu servieren. Ich bedauerte das sehr, denn im Alter von etwa 16 Jahren hat man eigentlich immer Hunger. Aga Khan bekam bekanntlich von seiner Sekte einmal im Jahr sein Gewicht in Gold aufgewogen. Ich weiss nicht, ob er nur deshalb ein ausgesprochener Feinschmecker war oder ob er überhaupt gerne ass. Wahrscheinlich kam beides zusammen. Er erbat sich jedenfalls ein zweites Mal und schliesslich auch noch ein drittes Mal den Hauptgang, was Mutter natürlich – welcher Hausfrau würde es nicht so gehen – für ihre Küche sehr schmeichelte.

Das Wichtigste für mich aber war in diesem Jahr in London das besonders enge Verhältnis zu den Eltern, das sich aus den Umständen ergab. Es war, wie sollte ich es ahnen können, das letzte Jahr in meinem Leben, in dem ich «zu Hause», das heisst mit meinen Eltern, lebte. Hin und wieder kam Mutter abends überraschend in mein Zimmer, um mich zu fragen, ob ich mit ihr und Vater zum Essen ausgehen wolle. Ich liess es mir nicht zweimal sagen, sie beide in irgendein elegantes Lokal zu begleiten.

Wir fuhren aber auch durch die «Slums» von London und anderen Städten, die in ihrer Trostlosigkeit und ihrem Schmutz einen traurigen Eindruck hinterliessen. Die «soziale Frage» spielte damals in Grossbritannien nicht jene Rolle, die mit der in Deutschland vergleichbar gewesen wäre, wo sie sehr in das öffentliche Bewusstsein gerückt worden war. Die Kommunistische Partei

134 Joseph Chamberlain (1836-1914), im 19. Jahrhundert ein einflussreicher britischer Politiker, war der Vater des späteren britischen Premierministers Arthur Neville Chamberlain.

135 Zitiert nach Reventlow, Ernst Graf zu: Deutschlands auswärtige Politik 1888-1914, S. 176; Rede des Kolonialministers Chamberlain in Birmingham am 11. Januar 1902; zitiert nach Uhle-Wettler, E: Alfred von Tirpitz in seiner Zeit, Hamburg 1998, S. 193.

in England war bedeutungslos und mit nur einem Abgeordneten im Unterhaus vertreten. Dieser Abgeordnete, er hiess meiner Erinnerung nach Gallagher oder so ähnlich, beleidigte Vater bei seiner Ankunft in London mit der Behauptung, Vater habe Arbeiterblut an seinen Händen. Die Deutsche Botschaft unternahm, wie in solchen Fällen üblich, routinemässig eine Demarche, und ich lernte bei dieser Gelegenheit, worum es sich bei einer «Demarche» handelte.¹³⁶

König Edward VIII. galt sozialen Fragen gegenüber als sehr aufgeschlossen. Er hatte bei seinem ersten Besuch als König eigenmächtig, wie man hörte, die Reiseroute in Wales geändert, um sich einen Eindruck von den Wohnverhältnissen in den Bergarbeitersiedlungen zu verschaffen. Aus diesem Blickpunkt, so hiess es, habe er eine gewisse Sympathie für Deutschland entwickelt, wo die Besserung solcher Zustände zum Programm gehörte. Solche Eigenmächtigkeiten passten dem britischen Establishment nicht in das Konzept. Vater sagte einmal, als wir durch die Elendsviertel fuhren: «The British rule the world, but they have to pay for it!» Er meinte damit die zur damaligen Zeit anspruchslose Disziplin der englischen Massen, die von einer geschickten Führungsgruppe dirigiert wurden, als Voraussetzung, die Weltreichpolitik der britischen Führungsschicht mit zu tragen bzw., richtiger, ihr willig zu folgen. Indirekt bedeutete dieser Ausspruch Vaters, das englische Volk würde mitgehen, wenn die britische Führung sich möglicherweise für einen erneuten Kampf mit dem Reich entscheiden würde. Welche Richtung aber würde die britische Politik einschlagen? Das war die stets gegenwärtige Frage während unserer Londoner Zeit.

Vater hatte bei seiner Ankunft in London in seiner ersten Erklärung vor Journalisten die antibolschewistische Politik der deutschen Regierung betont und sie erklärt. Die Beleidigung Vaters durch den kommunistischen Abgeordneten im Unterhaus war die «Rache» dafür. Und dennoch lag hier die Kernfrage für die deutsche und die britische Politik: Würde die britische Regierung die Bedrohung durch das bolschewistische Russland erkennen und den «Gleichgewichtspunkt» seiner Politik der «Balance of Power» nach Osten verschieben, das heisst ein europäisches Gegengewicht, dessen Kern nur ein «abwehrbereites» Deutschland sein konnte, nicht nur dulden, sondern fördern?

Wie hatte Vater an den deutschen Botschafter in Rom, Ulrich von Hassell, geschrieben: Die deutsche Politik müsse versuchen,

die Engländer über die wirkliche Gefahr des Bolschewismus aufzuklären, sie von einem Anschluss an eine bolschewistische Front abzuhalten und den Gedan-

136 Es handelt sich hier um einen mündlich vorgetragenen diplomatischen Einspruch in zwischenstaatlichen Beziehungen.

ken zu fördern, dass à la longue ihrem Weltreich eine wesentlich grössere Gefahr durch die weitere Ausbreitung des Bolschewismus droht [...].

Was mit dieser Bedrohung gemeint sein konnte, liess sich in dieser Zeit in Spanien beobachten, wo die Linksregierung während des Bürgerkrieges durch einen internen Putsch mittlerweile von den Kommunisten gestürzt worden war. Der «politische» Sommer des Jahres 1937 wurde in London für den deutschen Botschafter durch den permanent tagenden «Nichteinmischungsausschuss» für den spanischen Bürgerkrieg bestimmt. Dieser symbolisierte den schwebenden Zustand der internationalen Beziehungen und ihre fruchtlosen Konferenzdebatten ebensogut wie es früher die Abrüstungskonferenzen getan hatten, mischten sich doch in Wahrheit gleich mehrere der dort vertretenen Staaten in Spanien aktiv ein, was auch für niemanden ein Geheimnis war. Verschiedentlich bedauerte Vater das deutsche militärische Engagement auf der Pyrenäen-Halbinsel, wodurch die Lage dort, zusammen mit dem italienischen und russischen Engagement, naturgemäss eskalierte. Allerdings fragte er sich aber auch, ob eine deutsche Abstinenz durch die britische Regierung im Sinne eines deutschenglischen Arrangements honoriert worden wäre, da auch das für England viel bedeutsamere Flottenabkommen keine grundlegende Änderung der britischen Politik bewirkt hatte.

Eine Krönung und ein Bericht

So bedauerlich die Abdankung Edward VIII. für die deutsche Politik war, sie eröffnete mir die Gelegenheit, in meiner Londoner Zeit die Krönung des englischen Königs Georg VI. mitzerleben. Natürlich hatte ich keinen Zutritt zur Westminster-Abtei, wo die eigentliche Zeremonie stattfand, aber ich erlebte die mehrtägige Prozedur intensiv, einmal durch die Schule (die Gebäude der Schule hatten einen direkten Zugang zur Westminster Abbey) und zum anderen durch die naturgemäss starke Einbeziehung der Botschaft in die Krönungsfeierlichkeiten. Das Botschaftsgebäude lag damals zudem an der Prachtstrasse «The Mall», die vom Buckingham-Palast zur Admiralität führte und auf der die Krönungsprozession ihren Weg zur Westminster-Abtei nahm. Vater sah in der Krönung eine Gelegenheit, seinen Bemühungen um eine deutsch-englische Freundschaft einen neuen Impuls zu geben. Die erzwungene Tätigkeit im sogenannten «Nichteinmischungsausschuss» für den spanischen Bürgerkrieg, der in London tagte, war sicher nicht geeignet, seinen Auftrag in London zu erleichtern. Ich wusste aus Mutters Erzählungen von Hitlers Unentschlossenheit, ob er überhaupt jemanden und gegebenenfalls wen er als seinen persönlichen Vertreter zu den Feierlichkeiten entsenden sollte. Im Hinblick auf die Zwischenfälle in Spanien, die deutsche Marinestreitkräfte betrafen¹³⁷, und der englischen Haltung dazu im Nichteinmischungsausschuss stand zur Diskussion, niemanden zu bestimmen und die Aufgabe dem Botschafter, also Vater, zu überlassen. Vater hat sich in aller Form dafür eingesetzt, dass Hitler einen Sonderemissär zur Krönung entsandte, alle anderen Behauptungen sind Verleumdungen. Vater musste alles recht sein, was seine Aufgabe in England erleichterte.

Das grösste «gesellschaftliche» Ereignis, an dem ich teilnehmen durfte, war ohne Zweifel das Fest, das die Botschaft für den Repräsentanten Deutschlands bei der Krönung von Georg VI., den damaligen Reichskriegsminister Blomberg, gab. Es war ein Erlebnis besonderer Art. Die Herzogin von Kent – das Herzogspaar repräsentierte an diesem Abend in der deutschen Botschaft den britischen Hof – erschien mir als die schönste Frau der Welt. Auf diese wunderschöne und, im Unterschied zu vielen Mitgliedern der königlichen Fa-

137 Zum Beispiel die Bombardierung eines deutschen Kriegsschiffes, die Todesopfer forderte.

milie, auch sehr elegante Erscheinung hätte in meinen Augen jeder Superlativ gepasst. Ich durfte ihr die Hand küssen! Zusammen mit ihrem Mann stellte das Herzogspaar eines der bestaussehenden «couples» dieser Epoche dar. Sie verweilten weit über die vorgesehene Zeit hinaus auf dem Fest. Die Repräsentationsräume der Botschaft waren zum Bersten voll. Es hatte weit weniger Absagen gegeben, als bei solchen Veranstaltungen in der Regel zu erwarten ist. Schon am nächsten Tage lief durch London eine Äusserung des französischen Generalstabschefs Gamelin, den die französische Regierung zu den Feierlichkeiten delegiert hatte und der natürlich ebenfalls eingeladen war: «Dieses Fest ist viel zu schön, als dass ich mich darüber freuen könnte!»

Nach dem Fest in der Botschaft fand die grosse Flottenparade in Spithead statt, an der ich mit vielen Gästen der Botschaft teilnehmen durfte; ein weiterer Höhepunkt dieser Tage. Die Protokollabteilung der Botschaft hatte einen Ausflugsdampfer für ihre Gäste gechartert, mit dem wir die grosse Paradeaufstellung der britischen Flotte und der von allen Staaten der Welt entsandten Kriegsschiffe abfuhrten. Es war auf den Tag 40 Jahre nach jenem 26. Juni 1897, an dem bereits einmal die damals mächtigste Flotte der Welt in Spithead aufmarschiert war. Der damalige Anlass war die Feier des Regierungsjubiläums der alten Queen Victoria. Gestützt auf dieses Potential, ging die englische Politik vor dem Ersten Weltkrieg auf Kollisionskurs zum Deutschen Reich, das als stärkste Festlandsmacht nach den traditionellen Regeln der englischen Politik bekämpft werden musste. Dass diese Festlandsmacht überdies ein ausserordentlich erfolgreicher und damit lästiger Konkurrent auf dem Weltmarkt geworden war und sich obendrein selbst eine starke, wenn auch der englischen keineswegs ebenbürtige Flotte zugelegt hatte, gab dieser gegen das Deutsche Reich gerichteten Politik weitere Impulse und Argumente.

Die schliesslich daraus resultierende Auseinandersetzung des Ersten Weltkrieges hatte die englische Flotte gezwungen, ihren ersten Platz unter den Kriegsflotten der Welt mit den USA zu teilen. Auch das Britische Empire insgesamt konnte trotz des Sieges seine Stellung als Vormacht der Welt nicht wiederherstellen. Die Frage, die sich zu diesem Zeitpunkt im Jahre 1937 immer wieder stellte und die sich einmal mehr angesichts dieser eindrucksvollen Machtdemonstration aufdrängte, war folgende: Würde Grossbritannien dieses Machtpotential wieder zur Niederringung der in englischen Augen vermeintlich stärksten Festlandsmacht, also Deutschlands, einsetzen? Bewegten sich die Gedankengänge der führenden englischen Empire-Politiker wieder in Bahnen, denen Lord Balfour als Führer der Konservativen Partei im Jahre 1910 in einem Gespräch mit dem amerikanischen Botschafter in London, Henry White, wie folgt Ausdruck verliehen haben soll:

«Wir sind wahrscheinlich töricht, dass wir keinen Grund finden, Deutschland den Krieg zu erklären, ehe es zu viel Schiffe baut und uns unseren Handel wegnimmt.» Darauf entgegnete Henry White: «Sie sind im privaten Leben ein hochherziger Mann. Wie ist es möglich, dass Sie politisch etwas so Amoralisches erwägen können, wie einen Krieg gegen eine harmlose Nation zu provozieren, die ein ebenso gutes Recht auf eine Flotte hat wie Sie? Wenn Sie mit dem deutschen Handel konkurrieren wollen, so arbeiten Sie härter.» Balfour antwortete: «Das würde bedeuten, dass wir unseren Lebensstandard senken müssten. Vielleicht wäre ein Krieg einfacher für uns.» White daraufhin: «Ich bin erschrocken, dass gerade Sie solche Prinzipien aufstellen können!» Schliesslich noch einmal Balfour: «Ist das eine Frage von Recht oder Unrecht? Vielleicht ist es nur eine Frage der Erhaltung unserer Vorherrschaft!»¹³⁸

Aber zurück nach Spithead. Die Schiffe waren in vier langen Reihen verankert worden, wobei die vierte Reihe den ausländischen vorbehalten war. Auf unserem Ausflugsdampfer gab ein pensionierter englischer Marineoffizier über Lautsprecher Erläuterungen zu den einzelnen Schiffen, die wir passierten. An der Spitze der «Navy» befand sich das Schlachtschiff «Warspite», damals das stärkste Schlachtschiff der Welt. In der Reihe der ausländischen Schiffe hatte man etwas maliziös das deutsche und das sowjetrussische Schiff nebeneinander positioniert, von den Veranstaltern ohne Zweifel als ironisches Moment gedacht. Zwei Jahre später wurde eine umgekehrte Ironie daraus, als Vater in Moskau den deutschrussischen Pakt schloss.

Die Paradeaufstellung auf den Schiffen war bereits beendet, da der König und die Königin die Linie der zur Parade verankerten Schiffe bereits besichtigt hatten, so dass die Besatzungen vergnügt zu uns herüberwinkten. Nur auf dem russischen Schiff starrten uns die Matrosen unbewegt an, ohne unser Winken zu erwidern. Das veranlasste den erwähnten Kommentator zu der Bemerkung, die Mannschaft sei wahrscheinlich im Augenblick damit beschäftigt, den Kapitän für die nächste Woche zu wählen. Welche Überheblichkeit! Der Mann gab die für viele englische Politiker symptomatische Einstellung wieder, nach der eine sowjetrussische Gefahr für Europa nicht bestünde. Daher hatten diese Kreise Deutschland im Visier und weigerten sich, die eurasiatische Supermacht Sowjetrussland in das europäische Gleichgewicht einzubeziehen und einzukalkulieren.

Das Reich wurde vertreten durch das Panzerschiff «Deutschland», das trotz aller oben erwähnten Aufregungen um die Kinderspeisung schliesslich (in der Weimarer Republik) nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages gebaut worden war und eine Wasserverdrängung von nicht mehr als 10.000 Tonnen

138 Überliefert von US-General Albert Wedemeyer: *Wedemeyer Reports!*, New York 1958, unter Bezugnahme auf Nevins, Allan: *Henry White, Thirty Years of American Diplomacy*, New York 1930.

aufwies. Die grossen englischen und die auswärtigen Einheiten verdrängten das Mehrfache davon. Der Kommentator bezeichnete die «Deutschland» jedoch, und zwar nicht nur aus Höflichkeit, als ein Wunder der Kriegsschiff-technik, da es erstaunlich sei, was in diesem leichten Schiff an Bewaffnung und Panzerung, verbunden mit einer erheblichen Geschwindigkeit, untergebracht worden sei. Die «Deutschland» war zu diesem Zeitpunkt noch das stärkste Schiff der deutschen Kriegsmarine, im Verhältnis zu den hier in Spithead versammelten Grosskampfschiffen war sie jedoch eigentlich nur ein «Boot». Man sprach in internationalen Marinekreisen von dem «Westentschen-Panzerschiff». Es symbolisierte geradezu die deutsche Politik, die eine maritime Konkurrenzsituation mit England vermeiden wollte.

Vater hat über die Krönung des englischen Königs und die gleichzeitig in London stattfindende Empire-Konferenz einen Bericht («Krönungsbericht») für Hitler verfasst.¹³⁹ Aus dem Bericht geht seine sehr positive Beurteilung Blombergs und seines Auftretens in London hervor. In der Hauptsache geht es in dem Bericht aber über die Erfolgsaussichten, mit England zu einem langfristigen Übereinkommen zu gelangen. Stichwortartig sagt der Bericht mit Vaters Worten Folgendes:

[...] Zunächst hat man den bestimmten Eindruck, dass das Gefüge des britischen Imperiums trotz mancher Lockerung in den letzten Jahren z. Z. noch fest in London verankert ist und dass man in England entschlossen ist, durch Aufrüstung, Reichsverteidigungsplan, heute gegründetes Verteidigungskomitee und sonstige organisatorische Massnahmen die Bande im Imperium wieder fester zu knüpfen. Man wird daher für die nächsten Jahre eher mit einer Stärkung als mit einer Schwächung der Struktur des britischen Imperiums zu rechnen haben.

[...] Ich hatte auch meinerseits zahlreichen Aussprachen mit massgebend[en] führenden Persönlichkeiten: Sie waren meist recht freundschaftlich, auch mit Eden und Vansittart, zu denen die Botschaft rein persönlich ein angenehmes Verhältnis hergestellt hat. Sachlich hat sich an der bekannten Einstellung dieser Herren deutschen Belangen gegenüber nach meinen neuesten Informationen nur wenig geändert. Nevile Henderson soll nach einer streng vertraulichen Information von seinen ersten Besprechungen im Foreign Office über seine zukünftige Tätigkeit in Deutschland wenig erbaut gewesen sein.

[...] Aus der Besprechung mit Eden ist zu vermerken, dass sie, was das Vorwärtstreiben der Westpaktfrage als auch die belgische Frage anbetrifft, nicht allzu ergiebig war.

[...] England will sich bezüglich des Ostens nicht binden. Tatsächlich ist es aber durch seine Garantie für Frankreich und durch die französische Garantie für Russland doch stark in das französische Bündnissystem verwickelt, d.h. also

139 «Krönungsbericht und derzeitige Lage» vom 21. Mai 1937; abgefasst anlässlich der Krönung Georgs VI. Abgedruckt in: ADAP, Serie C, Band VI, 2, Dok. Nr. 380.

doch indirekt mit dem Osten verbunden. Unterstrichen wird dies noch durch seine dauernde moralische Unterstützung des französisch-russischen Paktes, d.h. also durch die Unterstützung des französischen Hegemoniewillens in Europa, der sich durch Frankreichs Bündnis mit Russland ausdrückt. Wie die Dinge heute liegen, besteht die Gefahr, dass im Falle eines russisch-deutschen Konfliktes England irgendwie durch Frankreich in den Krieg gegen Deutschland hineingezogen wird (Methoden hierfür gibt es ja genug: Havas Falschmeldungen, falsche Angreiferbehauptungen, Sabotageaktionen usw. usw.). Der einzig klare Weg, dies zu verhindern, wäre eine eindeutige englische Neutralitätssicherung für den Fall eines deutsch-russischen Krieges. Damit wären wir aller Voraussicht nach im Westen überhaupt gesichert, denn ohne englische Waffenhilfe würde Frankreich wohl kaum die deutschen Westbefestigungen angreifen. Der Schlüssel der Situation liegt also ausschliesslich bei England, und vor die Alternative gestellt, einerseits: Freundschaft Deutschlands unter voller Wahrung englischer Interessen (Flottenabkommen, Bereitschaft zur Sicherung der Integrität der zwischen Deutschland und England liegenden Länder inklusive Frankreich) und andererseits: nochmaliger Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden grossen germanischen Nationen für eigentlich fremde Interessen, ein Kampf, der für England unter Umständen in einer sehr viel ungünstigeren Konstellation als 1914 aufgenommen werden müsste und der jedenfalls die Existenz des britischen Imperiums aufs Spiel setzt, sollten die englischen Staatsmänner doch noch die richtige Wahl treffen. [...]

[...] Inzwischen wird man gut tun, sich trotz der freundschaftlichen Krönungsatmosphäre eine gehörige Portion Skepsis [Vater sprach von «dauernden Presseangriffen» auf Deutschland] zu bewahren und nichts zu unterlassen, um auf der eingeschlagenen Linie unsere anderen Freundschaften zu stärken, ohne uns den englischen Weg endgültig zu verbauen. Ich persönlich glaube erst dann an einen Wandel, wenn die englische Unterschrift unter einem für uns annehmbaren Vertragsinstrument, sei es in Fragen: Belgien, Westpakt, Kolonien oder auch einer grossen allgemeinen direkten deutsch-englischen Vereinbarung, vorhanden ist. Die Botschaft wird mit allen Mitteln weiter in der Richtung einer deutsch-englischen Freundschaft arbeiten, wobei selbstverständlich unsere Freundschaften zu Italien und Japan in jeder Weise Berücksichtigung finden. Als aussichtslos darf diese Arbeit sicher nicht bezeichnet werden, denn die englische öffentliche Meinung ist Deutschland meist gutgesinnt, und es handelt sich also darum, die führende Schicht (die «ruling elite») zu gewinnen.

In diesem Sinne hatte Vater zu der Zeit, als der «Krönungsbericht» entstand, Winston Churchill zu einem Lunch in die Botschaft eingeladen. In dem Gespräch unter vier Augen hatte Churchill brutal, aber offen formuliert: «Ein zu starkes Deutschland wird wieder vernichtet werden!» Er hatte Churchill darauf geantwortet, dieses Mal stehe Deutschland aber nicht allein, sondern habe Bundesgenossen, worauf Churchill ungerührt replizierte: «We are pretty good at getting them around at the end!» In seinen Memoiren gibt er die si-

cher amüsantere, aber eben nicht wahre Antwort wieder: «Im Ersten Weltkrieg hatten wir [die Engländer] die Italiener als Bundesgenossen, daher ist es nur gerecht, dass dieses Mal Sie [die Deutschen] sie als Verbündete haben!» Wie es so geht, wenn Sieger über Besiegte zu Gericht sitzen, zeigte sich auch an diesem Beispiel. Das Nürnberger Tribunal erklärte es für irrelevant, was Churchill bei diesem Gespräch gesagt habe oder nicht.¹⁴⁰

In seinen politischen Passagen analysiert der Bericht nüchtern den Stand der deutsch-englischen Beziehungen zum Zeitpunkt der Krönungsfeierlichkeiten. Der Bericht spiegelt die weltpolitische Zwangslage der deutschen Zentrallage im Klartext wieder; die notwendige deutsche Stärke zur Neutralisierung Sowjetrusslands wird von den beiden westeuropäischen Mächten als Bedrohung empfunden, nicht aber das riesige Potential der Bolschewisten.¹⁴¹ Vater legt den Finger auf das Kernproblem der europäischen Politik, nämlich die Sorge seiner Nachbarn vor einer möglichen deutschen Stärke, die in ihren Augen zu einer Hegemonie führen könnte. Er stellt fest, dass sich Eden, der britische Aussenminister, «nicht allzu ergiebig» zur Frage des «Westpaktes» geäußert habe. Eindeutig liest man aus dem Bericht, falls es zu einer Auseinandersetzung mit Sowjetrussland kommen sollte, besteht der deutsche Wunsch nach sicherer «Rückendeckung» im Westen im Sinn der als erwünscht bezeichneten Neutralitätserklärung Grossbritanniens. Gleichzeitig sieht er die Gefahr eines Zweifrontenkrieges, falls Grossbritannien infolge der Automatik des französisch-russischen Paktes durch Frankreich in die Auseinandersetzung hineingezogen werden würde. Eine mögliche Auseinandersetzung mit der Sowjetunion zu vermeiden, lag nicht ausschliesslich in deutscher Hand, wenn die sowjetische Seite einen Konflikt herbeiführen wollte, der Frankreich und möglicherweise auch England an ihrer Seite finden würde.

Wenn Vater in dem Bericht schreibt, dass Deutschland «das grösste Interesse an der Erhaltung des Britischen Imperiums, dessen Erbe es doch nie werden könnte, geradezu haben müsste», dann entspricht das voll der Konzeption Hitlers. Es handelt sich wohlgerne um einen höchstvertraulichen Bericht an das Staatsoberhaupt, spiegelt also die internsten und vertraulichsten und damit echten Überlegungen der deutschen Führung wieder. Man darf sich fragen, ob England in dieser weltpolitischen Phase die Chance verpasst hat, durch ein Bündnis mit dem Reich den Bestand des «Empires» zu sichern.

140 IMT, Bd. VIII, S. 229.

141 So etwa Friedman, George: Russian Economic Failure invites a New Stalinism, in: International Herald Tribune, 11. September 1998.

Um aus der beschriebenen Zwangslage herauszukommen, blieb der deutschen Politik nichts anderes übrig, als sich, ohne die Chance eines Ausgleichs mit Grossbritannien aufzugeben, Freunde zu suchen, wo sie zu finden waren. Der wichtigste Beweggrund für den Abschluss des «Antikomintern-Paktes» mit Japan war die Bedrohung, die von der Sowjetunion ausging. Sie bestand genauso für Japan wie auch für Europa. Ein weiterer Gesichtspunkt aber war der Aspekt der Durchbrechung der Isolierung überhaupt.

In der Sowjetunion sah Hitler einen grundsätzlichen Gegner, einen Gegner sowohl Deutschlands als auch der europäischen Kultur. Ein siegreicher Angriff der UdSSR würde in seinen Augen die grösste Menschheitskatastrophe seit dem Untergang des Römischen Reichs bedeuten, schrieb er in der bereits erwähnten Denkschrift zum Vierjahresplan im Sommer 1936. Auf dieser Tatsache beruhte in seinen Augen die Glaubwürdigkeit der Argumentation gegenüber England. In dem «neuen» europäischen Gleichgewicht sollten sich nach deutscher Ansicht Deutschland mit Frankreich und Grossbritannien auf der einen Seite und die Sowjetunion auf der anderen Seite die Waage halten. Um nicht Gefahr zu laufen, mit dieser Konzeption völlig vom guten Willen Grossbritanniens abhängig zu werden, musste Deutschland «optieren», wie Vater immer wieder gefordert hatte. Dafür kamen nach Lage der Dinge vorwiegend Italien und Japan in Frage, solange England sich nicht «erklärte» und in manchen Kreisen nur vom «bolshevik bogey» gesprochen werde, den Hitler angeblich nur vorschöbe, um englisches Wohlwollen zu erpressen. Vater traf auf diese Einstellung, als er dem britischen Aussenminister Eden den eben unterzeichneten Antikominternpakt erläuterte:

Ich wies darauf hin, dass sich der Pakt ausser gegen den Weltkommunismus gegen niemand richte, und dass der Beitritt England auch offenstehe. Ich stiess bei Eden auf völlige Verständnislosigkeit [...]. Man wollte in England die kommunistische Gefahr nicht sehen.¹⁴²

Natürlich barg der Antikominternpakt auch ein politisches Moment, und dieses war schon deshalb ein antirussisches, weil Moskau der Träger des Kominterngedankens war. Adolf Hitler und Vater hofften, mit dem Antikominternpakt ein gewisses Gegengewicht gegen Russland zu schaffen, denn die Sowjetunion stand damals auch politisch (nicht nur ideologisch) im Gegensatz zu Deutschland.

Vater:

Auch im Hinblick auf England gab es für uns keinen anderen Weg, als die Antikominternpolitik weiter zu verfolgen. Nur als möglichst starker Partner konnten

142 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 112.

wir denjenigen Kreisen in England, die die Zukunft ihres Landes in einem Zusammengehen mit Deutschland am besten gesichert ansahen, zu entscheidendem Einfluss verhelfen. Eine möglichst lose Form des Antikominternpaktes wurde gewählt, [...] um für eine eventuelle Allianz mit England diplomatisch auch weiterhin freie Hand zu behalten.

Das Ziel der deutschen Aussenpolitik war es, England zu überzeugen, dass bei der Wahl zwischen einer möglichen Bündniskonstellation [Deutschlands] gegen England und einem deutsch-englischen Bündnis letzteres der [für England] vorzuziehende Kurs wäre.¹⁴³

Es sei an dieser Stelle rückblickend die Frage erlaubt: Wäre nicht tatsächlich «letzteres der vorzuziehende Kurs» im Sinne der Erhaltung des britischen Weltreiches gewesen? Ich darf dies als «Zeitzeuge» feststellen, denn ich habe in meiner Londoner Zeit verschiedentlich aus Vaters Munde vernommen, dass auch die Antikomintern-Politik zu diesem Zeitpunkt immer noch als letztes Ziel hatte, das grosse Arrangement mit England zu erreichen. Die vergeblichen Bemühungen dazu in den Jahren 1933 bis 1936 hatten nunmehr dazu geführt, dass man deutscherseits etwas andere Akzente setzte, auf welchem Weg ein Bündnis mit England zu erreichen wäre, aber das Ziel war das gleiche geblieben. Der Pakt enthielt daher auch keinerlei Beistandsverpflichtungen, lediglich Konsultationsklauseln. Es blieb der deutschen Politik wenig anderes übrig, als die deutsche Position durch Bündnisse zu stärken und selbstbewusst zu demonstrieren, dass man als wertvoller Partner die englische Freundschaft suche, ohne englische Interessen zu beschneiden. Mit dieser Maxime hatte Vater seinen Posten in London angetreten.

Wenn er im Rückblick schreibt, «man wollte damals die kommunistische Gefahr in England nicht sehen», dann bezieht sich diese Feststellung auf die Sowjetunion und die potentielle Bedrohung Europas, die von ihr ausging. Innenpolitisch spielte die Kommunistische Partei in Grossbritannien tatsächlich keine Rolle.

Es ist festzustellen, dass man Hitler bis zu diesem Zeitpunkt keine aussenpolitische Aktion vorwerfen konnte, die den üblichen Rahmen gesprengt hätte. Die Beseitigung der diskriminierenden Bestimmungen des Versailler Vertrages war juristisch begründet gewesen und darüber hinaus eine politisch-militärische Notwendigkeit, die man beispielsweise auch in England gesehen hatte. Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit durch die französische Regierung – anstatt abzurüsten, wie es der Versailler Vertrag vorsah – und vor allen Dingen das Militärbündnis Frankreichs mit der Sowjetunion waren auf der «Gegenseite» ebenfalls Schritte über das Versailler Vertragssystem hinaus. In Hitlers Augen erhöhte sich dadurch die russische Bedro-

143 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 113.

hung erheblich, ganz besonders durch die Einbeziehung der Tschechoslowakei in die Verträge.

Mit Abschluss des französisch-russischen Militärbündnisses in den Jahren 1934/35, das von Grossbritannien, wie Vater schreibt, «dauernd moralisch unterstützt wurde», war die Einkreisung des Reiches praktisch vollzogen, falls England sich nach erfolgter Aufrüstung endgültig dieser Konstellation gegen Deutschland anschliessen würde. Bis zu diesem Zeitpunkt, den zu bestimmen England freie Hand hatte, würde man gegebenenfalls das Reich «im unklaren» lassen. Dies war ein schlimmes, aber denkbares Szenario, wenn es nicht zur gemeinsamen Formierung einer europäischen Politik kam und stattdessen gegeneinander gerichtete Blöcke unter Einbeziehung der UdSSR entstanden. Hier der deutschen Politik Klarheit zu verschaffen, sah Vater als seine zweite wichtige Aufgabe in London an.

Ein weiteres, äusserst wichtiges Faktum der damaligen Weltpolitik muss hier noch Erwähnung finden, nämlich die Deutschland gegenüber feindliche Einstellung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin Delano Roosevelt. Eines Morgens kamen mir meine Freunde in der Westminster-School mit ernsten Gesichtern entgegen und sprachen mir in sehr netter Weise ihr Mitgefühl für das grosse Unglück aus, das mein Land getroffen habe. Es stellte sich schnell heraus, dass meine Mitschüler die Katastrophe bedauerten, die das Luftschiff «Hindenburg» in Lakehurst, dem Luftschifflandeplatz New Yorks, am 6. Mai 1937 vernichtet hatte. Dieses Unglück hatte viele Menschenleben gekostet. Eine der Ursachen für diese Katastrophe lag in der Weigerung der amerikanischen Regierung, Deutschland das brandsichere Heliumgas zu verkaufen, das damals nur aus den USA zu erhalten war. Da die Luftschiffe längst keine militärische Bedeutung mehr hatten, stellte dieses Verhalten der US-Regierung bereits im Jahre 1936 einen ausgesprochen unfreundlichen Akt gegenüber Deutschland dar.

Ein weiteres persönliches Erlebnis, das einen direkten Bezug zur Einstellung des amerikanischen Präsidenten gegenüber Deutschland hatte und zeitlich ebenfalls in das Jahr 1937 fiel, sei an dieser Stelle wiedergegeben. Vor einigen Jahren waren meine Frau und ich bei Freunden in den USA im Staate New York zu einer grösseren Gesellschaft eingeladen. Meine Frau erhielt einen Sohn des Präsidenten, Elliott Roosevelt, als Tischherren. Nach dem Essen ergab es sich, dass ich mich zu meiner Frau und Roosevelt setzte. Zu meiner Überraschung sprach er in nettester Weise von meinen Eltern; Vater habe besser Englisch als ein Engländer gesprochen. Beide seien reizend zu ihm gewesen. Auf meine Frage, woher er die Eltern denn gekannt habe, erzählte er, seine Hochzeitsreise im Jahre 1937 habe ihn und seine Frau nach Europa geführt. Bei dieser Gelegenheit habe er in Bayern die Eltern kennengelernt,

die ihn in ein wunderschönes Hotel in der Umgebung von München zum Essen eingeladen hätten.¹⁴⁴

Am nächsten Tag habe Vater ihn angerufen und gefragt, ob er daran interessiert wäre, Hitler kennenzulernen. Hitler würde ihn gerne auf dem Obersalzberg empfangen. Diese Einladung wollte er damals allerdings nicht ohne Zustimmung seines Vaters, des Präsidenten, annehmen; er habe ihn daraufhin angerufen. Sein Vater habe ihm erklärt, es wäre sicher eine interessante Erfahrung für sein Leben, Hitler kennengelernt zu haben; es passe ihm aber überhaupt nicht in seine Politik, und er solle sich schnellstens nach England absetzen. Diesem Wunsch seines Vaters sei er unverzüglich nachgekommen.

Wohlgemerkt, wir sprechen vom Sommer 1937. Deutscherseits bemühte man sich noch intensiv um einen langfristigen Ausgleich mit Grossbritannien, Hitler hatte in aller Form auf Elsass-Lothringen verzichtet und die Suprematie Grossbritanniens zur See im Flottenabkommen anerkannt. Im November 1937 wird Roosevelt seine berühmte «Quarantäne-Rede» halten, mit der er nicht nur Japan und Italien angriff, sondern auch Deutschland. Mit der «Quarantäne-Rede» hatte Roosevelt, der Präsident des mächtigsten Staates der Erde, deutlich gemacht, dass er gewillt war, eine gegen Deutschland gerichtete Politik zu betreiben. Roosevelt hatte das Reich – ohne Anlass – in eine Reihe mit den beiden Mächten gestellt, die den territorialen Status quo in der Welt tatsächlich bereits verändert hatten, Italien und Japan. Ich werde auf die Rolle des Präsidenten Roosevelt noch eingehend zurückkommen.

Damit standen erklärermassen die beiden mächtigsten Staaten der Erde, sprich die USA und die Sowjetunion, dazu Frankreich mit seinen Bündnissen der «Kleinen Entente», gegen Deutschland. Das Reich unterhielt lediglich lose freundschaftliche Beziehungen zu Italien und Japan. Immerhin war es nicht mehr völlig isoliert. Hitler in dieser Lage «Stufenpläne» zur Erringung einer Art «Weltherrschaft» zu unterstellen, wie es deutsche Historiker nicht müde werden zu behaupten, heisst, die Geschichte propagandistisch zu interpretieren und hat keinen Bezug zur Realität.¹⁴⁵ Das Gegenteil entspricht der Wirklichkeit! Die Politik Hitlers wurde bestimmt durch die ausgesprochen schwache und gefährdete Position des Reiches in seiner zentraleuropäischen Lage. Hier liegt der Schlüssel zu Hitlers Politik ab 1938.

144 Es handelte sich um das Hotel «Kaiserin Elisabeth» in Feldafing, das vor dem Kriege als Spitzenhotel galt.

145 Der Historiker Andreas Hillgruber vertrat zum Beispiel die These vom sogenannten «Stufenplan» Hitlers zur Erreichung der Weltherrschaft (Hitlers Strategie, Politik und Kriegsführung 1940-1941, 1965 [Habilitationsschrift]).

Zur Zeit der Königskrönung hatte sich die britische Politik noch nicht «erklärt». Ohne Zweifel mag ein Teil der «ruling elite» in einer erneuten militärischen Auseinandersetzung mit dem Reich eine lebensbedrohende Gefährdung des Empires gesehen haben. Der andere Teil aber sah in einer Neuaufgabe des Ersten Weltkrieges, das heisst in der erneuten Niederwerfung des Reiches, geradezu eine Art Zukunftssicherung des Empires. Zu diesem Zeitpunkt beliess England die deutsche Führung im unklaren über seine Absichten. Deutscherseits konnte aber jedenfalls nicht mit Sicherheit von der Neutralität Grossbritanniens ausgegangen werden, falls es in Osteuropa zu Verwicklungen kommen würde. Wenn aber eine Abwehrbereitschaft Deutschlands gegen Sowjetrussland erfolgversprechend sein sollte, waren die politischen Verhältnisse in Osteuropa unter diesem Gesichtspunkt neu zu ordnen. Das Reich musste in diesem Fall als stärkste oder, richtiger ausgedrückt, als einzige Macht, die den Russen widerstehen konnte, die Führung einer antisowjetischen Konstellation beanspruchen.

Ein besonderes Gefahrenmoment stellte die Tschechoslowakei dar, die bereits damals als «Flugzeugmutterschiff» für gegen das Reich einzusetzende Luftstreitkräfte, vor allen Dingen aus der Sowjetunion, galt.¹⁴⁶ Die tschechische Regierung unter Benesch wird im Mai 1938 versuchen, Frankreich in eine militärische Auseinandersetzung mit dem Reich zu verwickeln, in der Hoffnung, Grossbritannien und die Sowjetunion an ihrer Seite involvieren zu können. Ihre Politik gegenüber der sudetendeutschen Volksgruppe im tschechoslowakischen Staatsgebiet warf erhebliche Probleme auf, die das Reich auf die Dauer nicht unbeachtet lassen konnte. Statt einer «zweiten Schweiz», wie es die tschechische Führung den Alliierten 1918 zugesagt hatte, war ein Zentralstaat entstanden, der von Prag aus regiert wurde. Weder die zweitgenannten im Staatsnamen, die Slowaken, noch das zweitgrösste Staatsvolk, die Deutschen, verfügten über den Einfluss, der ihnen eigentlich zugestanden hätte.

Da ein europäisches Arrangement mit Grossbritannien nicht zu erreichen war, stellte sich die Frage, welche Politik die britische Regierung dem Reich gegenüber verfolgen würde, wenn es eine gewisse Reorganisation der politischen Verhältnisse Osteuropas vornehmen würde. Wie ein roter Faden ist diese Fragestellung in Vaters Berichten erkennbar. Die Organisation Osteuropas im Sinne der deutschen Politik zur Neutralisierung der sowjetischen Machtentfaltung war notwendig. Man wird nicht umhinkönnen, feststellen zu müssen, dass Hitlers Sorge vor dem russischen Koloss, wie sich später herausstellte, weder «leerer Schrecken» noch «falscher Wahn» war.¹⁴⁷

146 Die Bezeichnung stammt von dem französischen Luftfahrtminister Pierre Cot.

147 Zitat aus Schillers «Wallenstein».

Warnung vor England – das Fazit einer Mission

Vater beantwortete die – hier ist das Wort angemessen – schicksalhafte Frage nach der zukünftigen englischen Politik in seinem Botschaftsbericht unter dem Datum vom 28. Dezember 1937, dem er fünf Tage später seine «Schlussfolgerungen» zum «Hauptbericht» folgen liess.¹⁴⁸ Darin kommt er zu dem klaren Ergebnis: Das Reich muss bei der Neuordnung Osteuropas mit der Gegnerschaft Grossbritanniens rechnen. Diese Gegnerschaft schliesst die Möglichkeit eines Krieges nicht aus. Grossbritannien wird gegebenenfalls einen erneuten Krieg mit dem Reich nicht scheuen. Es ist davon auszugehen, dass die englische Führungsschicht, «the leading elite», keinesfalls dekadent und schwach ist, sondern hart und kämpferisch; Vater setzte sogar handschriftlich das Wort «heroisch» ein, um in der Diktion Hitlers zu bleiben. Man sollte diesen Bericht mit grosser Aufmerksamkeit lesen, analysiert er doch die englische Politik gegenüber Deutschland mit grosser Klarheit zu einer Zeit, als Hitler nur die Verteidigungsfähigkeit des Reiches wiederhergestellt hatte, kombiniert mit wiederholten Angeboten einer allgemeinen Rüstungsbegrenzung bzw. eines Freundschaftspakts mit England, aber aussenpolitisch keine aggressiven Schritte unternommen hatte.

Die Problematik für Grossbritannien bestand in der Wahl zwischen einem erneuten Waffengang gegen das allmählich erstarkende Reich oder der Akzeptanz Deutschlands als stärkster Macht auf dem Kontinent, mit den vermeintlichen Risiken für die Britischen Inseln. Dies ist keine Wahl, die in dieser Form von der deutschen Politik erzwungen wurde. Sie war eine Folge der inneren Dispositionen in der englischen Elite. Vater legte diesen englischen Standpunkt, der von den britischen Gegnern einer Verständigung mit Deutschland, vor allen Dingen im Foreign Office, eingenommen wurde, in seinen Berichten offen dar. Die bolschewistische Machtentfaltung als Gegengewicht zum Deutschen Reich bewertete man in England nicht angemessen. Die englische Politik war auf den engen Begriff der «Balance of Power» der

148 Hauptbericht (A 5522); erwähnt in ADAP, Serie D, Bd. I, Dok. Nr. 93, als entweder «nicht gedruckt» oder als «nicht gefunden». Zur Auffindung siehe Thompson, Laurence: *The Greatest Treason – The untold Story of Munich*, New York, New York 1968 aus Ribbentrop, A. v.: a.a.O., S. 59f.

vergangenen Jahrhunderte fixiert und weigerte sich zu realisieren, dass die globalen Machtgewichte im Begriffe standen, sich auf andere Kontinente zu verschieben.

Der Bericht, den Vater nach eineinhalb jähriger Tätigkeit als deutscher Botschafter in London an Hitler richtete, lautete daher im Kern, also auf die von ihm beobachteten Gedankengänge der englischen Führung bezogen:¹⁴⁹

Die Hauptfrage für England, das selbstverständlich in der Erhaltung des Friedens die beste Gewähr für die Erhaltung des Imperiums sieht, bleibt aber nach wie vor, ob es möglich sein wird, mit Deutschland doch noch zu einem Arrangement zu kommen, das den Weltfrieden sicherstellt und das europäische Gleichgewicht erhält. Es ist denkbar, dass es Männer in der englischen Regierung gibt (dass Chamberlain und Halifax hierzu gehören, muss ich nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen bezweifeln), die heute noch an die Möglichkeit eines freundschaftlichen Arrangements mit Deutschland glauben, und zwar auf folgender Basis:

Rückgabe einiger deutscher Kolonien und Offenlassung einer Lösung der österreichischen Frage, die einen friedlichen Anschluss vorbereiten könnte, sowie Besserung der Lage der Sudetendeutschen, eventuell bis zur Kulturautonomie, dafür im Übrigen Wiederholung der Verpflichtung Deutschlands, zum Nichtangriff der Nachbarstaaten und Verpflichtung, alle Probleme mit diesen nur auf dem Wege friedlicher Verhandlung zu lösen, im Übrigen aber klare Abmachung über zumindest eine qualitative Luftrüstungsbegrenzung nach dem Muster des deutsch-englischen Flottenvertrages, z.B. durch Bombenabwurfverbote, Einschränkung der Bombenflugzeuge, und eventuell in quantitativer Hinsicht durch Offenlegung und eventuell Beschränkung des Budgets.

Dies wäre m. E. ungefähr das Höchstmass dessen, was sich diese Männer, die grundsätzlich an eine Einigung mit Deutschland glauben (d.h. also die, die nicht in dem Bestand eines Deutschlands der sogenannten expansiven nationalsozialistischen Weltanschauung an sich ein unüberwindliches Hindernis für eine deutsch-englische Verständigung überhaupt sehen), unter einem Arrangement mit Deutschland vorstellen. [...]

Das charakteristische Kennzeichen der englischen Führerschicht ist heute nach wie vor materieller Egoismus, Machtbewusstsein und als Wichtigstes Herrscherwille und im Grunde die heroische¹⁵⁰ Lebensauffassung, wie wir sie auch haben, die gleiche Lebensauffassung immer noch, die letzten Endes das Britische

149 Bundesarchiv PA/AA, R 28 895a (BRAM); abgedruckt in: Ribbentrop, A. v.: a.a.O., S. 61-74; zitiert nach dem Originaldurchschlag im Foreign Office. «Das Dokument galt während des Nürnberger Prozesses und lange später als verschollen (s. Angaben unter ADAP, Serie D, Bd. I, Dok. Nr. 93) und wurde angeblich [...] erst in den Akten des britischen Foreign Office aufgefunden. Es wird demzufolge nicht in der Urkundensammlung der ADAP zitiert. Erst seit 1994 befindet sich das Dokument wieder im Besitz des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes.»

150 «Heroisch» ist nachträglich eingefügt worden.

Imperium geschaffen und jahrhundertlang erhalten hat. Schlagworte wie «Krämernation» (nation of shopkeepers) waren für das Charakterbild der englischen Führungsschicht meines Erachtens grundsätzlich niemals zutreffend. Die englische Führungsschicht wird heute ebenso wie früher sowohl für die bedeutenden materiellen Interessen als auch für seine Machtstellung in der Welt, solange eine Chance des Gewinnens vorhanden ist, sich letzten Endes bis zum äussersten, d.h. also bis zum Kriege einsetzen.¹⁵¹ Niemals wird England einen solchen Einsatz leichtfertig wagen. Immer wird es sorgfältig die Machtverhältnisse abwägen und Entscheidungen notfalls hinauszögern. Sind die besseren Chancen einmal auf Englands Seite, wird es kämpfen. [...]

Zusammenfassend ist über die weitere Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen zu sagen, dass wir uns keinen grossen Illusionen hingeben dürfen, denn wie aus dem Bericht hervorgeht, stehen einer dauerhaften Verständigung der beiden Länder nach Lage der Dinge auch weiterhin bedeutsame Schwierigkeiten grundsätzlicher Art entgegen. Die besondere Freundlichkeit und Wärme, mit der meine Mitarbeiter und ich in letzter Zeit immer von den Engländern behandelt werden, darf m. E. nicht darüber hinwegtäuschen, dass Anzeichen zu einer wirklich bedeutsamen Wendung der englischen Politik zu einer Verständigung in unserem Sinne zur Zeit nicht festgestellt werden können. Wenn England auch in Zukunft versucht, Deutschland zu blockieren, kann kein Zweifel bestehen, dass die beiden Länder endgültig auseinandertreiben werden. – Trotzdem scheint es mir richtig, dass unsere zukünftige Politik mit England weiter auf Ausgleich gerichtet bleibt. Die Botschaft wird daher auch konstant in Richtung einer deutsch-englischen Verständigung arbeiten. Diese Verständigungsarbeit darf aber nicht dazu führen, dass unsere Freundschaften hierunter leiden können. In diesem Sinne hat die Botschaft mit dortigem Einverständnis auch immer in diesem Jahre die Achse Berlin-Rom, ebenso unsere Antikomintern-Beziehung zu Japan als konstante Faktoren unserer Aussenpolitik in der englischen Arbeit behandelt.

Diese Mahnung war deutlich. Die englische Elite wird hier als zäh, machtbewusst, kühl kalkulierend und kampfbereit beschrieben. Gerade das im Ersten Weltkrieg in Deutschland so gängige Cliché von der englischen «Händlernation», die gegen den «Heroismus» der Deutschen angetre, lehnte Vater ab. Manche deutschen Beobachter hatten damals eine Parallele zu den Kriegen zwischen Rom und Karthago gezogen, wobei die Rolle Roms dem Deutschen Reich zugedacht war. Angesichts seiner eigenen Beobachtungen empfahl der deutsche Botschafter jetzt äusserste Vorsicht, und zwar mit geradezu prophetischen Worten:

[...] Es wird der englischen Regierung nicht unmöglich sein, sowohl dem englischen Volk als auch den Dominien gegenüber eine kriegerische Entwicklung so darzustellen, als ob britische Lebensinteressen bedroht seien. Natürlich ist für eine solche Propaganda eine gewisse Zeit nötig, ehe sie wirksam wird. Eine be-

151 Hervorheb. d. Verfassers

sondere Rolle spielt hierbei jetzt noch das Schreckgespenst von einem möglichen Luftbombardement der britischen Inseln.

Fünf Tage nach der Niederschrift dieses Berichtes «Deutsche Botschaft London A 5522» verfasste Ribbentrop unter dem Datum 2. Januar 1938 die dazugehörigen «Schlussfolgerungen» und sandte die gesamte Denkschrift am selben Tag von seinem Landsitz in Sonnenburg bei Bad Freienwalde an Hitler nach Berlin. Im Gegensatz zu den zuvor zitierten unveröffentlichten Botschafterberichten Ribbentrops und des bis 1968 versteckt gehaltenen Hauptberichtes wurden die «Schlussfolgerungen», auf die wir gleich zu sprechen kommen werden, von dem Nürnberger Tribunal als «Beweismittel» gegen Ribbentrop herangezogen. Aber nur der Punkt 5 der Seite 9 aus dem zehnteiligen Bericht ist Ribbentrop sozusagen als Überraschungsdokument vorgelesen worden. Das vollständige Dokument, die «Schlussfolgerungen» zu «A 5522», ist 1949 in der Dokumentation des Internationalen Gerichtshofes und 1950 in den Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik I publiziert worden.

In diesen «Schlussfolgerungen» vom 2. Januar 1938, die nur für Hitler bestimmt waren – und nicht, wie der eben erwähnte Bericht «A 5522» und die sonstigen Botschafterberichte aus London, gleichzeitig Aussenminister von Neurath zugesandt wurden –, unterstreicht Ribbentrop noch nachdrücklicher den englischen Einkreisungswillen gegenüber Deutschland. Hier erläutert er eingehend die Gründe, die Chamberlain geleitet hatten, seinen Aussenminister Halifax im November 1937 nach Deutschland zu schicken. Im Gegensatz zu dem Bericht «A 5522» liegen die «Schlussfolgerungen» nicht im Original oder Originaldurchschrift vor, sondern nur in einer Abschrift im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin. Sie gehen davon aus, dass ein Ausgleich mit England weiterhin versucht werden soll.¹⁵²

[...] Was England anbetrifft, so sollte unsere Politik m. E. weiter auf Ausgleich unter voller Wahrung der Interessen unserer Freunde gerichtet sein. England muss auch weiterhin durch uns in der Auffassung bestärkt werden, dass ein Ausgleich und eine Verständigung zwischen Deutschland und England letzten Endes doch möglich ist. Diese Aussicht könnte z.B. auch im Falle eines lokalen Konfliktes Deutschlands in Mitteleuropa, der England nicht vital berührt, auf etwaige Einmischungsabsichten der englischen Regierung bremsend wirken. [...] Die Frage, ob ein deutsch-englischer Ausgleich dann überhaupt noch gefunden werden kann, ist meiner Auffassung nach wie folgt zu beantworten:

152 IMT, Bd. XXXIX, Dok. Nr. 075-TC, S. 91-98 (S. 94-98), und ADAP, Serie D, Bd. I, Dok.Nr. 93.

Steht England mit seinen Bündnissen Deutschland und seinen Freunden gegenüber stärker da, wird es m. E. früher oder später immer schlagen.¹⁵³ [sic] Gelingt es dagegen Deutschland, seine Bündnispolitik so zu gestalten, dass eine deutsche Konstellation einer englischen stärker oder vielleicht ebenbürtig gegenübersteht, wäre es möglich, dass England lieber doch noch einen Ausgleich versucht. [...]

Ein klares englisches Zugeständnis in der österreichisch-tschechischen Frage in unserem Sinne könnte luftreinigend für Europa wirken. Nach meinen bisherigen Erfahrungen halte ich aber eine solche Wendung für unwahrscheinlich und glaube, dass England höchstens eines Tages durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, eine solche Lösung dulden würde. Bestärkt werde ich in der Auffassung, dass auf dem Wege offizieller Verhandlungen mit England dieses Problem nicht gelöst werden kann, durch die Tatsache, dass Chamberlain sowohl innen- wie aussenpolitisch (mit Frankreich) in einem System steckt, das grosse Entschlüsse unendlich schwierig macht.

Sind die Fronten einmal erstarrt, könnten nur ganz besondere anormale Machtverschiebungen oder Ereignisse in Europa oder der Welt (Bolschewisierung Frankreichs, Zusammenbruch Russlands, ernste Veränderungen bei unseren Freunden) die politische Entwicklung in eine andere Richtung drängen. Auf solchen Möglichkeiten kann man aber eine Politik nicht aufbauen. Daher ist es meiner Ansicht nach richtig, in der eingeschlagenen Linie unserer Aussenpolitik fortzufahren.

Abschliessend möchte ich meine Auffassung in folgenden Stichworten zusammenfassen:

1. England ist mit seinen Rüstungen im Rückstand¹⁵⁴ – daher spielt es auf Zeitgewinn.
2. England glaubt, dass bei Wettlauf mit Deutschland die Zeit für England arbeitet – Ausnutzung seiner grösseren wirtschaftlichen Möglichkeiten für seine Aufrüstung – Zeit zur Erweiterung seiner Bündnisse (z.B. Amerika).
3. Halifax-Besuch ist daher als Erkundungs- und Verschleierungsmanöver anzusehen – auch Deutschenfreunde in England spielen vielfach nur ihnen zugeeilte Rolle.
4. England und sein Premierminister sehen m. E. nach dem Halifax-Besuch keine ihnen möglich erscheinende Basis einer Einigung mit Deutschland – sie trauen dem nationalsozialistischen Deutschland alles zu, wie ja auch wir den Engländern alles zutrauen – sie fürchten daher von einem starken Deutschland eines Tages zu ihnen nicht genehmen Lösungen gezwungen zu werden – um dem zu begegnen stellt England sich auf alle Fälle mit seinen militärischen und politischen Massnahmen auf eine Auseinandersetzung mit Deutschland ein.
5. Daher von uns zu ziehende Konsequenz:

153 Hervorhebung d. Verfassers.

154 Unterstreichungen in dieser Aufzählung wurden in der IMT-Quelle als «handschriftlich unterstrichen» angegeben.

1. *Nach aussen weiter Verständigung mit England unter Wahrung [der] Interessen unserer Freunde nach*
2. *Herstellung in aller Stille aber mit ganzer Zähigkeit einer¹⁵⁵ Bündniskonstellation gegen England – d.h. praktisch Festigung unserer Freundschaften mit Italien und Japan – ferner Hinzugewinnung aller Staaten, deren Interessen direkt oder indirekt mit unseren konform gehen – enge und vertrauliche Zusammenarbeit der Diplomaten der drei Grossmächte zu diesem Zweck.*
Nur auf diese Weise können wir England begegnen, sei es eines Tages noch zum Ausgleich oder zum Konflikt. England wird ein harter und scharfer Gegner in diesem diplomatischen Spiel sein.
6. Die besondere Frage, ob im Falle eines Konfliktes Deutschlands in Mitteleuropa Frankreich und damit England eingreifen würden, hängt von den Umständen und dem Zeitpunkt ab, an dem ein solcher Konflikt ausbricht und beendet ist, und von militärischen Erwägungen, die hier nicht zu übersehen sind. Ich möchte dem Führer hierüber einige Gesichtspunkte mündlich vortragen.

Dies ist nach eingehender Prüfung aller Umstände meine Auffassung von der Lage. Ich habe seit Jahren für eine Freundschaft mit England gearbeitet und wäre über nichts froher, als wenn sie herzustellen wäre. Als ich den Führer bat, mich nach London zu schicken¹⁵⁶, war ich skeptisch, ob es gehen würde, aber im Hinblick auf Eduard VIII. schien ein letzter Versuch geboten. Heute glaube ich nicht mehr an die Verständigung. England will kein übermächtiges Deutschland in sei-

155 Aus den *kursiv* wiedergegebenen Sätzen haben Papen und Spitzky eine «Aktennotiz für den Führer» konstruiert, Papen hat sie in seinem Buch «Der Wahrheit eine Gasse» (München 1952) auf Seite 423, Spitzky in seinem Buch «So haben wir das Reich verspielt» auf Seite 222 wiedergegeben. Sie lautet an den angegebenen Stellen wie folgt: *Deutsche Botschaft London, 2. 1. 1938*

Notiz für den Führer

Nach aussen hin weiterhin Verständigung mit England. Herstellung in aller Stille, aber mit ganzer Zähigkeit einer Bündniskonstellation gegen England. Nur auf diese Weise können wir England begegnen – sei es eines Tages noch zum Ausgleich oder zum Konflikt.

Ribbentrop

Spitzky hat offensichtlich Papens Fälschung einfach übernommen, ohne sie weiter zu prüfen; ein typisches Beispiel! Obendrein hat er das Layout der Notiz anders dargestellt als Papen.

156 Vergleiche die Behauptung des Dolmetschers Schmidt über Ribbentrops angebliche Enttäuschung, nach London geschickt worden zu sein, da er habe Aussenminister werden wollen. Schmidt, Paul: *Statist auf diplomatischer Bühne*, Bonn 1949, S. 331 f. Auch Papen behauptet in seinem Buch «Der Wahrheit eine Gasse» auf Seite 423: «[...] Ribbentrop selbst sträubte sich, nach London zu gehen [...]» Aufschlussreiche Beispiele für die «Wahrheitsliebe» der Herren Papen, Schmidt (Dolmetscher) und Spitzky!

ner Nähe, das eine ständige Bedrohung seiner Inseln wäre. Dafür wird es kämpfen. [...] Jeder Tag, an dem in Zukunft – ganz gleich, welche taktischen Zwischenspiele der Verständigung mit uns versucht werden sollten – unsere politischen Erwägungen nicht grundsätzlich von dem Gedanken an England als unseren gefährlichsten Gegner bestimmt würden, wäre ein Gewinn für unsere Feinde.^{157,158} gez. R.¹⁵⁹

Es ist noch einmal darauf zu verweisen, es handelt sich bei dem Vorstehenden um einen völlig vertraulichen Bericht des deutschen Botschafters in London an das Staatsoberhaupt (es ergeht nicht einmal eine Durchschrift an den Aussenminister); mit anderen Worten um die geheimsten Gedanken zur deutschen Politik. Der Wunsch der deutschen Regierung, die Beziehungen zu Grossbritannien langfristig auf eine solide, freundschaftliche Grundlage zu stellen, die die britischen Interessen nicht schmälert, geht ganz eindeutig aus dem Dokument hervor.

Im Mittelpunkt dieser grossen England-Denkschrift stand die Feststellung, die Vater bereits im Sommer 1936 Hitler gegenüber betont hatte, nämlich dass das Konzept des machtpolitischen Gleichgewichts in Europa wie eh und je das Grundprinzip der britischen Politik geblieben war. Jede Balanceverschiebung zum Nachteil der Inselnation würde die englische Führungsschicht zum diplomatischen und schliesslich auch militärischen Eingreifen bringen. An dieser Stelle sei auf ein interessantes und, wie wir sehen werden, bedeutungsvolles Phänomen hinzuweisen. Ein unbefangener Leser wird den Bericht mit der Feststellung aus der Hand legen, Hitler ist durch seinen Londoner Botschafter unzweideutig über die englische Politik ins Bild gesetzt worden und musste wissen, welche Risiken er laufen würde. Der deutsche Botschafter in London führt in seinem Bericht unmissverständlich aus, die deutsche Politik habe bei Neuordnungsversuchen in Osteuropa davon auszugehen, dass sie auf die harte Gegnerschaft Grossbritanniens und damit auch Frankreichs stossen werde, die gegebenenfalls dem Reich mit der Waffe entgegentreten würden.

Der deutsche Botschafter in London begründet seine Überzeugung ausführlich, beginnend mit dem jahrhundertealten Gleichgewichtsprinzip, das die innereuropäischen Auseinandersetzungen für mindestens drei Jahrhunderte beherrschte und Grossbritannien die Schiedsrichterrolle in Europa si-

157 In der IMT-Quelle als «handschriftlich unterstrichen» angegeben.

158 Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes liegt ein Durchschlag der Abschrift des Dokuments. Interessant ist, dass ganz offensichtlich beim letzten Wort des Dokumentes radiert worden ist, sei es auf dem Original der Abschrift, sei es auf dem Durchschlag selbst. Der Ausdruck «Feinde» fügt sich ohne Zweifel nicht in die Diktion Vaters, und zwar sowohl von der Formulierung als auch vom Sinnzusammenhang her!

159 IMT Bd. XXXIX, Dok. Nr. 075-TC; ADAP, Serie D, Bd. I, Dok. Nr. 93.

chern sollte. Dessen Befolgung durch Grossbritannien führte schliesslich in den Ersten Weltkrieg. Er schildert die «ruling elite» als hart und machtbeusst; bereit, für ihre Position in der Welt und ihre materiellen Interessen zu kämpfen. Er benutzt bewusst die Terminologie Hitlers, um klar verstanden zu werden, als er in die Charakterisierung der englischen Führungsschicht handschriftlich das Wort «heroisch» einfügt. In der Erkenntnis, dass ein Volk sich so verhält wie seine Führung, war die Beurteilung der englischen Führungsgruppe ein oft angeschnittenes Thema zwischen den Eltern und mir. Insofern interessierten sie sich sehr für meine Erlebnisse und Erfahrungen in Westminster. Auch die Formulierungen Vaters in seinem Bericht, man müsse damit rechnen, dass England «schlagen» werde und sich die Führungsschicht «bis zum äussersten, d.h. bis zum Kriege, einsetzen wird», sind völlig unmissverständlich und eindeutig.

Es ist erstaunlich und bedarf der Untersuchung, dass bereits vor dem Kriege über meinen Vater behauptet wurde, er habe Hitler über die Politik Englands in dem Sinne falsch unterrichtet, die englische Führungsschicht sei schwach, dekadent und degeneriert und daher nicht in der Lage und auch nicht willens, für das Empire und seine Position in der Welt zu kämpfen. Es gehört mittlerweile zum selbstverständlichen Repertoire zahlreicher Memoirenschreiber und vorurteilsbeladener Historiker – vor allen Dingen in der Bundesrepublik –, diese Behauptung, die durch nichts belegbar ist, zu wiederholen und sie der Öffentlichkeit als feststehend einzuhämmern.

Vater hat dazu in Nürnberg schriftlich Stellung genommen:

Als ich einige Monate in London war, habe ich ihm [Hitler] einen eingehenden Bericht über meine Eindrücke erstattet. In dem Bericht drückte ich meine Überzeugung aus, dass England stark, die Führerschicht heroisch und dass die Grundrichtung der englischen Aussenpolitik nach wie vor die «balance of power» in Europa sei. Allen meinen weiteren Berichten, die ich für Adolf Hitler während meiner Botschafterzeit machte, lagen diese Tatsachen zugrunde. Meine von der Anklage in Nürnberg vorgelegte Denkschrift vom 2. Januar 1938 fasst, diese Berichterstattung zusammen und bestätigt sie. Es ist selbstverständlich die Pflicht eines Botschafters, auf einem so wichtigen Posten wie London, in einem vom Staatsoberhaupt angeforderten Bericht über die zukünftige Haltung Englands alle Möglichkeiten in Rechnung zu stellen; die Folgerungen daraus zu ziehen, war Sache des Führers.

Ich erwähne dies wegen der Propaganda, die während und nach dem Krieg im In- und Ausland gegen mich betrieben wurde, ich hätte den Führer über Englands Stärke und Einstellung falsch unterrichtet. Unter anderem wird mir gesagt, dass der ehemalige Reichsfinanzminister Graf Schwerin von Krosigk eine Niederschrift verfasst habe, in der zu lesen stehe, dass ich den Führer nicht wahrheitsgemäss, richtig und umfassend über England in Kenntnis setzte. Das Gegen-

teil ist der Fall, und ich wundere mich über die Äusserungen des Grafen Schwerin umso mehr, als ich gerade auch ihm erklärte, dass nach meiner Überzeugung England kämpfen werde, und dass ich in diesem Sinne auch schon aus London an den Führer berichtet habe.¹⁶⁰

Ich erinnere mich an Schwerin von Krosigk sehr gut. Ich habe ihn auf einer Jagd im Sudetenland kennengelernt. Er war der einzige Minister, der zu dieser Jagd von Vater eingeladen worden war. Das Jagdrevier war vom Auswärtigen Amt gepachtet worden, um bei Staatsbesuchen einem Gast ein jagdliches Vergnügen bieten zu können. Ich habe diese Jagd deshalb so gut in Erinnerung – sie muss im November 1939 stattgefunden haben –, weil mein Regiment bei Pilsen im Protektorat, also in erreichbarer Nähe der Jagd, einquartiert war. Irgendein guter «höherer» Geist wollte den Eltern, wohl in erster Linie Mutter, etwas Gutes tun und verfügte, mir seien zwei Tage Urlaub zu gewähren. Solche Eingriffe von «oben» in meine Landserexistenz schätzte ich nicht, weil immer die Gefahr bestand, dass irgendein Vorgesetzter – durchaus mit Recht – daran Anstoss nehmen würde, was sich dienstlich unangenehm auswirken konnte.

Vater und Schwerin von Krosigk hatten offenbar ein gutes Verhältnis zueinander, sonst wäre Schwerin von Krosigk nicht zu dieser ganz internen Jagd eingeladen worden. Im Kriege fanden keine Staatsjagden mehr statt; das Revier musste aber bejagt werden, allein schon wegen des Wildschadens, der der Landwirtschaft durch übermässigen Wildbesatz entstand. Schwerin von Krosigk, der kein schlechter Schütze war, hatte diese Einladung natürlich mit Freuden angenommen. Freunde aber erkennt man bekanntlich erst in schwierigen Situationen; und Fairness ist sicher nicht die herausragende Eigenschaft von Memoirenschreibern nach dem letzten Krieg gewesen, ganz besonders nicht von Leuten, die in das Regime involviert waren und nur einen Gedanken hatten, nämlich sich zu exkulpieren, indem sie die «Schuld» auf diejenigen schoben, die sich nicht mehr wehren konnten. Hitlers Finanzminister Schwerin von Krosigk ist nur eines von vielen Beispielen.

Vater wird übrigens in einer Rede vor den europäischen Staatsoberhäuptern, die am 26. November 1941 in Berlin versammelt waren, gelassen feststellen,

ob die [...] englischen Propagandisten danach recht haben, wenn sie sagen, ich hätte dem Führer in Unkenntnis des englischen Wesens und in Verkennung des englischen Charakters berichtet, England werde niemals kämpfen, will ich gern dem Urteil der Zukunft überlassen.¹⁶¹

¹⁶⁰ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 113 f.

¹⁶¹ Schriften des deutschen Instituts für aussenpolitische Forschung, Berlin 1942: Ribbentrop, J. v., Der Freiheitskampf Europas, S. 9 f.

Vater konnte beim Abschluss seiner Aufzeichnungen wenige Tage vor seinem Tode nicht ahnen, dass die Behauptung, er habe Hitler über die englische Bereitschaft zu kämpfen falsch unterrichtet, der englischen Propaganda von deutscher Seite geliefert wurde. Von anderen Fakten abgesehen, sei nur darauf hingewiesen, dass die Engländer von Seiten der deutschen Konspiration immer wieder aufgefordert wurden, den deutschen Vorschlägen gegenüber «hart» zu bleiben. Wenn es zum Kriege käme, wären die psychologischen Voraussetzungen für einen Putsch geschaffen, da das deutsche Volk keinen Krieg wolle. Die Gruppe der Konspirateure um den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, behauptete ihren britischen Gesprächspartnern – es handelte sich ausgerechnet um Vansittart, Churchill und ähnliche «Deutschenfreunde» – gegenüber immer wieder, Ribbentrop berichte und beeinflusse Hitler in dem Sinne, England würde nicht kämpfen, da es dekadent und schwach sei. Um das Gegenteil zu demonstrieren, müsse England hart auftreten. Die Konspiration erhoffte sich dadurch das Entstehen einer ultimativen Situation, aus der heraus ein Krieg ausbrechen würde, den sie als Voraussetzung ansahen, einen Militärputsch gegen Hitler wagen zu können. Die Verleumdungen des deutschen Aussenministers hatten also einen eindeutig politischen Hintergrund. Nur am Rande ist zu vermerken, dass die meisten politischen Gespräche zwischen Hitler und Vater – aufgrund von Hitlers Gewohnheit, keine Sitzungen zur Diskussion anstehender Probleme abzuhalten – unter vier Augen stattfanden, sich also niemand aus eigener Anschauung ein wahres Bild von den «Beratungen» zwischen Vater und Hitler machen konnte. Ich kann nur feststellen: leider! Der vorliegende Botschaftsbericht lässt an Joachim von Ribbentrops Urteil über die britische Politik keinen Zweifel. Er ist skeptisch, wenn nicht pessimistisch gegenüber Hitlers Wunsch, eine dauernde Kooperation mit Grossbritannien erreichen zu können. Er schildert England als mächtigen, zähen und gegebenenfalls kampfbereiten Gegner Deutschlands, je nach innerenglischer Willensbildung vielleicht sogar als *den* Gegner überhaupt.

Clichés und Behauptungen unter Bezug auf den «Vordermann» ungeprüft oder gar wider besseres Wissen einfach zu übernehmen, ist die vielgeübte Praxis heutiger Memoirenschreiber und Historiker. Hier ein «prominentes» Beispiel: Der frühere Reichskanzler von Papen, ein bekannter «Münchhausen der Memoirenliteratur», wie er genannt wird,¹⁶² gibt in seinen Memoiren¹⁶³ fünf der rund 290 Zeilen des Berichtes wieder, und zwar in einer Form, nämlich mit Datum, Anschrift und Unterschrift, die den Leser glauben lassen soll,

162 So Höhne, Heinz: Die Machtergreifung. Deutschlands Weg in die Hitler-Diktatur, Hamburg 1983, S. 247.

163 Papen, Franz von: a.a.O., S. 423

es handele sich um das Originaldokument, also den vollständigen Bericht. Als meine Mutter Herrn von Papen auf diese Unkorrektheit aufmerksam machte, behauptete er ungerührt, der Originalbericht sei ihm nicht bekannt gewesen. Erst als Mutter ihn nunmehr darauf hinweisen konnte, in der englischen Ausgabe seiner «Memoiren», die einige Monate vor der deutschen Ausgabe erschienen waren, sei die genaue Fundstelle angegeben, bequeme er sich zu erklären:

«[...] Es war meiner Erinnerung entfallen, dass ich Sätze des Berichtes bereits in der engl. Ausgabe zitiert hatte und ich bedaure diese Vergesslichkeit. [...] Es ist also unbestreitbar, dass ich den Bericht, so wie er in den ‚Documents of German Foreign Policy‘, London 1949 abgedruckt ist, gelesen habe.»¹⁶⁴

Mit Sicherheit kann man Spitzzy keinen Irrtum unterstellen, der zur Zeit der Abfassung des Berichtes Vaters Adjutant war. Er behauptet heute, bereits zu dieser Zeit der Konspiration um Weizsäcker und Kordt angehört zu haben. Spitzzy übernimmt die drei Sätze aus Papens Buch wörtlich, ebenfalls als «Aktentnotiz für den Führer» (noch dazu mit anderem Druckbild). Auch er stellt die Behauptung auf, Vater habe Hitler gegenüber England als dekadent, schwach und der Vollständigkeit halber auch noch als «verjudet» dargestellt; mit der Folgerung, England werde nicht kämpfen. Nun, der Leser kann anhand des hier wiedergegebenen Berichts selbst nachvollziehen, wie Vater England einschätzte; nebenbei wird er sich auch ein Urteil über Spitzzys Glaubwürdigkeit bilden können, denn dieser schreibt, dass er den Bericht gekannt habe.¹⁶⁵

Ich gebe diese beiden Beispiele hier wieder, um zu zeigen, wie rücksichtslos von Memoirenschreibern mit der historischen Wahrheit umgegangen wird, gerade wenn sie selber aktiv an der «Geschichte» mitgewirkt haben. Bei Spitzzy ist nur interessant, diese Verleumdung wiederzufinden, weil er den Kreisen angehört haben will, die die Verleumdung¹⁶⁶ mit klarer politischer Zielsetzung verbreitet haben.

Aber zurück zur Beurteilung der weltpolitischen Situation, die in dem Bericht ihren Niederschlag findet. Hitler hat bis weit in den Krieg hinein die Wunschvorstellung nie ganz aufgeben, zu einem Übereinkommen mit England zu kommen:

164 Schreiben Papens an meine Mutter, 17. Juni 1953.

165 Spitzzy, R.: a.a.O., S. 133, 146, 190, 228.

166 Maria von Ebner-Eschenbach hat den klugen Aphorismus kreiert: «Sich gegen Verleumdungen zu wehren, ist entweder unnötig oder zwecklos!» Hier allerdings handelt es sich, wie wir gesehen haben, um harte politische Fakten mit grosser, verhängnisvoller Langzeitwirkung; daher muss auf sie eingegangen werden. Auf sonstige persönliche, kleinkarierte Verleumdungen meines Vaters einzugehen, betrachte ich als unter meiner Würde.

F (Führer): Sind alles Zweckbündnisse. Das Volk weiss z.B., dass das Bündnis mit Italien nur ein Bündnis zwischen mir und Mussolini ist. Sympathien haben wir Deutsche nur zu Finnland, könnten es [sic] mit Schweden haben und natürlich mit *England*. Ein Deutsch-Englisches Bündnis wäre ein Bündnis von Volk zu Volk. Die Engländer brauchten nur ihre Finger vom Kontinent zu lassen. Ihr Empire und die Welt könnten sie behalten!¹⁶⁷

Sein Londoner Botschafter sah die Lage 1937 nüchterner. Er vertrat die Auffassung, man könne eben seine Partner oder Kontrahenten nicht zu ihrem Glück zwingen. Wenn die englische Regierung die Meinung Hitlers nicht teile, müsse man sich darauf einstellen. Vaters daraus zu ziehende Konsequenzen: Es blieb dann nur das konsequente Weiterverfolgen der Bündnispolitik, die mit dem Etikett Antikominternpakt eingeschlagen worden war, das heisst Bundesgenossen zu suchen. Er empfiehlt dies *expressis verbis*!

Hitlers prowestliche – sprich antisowjetische – Politik hatte das Reich auf die Herstellung eines Arrangements mit den Westmächten, das heisst mit England und Frankreich, festgelegt. Das konnte bedeuten, zuletzt zwischen allen Stühlen zu sitzen, aber eine Schaukelpolitik zwischen West und Ost wäre ohne Zweifel das noch grössere Risiko gewesen, wie der Ausbruch des Ersten Weltkrieges gezeigt hat.

Die «Westbindung» Hitlers, also das Arrangement mit den Westmächten, war bis zu diesem Zeitpunkt nicht zu erreichen gewesen. Hitler hatte seine Politik auf sie abgestellt und war nicht der Bismarckschen Russlandpolitik gefolgt, da er im Unterschied zur Bismarck-Ära in Russland die gefährlichste Bedrohung sah. Sozusagen «behutsam» begann man sich deutscherseits nun umzusehen. Unter der Betonung der antibolschewistischen Komponente stellte man zunächst nur lose Bindungen zu Italien und Japan her. Natürlich lag im Antikominternpakt insofern eine hochpolitische Komponente. Er war ausbaufähig, falls sich die beiden westlichen Mächte nachhaltig verweigern sollten. Jedenfalls war er in der Lage von 1936 immer noch besser als gar nichts. Denn bei objektiver Betrachtung ging es auch 1936 immer noch sozusagen ums «Überleben». Die Botschaftsberichte drückten das eindeutig aus! England würde Deutschland entgegentreten, um ein, wie Churchill sich ausdrückte, für das europäische Gleichgewicht, wie England es sah, zu starkes Deutschland wieder zu zerschlagen. Damit musste Hitler rechnen. Die Zeit begann gegen ihn zu arbeiten. Unter diesem Aspekt sind die weiteren Schritte Hitlers zu sehen.

¹⁶⁷ Zitiert nach Walter Hewel: Tagebuch, 8. September 1941 (Im Besitz des Verfassers).

Es sei hier noch darauf hingewiesen, dass die Sowjetunion in Vaters Bericht aus London nicht erwähnt wird. Für ihn selbst spielten ideologische Fragen in der Aussenpolitik keine Rolle. Er hat die frühzeitige und einseitige Festlegung der deutschen Politik gegen die Sowjetunion mitgetragen, weil damit die prowestliche Option des Reiches eindeutig akzentuiert wurde. Je zurückhaltender man jedoch gezwungen war, die englische Politik einzuschätzen, umso eher drängte sich zwangsläufig die Überlegung auf, die Position der deutschen Politik gegenüber Russland zu überdenken. Noch war es nicht so weit, aber Vater mag den einen oder anderen Gedanken im Hinterkopf gehabt haben. Es ist auffallend an dem «Hauptbericht» aus London, der in Wirklichkeit eine mögliche Konzeption für die deutsche Aussenpolitik darstellt, dass Sowjetrußland nicht erwähnt wird, wenn man bedenkt, dass der Ausgangspunkt der Hitlerschen Aussenpolitik die Gegnerschaft zur Sowjetunion war. Vater schreibt in seinem Nachlass:¹⁶⁸

Natürlich barg der Antikominternpakt auch ein politisches Moment [...]. Auch im Hinblick auf England gab es für uns keinen anderen Weg, als die Antikominternpolitik weiter zu verfolgen. Nur als möglichst starker Partner konnten wir denjenigen Kreisen in England, die die Zukunft ihres Landes in einem Zusammengehen mit Deutschland am besten gesichert ansahen, zu entscheidendem Einfluss verhelfen. Eine möglichst lose Form des Antikominternpaktes wurde gewählt, und die weltanschauliche Seite in den Vordergrund gestellt, um für eine eventuelle Allianz mit England diplomatisch auch weiterhin freie Hand zu behalten.

Als es 1939 zur Annäherung an die Sowjetunion kam, waren sich beide Vertragspartner darüber im klaren, dass der Komintern in den Ländern, die dem Antikominternpakt beigetreten waren, auch in Zukunft keinerlei Aktivitäten erlaubt werden würden. Eine entsprechende Forderung ist von sowjetischer Seite in den Verhandlungen auch nicht erhoben worden. Ja, mein Vater konnte in Moskau scherzhaft andeuten, die UdSSR könne dem Antikominternpakt ja auch selbst beitreten.

Hitler sah sich erneut in einem Dilemma. 1933-1936 stand er vor der Notwendigkeit, aufzurüsten, um das Machtvakuum in Mitteleuropa aufzufüllen, nicht nur im Hinblick auf die «Kleine Entente», sondern vor allem wegen der mächtigen Sowjetunion. Diese Aufrüstung aber brachte die «Balance of Power» nach englischer Vorstellung bereits aus dem Gleichgewicht. Nun stand Hitler vor dem Problem, sich einseitig prowestlich, sprich antisowjetisch festgelegt zu haben, um festzustellen, dass England sich ihm verweigerte (von der deutschfeindlichen, prosowjetischen Politik der französischen Re-

168 Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, S. 113.

gierung gar nicht zu reden). Er sass zwischen den Stühlen, in Europa nur von Italien gestützt.

Um die Jahreswende 1937/38 mag Hitler die Gefährlichkeit Russlands durch die «Säuberungen» in Partei und Armee vorübergehend etwas gemildert gesehen haben. Aber die Zeit – wie schon gesagt – begann gegen ihn zu arbeiten. Die englische (und auch die amerikanische) Aufrüstung waren in vollem Gange, und Russland würde sich von dem Aderlass an höheren Offizieren wieder erholen. Es blieb also nur übrig, die deutsche Position möglichst stark zu machen. Das bedeutete einmal deutsche Aufrüstung und zum anderen eine Konsolidierung der Verhältnisse an der deutschen Ostgrenze, in Osteuropa sowie auf dem Balkan, also im Vorfeld der Sowjetunion. Wir werden sehen, inwieweit Hitler dieser Situation Rechnung getragen hat.

Eine kleine persönliche Begebenheit sollte ich einfügen. Ich erinnere mich der Weihnachtstage 1937, während derer die Botschaftsberichte abgefasst wurden.¹⁶⁹ Wir feierten das Fest in Sonnenburg bei Bad Freienwalde, einem Hof der Eltern, in schönster Natur am Rande des Oderbruchs. Wie immer an Weihnachten waren die Grosseltern Ribbentrop aus Naumburg anwesend. Ich war aus Ifeld, einem deutschen Internat, auf das ich inzwischen gewechselt war, einen Tag vor dem Fest angekommen und freute mich nach dem kargen Internatsleben auf das Verwöhnen durch Mutter und die immer an Weihnachten so vergnügte, festliche Stimmung zu Hause.

An den Weihnachtstagen war Vater aber präokkupiert und hing seinen Gedanken nach, sprach lange Stunden mit Grossvater; war jedenfalls nicht so gelöst wie das Jahr zuvor, in dem wir ebenfalls alle von London nach Sonnenburg gekommen waren. Die Verantwortung für seine Berichterstattung muss auf Vater gelastet haben, sogar wir Kinder empfanden es. An den Heiligabend spielte Vater sonst auf der Geige, begleitet von Grossmutter am Flügel, das Lied «Stille Nacht», und wir sangen dazu. Dieses Jahr musste es ohne Geige gehen, sie war wohl in London geblieben. An diesen Weihnachtstagen geschah etwas für mich sehr Wichtiges, aber auch recht Unerwartetes. Vorausschicken muss ich, dass ich mit der Devise meiner Mutter «Solange ich lebe, bekommst Du kein Motorrad!» aufgewachsen bin. Sie hielt das Motorradfahren – nicht zu Unrecht – für zu gefährlich! Nun sass ich in Ifeld, einem kleinen Flecken im Südharz, und verfügte nur über ein Fahrrad, mit dem man in den relativ steilen Hängen dieses schönen Mittelgebirges keine grossen Sprünge machen konnte. In Ifeld war der Besitz eines Motorrades

¹⁶⁹ Bericht aus der deutschen Botschaft London vom 28. Dezember 1937 und den dazugehörigen «Schlussfolgerungen» vom 2. Januar 1938.

erlaubt. Ich begann also bei Mutter einmal vorzufühlen, «wie denn die Meinung wäre»; wobei ich die 200-ccm-BMW, die ich im Auge hatte, natürlich noch obendrein recht verharmloste. Zu meiner Überraschung bekam ich von Mutter keine strikte Ablehnung mit der bekannten Formulierung zu hören: Solange ich lebe, usw., usw., sondern sie meinte nur, «ob es denn nötig wäre», und «es sei doch so gefährlich»; schliesslich verwies sie mich an Vater. Verständlicherweise wollte sie die Verantwortung nicht allein übernehmen. Ich begann also mit Vater zu verhandeln, der aber das Motorrad natürlich im Grunde auch nicht wollte. Welche Eltern zeigen schon grosse Begeisterung, wenn der Sohn ein Motorrad haben will. Schliesslich zog sich Vater auf die Position zurück, ich müsse zum Kaufpreis aus meinem Sparkonto einen Betrag beisteuern, denn es wäre doch ein recht üppiges Geschenk.

Mein Sparkonto war im Jahre 1925 mit einem Betrag von fünf Reichsmark angelegt worden. Da ich als Junge ausgesprochen sparsam gewesen war, wies es mittlerweile ein Guthaben von einigen hundert Reichsmark auf. Ich habe also die Hälfte des Kaufpreises korrekt an Vater gezahlt, der sie auch ungehört entgegennahm. Mutters Begründung für die «Duldung» des Motorrades – «Man weiss nicht, was wird.» – bezog sich, wie sie mir später einmal eingeräumt hat, auf die Ungewissheit von Vaters zukünftiger politischer Existenz, nachdem er Hitler eindeutig und klar dargelegt hatte, dessen Wunsch nach einem «englischen Bündnis» und damit Vaters Auftrag in London seien zur Zeit nicht zu erfüllen. Die Reaktion eines Diktators bleibt letztlich immer unvorhersehbar, von dem ewig intriganten Umfeld ganz zu schweigen. Hitler jedenfalls aber war über die englische Politik ins Bild gesetzt und gewarnt worden.

Diese kleine Unterhaltung muss etwa in den Tagen zwischen dem 28. Dezember 1937 und dem 2. Januar 1938 stattgefunden haben; dem Tag, an dem Vater seinen grossen Bericht nebst Schlussfolgerungen Hitler übersandt hat. Es sollte rückblickend der Abschlussbericht seiner Tätigkeit als deutscher Botschafter in London werden (was er damals aber nicht wissen konnte).

Wie gesagt, ich war inzwischen wieder auf eine deutsche Schule zurückgewechselt. Ich habe geschildert, wie das Jahr in Westminster meinen Gesichtskreis erweitert hatte. Nun wurde ich Schüler einer NPEA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt), im Volksmund kurz «Napola» genannt, und zwar in Ilfeld im Harz. Die Anstalt war aus einer evangelischen Klosterschule hervorgegangen; mit einem hohen Bildungsanspruch, der aufrechterhalten wurde. Der Lehrplan entsprach dem eines deutschen humanistischen Gymnasiums. Ich war von September 1937 bis März 1939 in diesem Internat, dem ich eine profunde Schulbildung in den beiden oberen Klassen verdanke. Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten waren Ausleseschulen. Die Schüler

rekrutierten sich aus begabten Volksschülern, die, falls erforderlich, von Schulgeldzahlungen befreit waren. Der Wahlspruch der Anstalten lautete: «Mehr sein als scheinen.»

In diese Phase meines Lebens, also zwischen September 1937 und März 1939, fiel Vaters Ernennung zum Aussenminister, der Anschluss Österreichs, die sogenannte «Maikrise» – während des Austauschbesuches meiner Klasse bei einer englischen Public School im Frühjahr 1938 –, die Sudetenkrise und schliesslich – nachdem ich meinen Abituraufsatz geschrieben hatte, dessen Thema «Völkisches und politisches Denken in der Politik der Gegenwart» im Sinne einer «völkisch» bestimmten Aussenpolitik vorgegeben war – die Errichtung des «Protektorates Böhmen und Mähren». (Es wurde erwartet, das Thema im Sinne einer Ablehnung imperialistischer Expansionspolitik abzuhandeln; eine Ironie, die ich damals durchaus als eine solche empfand!) Ich werde auf die Errichtung des «Protektorates» zurückkommen.

Der briefliche und persönliche Kontakt zu Mutter war jetzt – seit der Rückkehr der Eltern nach Berlin – wieder viel leichter und enger als zu ihrer Londoner Zeit. Ich erhielt nun wieder viel detailliertere Einblicke in die politische Entwicklung, die an jenem Tag im März 1939 kumulierte, an dem ich den Eltern, ein klein wenig Anerkennung heischend, von dem mit «Gut» bestandenen Abitur berichten wollte; ein Ereignis, das seine Bedeutung verlor, als ich «atemlos» Mutters Mitteilung aufnahm, Vater bemühe sich intensiv, bei Hitler ein Arrangement mit Russland durchzusetzen.

Etwa vier Wochen nach dem Ende der Weihnachtsferien 1937, aus denen ich trotz winterlicher Kälte per Motorrad zur Schule zurückgekehrt war, holte mich gegen 23.00 Uhr der «Erzieher vom Dienst», es war unser Englischlehrer Stolte, mit den Worten aus dem Schlafsaal an den Volksempfänger in seinem Zimmer: «Dein Vater ist Aussenminister geworden!»

Verschlafen, wie ich war, sah ich darin eigentlich keinen Grund, mich zu freuen. Nun würde ich noch mehr ein «bunter Hund» sein! Ich konnte damals nicht ahnen, dass mir der «bunte Hund» nunmehr ein Leben lang «nachlaufen» würde, mit den unterschiedlichsten Vorzeichen und unter den gegensätzlichsten Umständen. Irgendwie würde ich immer – bis auf den heutigen Tag – ein wenig unter dem Blickwinkel «der Sohn seines Vaters» betrachtet werden. Ich lernte allerdings schnell, mich darauf einzustellen, entsprechend zu reagieren und herauszufinden, ob mein Gegenüber zu mir oder zum «Sohn meines Vaters» sprach.

Die Anstalt gewährte mir zwei Tage Urlaub, um Vater gratulieren zu können. Ich traf die Eltern im Hotel «Kaiserhof» an, in dem sie wohnten, wenn sie sich, von London kommend, in Berlin aufhalten mussten, da unser Dahlemer Haus geschlossen war; es war eben nicht absehbar gewesen, wann Va-

ter nach Deutschland zurückkehren würde. Hatte ich mir Vater strahlend wegen seiner Berufung vorgestellt, so täuschte ich mich. Er war eher nachdenklich, was mir genau – eines der berühmten Bilder der Erinnerung – im Gedächtnis haften geblieben ist. Er schreibt über seine Ernennung:

Die Ernennung zum Reichsaussenminister kam für mich völlig überraschend. Ich befand mich am 30. Januar 1938 anlässlich der Feier zum Jahrestag der Machtübernahme in Berlin, als mich Hitler bat, noch einige Tage zu bleiben. Es war die Woche der sogenannten Blomberg-Krise. Am 4. Februar liess der Führer mich zu sich rufen und eröffnete mir, dass er im Rahmen eines Revirements in verschiedenen höheren Stellen des Staates auch einen Wechsel des Aussenministers vornehmen wolle. Der bisherige Reichsaussenminister von Neurath werde zum Präsidenten des Geheimen Kabinettsrats ernannt werden. An seine Stelle solle ich treten.

Bei meiner Amtsübernahme hat mich Adolf Hitler kurz über die allgemeine politische Lage ins Bild gesetzt. Er sagte mir, dass Deutschland sich durch den Aufbau der Wehrmacht und die Rheinlandbesetzung eine neue Position geschaffen habe. Es sei wieder in den Kreis der gleichberechtigten Nationen eingertückt, und nun sei es an der Zeit, gewisse Probleme ihrer Lösung zuzuführen – Probleme, die nur mit einer starken Wehrmacht, zwar keineswegs durch ihren Einsatz, wohl aber durch ihr blosses Vorhandensein gelöst werden könnten. «Ein Land – so sagte er – das nicht auch militärisch stark ist, kann überhaupt keine Aussenpolitik betreiben.» Wir hätten das in den vergangenen Jahren zur Genüge gesehen. Jetzt müsse es unser Bestreben sein, zu unseren Nachbarn in ein klares Verhältnis zu kommen. Die vier Probleme, die er mir nannte, waren Österreich und das Sudetenland, Memel und Danzig mit dem Korridor. Meine Aufgabe lag darin, ihm bei der diplomatischen Lösung dieser Probleme zu helfen.¹⁷⁰

Es ist wohl kein Zufall gewesen – wenn auch die sogenannte Blomberg-Fritsch-Krise¹⁷¹ der äussere Anlass dazu war –, dass Vater vier Wochen nach Vorlage seines Botschaftsberichtes, den man eigentlich als Denkschrift zur aussenpolitischen Lage des Reiches bezeichnen könnte, zum Aussenminister ernannt wurde. Der Bericht stellt das Fazit von Vaters – im Sinne Hitlers – «erfolgloser» Tätigkeit am «Hofe von St. James» in grosser Klarheit fest und zieht daraus nüchtern die Konsequenzen für die künftige deutsche Aussenpolitik. Die Konzeption der deutschen Aussenpolitik, eine gesicherte Abwehrposition in Osteuropa gegenüber der Sowjetunion und damit die «Eindämmung» des Bolschewismus mit der Rückendeckung Grossbritanniens zu erreichen, schien zum Zeitpunkt von Vaters Amtsübernahme offensichtlich nur mehr schwer realisierbar. Es blieb zunächst nur übrig, die deutsche zentral-

170 Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, S. 124 f.

171 Zur Blomberg-Fritsch-Krise vgl. Janssen, K.-H./Tobias, E: Der Sturz der Generäle, München 1994, passim.

europäische Position weiter auszubauen in der Hoffnung, die englische Führung zu guter Letzt doch davon überzeugen zu können, die Zukunft des Weltreiches wäre «in the long run» bei einem Bündnis mit dem Reich schliesslich doch besser gesichert, als in einer erneuten Konfrontation.

Ich zitiere Vater noch einmal:

Das Ziel der deutschen Aussenpolitik war es, England zu überzeugen, dass bei der Wahl zwischen einer möglichen Bündiskonstellation [Deutschlands] gegen England und einem deutsch-englischen Bündnis letzteres der [für England] vorzuziehende Kurs wäre.¹⁷²

Man könnte, wie bereits erwähnt, hinzufügen: der vorzuziehende Kurs eben für das britische Empire gewesen wäre», und ergänzen:

wie die Geschichte bewiesen hat!» Wir werden darlegen können, dass diese Konzeption durchaus eine Chance gehabt hätte, verwirklicht zu werden. Wir werden weiter darlegen, welche Macht und ihr führender Staatsmann sie zum Verhängnis für das Britische Weltreich erfolgreich konterkariert hat.

Hitler wollte den vermeintlichen, nur propagandistisch hochgespielten Rüstungsvorsprung sowie die momentane Lähmung der Sowjets durch die «Säuberungen» Stalins nutzen, nicht zur Kriegführung, sondern um im Gegenteil die Revisionen, die er anstrebte, ohne Waffengewalt zu erreichen. Das sei, so hatte er sich im November des Vorjahres geäussert, in den Fällen Österreich und Tschechoslowakei möglich. Die Gangart, die er nun an den Tag legen musste, war eine Folge der englischen Politik, die sich dem deutschen Werben offensichtlich verweigerte.

Es gibt in der Betriebswirtschaft für die Entscheidungsfindung die sogenannte «Worst-Case-Scenario»-Methode. Das heisst, dass man bei jeder Entscheidung die jeweils ungünstigste Konstellation einmal durchspielen soll. Diese Methode sollte bei wichtigen Entscheidungen immer befolgt werden. Hätte die deutsche Führung zu Beginn des Jahres 1938 die Lage des Reiches nach dieser Methode beurteilt, wäre sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu folgendem Ergebnis gekommen:

- Grossbritannien spielt auf Zeitgewinn, um seine Rüstung zu vervollständigen und, in einer Demokratie unerlässlich, propagandistisch die innenpolitisch-psychologischen Voraussetzungen für einen möglichen Konfrontationskurs mit dem Reich zu schaffen.
- Für die französische Regierung gilt das gleiche, ergänzt durch das Bemühen, ihre Bündnisse in der «Kleinen Entente» gegen das Reich zu mobilisieren.

¹⁷² Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, S. 113.

- Das Bündnis Frankreichs mit der Sowjetunion (abgeschlossen bereits 1935) stellt eine gravierende Bedrohung des Reiches dar, verschärft durch die Einbindung der Tschechoslowakei in den Pakt und der ihm innewohnenden Automatik.
- Die Sowjetunion ist sozusagen «per definitionem» erklärter Feind des Reiches. Die Reichsregierung muss ihr zutrauen, bei einer passenden Gelegenheit aktiv an die Seite der Gegner Deutschlands zu treten, um ihren Einflussbereich in Europa gegebenenfalls auch unter Gewaltanwendung nach Westen hin zu erweitern.
- Die USA werden eine zunehmend aktive Rolle in der Weltpolitik übernehmen. Die «Quarantäne-Rede» vom November 1937 erlaubt keinen Zweifel daran, gegen wen sich die aussenpolitischen Aktivitäten der USA richten werden.

Alles zusammengenommen musste Hitler von der Gefahr ausgehen, möglicherweise zu gegebener Zeit von einer übermächtigen Koalition dieser Mächte zu ihm nicht genehmen, vielleicht das Reich gefährdenden Lösungen gezwungen zu werden. Diese schlechtmöglichste Lagebeurteilung hatte eine durchaus realistische Grundlage, und dies wohlgermerkt, obwohl Hitler bis zum Beginn des Jahres 1938 nichts unternommen hatte, was das berühmte «Gleichgewicht» Europas hätte stören können.

Das Ende der «zweiten deutschen Teilung»

Eines Nachts wurde ich wieder durch den «Erzieher vom Dienst» geweckt und an seinen Radioapparat geholt. Er meinte wohl, «ich wüsste mehr». Wir hörten, dass das deutsche Militär «allenfalls», wie sich der Sender ausdrückte, in Österreich einrücken werde. Ich wusste tatsächlich nichts; aber auch Vater, der sich in diesen Tagen in London zu seinem Abschiedsbesuch aufhielt, wurde in gewisser Weise von den Ereignissen überrascht. Ein interessantes Beispiel für die Arbeitsweise Hitlers, der sich die letzte Entscheidung immer vorbehielt und sie gegebenenfalls zu einem Zeitpunkt fällte, den selbst in seiner Umgebung niemand erwartet hätte. Häufig gab es keine systematische Vorbereitung aussenpolitischer Schritte. Stattdessen wurden Ad-hoc-Entscheidungen gefällt, mit denen Hitler auf unerwartete Entwicklungen glaubte reagieren zu müssen – wie in diesem Fall auf die Ankündigung des österreichischen Kanzlers Schuschnigg, die Trennung Österreichs von Deutschland über ein manipuliertes Plebiszit dauerhaft werden zu lassen.

Dennoch ist das rasche Handeln, das schliesslich unter dem Jubel der österreichischen Bevölkerung zum «Anschluss» an das Reich führte, nach Lage der Dinge nur folgerichtig gewesen. Es blieb der deutschen Politik, vor allem im Hinblick auf die westlichen Rüstungsanstrengungen, in dieser Zeit nur übrig, die deutsche Position zu stärken und die anstehenden Probleme in Osteuropa beschleunigt einer Lösung zuzuführen. Abgesehen davon war die Begeisterung über den «Anschluss» in Österreich echt. Es ist lächerlich, heute etwas anderes behaupten zu wollen. Sicherlich gab es Kreise, die den «Anschluss» vielleicht nicht grundsätzlich, wohl aber das NS-Regime ablehnten. Die Forderung nach dem Anschluss Österreichs an das Reich wurde, wie bereits weiter oben erwähnt, im November 1918 von der Deutsch-Österreichischen Nationalversammlung erhoben. Die Alpenrepublik verstand sich seit ihrer Gründung ausdrücklich als Teil Deutschlands. Volksabstimmungen in den Bundesländern Salzburg und Tirol ergaben eine Zustimmung von 99 bzw. 97 Prozent für den Anschluss an das Deutsche Reich. Weitere Abstimmungen wurden daraufhin von den Alliierten untersagt. Karl Renner, der nach 1945 der erste Bundespräsident Österreichs wurde, bezeichnete 1922 Deutschland als den Staat, «zu dem wir der Natur nach gehören». Österreich

nannte sich ab 1918 «Deutsch-Österreich»; Renner war sein Aussenminister. Im Friedensvertrag von Saint-Germain wurde der Name Deutsch-Österreich verboten. Renner sprach von der «zweiten deutschen Teilung» nach 1867, als Österreich erstmals aus dem deutschen Staatsverband ausgeschieden war, dem es seit dessen Gründung bald tausend Jahre lang angehört hatte. Die Vereinigung Österreichs mit dem Reich bedeutete ohne Zweifel eine erhebliche Verstärkung der deutschen Position. Man hatte das «Flugzeugmutterschiff» der französisch-sowjetischen Allianz, die Tschechoslowakei, jetzt besser «im Griff». Das Verhältnis zu Italien, dem deutschen Bündnispartner, war nicht belastet worden, was Hitler zum Anlass nahm, sich Mussolini künftig persönlich verbunden zu fühlen, nicht immer zum Vorteil der deutschen Position. Die Problematik der Diktatur Hitlers betraf nun in vollem Umfang auch das angeschlossene Österreich. Wir haben uns übrigens auf der Napola Ilfeld hin und wieder die Frage gestellt, wie eigentlich die Verfassung des Reiches nach Hitler gestaltet sein könnte. Wir waren uns im Grunde darüber klar, eine absolute Diktatur wie die Hitlers könne nur eine Ausnahmeerscheinung bleiben, und waren durchaus bereit, Hitler die ausserordentlich weitgehenden Vollmachten, die er beanspruchte, aufgrund seiner bis dahin erzielten Erfolge im Hinblick auf die Lage des Reiches zuzugestehen. Unsere Vorstellungen für die fernere Zukunft gingen, allerdings nicht sehr weitgehend präzisiert, in die Richtung eines ständisch organisierten Gemeinwesens.

Dank eines Erziehers, der Englisch in unserer Klasse unterrichtete, bestand ein Austauschverhältnis mit einer englischen Public School in Bath. Jedes Jahr war die 7. Klasse aus Ilfeld für einige Wochen Gast in Bath, und im Gegenzug hielt sich eine Gruppe aus Bath in Ilfeld auf. So stand im Mai 1938 unsere Klasse an, nach Bath zu fahren. Ich war sehr gespannt darauf, wie sich eine «normale» englische Public School darstellen würde, die nicht ganz so stark wie Westminster in Traditionen verhaftet sein würde. Darüber hinaus interessierte mich aber besonders die politische Atmosphäre, die ich vorfinden würde. Ich hatte England im Juli 1937 verlassen, es war also ein dreiviertel Jahr vergangen, wenn ich es jetzt wiedersehen würde. Inzwischen hatte sich die politische Landkarte Europas durch das Aufgehen Österreichs im Deutschen Reich verändert. Wie würde sich das in der englischen Öffentlichkeit widerspiegeln?

Ehe wir nach Bath fuhren, nahmen wir einen kurzen Aufenthalt in London. Natürlich sollte die Klasse die Hauptstadt des Empires kennenlernen. Zu meiner grossen Bestürzung registrierte ich nur zu bald die veränderte politische Atmosphäre in der britischen Hauptstadt. Die britische Propagandamaschinerie war auf Touren gekommen. Hetzfilme gegen Deutschland wurden in grossen Kinos auf Plakaten angekündigt, auf denen rote Farbe den Eindruck fließ-

senden Blutes vermittelte; den martialischen Tambourmajor im Kino habe ich bereits erwähnt. Das britische Establishment hat sich immer ausgezeichnet auf Propaganda verstanden. Das Deutsche Reich hatte dies im Ersten Weltkrieg zu spüren bekommen, als Lord Northcliffe und sein Nachrichtenbüro «Reuter» die ganze Welt mit Greuelnachrichten über Deutschland versorgte; zu erinnern ist zum Beispiel an die berühmten «abgehackten Kinderhände in Belgien», in die Welt gesetzt vom britischen Botschafter in den USA, Lord Bryce. Der belgische Kardinal Mercier hat, wie auch im Jahre 1922 eine belgische Untersuchungskommission, nicht einen Fall der behaupteten Untaten verifizieren können.¹⁷³ Das Stichwort «Hunnen» hatte Kaiser Wilhelm II. der britischen Propaganda durch eine unglückliche Formulierung in der Abschiedsrede für das Seebataillon, das nach China zur Niederschlagung des «Boxeraufstandes» verladen wurde, leider selbst geliefert. 1936/37 war die Propaganda noch zurückhaltend gewesen und beschränkte sich auf einige Blätter, von denen man wusste, dass sie den antideutschen Part spielten. Einen diffamierenden Propagandakrieg gegen potentielle oder erklärte Gegner zu führen, ist fester Bestandteil der Politik und daher legitim. Verwunderlich ist nur, dass Propagandaaktionen unserer Gegner in Deutschland oft auf fruchtbaren Boden fallen und ihre Parolen geglaubt werden.

In Bath wurden wir aber in nettester Weise empfangen und in den Schulbetrieb aufgenommen. Bath hatte nicht die alte Tradition wie Westminster, mit ihren manchmal ans Skurrile grenzenden Ritualen. Aber auch in Bath vertrat man das Prinzip der grösstmöglichen Eigenverantwortung der Schüler. Wie in Westminster überliess man ihnen die Organisation des Sportes und vieler Neben- und Freizeitbeschäftigungen. Wir reihten uns in den Unterricht und Sportbetrieb ein, was auch den regelmässigen Kirchgang einschloss, der in den englischen Schulen eine nicht unwichtige Rolle spielt.

173 Beham, Mira: Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik, München 1996, S. 28 f.

Die «Maikrise» 1938

Hier in Bath erlebte ich den Beginn der sogenannten «Maikrise» am 19. Mai des Jahres 1938. Die deutsche Position hatte sich gegenüber der Tschechoslowakei nach dem «Anschluss» Österreichs im März des Jahres wesentlich verbessert. Viele Beobachter erwarteten daher einen deutschen Versuch, diese neuen Möglichkeiten schnell zu nutzen. So wurde denn von der britischen Presse das Gerücht zu einer Sensationsmeldung verarbeitet, die deutsche Wehrmacht marschiere an den tschechoslowakischen Grenzen auf, um binnen kurzem gegen die Tschechoslowakei vorzugehen. Natürlich wurde diese Meldung im Weiteren von der Weltpresse übernommen, so dass in kurzer Zeit eine ausserordentlich gespannte weltpolitische Lage zu entstehen schien. Diese aufgeregte Atmosphäre eskalierte, als von dem tschechischen Regierungschef Benesch die Mobilmachung der tschechischen Streitkräfte angeordnet wurde. Sie wurde mit dem angeblichen deutschen Aufmarsch begründet. Das Ziel Beneschs war es, die Entwicklung auf eine ultimative Situation hinzutreiben in der Hoffnung, eine direkte Konfrontation des Reichs mit Frankreich und dadurch auch mit Grossbritannien herbeiführen zu können. Die Sowjetunion hoffte er dann an seiner Seite zu finden, wofür der französisch-russische Militärpakt die Voraussetzungen geschaffen hatte.

Es ist festzustellen: Die «Maikrise» des Jahres 1938 wurde nicht durch deutsche Truppenbewegungen ausgelöst, denn es gab keine Truppenbewegungen auf deutscher Seite. Ich gehe so weit, zu behaupten, dass ein deutscher Truppenaufmarsch an den tschechoslowakischen Grenzen zu diesem Zeitpunkt schon aus militärtechnischen Gründen gar nicht möglich gewesen wäre. Die unvorbereitete Verlegung grösserer Truppenteile nach Österreich im Zuge des «Anschlusses» lag erst einige Wochen zurück. Das österreichische Bundesheer war in die deutsche Wehrmacht zu integrieren. Unter diesen Umständen war gar nicht daran zu denken, selbst wenn man dies gewollt hätte, quasi «aus dem Stand» heraus gegen die Tschechoslowakei anzutreten. Für eine Planung stand keine Zeit zur Verfügung. Es ist zu bedenken, dass die tschechisch-deutsche Grenze auf tschechischer Seite teilweise stark befestigt war. Nochmals ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass es beim Einmarsch motorisierter deutscher Verbände in Österreich teilweise zu erheblichen Schwierigkeiten gekommen war.

Ein kleines Indiz dafür, dass deutscherseits zu diesem Zeitpunkt kein Vorgehen gegen die Tschechoslowakei geplant gewesen war, ist letzten Endes auch die Reise unserer Klasse im Schüleraustausch an die Schule in Bath. Wir hatten sie erst einige Tage vor der sogenannten «Maikrise» angetreten. Sie konnte natürlich für den einzelnen Schüler nur mit der ausdrücklichen Erlaubnis der Eltern erfolgen, allein schon wegen der zusätzlich entstehenden Kosten. So hatten auch meine Eltern, ohne zu zögern, der Reise nach England in diesem Monat Mai 1938 zugestimmt.

In der englischen Presse, die uns in der Schule zugänglich war, verfolgten wir ein wenig die politischen Ereignisse. Der Erzieher, der unsere Reise leitete, besprach sich mit mir. Ich habe ihm versichert, ich könne mir nicht vorstellen, dass deutscherseits tatsächlich ein militärisches Vorgehen gegen die Tschechoslowakei geplant sei, da meine Eltern in diesem Falle nicht nur meine Teilnahme untersagt, sondern auch ihm bzw. der Anstalt grundsätzlich von der Reise zu diesem Zeitpunkt nachdrücklich abgeraten hätten.

Es ist heute unter seriösen Historikern kein Diskussionspunkt mehr, dass im Mai 1938 von deutscher Seite keinerlei militärische Vorbereitungen im Gange gewesen sind, die die Tschechoslowakei als Bedrohung hätte verstehen können. Der britische Militärattache in Berlin konnte sich auf einer Reise in die Grenzgebiete von der Unhaltbarkeit der Behauptungen über einen deutschen Aufmarsch überzeugen. Der britische Botschafter in Berlin, Neville Henderson, wird in seinen Memoiren schreiben: «Deutschland hatte niemals mobilisiert, noch die Absicht eines Coups gehabt, nur England hatte ohne Grund ‚der Wolf, der Wolf geschrien.‘»¹⁷⁴ Er hatte nach London berichtet, dass «keine Beweise irgendeiner anormalen militärischen Vorbereitung» Deutschlands gegen Prag vorlägen.¹⁷⁵ Auch hier sah sich das Nürnberger Tribunal nach dem Krieg zu massiver Manipulation genötigt und liess den von der Verteidigung vorgelegten Abschlussbericht Hendersons mit dem Argument, er enthalte keine historischen Tatsachen, nicht als Beweisstück zu!¹⁷⁶

Das Ende des Nürnberger Tribunals bedeutete leider noch lange nicht das Ende derartiger Methoden. Eine amüsante Anmerkung sei daher an dieser Stelle erlaubt, auch um einmal zu zeigen, wie derzeit in Deutschland die «jüngere deutsche Geschichte» dargestellt wird. Jedem an der Historie Interessierten ist natürlich der «Ploetz» – oder, wie das Buch mit vollständigem Titel heisst, «Ploetz, Auszug aus der Geschichte» – ein Begriff. Er gibt den Überblick und viele Details zu Ereignissen der Weltgeschichte und dient daher als

174 Henderson, Neville: *Failure of a Mission*. Berlin 1937-1939, London 1940, S. 140.

175 DBFP, Third Series, Vol. I, Dok. No. 232.

176 Vgl. IMT, Bd. XI, S. 481 ff.

Nachschlagewerk. Generationen sind in Deutschland mit ihm aufgewachsen. Man konnte lange davon ausgehen, dass die Formulierungen im «Ploetz» dem letzten Stand der historischen Forschung entsprachen. Der «Ploetz» war mir von den Eltern in sehr frühem Alter in die Hand gegeben worden und hat mich ein Leben lang in seinen jeweils neuesten Ausgaben begleitet.

Ich habe allerdings Anlass, nunmehr an der Vertrauenswürdigkeit des «Ploetz» zu zweifeln, denn während in der Ausgabe des Jahres 1951 auf Seite 728 unter dem 20. Mai 1938 vermerkt ist «Mobilmachung der Tschechoslowakei *aus Anlass angeblicher deutscher Truppenkonzentrationen.*», heisst es in der Ausgabe von 1991 unter demselben Datum auf Seite 866: «Mobilmachung der Tschechoslowakei *aus Anlass deutscher Truppenkonzentrationen.*»¹⁷⁷

Der Verlag Ploetz (im Besitz des Herder Verlags/Freiburg i. Br.) wurde von mir mit der Bitte um Angabe der entsprechenden Quellen angesprochen, da die Formulierung des Jahres 1991 einen völlig neuen Tatbestand wiedergebe. Ich erhielt die für einen sich wissenschaftlich darstellenden Verlag erstaunliche Antwort, der Referent dieses Abschnittes (Professor Werner Conze) sei verstorben und die Quellen ständen nicht mehr zur Verfügung. Erst mein Insistieren mit dem Hinweis auf die historischen Standardwerke über die «Sudetenkrise» veranlasste den Verlag schliesslich, sich «für meinen Hinweis zu bedanken, den er bei der nächsten korrigierten Auflage berücksichtigen werde.»¹⁷⁸ In der Neuauflage des «Ploetz» aus dem Jahre 1998 ist auf Seite 748 unter dem 20. Mai 1938 bemerkenswerterweise wiederum zu lesen: «Mobilmachung der Tschechoslowakei *aus Anlass deutscher Truppenkonzentrationen.*» Man sieht, die Verzerrung der Vorkriegsgeschichte ist nicht allein eine Angelegenheit der unmittelbaren Nachkriegszeit und der Alliierten gewesen, sondern zum guten Teil ein aktuelles, hausgemachtes deutsches Produkt. Was beabsichtigt der Herder Verlag eigentlich mit dieser systematischen Geschichtsklitterung?

Als deutscherseits im Frühjahr 1938 keine Reaktion auf die Behauptungen der britischen Presse erfolgte, wurde nunmehr triumphierend erklärt, Hitler sei vor der Weltmeinung zurückgewichen und habe seine Pläne aufgegeben. In der Nachkriegsliteratur wird gelegentlich behauptet, diese Version habe Hitler «gereizt», da man ihm Schwäche unterstellt habe, und ihn veranlasst, nun gerade die «Sudetenkrise» zu provozieren.¹⁷⁹ Nun, Hitler mag durchaus in dem einen oder anderen Fall aufgrund ausländischer Presseveröffentli-

177 Hervorhebung vom Verfasser.

178 Schreiben des Lektorats an den Verfasser (18. Februar 1993).

179 Mitteilung des Gesandten Schmidt, Leiter der Presse- und Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes, an den Verfasser.

chungen verärgert gewesen sein; Anlass dazu gab es immer wieder. Vater hat stets bedauert, auf die «Pressevorlage» für Hitler keinen Einfluss gehabt zu haben. Er verstand das im Sinne einer adäquaten Bewertung der jeweiligen Presseorgane im Hinblick auf ihre Bedeutung. Ausländische Presseveröffentlichungen richtig einzuordnen und im Sinne der praktischen Politik angemessen zu gewichten, verlangt eine subtile Kenntnis der Presseszenerie des jeweiligen Landes und ihrer Hintergründe. Mein Vater war mit Recht der Meinung, diese Kenntnisse in allen Verästelungen könne nur das Auswärtige Amt haben. Die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes stand hier aber in Konkurrenz sowohl zum sogenannten «Reichspressechef» als auch zum Propagandaministerium – die sich untereinander auch als Konkurrenten betrachteten. Das musste naturgemäss, vor allen Dingen für die Zusammenarbeit mit der Auslandspresse, zu schweren Kompetenzproblemen führen. Hitler wurde daher manchmal unnötigerweise über polemische Schlagzeilen in unbedeutenden Provinzblättern in Kenntnis gesetzt.

Aber zurück zum «gereizten» Hitler des Jahres 1938, der nun angeblich aus Verärgerung oder gar aus Rache die «Sudetenkrise» angefacht haben soll. Dieses pittoreske Bild des bösen Ungeheuers Hitler, das gereizt nunmehr um sich schlägt, mag sich für «volkspädagogische» Zwecke eignen; für das Verständnis der politischen Ereignisse, die im Sommer des Jahres 1938 eintraten und in der Konferenz von München ihren Abschluss fanden, ist es nicht hilfreich.

Die von der britischen Presse ausgelöste «Maikrise», von der sich Benesch die Automatik des französisch-britischen Bündnisfalles und die Einbeziehung der Sowjetunion erhoffte, hatte Hitler im Sinne seiner Hoffnungen enttäuscht und verständlicherweise nachdenklich gemacht. Der Anschluss Österreichs an das Reich hatte unter dem auch heute kaum wegzudiskutierenden Jubel der österreichischen Bevölkerung stattgefunden. Und doch ging von Grossbritannien bereits einige Wochen später eine Kampagne aus, die leicht zu einer echten Krise hätte führen können. Aus deutscher Sicht konnte der Eindruck entstehen, in Grossbritannien werde psychologisch mobil gemacht, und zwar mit eindeutiger Stossrichtung gegen Deutschland. Viscount Halifax, wegen des Rücktritts von Anthony Eden seit einigen Monaten neuer britischer Aussenminister, liess den deutschen Botschafter in London, Herbert von Dirksen, wissen, dass England in den Konflikt hineingezogen werden könnte, denn die Franzosen würden «gleichviel unter welchen Umständen, das heisst auch im Falle schwerer tschechischer Provokationen» gegen Deutschland marschieren.

Das liess sich als eine diplomatisch diskret formulierte Drohung deuten, aber andererseits signalisierte Viscount Halifax gleichzeitig deutlich, «für jede Anregung und jeden Vorschlag der deutschen Regierung dankbar» zu



Die Tschechoslowakei zwischen den beiden Weltkriegen

sein. Der entscheidende Gesichtspunkt in diesem offensichtlichen Poker zwischen Grossbritannien und dem Reich im Hinblick auf die weitere deutsche Politik war die weltpolitische Lage. Unsere oben durchgeführte «tour d'horizon» weist wahrlich keine starke deutsche Position in Zentraleuropa aus. Die Rüstungsprogramme der westlichen Demokratien liefen auf vollen Touren, und damit gewann der Zeitfaktor zunehmend an Bedeutung. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Weisung Hitlers zu militärischen Vorbereitungen gegen die Tschechoslowakei zu sehen. Hitler wollte in dem Pokerspiel um die Sudetenfrage die Initiative nicht der Gegenseite überlassen. Es blieb ihm im Hinblick auf den beginnenden Zeitdruck kaum etwas anderes übrig, und so musste er den Eindruck grosser Entschlossenheit demonstrieren.

Er formulierte es mit den Worten: «Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.»¹⁸⁰ Dem entsprach Vaters Äusserung gegenüber dem Vertreter der französischen Nachrichtenagentur Havas auf einer Veranstaltung für die Auslandspresse in Berlin während der Krise: «Wir werden das Sudetenproblem lösen, so oder so.» Der Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, der Gesandte Dr. Paul Schmidt,¹⁸¹ welcher bei dieser Unterhaltung zugegen war, erbat sich an Ort und Stelle die Ermächtigung, die Formulierung des Aussenministers an die Presse zu geben. Sie wurde ihm erteilt.¹⁸²

In diesem Zusammenhang hat eine Beobachtung meiner Mutter, über die sie mit mir nach dem Münchner Abkommen sprach, grosse Bedeutung. Sie schilderte mir den Ablauf der Krise und kam dabei auf die bekannte «Sportpalastrede» Hitlers vom 26. September 1938 mit den Worten zu sprechen: «Wenn man ihn kennt, merkte man, dass er nicht wollte!» Mutter bezog sich mit der Formulierung «*nicht* wollte» expressis verbis auf eine militärische Aktion. Es schwang sogar ein unüberhörbar kritischer Ton in ihren Worten mit, und zwar in dem Sinne, dass wenn man pokert, es auch konsequent tun müsse. Das heisst, man darf nicht im geringsten erkennen lassen, dass man eigentlich «nicht will», wie sie sich ausdrückte. Diese, ich wiederhole mich, sogar etwas kritische Äusserung Mutters zeigt, dass man deutscherseits eben keinen Krieg wegen des Sudetenlandes führen wollte. Wozu auch? Es kam gerade darauf an, die deutsche Position in Zentraleuropa auf friedlichem Wege zu konsolidieren, um sich in der unglücklichen Zentrallage zwischen den Westmächten und der Sowjetunion behaupten zu können.

180 ADAP, Serie D, Bd. II, Dok. Nr. 221, 30. Mai 1938. Die Formulierung ist eine Verschärfung der von Keitel vorgeschlagenen: Siehe ADAP, Serie D, Bd. II, Dok. Nr. 175 (Anlage), 20. Mai 1938: «*nicht* [Hervorheb. d. Verfassers] in meiner Absicht, die Tschechoslowakei ohne Herausforderung schon in nächster Zeit [...]». Hitler behielt sich die Initiative ausdrücklich vor, wenn ein politisch günstiger Zeitpunkt gekommen sei.

181 Nicht zu verwechseln mit dem Dolmetscher gleichen Namens.

182 Mündliche Mitteilung Dr. Paul Schmidts an den Verfasser.

Konspiration

Hitler und Vater konnten nicht ahnen, dass hinter ihnen «Mitspieler» in hohen Positionen standen, die somit Einblick in die eigenen Karten hatten, deren «wirkliche» Qualität aber laufend dem Gegner signalisierten und damit das deutsche Spiel durchkreuzen wollten. Während der Sudetenkrise wurde die Gruppe der Konspirateure um den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, den ehemaligen Chef des Generalstabes, Ludwig Beck, und den Chef der Abwehr, Wilhelm Canaris, aktiv, indem sie auf den verschiedensten Kanälen die britische Regierung veranlassen wollte, «hart» aufzutreten und den deutschen Wünschen gegenüber unzugänglich zu bleiben. Begründet wurde dieses Ansinnen an die britische Regierung, wie bereits dargestellt, mit der Behauptung, der deutsche Außenminister Ribbentrop unterrichte Hitler bewusst falsch über Englands Kampfbereitschaft. Aufgrund dieser Beratung durch seinen Außenminister glaube Hitler, seine Forderungen durchsetzen zu können, ohne dass ihm England mit der Waffe entgegenetreten werde.

Nun, Vaters Berichte aus London, die vorstehend wiedergegeben wurden, lassen an Eindeutigkeit im Hinblick auf seine Beurteilung der britischen Politik nichts zu wünschen übrig. England war gefährlich, und eine Auflösung der Tschechoslowakei würde höchstwahrscheinlich Krieg mit Prag und Paris bedeuten, in den auch London hineingezogen werden könnte, hatte er in seinem Abschlussbericht geschrieben. Die Konspiration schlug nun den Briten vor, einen «General mit Reitstock» zu Hitler zu schicken, der auf den Tisch haue. Das wäre eine Sprache, die dieser verstände. Das war nicht unraffiniert ausgedacht, denn bei Hitlers Mentalität – das war der Konspiration natürlich bekannt – würde dieses Verhalten den gegenteiligen Effekt auslösen, nämlich den Abbruch von Verhandlungen. Gerade das aber war es, was die Konspiration wünschte und sich erhoffte.

Um die Briten zu ermutigen, das Risiko zu laufen, eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Deutschland zu beginnen, die dann den Militärputsch auslösen sollte, wurde ihnen seitens der Emissäre der deutschen Konspiration, Ewald von Kleist-Schmenzin, Rittmeister a. D. Viktor von Koerber, Carl Goerdeler, Hjalmar Schacht, Erich Kordt und andere, die innerdeutsche Situation stets als verzweifelt dargestellt, unter Preisgabe militärischer Geheimnisse die Rüstungslage als miserabel charakterisiert und die psychologische

Situation reif für einen Umsturz geschildert. Es würde zu weit führen im Rahmen dieser persönlichen Erinnerungen, die Aktivitäten der Konspiration im Einzelnen darzustellen. Es besteht darüber eine detaillierte Literatur.¹⁸³

Ich verweise daher nur auf zwei Aktionen, die im Sommer 1938 in enger Abstimmung zwischen dem Chef des Generalstabes Ludwig Beck, dem Chef der «Abwehr» Admiral Wilhelm Canaris und seines Stellvertreters Hans Oster sowie schliesslich vor allem mit dem Staatssekretär Weizsäcker initiiert wurden.

Am 18. und 19. August 1938 besuchte ein Ewald von Kleist-Schmenzin in London Churchill und Vansittart. Kleist war ein hinterpommerscher Rittergutsbesitzer. Er bezeichnete sich selbst als Monarchist, Konservativer und Feind Hitlers. Er hatte sich – nach seiner Darstellung – in den 1920er Jahren durch harte Lohnkämpfe mit den pommerschen Landarbeitern unter seinen Standesgenossen einen Namen gemacht. Kleist hatte bereits kurz nach dem Anschluss Österreichs den britischen Journalisten in Berlin, Ian Colvin, aufgefordert, seine Freunde in London zu veranlassen, Hitlers Forderungen in Zukunft ein kategorisches «Nein» entgegenzusetzen. Colvin war ein hoher Beamter des Secret Service, der «under cover», sprich als Journalist getarnt, in Berlin Kontakt zur Konspiration hielt. Kleist teilte Colvin geheimste militärische Informationen mit, wie die Bestände an Reservisten und Rohstoffen, den Stand der Westbefestigungen usw. Die Nazis blufften nur, war die Folgerung, die er den Briten immer wieder vermittelte.¹⁸⁴

Mit der letzteren Behauptung hatte er nicht einmal so ganz unrecht. Natürlich hat man deutscherseits geblufft, aber das beweist ja gerade, dass man eben keine militärische Aktion in Gang setzen wollte. Voraussetzung für einen erfolgreichen Bluff ist allerdings, dass kein «Maulwurf», wie man diese geheimen Informanten in Spionagekreisen nennt, die eigenen Karten an den Gegner verrät. Genau das aber hat Kleist-Schmenzin in Abstimmung mit Weizsäcker, Beck und anderen getan.

Am 18. August versicherte er Vansittart, Hitler sei zum Krieg entschlossen, es sei denn, «England stoppe ihn». Das Datum stehe bereits fest. Tatsächlich meinte Chamberlain über Lord Lloyd, der wiederum durch einen Freund aus Armeekreisen informiert worden war, den angeblichen Termin zu wissen. Am 19. August traf Kleist-Schmenzin mit Churchill zusammen, dem er versprach, mit Hilfe der Generale sei innerhalb von 48 Stunden ein neues Regierungssystem zu errichten, wahrscheinlich ein «monarchistisches». «Hitler

183 Vgl. Ribbentrop, A. von: a.a.O., passim.

184 Colvin, Ian: Vansittart in Office, London 1965, S. 210 f. Eine detaillierte Darstellung von Kleist-Schmenzins Aktivitäten bietet Ribbentrop, A. v.: a.a.O., S. 126-139.

wolle den Krieg [...]» Churchill deutete Zugeständnisse in der Kolonialfrage und in Wirtschaftsbeziehungen an. Daraufhin erklärte Kleist-Schmenzin, dass «seine Freunde nicht so sehr an Kolonien als an den polnischen Korridor, der ihnen sehr am Herzen» läge, dächten. Er holte sich eine Abfuhr von Churchill: «Deutschland hat die Korridorfrage offiziell fallengelassen, daher ist es wohl nicht der richtige Augenblick, darüber zu sprechen.»¹⁸⁵

Churchill und Vansittart waren auch 1938 die beiden radikalsten Exponenten einer deutschfeindlichen Politik in Grossbritannien. Das war in politischen Kreisen in Deutschland bekannt. Man darf diese Kenntnis beim Staatssekretär im Auswärtigen Amt, beim Chef des Generalstabes des Heeres und beim Chef der Abwehr Canaris voraussetzen, aber auch Leute, die sich wie Kleist-Schmenzin konspirierend in die Politik drängten, sollten sich solche Informationen verschafft haben. Alle diese Herren hatten im Ersten Weltkrieg erlebt, dass es England nicht darum ging, die armen Deutschen von ihrem bösen Kaiser zu «befreien», sondern darum, die Machtposition des Reiches auszuschalten.

Es stellt sich wieder, wie so oft in der Historie, das klassische «Coriolan-Problem». Coriolan, ein Patrizier und hervorragender Kämpfer Roms gegen die benachbarten Volsker, ging im Verlauf der «Ständekämpfe» zwischen Patriziern und Plebejern, also aus innenpolitischen Gründen, zu den feindlichen Volskern über und führte sie gegen seine Heimatstadt. Nach der Sage sollen ihn seine Mutter und seine Gattin zum Abzug bewogen haben. Das wiederum führte dazu, dass ihn die Volsker wegen Verrats erschlugen. In unserem Falle stellt sich die Frage wie folgt: Darf ich erwiesene Feinde meines Landes auffordern, mein Land aus innenpolitischen Gründen, sprich um einen Diktator loszuwerden, mit Krieg zu überziehen, wenn für die Konspirateure durchaus, allerdings gegebenenfalls unter Einsatz des Lebens der Beteiligten, die Möglichkeit besteht, diesen Diktator zu beseitigen?¹⁸⁶ Es mag aus meinem Munde etwas verwunderlich klingen, wenn ich an dieser Stelle dezidiert bedaure, dass das Attentat auf Hitler misslungen ist, denn es hätte für unsere Familie wahrscheinlich, gelinde gesagt, recht «unbequeme» Auswirkungen gehabt – aber was wäre dem deutschen Volk alles erspart geblieben.

Wenn die Konspiration nunmehr gleichzeitig mit ihrem Putschversprechen die Rückgabe des Korridors verlangte, sah sie darin doch offenbar ein nationales Anliegen. Ihre Forderung, quasi als Belohnung für den versprochenen Putsch, geht sehr viel weiter als der spätere Vorschlag Hitlers an Polen, der

185 DBFP, Third Series, Vol. II, S. 687 f.

186 Graf Stauffenberg, ein schwerversehrter Offizier, ging diesen Weg. Ihm hat unsere Hochachtung zu gelten. Den Konspirateuren der Jahre 1938-1940 steht sie meiner Ansicht nach nicht zu.

sich mit Danzig und einem exterritorialen Zugang nach Ostpreussen begnügt hätte, wohlgermerkt gegen Garantie der bestehenden polnischen Grenzen, also auch des Korridors!

Interessanterweise vermerkt Colvin nach dem Besuch Kleists in London, dass Henderson in einer Besprechung mit Chamberlain, Halifax, Simon, Vansittart und Wilson «mit Nachdruck betonte, dass es sinnlos wäre, auf irgendeine innere Opposition gegen Hitler zu hoffen».¹⁸⁷ Der Botschafter in Berlin kannte offenbar seine «Pappenheimer».

Die bedeutungsvollste Aktivität im Sinne einer Beeinflussung der britischen Regierung, sich in den Verhandlungen mit der Reichsregierung über die Zukunft der Sudetendeutschen unnachgiebig und nicht kompromissbereit zu geben, entwickelte aber Weizsäcker. Bei Kleist-Schmenzin hatte es sich noch um einen aus britischer Sicht unbekanntem pommerschen Gutsbesitzer gehandelt. Allerdings hatte Churchill ihm bei seinem Besuch einen Brief mitgegeben, den er allen in Frage kommenden Persönlichkeiten in Deutschland zeigen sollte. In ihm wird das Interesse Grossbritanniens an den Aktivitäten der Verschwörer ausgesprochen. Dieser Brief wurde nach dem 20. Juli 1944 bei Kleist gefunden und führte zu seiner Verurteilung wegen Landesverrats. Koerber wurde, als pensionierter Offizier, «reaktionären» Kreisen zugerechnet. Die Aktion Weizsäckers, immerhin des zweithöchsten deutschen Beamten im aussenpolitischen Ressort, hatte dagegen eine ganz andere Dimension.

Am 7. September 1938, zu der Zeit also, als die Sudetenkrise heraufzog, hatte Weizsäcker durch Theo Kordt, den deutschen Geschäftsträger in London, dem britischen Aussenminister Halifax eine geheime Botschaft im Namen der deutschen Konspiration zustellen lassen. Eine Kusine der Brüder Kordt (Erich Kordt leitete Vaters Ministerbüro), Susanne Simonis, hatte das Memorandum auswendig gelernt und auf einer Reise nach London Theo Kordt übermittelt. In der Nacht des 7. Septembers betrat Kordt Downing Street Nr. 10 durch den Hintereingang und legte es Halifax vor.

Kordt erklärte zunächst, er käme nicht in seiner Eigenschaft als «deutscher Geschäftsträger», sondern als Sprecher der Konspiration. In der Halifax übermittelten Botschaft wird behauptet, Hitler plane den Angriff auf die Tschechoslowakei. Weizsäcker spreche für politische und militärische Kreise, die sich dieser Politik auf das Schärfste widersetzen. Er erbittet eine Erklärung der britischen Regierung, die «nicht unzweideutig und fest genug sein kann, für den Zweck, den wir im Auge haben». Weizsäcker erklärt weiter, ein Krieg sei in der deutschen öffentlichen Meinung unpopulär. Nachdem Weizsäcker noch der kaiserlichen deutschen Regierung die Schuld am Ausbruch des Er-

187 Colvin, Ian: Admiral Canaris – Chef des Geheimdienstes, S. 85.

sten Weltkrieges zugeschoben hatte, folgen schliesslich die entscheidenden Sätze:¹⁸⁸

Wenn die erbetene Erklärung gegeben wird, sind die Führer der Armee bereit, gegen Hitlers Politik mit Waffengewalt aufzutreten. Eine diplomatische Niederlage würde einen sehr ernst zu nehmenden Rückschlag für Hitler in Deutschland bedeuten und würde tatsächlich das Ende des nationalsozialistischen Regimes herbeiführen.

Mit anderen Worten: Weizsäcker verspricht den Briten den Putsch, wenn sie sich mit einer scharfen Erklärung in eine ultimative Situation begeben, aus der sie ohne schwersten Prestigeverlust nicht mehr entkommen können. Das bedeutete, sie mussten sich gegebenenfalls schlagen! Eben darauf kam es der Konspiration an. Während Hitler das Verhandlungspoker führte, signalisierten seine konspirativen Landsleute dem Gegner seine Karten und stellten sie obendrein noch schwächer dar, als sie ohnehin schon waren, um den «show-down» herbeizuführen. Einer der Konspirateure wird, als die Nachricht bekannt wurde, das Abkommen von München werde 3,2 Millionen Sudeten-deutsche auf friedlichem Wege der tschechischen Herrschaft entziehen und dem Reich zuführen, enttäuscht erklären, das sei «die zweitbeste Lösung». Die «beste» wäre der Krieg gewesen!¹⁸⁹

Es verwundert nicht, dass die britische Regierung zögerte, den Wünschen der Konspiration zu entsprechen. Noch war Grossbritannien mit seinen Rüstungen im Rückstand, wenn auch die Zeit allmählich zu seinen Gunsten lief. Zeitgewinn würde sich aber auch auf dem diplomatischen Feld bezahlt machen. Roosevelt brauchte Zeit, um die amerikanische Öffentlichkeit auf Interventionen in Europa und Asien vorzubereiten. Das «Umbiegen» der Achse am römischen Ende war ebenfalls nicht von heute auf morgen zu bewerkstelligen. Der entscheidende Punkt war aber wohl die Rüstung. Grossbritannien musste gegebenenfalls damit rechnen, tatsächlich in einen Krieg gegen das Reich eintreten zu müssen, wenn die Konspiration ihre Putschzusage nicht einhalten würde. Sie hat dann bekanntlich bei Ausbruch des Polenkrieges ein Jahr später tatsächlich ihr Versprechen nicht gehalten und keinen Putschversuch unternommen.

Noch gab es in Grossbritannien zwei Strömungen; die eine wollte sich wohl letztlich mit Deutschland arrangieren in der richtigen Erkenntnis, ein erneuter Waffengang würde das Ende des Empires bedeuten. Zu dieser Richtung darf man wahrscheinlich den britischen Botschafter in Berlin, Hender-

188 Dokumente der Deutschen Politik und Geschichte, Bd. 4., S. 447; vgl. dazu auch Ribbentrop, A. v.: Deutsch-Englische Geheimverbindungen, Tübingen 1967, S. 126-128.

189 Kordt, Erich: Wahn und Wirklichkeit, Stuttgart 1948, S. 131, Fussnote 1.

son, zählen, wiewohl er immer loyal die Politik seiner Regierung vertreten hat. Die Exponenten der anderen Richtung, die, wie Churchill es brutal formuliert hatte, ein zu stark werdendes Deutschland wieder vernichtet sehen wollten, waren Winston Churchill, Robert Vansittart, Alfred Duff Cooper, Anthony Eden, Lord Lloyd und andere. Man wollte zu diesem Zeitpunkt, das heisst wegen des Sudetenproblems, das Risiko eines Kriegsausbruches nicht eingehen und wahrscheinlich zunächst einmal eingehend prüfen, was sich eigentlich hinter dem sensationellen Angebot höchster deutscher Staatsfunktionäre tatsächlich verbarg. Der britische Aussenminister Halifax erklärte Theo Kordt, dem deutschen Diplomaten, der ihm bei Nacht und Nebel die Botschaft Weizsäckers durch den Hintereingang überbracht hatte, nach dem Abschluss des Münchner Abkommens:

Wir sind nicht imstande gewesen, so freimütig zu Ihnen zu sein, wie Sie zu uns waren. Zu der Zeit, als Sie uns Ihre Botschaft übermittelten, erwogen wir bereits die Entsendung von Chamberlain nach Deutschland.¹⁹⁰

190 Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, Krefeld 1949, S. 77.

Polens Entscheidung

Über den «polnischen Korridor» bestanden bei uns in Ilfeld etwas unklare Vorstellungen, die sich mehr in Richtung auf ein wirklich effektives Minderheitenstatut bewegten als auf radikale Lösungen. Uns war der Gegensatz zwischen Polen und Russen durchaus bewusst, und natürlich war mir der seinerzeit spektakuläre deutsch-polnische Nichtangriffspakt aus dem Jahre 1934 durchaus gegenwärtig. Wir wussten aber auch, dass Polen nach dem Weltkrieg bereits Anfang der 1920er Jahre alle Deutschen, die nicht für Polen optieren wollten, ausgewiesen hatte. Es war die erste grosse Vertreibung von Deutschen aus Polen. Das deutsche Angebot an Polen, gegen den Zusammenschluss Danzigs mit dem Reich und einer exterritorialen Eisen- und Autobahn durch den Korridor das gesamte polnische Staatsgebiet einschliesslich des «Korridors» zu garantieren, war sehr weitgehend und nur verständlich im Rahmen der antisowjetischen Politik des Reiches. Man darf durchaus die Behauptung aufstellen, die Mehrheit des deutschen Volkes hielt zu dieser Zeit die Grenzregelung mit Polen für ein Provisorium. Kein deutscher Politiker hätte es wagen können, den Polen die Garantie des Korridors anzubieten, ausser ... Hitler!

Aber ich will der Reihe nach berichten. Die Lösung der sudetendeutschen Frage hatte die strategische und politische Gefährlichkeit der tschechoslowakischen Position nahe dem Zentrum des deutschen Staatsgebietes erheblich gemildert. Die Gefährdung hatte nicht nur in der geographischen Lage der Tschechoslowakei bestanden, sondern auch in den politischen Möglichkeiten einer deutschfeindlichen tschechischen Regierung, die über die Bündnisautomatik ein Vorgehen der Koalition Frankreich-Russland-Grossbritannien gegen das Reich auslösen konnte, wie es Benesch angestrebt hatte. Die Tschechoslowakei allerdings bestand, wenn auch reduziert, nach wie vor und verfügte noch immer über eine gut bewaffnete Armee.

Das Jahr 1938 hatte also zu einer erheblichen Verstärkung der deutschen Position geführt. Das deutsche Dilemma konnte als beinahe gelöst gelten. Gelang es nun noch, das Verhältnis zum östlichen Nachbarn Polen von allen Zweideutigkeiten und möglichen Streitpunkten zu befreien, war Deutschlands Position gesichert. Polen war der letzte Stein in der Mauer, die Hitler in Osteuropa gegen das bolschewistische Russland errichten wollte. Es war aber auch ein Unruheherd. Die Republik Polen war in den vorhergehenden

Jahren stets aktiv geblieben. Hatte sie zunächst bei der Aufhebung der Entmilitarisierung des Rheinlands einen Angriff auf Deutschland erwogen, so nutzte sie den Anschluss Österreichs an das Reich aus, Litauen zu zwingen, die Annexion Wilnas aus dem Jahre 1920 nunmehr auch formal anzuerkennen, und tat sich während der «Sudetenkrise» an tschechischem Gebiet, dem sogenannten «Olsagebiet», gütlich. Britische Zeitungen sprachen damals unverhohlen von «Leichenfledderei». Deutscherseits wurden keine Einwände erhoben; man schaltete sich in die Beziehungen zwischen Polen und der Tschechoslowakei nicht ein, wie auch die anderen Mächte des Münchner Abkommens nicht. Meiner Erinnerung nach begannen die Polen nach der Besetzung des Olsagebietes aber auch dort, gegen die deutsche Bevölkerung vorzugehen.

Trotzdem betrieb Hitler weiter konsequent seine antibolschewistische Politik, die immer noch – ungeachtet der Erfahrungen des Jahres 1938 – prowestlich orientiert war. Hitler sah in Polen den «geborenen» Bundesgenossen gegen Sowjetrußland. Das traditionell gute Verhältnis zwischen Polen und Frankreich sollte nach deutscher Auffassung kein Hindernis darstellen, um zu einem grundsätzlichen Übereinkommen mit Polen zu gelangen. Im Gegenteil, ein Arrangement mit Polen könnte vielleicht doch noch die Aussicht eröffnen, mit den beiden westlichen Mächten zu grundsätzlichen Vereinbarungen über Europa zu gelangen bzw. die gewünschte Rückendeckung gegen die Sowjetunion zu erhalten. Um Polen zu gewinnen, war Hitler zu grosszügigsten Lösungen im Sinne Polens bereit. Er bot Polen ein Entgegenkommen an, das jede Weimarer Regierung gestürzt hätte, wenn sie Vergleichbares auch nur angedacht hätte. Stresemann hatte am 18. Mai 1925 im Reichstag erklärt:

Es gibt niemand in Deutschland, der anerkennen könnte, dass die im flagranten Widerspruch mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gezogene Grenze im Osten eine für immer unabänderliche Tatsache sei. Es kann deshalb für Deutschland auch keine Regelung der Sicherheitsfrage in Betracht kommen, die eine nochmalige Anerkennung dieser Grenze in sich schliesse.

An den Kronprinzen schrieb Stresemann am 7. September 1925:

Eine meiner wesentlichsten Aufgaben ist die Korrektur der Ostgrenzen: Die Wiedergewinnung Danzigs, des polnischen Korridors und eine Korrektur der Grenze in Oberschlesien.¹⁹¹

Mit dem 24. Oktober 1938, dem Tag, an dem Vater das erste Gespräch mit dem polnischen Botschafter Lipski führte, begann eine Phase der Weltpolitik,

¹⁹¹ Walendy, Udo: Wahrheit für Deutschland, Vlotho/Weser 1965, S. 135 und Fussnote 18, zitiert aus Bernhard, Henry: Gustav Stresemann, Vermächtnis – Nachlass, Bd. II, S. 546 f., Berlin 1932.

die in ihrer Dramatik und Tragik zu einer Verdichtung des Geschehens geführt hat, wie sie die Historie selten bietet. Die Vorschläge, die er den Polen unterbreitete, sollte nach Art des deutsch-italienischen Ausgleichs (Südtirol bleibt italienisch, dafür akzeptiert Italien den Anschluss Österreichs) den Weg für ein Bündnis freimachen. Im Folgenden wird die Darstellung der Gespräche Vaters mit dem polnischen Botschafter Lipski nach den Aufzeichnungen wiedergegeben, die Vater dem damaligen Vortragenden Legationsrat Hewel diktierte:¹⁹²

Adolf Hitler wollte mit Polen zu einer endgültigen Klärung kommen und beauftragte mich schon im Oktober 1938, mit dem polnischen Botschafter über eine Bereinigung der zwischen Deutschland und Polen schwebenden Fragen zu verhandeln.

Ich bat daraufhin den polnischen Botschafter nach Berchtesgaden, wo es zwischen uns am 24. Oktober 1938 zur ersten Aussprache über Danzig und den Komplex des Korridors kam. [...]

Ich führte nun dem polnischen Botschafter gegenüber aus, es sei an der Zeit, zwischen Deutschland und Polen eine Bereinigung aller bestehenden Reibungspunkte vorzunehmen – als Krönung des von Marschall Piłsudski und dem Führer begonnenen Verständigungswerkes. Ich zog das Beispiel unseres Verhältnisses zu Italien heran. In diesem Falle habe der Führer auch aus tiefer Erkenntnis der Notwendigkeit einer völligen Bereinigung heraus auf Südtirol ein für allemal Verzicht geleistet. Eine ähnliche Übereinkunft sei auch mit Polen und für Polen erstrebenswert und liege in der Richtung unserer Politik, mit allen Nachbarn ein gutes Verhältnis herzustellen. Ich erwähnte in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, dass über den deutschen Verzicht auf Elsass-Lothringen hinaus auch mit Frankreich noch klarere Abmachungen getroffen würden. [...]

Ich skizzierte Lipski dann meine Gedanken, wie ich mir eine Lösung im Großen vorstelle:

- 1) Die Freie Stadt Danzig kehrt zum Deutschen Reich zurück. Danzig sei deutsch – sei immer deutsch gewesen und werde deutsch bleiben.
- 2) Durch den Korridor werde eine Deutschland gehörige, exterritoriale Reichsautobahn und ebenso eine exterritoriale mehrgleisige Eisenbahn gelegt.
- 3) Polen erhält im Danziger Gebiet ebenfalls eine exterritoriale Strasse oder Autobahn und Eisenbahn und einen Freihafen.
- 4) Polen erhält eine Absatzgarantie für seine Waren im Danziger Gebiet.
- 5) Die beiden Nationen erkennen ihre gemeinsamen Grenzen an, gegebenenfalls könne man zu einer Garantie der Territorien kommen.
- 6) Der deutsch-polnische Vertrag wird auf 25 Jahre verlängert. Die beiden Länder fügen eine Konsultativklausel in den Vertrag ein.

192 Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, S. 154-159; Vgl. Weissbuch des Auswärtigen Amtes 1939 Nr. 2, Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Dok. Nr. 197 und 198.

Lipski verhielt sich sehr zurückhaltend und erwiderte, er müsse natürlich erst Herrn Beck berichten, brachte aber zum Ausdruck, dass Danzig keineswegs – wie z.B. das Saargebiet – ein Produkt von Versailles sei. Man müsse die historische und geschichtliche Entstehungsgeschichte Danzigs verfolgen, um die richtige Einstellung zu bekommen.

Ich bat den polnischen Botschafter, mir jetzt keine Antwort auf meine Anregungen zu geben, sondern möglichst bald Herrn Beck zu berichten. Ich wies Lipski darauf hin, dass man nicht übersehen dürfe, dass auch für den Führer der endgültige Verzicht auf den Korridor innenpolitisch nicht leicht sei, man müsse säkular denken, Danzig sei nun einmal deutsch und werde es bleiben. Im Verlauf der Unterredung hatte ich den polnischen Aussenminister Beck für einen noch zu bestimmenden Termin eingeladen.

Lipski reagierte zurückhaltend, auch wurde er ja ausdrücklich aufgefordert, die Sache zu überdenken und sich Weisungen zu holen. Schliesslich ging es um Entscheidungen grosser Tragweite. Am 19. November 1938 erfolgte eine zweite Aussprache zwischen meinem Vater und Lipski, der inzwischen in Warschau von dem polnischen Aussenminister Beck seine Weisung erhalten hatte:

Lipski las sodann von einem Zettel Teile seiner Instruktionen vor: Aussenminister Beck sei der Auffassung, dass das deutsch-polnische Verhältnis im allgemeinen seine Probe bestanden habe. Während der tschechischen Krise habe sich gezeigt, dass das deutsch-polnische Verhältnis auf einer dauerhaften Grundlage gebaut sei. Aussenminister Beck glaube, dass die polnische Politik bei der Gewinnung des Sudetengebietes für Deutschland von Nutzen gewesen sei und wesentlich dazu beigetragen habe, diese Frage einer glatten Lösung im deutschen Sinne zuzuführen. Die polnische Regierung habe während der kritischen Tage alle Sirenenklänge, die von gewisser Seite ertönt seien, unbeachtet gelassen. (Das war richtig, denn Polen hatte territoriale Ansprüche gegenüber der Tschechoslowakei. Im Übrigen verursachte der englische Versuch, Russland in die Verhandlungen von München einzuschalten, die polnische Zurückhaltung.)

Ich erwiderte Herrn Lipski, dass sich auch meiner Auffassung nach das deutsch-polnische Abkommen als hieb- und stichfest erwiesen habe. Durch die Aktion des Führers gegen die Tschechoslowakei habe Polen die Möglichkeit gehabt, das Olsagebiet zu gewinnen und eine Anzahl sonstiger Grenz Wünsche zu befriedigen. Im Übrigen stimme ich mit ihm überein, dass auch die polnische Haltung die Dinge für Deutschland erleichtert habe.

Lipski machte dann weitschweifige Ausführungen, um die Wichtigkeit und Bedeutung Danzigs als freie Stadt zu beweisen. Auch aus innenpolitischen Gründen sei es für Aussenminister Beck schwierig, einer Eingliederung Danzigs ins Reich zuzustimmen. Beck habe sich nun überlegt, wie man ein für allemal alle Reibungen, die zwischen Deutschland und Polen über Danzig möglicherweise entstehen würden, beseitigen könne. Er habe sich gedacht, dass man das Danziger Völkerbundstatut durch einen deutsch-polnischen Vertrag, in dem alle Danziger Fragen behandelt würden, ersetzen könne. Als Basis für diesen Vertrag denke sich Beck, dass man einmal Danzig als rein deutsche Stadt anerkenne, mit

allen Rechten, die hieraus resultierten, andererseits aber Polen und der polnischen Minderheit alle wirtschaftlichen Rechte gleichfalls sicherstellte, wobei der Charakter Danzigs als Freistaat und die Zollunion mit Polen erhalten bliebe.

Ich erwiderte Herrn Lipski, dass ich den Standpunkt Aussenministers Beck bedaure. Die Anregung einer säkularen Lösung des deutsch-polnischen Problems, bei der Danzig zu Deutschland kommen solle, möge wohl eine innenpolitische Belastung für Herrn Beck mit sich bringen, andererseits sei aber nicht zu verkennen, dass auch der Führer es nicht leicht haben werde, eine Garantie des polnischen Korridors vor dem deutschen Volk zu vertreten. Meiner Anregung habe die Ansicht zugrunde gelegen, das deutsch-polnische Verhältnis auf eine Dauerbasis zu stellen und alle nur denkbaren Reibungspunkte zu beseitigen. Ich hätte nicht die Absicht gehabt, ein kleines diplomatisches Gespräch zu führen. Wie Lipski aus den Reden des Führers ersehen könne, behandle dieser die deutsch-polnische Frage stets von einer hohen Warte. Vor der internationalen Presse hätte ich noch kürzlich in seinem Beisein ausgeführt, dass ein gutes deutsch-polnisches Verhältnis mit zum Fundament der deutschen Aussenpolitik gehöre.

Lipski dankte für die Ausführungen und kam auf den Vorschlag eines zweiseitigen Vertrages über Danzig zurück. Ich erklärte ihm, dass ich abschliessend hierzu nicht Stellung nehmen könne, dass mir der Vorschlag aber nicht so leicht realisierbar schiene, und fragte meinerseits, wie sich Beck zu der Frage einer exterritorialen Autobahn und einer doppelgleisigen Eisenbahn durch den Korridor stelle. Lipski konnte in dieser Frage nicht offiziell Stellung nehmen. Persönlich könne er dazu sagen, dass ein solcher Wunsch vielleicht nicht auf unfruchtbaren Boden zu fallen brauche und sich in dieser Richtung vielleicht Lösungsmöglichkeiten ergeben könnten.

Nachdem ich Lipski noch kurz auf gerade herausgegebene polnische Briefmarken angesprochen hatte, die für den Danziger Verkehr bestimmt seien und Danzig gewissermassen als polnische Stadt darstellten, erklärte ich abschliessend:

Es lohne meiner Auffassung nach die Mühe, die deutschen Vorschläge zu dem Gesamtkomplex der deutsch-polnischen Beziehungen ernsthaft zu überlegen. Man wolle ja wohl auf beiden Seiten Dauerhaftes schaffen und eine wirkliche Stabilisierung herbeiführen. Selbstverständlich könne das nicht von heute auf morgen geschehen. Wenn Herr Beck sich unsere Anregungen in Ruhe überlegen würde, käme er vielleicht doch noch zu einer positiven Einstellung.

Die polnische Regierung legte auf die jahrelang von ihr geforderte Anerkennung der bestehenden deutsch-polnischen Grenzen offenbar nicht mehr den früheren Wert. Lipski ging auf diesen Aspekt des deutschen Angebots mit keinem Wort ein. Vater hatte darüber hinaus eine «Garantie der Territorien» in Aussicht gestellt, eine Garantie, die für Polen auch gegenüber der Sowjetunion gegolten hätte. Das Reich hätte eine Aggression der Sowjetunion gegen Polen nicht hinnehmen können.

Wie ernst man es andererseits in Berlin mit den Vorschlägen, die an Polen gerichtet waren, meinte, ergibt sich aus der Einladung an den polnischen Außenminister Beck nach Berchtesgaden bzw. München, um dort mit Hitler zusammenzutreffen. Vater gibt in seinem Nachlass eine zusammengefasste Darstellung der Gespräche, die zwischen Hitler und Beck am 5. Januar auf dem Obersalzberg und zwischen Vater und Beck am 6. Januar 1939 in München stattfanden:

Die Fortführung der Verhandlungen erfolgte bei dem Besuch, den der polnische Außenminister Beck auf meine Einladung hin Anfang Januar 1939 in Deutschland machte. Am 5. Januar fand zunächst eine lange Aussprache zwischen Adolf Hitler und Beck in Berchtesgaden statt. Anschliessend hatte ich dann noch eine Unterredung mit dem polnischen Außenminister in München. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war nicht besonders ermutigend. Immerhin verhielt sich Beck auch nicht völlig ablehnend. Er erklärte mir, dass das Problem sehr schwierig sei, dass er aber auf die Mitglieder seiner Regierung einwirken wolle, um eine Lösung zu finden. Der Faden war also nicht abgerissen, und ich wurde von Beck zu einem Besuch nach Warschau eingeladen, der schon wenige Wochen später, am 25. Januar 1939 stattfand. Auch bei dieser Unterredung in Warschau kamen die Verhandlungen nicht recht voran: Beck beschränkte sich darauf, mir immer wieder die für ihn gegebenen Schwierigkeiten zu erklären. Ich wies nochmals auf die unmögliche Lage der deutschen Volksgruppe in Polen und auf den für Deutschland unwürdigen Zustand des Korridors hin. Beck versprach sein Entgegenkommen in der Volksumfrage und wollte die anderen Themen einer «weiteren Prüfung» unterziehen.

Beim Abschluss unserer Warschauer Besprechung lud ich den polnischen Außenminister zu einem offiziellen Besuch nach Berlin ein. Am 21. März wiederholte ich dem Botschafter Lipski diese Einladung und gab ihm dabei erneut zu verstehen, dass der Führer bereit sei, nach Regelung der Danzig- und Autobahnfrage Polen eine Garantie seiner Grenzen zu geben. Ich betonte, dass keine vorhergehende deutsche Regierung in der Lage gewesen wäre, eine solche Garantie anzubieten. Beck fuhr aber nicht nach Berlin, sondern nach London¹⁹³

Hitler hat seine Vorschläge an Polen in der bekannten Reichstagsrede vom 28. April 1939 der Weltöffentlichkeit bekanntgegeben und ausdrücklich sein Bedauern zum Ausdruck gebracht, dass sie – «ihm unverständlich» – von der polnischen Regierung abgelehnt worden seien. Er hatte sein Angebot noch ergänzt durch die Bereitschaft, zusammen mit Polen und Ungarn den neuen slowakischen Staat zu garantieren, was, wie er es formulierte, «den praktischen Verzicht auf jede deutsche Vormachtstellung in diesem Gebiet» bedeutete.

193 Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, S. 158 ff.; vgl. dazu auch: Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Nr. 2, Dok. Nr. 200 und 201.

Am 4. Mai 1939 bereits nahm der britische Botschafter in Berlin, Henderson, in einem Brief an Aussenminister Halifax zu dem abgelehnten Angebot Hitlers an Polen Stellung:

Britische Botschaft, 4. Mai 1939

Sehr geehrter Herr Staatssekretär,

[...]

Wieder einmal ist die deutsche Sache, was die unmittelbare Frage angeht, weit davon entfernt, ungerechtfertigt oder unmoralisch zu sein. Wenn ein unparteiischer Marsbewohner als Schiedsrichter amtieren müsste, so kann ich nicht glauben, dass er ein anderes Urteil fällen würde als eines, das mehr oder weniger in Übereinstimmung mit dem Angebot Hitlers ist. Rechnete er damit, dass es abgelehnt würde?

Meine These war immer, dass Deutschland nicht zur Normalität zurückkehren kann solange nicht seine (in Deutschlands Augen) legitimen Forderungen erfüllt worden sind. Die Danzig-Korridor-Frage war zusammen mit dem Memelproblem eine von diesen [...]. Was im Auge behalten werden muss, ist, dass Danzig und der Korridor die grosse Frage vor 1933 war. Eine der unpopulärsten Handlungen Hitlers war sein 1934-Vertrag mit Piłsudski. [...] Heute stehen die gemässigten Deutschen, die gegen einen Weltkrieg sind, hinter seinem Angebot an Polen [...]. Nach Aussagen meines belgischen Kollegen betrachten fast alle diplomatischen Vertreter hier das deutsche Angebot als ein überraschend günstiges. Der holländische Gesandte, der amerikanische Geschäftsträger und mein südafrikanischer Kollege haben zu mir in diesem Sinne gesprochen. Ich frage mich daher, ob wir gut beraten sind, zum Kampf gegen Deutschland aufgrund einer Frage anzutreten, bei der die Welt nicht über die Immoralität der deutschen Forderungen einig ist? Wird in dieser Frage auch nur unser Empire einig sein? *Natürlich wird das zugrunde liegende Kriegsmotiv etwas viel Tieferes und Wichtigeres als Danzig selbst sein.*¹⁹⁴[...] Aber selbst unter diesen Umständen graut es mir bei dem Gedanken, dass Danzig nur der Vorwand sein könnte, und es graut mir noch mehr bei dem Gedanken, dass unser Schicksal in den Händen der Polen liegt. Sie sind ohne Zweifel heroisch, aber auch Narren, und fragen Sie jemand, der sie kennt, ob man ihnen trauen kann. Beck hat nicht einmal in London ein faires Spiel in Bezug auf das deutsche Angebot gespielt. Ribbentrop fragte mich gestern, ob Beck die Regierung Seiner Majestät in London über das deutsche Angebot informiert habe. Ich war gezwungen zu antworten, dass ich es – ehrlich gesagt – nicht wisse, worauf Ribbentrop erklärte, dass seine Information aus London dahin gehe, dass Beck es nicht getan habe [...].

Das deutsche Volk ist der Abenteuer müde, aber Polen und der Korridor mit dem Gespenst der «Einkreisung» und «Sowjetrussland» im Hintergrund ist ein

Schlachtruf, der mehr Chancen hat als irgendetwas anderes, um die ganze Nation zusammenzuschliessen. [...] ¹⁹⁵

Man wird fragen dürfen, warum eigentlich die britische Regierung und vor allen Dingen der amerikanische Präsident Roosevelt der polnischen Regierung nicht den dringenden Rat gegeben haben, das deutsche Angebot anzunehmen. Das Reich wäre damit auf seine bestehenden Grenzen festgelegt worden. Aus dem Brief geht hervor, dass es Henderson vor einem Krieg «graut». Er weiss, dass Danzig nur ein «Vorwand» ist; den Motiven für den Krieg liegt viel «Tieferes und Wichtigeres» zugrunde als «Danzig selbst». Hier decouvriert Henderson die eigentliche Grundtendenz der britischen Politik: Das Entscheidende für Grossbritannien ist eben – wie 1914 – die Zerstörung der Machtposition des Reiches in Zentraleuropa. Die deutsche Sache selbst hält er *expressis verbis* für «gerechtfertigt und moralisch».

Henderson scheint gegen den Krieg mit Deutschland zu sein. Ich erinnere an Vaters vorstehend wiedergegebenen Botschaftsbericht (Krönungsbericht), in dem er eine vertrauliche Information anspricht, nach der Henderson «wenig erbaut» von einer ersten Besprechung vor seinem Amtsantritt in Berlin im Foreign Office gewesen sei. Es verwundert nicht, da seine Einweisung in die Aufgabe, die ihn erwartete, ohne Zweifel von Vansittart vorgenommen wurde.

Aus dem Gespräch zwischen Vater und Lipski am 21. März 1939 hält Beck unter anderem fest:

... Ribbentrop sprach von allen Fragen, die von deutscher Seite seit dem 24. Oktober 1938 aufgeworfen waren: die Frage eines grossen polnisch-deutschen Ausgleichs, diejenige einer antirussischen Zusammenarbeit, die Drohung einer Rückkehr Deutschlands zur Rapallo-Politik [...]. ¹⁹⁶

Beck bestätigt die antibolschewistischen Zielsetzungen der deutschen Politik. Seine letzte Behauptung ist allerdings nicht nachprüfbar. Es spricht nicht viel dafür, dass Vater Polen zu diesem Zeitpunkt mit der Rückkehr zu einer «Rapallo-Politik» «gedroht» haben soll. So weit waren die Dinge noch nicht gediehen, aber erwogen hat er sie. In diesem Zusammenhang ist ein Bericht des damaligen Gesandten Karl Julius Schnurre von Interesse. Schnurre war Leiter der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und führte unter anderem die Handelsgespräche mit der Sowjetunion, die nie ganz unterbrochen worden waren. Er schreibt:

¹⁹⁵ DBFP, Third Series, Vol. V, Dok. No. 364, Brief von Sir Nevile Henderson (Berlin) an Viscount Halifax (C 6799/54/18).

¹⁹⁶ Beck, Joseph: *Dernier Rapport. Politique Polonaise 1926-1939*, Paris 1951, S. 188.

Die Wochen nach dem Abschluss der Münchner Konferenz brachten eine Intensivierung meiner Gespräche mit dem damaligen Chef der sowjetischen Handelsvertretung, Skossyrew, über einen neuen Kreditvertrag von 200 Mio. Reichsmark für die Dauer von 6 Jahren. Der Vertrag sollte an die Bedingung geknüpft werden, dass für 3/4 des Betrages kriegswichtige Rohstoffe geliefert werden sollten.

Diese Bemühungen wurden unterstützt durch eine Demarche des damaligen Botschafters, Merekalow, der mit Skossyrew im Auswärtigen Amt erschien und die Bereitwilligkeit seiner Regierung erklärte, auf dieser Grundlage Verhandlungen zu führen.

Als Ort der Verhandlungen schlug Merekalow Moskau vor. Von deutscher Seite war man an den Lieferungen von kriegswichtigen Rohstoffen lebhaft interessiert, scheute sich aber zu diesem Zeitpunkt, Handelsvertragsverhandlungen grösserer Dimensionen mit der Sowjetunion einzuleiten. Stattdessen liess mich Ribbentrop kommen und fragte mich, ob ich nicht zu einem Besuch des mir befreundeten Botschafters, Graf von der Schulenburg, nach Moskau reisen könne und bei dieser Gelegenheit mit Volkskommissar Mikojan Gespräche über die Einleitung von Wirtschaftsverhandlungen führen könne. Ich erwiderte Ribbentrop, dass das möglich wäre, da ich über die Handelsvertretung ständig mit Mikojan in Verbindung stünde, zumal ich Mitte Januar 1939 eine Verabredung mit dem polnischen Regierungsausschuss in Warschau hätte, so dass ich von dort aus ohne Aufsehen nach Moskau Weiterreisen könne. Ich erhielt also einen entsprechenden Auftrag von Ribbentrop und stimmte über Botschaftsrat Hilger in Moskau einen Besprechungstermin mit Mikojan für den 31. Januar 1939 ab.

Ich vereinbarte mit Graf von der Schulenburg, der zu dieser Zeit in Berlin war, gemeinsam mit ihm von Warschau aus nach Moskau zu reisen. Ich machte mich also Mitte Januar auf die Reise, zunächst nach Warschau, um dort meine Gespräche mit dem polnischen Regierungsausschuss zu führen. Zur gleichen Zeit verhandelte aber Ribbentrop mit dem polnischen Aussenminister, Oberst Beck, in Warschau über die Korridorfrage und Danzig und über die Einstellung Polens gegenüber der Sowjetunion. Unglücklicherweise gelangte durch eine Indiskretion, wahrscheinlich von polnischer Seite, meine vorbereitete Reise in die westliche Presse. Daily Mail und einige französische und polnische Blätter brachten – sensationell aufgemacht – Mitteilungen über eine deutsche, angeblich zu Wirtschaftsverhandlungen nach Moskau reisende, grosse Delegation unter meiner Führung. Es erschienen eine Fülle von Karikaturen über diese Reise in der westlichen Presse. Das bekannte westliche Schreckgespenst eines neuen deutsch-russischen Rapallo-Vertrages wurde in allen Farben ausgemalt.

Ribbentrop war schockiert und empfand die Veröffentlichungen als eine Störung seiner Gespräche mit Oberst Beck. Ich erhielt von ihm die Weisung, meine Reise zu unterbrechen und sofort nach Berlin zurückzukehren. Meine Gegenvorstellungen, dass ich doch bereits einen festen Termin mit Mikojan hätte, änderte nichts an dem befohlenen Abbruch meiner Moskauer Reise. Ich unterrichtete Hilger und sagte den Termin mit Mikojan für den 31. Januar 1939 ab. Ich fuhr nach Berlin zurück und Graf

von der Schulenburg, der von Warschau aus mit mir gemeinsam Weiterreisen sollte, fuhr allein nach Moskau weiter.¹⁹⁷

Wie stellte sich die weltpolitische Lage nach München für die deutsche Seite dar und mit welchen Erfolgsaussichten konnte die deutsche Regierung für die Annahme ihrer Vorschläge durch Polen rechnen?

Der polnische Aussenminister Beck will im Januar 1935 in Genf dem französischen Aussenminister Laval gegenüber geäußert haben:

Die Geschichte lehrt uns: Erstens, dass die grösste Katastrophe, der unsere Nation zum Opfer fiel, das Ergebnis des gemeinsamen Handelns der zwei Länder [- Deutschland und Russland -] war, und zweitens, dass in dieser verzweifelten Situation sich keine Macht der Welt zu unserer Unterstützung bereitfand.¹⁹⁸

Die Lehre, die er und sein Lehrmeister Piłsudski aus dieser Erkenntnis hätten ziehen sollen, bestand in dem naheliegenden und richtigen Schluss, dass auf die Westmächte im Zweifelsfall kein Verlass war. Polen hatte, den Augenblick der Schwäche beider grosser Nachbarn in den Jahren 1917/18 nutzend, grosse Teile aus den Nachbarstaaten herausgeschlagen. Dabei gab es so wenig Dankbarkeit wie auch sonst in der Politik, denn Polen verdankte seine Wiedererstehung der kaiserlichen deutschen Politik, die einen Puffer zwischen Deutschland und dem Riesenreich im Osten errichtet sehen wollte und sich ausserdem der Illusion hingab, wegen dieser Haltung auf polnische Unterstützung rechnen zu können. Damit bestand für Polen ebenfalls das Problem der «Mittellage», das für dieses Land eher noch schwieriger zu lösen war als für das sich in ähnlicher Lage befindliche Deutsche Reich. Polen war nicht annähernd in der Lage, eine dem Reich vergleichbare militärische Stärke zur Verteidigung seiner Existenz zwischen zwei übermächtigen Nachbarn – eben Deutschland und Russland – aufzubieten.

In dieser schwierigen Lage optierte Polen aber nicht für einen seiner Nachbarstaaten, sondern stützte sich auf sein Bündnis mit Frankreich. Von Deutschland hatte Polen seit Versailles zunächst einmal nichts zu befürchten; im Gegenteil spielte es wohl hin und wieder mit dem Gedanken, von dem wehrlosen Reich weitere Gebietsabtretungen zu erzwingen. Gegenüber der Sowjetunion suchte es sich durch Nichtangriffsverträge zu sichern, nachdem Piłsudskis Eroberungszug in die Ukraine nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte und im Frieden von Riga ein Kompromiss geschlossen worden war, der die polnischen Hoffnungen nicht erfüllte.

197 Schnurre, Karl: Aus einem bewegten Leben – Heiteres und Ernstes, Bad Godesberg 1987 (im Besitz des Verfassers).

198 Zitiert nach Schmidt, P. (Presse): Ribbentrops Reise nach Warschau Ende Januar 1939, S. 2.

Das Wiedererstarken des Deutschen Reiches begann diese Prämissen der polnischen Aussenpolitik allmählich grundlegend zu verändern! Noch 1936 hatte die polnische Regierung in Paris im Sinne eines gemeinsamen Vorgehens gegen Deutschland vorgefühlt, aus Anlass der Wiederherstellung der vollen deutschen Souveränität in dem bis dahin entmilitarisierten Rheinland. Hitler hatte den Polen diese Überlegungen nicht übel genommen. Er soll sich wie folgt geäußert haben:

Für Beck waren die Rheinbrücken noch wichtiger als für die Franzosen, denn wer aus Frankreich den Polen militärisch schnell helfen soll, muss schnell über den Rhein. Nur ein Idiot kann sich also darüber entsetzen oder beleidigt sein, dass der polnische Generalstab nichts sehnlicher wünschte, als dass die Rheinbrücken in der Hand des französischen Verbündeten blieben.¹⁹⁹

Das Land hatte sich während der Sudetenkrise durch die Annektierung des Olsgebietes in der öffentlichen Meinung Grossbritanniens nicht gerade beliebt gemacht. Aus deutscher Sicht sprach viel dafür, dass Polen unter den veränderten machtpolitischen Verhältnissen in Zentral- und dadurch auch in Osteuropa von seinem «Balanceakt» herabsteigen und optieren würde. Da, wie der Völkerbundskommissar Burckhardt meinte, die Polen die Russen mehr fürchteten als die Deutschen, rechnete man sich in Berlin eine Chance aus, mit den Polen einig zu werden. Für die Vereinigung Danzigs mit dem Reich, das, wie schon gesagt, ohnehin nationalsozialistisch regiert wurde, und einer exterritorialen Verbindung zwischen den beiden deutschen Reichsteilen die Garantie der polnischen Grenzen – nicht nur des Korridors, sondern auch des oberschlesischen Industriegebietes – einzuhandeln, musste für Polen doch aussergewöhnlich attraktiv sein. Man darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen, dass de facto damit auch eine Garantie der polnischen Ostgrenze gegen eine sowjetrussische Aggression gegeben gewesen wäre, denn nach Lage der Dinge hätte Hitler ein Vorgehen Russlands gegen Polen nicht hinnehmen können.

Die deutsche Politik war nach wie vor konsequent. Ausgangspunkt war die Bildung einer Abwehrfront gegen den bolschewistischen Sowjetstaat und das Bemühen um die Rückendeckung im Westen, also durch England und Frankreich, zumindest im Sinne politischer Neutralität; mit anderen Worten die «freie Hand» in Osteuropa, das heisst die Duldung eines unter deutscher Führung stehenden osteuropäischen, antibolschewistischen Bündnissystems.

Wir haben gezeigt, dass der deutschen Politik angesichts der Verweigerung Grossbritanniens und Frankreichs, sich mit Deutschland über seine Position in Zentraleuropa grundsätzlich zu einigen, nichts anderes übrigblieb, als diese Position zunächst einmal so schnell wie nur möglich auszubauen, in der Hoff-

¹⁹⁹ Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 7.

nung, bei den beiden westlichen Regierungen schliesslich die Einsicht in die Notwendigkeit und Natürlichkeit einer starken deutschen Stellung in Osteuropa feststellen zu können.

Diese Hoffnung war begründet, wie beispielsweise ein interessantes Dokument aus englischen Akten zeigt. Es handelt sich um einen Brief des britischen Aussenministers Halifax an den britischen Botschafter in Paris, Sir Eric Phipps, vom 1. November 1938.²⁰⁰ Ich gebe diesen Brief, den man durchaus als Memorandum für die künftige britische Politik ansehen darf, im Folgenden auszugsweise in Übersetzung wieder:

Lieber Phipps,

In Ihrem Telegramm Nr. 1120 vom 4. Oktober erwähnen Sie die manchmal geäusserte Auffassung, die französische Regierung könnte der durch deutsche Machenschaften ausgelösten Versuchung erliegen, zur Regierung Seiner Majestät auf Distanz zu gehen. Genau wie Sie habe ich dieser Theorie nie viel Glauben geschenkt, da sie meiner Ansicht nach die grundlegenden Fakten der deutsch-französischen Beziehungen nicht ausreichend in Rechnung stellt.

Die Lage, wie ich sie sehe, ist etwa die folgende: Es kann keinen gesicherten Frieden in Europa geben, so lange kein echtes Arrangement zwischen Deutschland, Grossbritannien und Frankreich erreicht ist.

Eine der Hauptschwierigkeiten in der Vergangenheit war die unrealistische Position, die Frankreich in Zentral- und Osteuropa eingenommen hat. Frankreich wünscht, gestützt auf seine Bündnissysteme, grossen Einfluss auf die Politik der zentraluropäischen Staaten, kann aber nicht davon ausgehen, wegen der zunehmenden deutschen Stärke und der Vernachlässigung seiner eigenen Verteidigungsanstrengungen diese Forderungen weiterhin aufrechterhalten zu können. Gleichzeitig löst die Tatsache dieser französischen Forderungen in Deutschland eine ständige Irritierung aus. Die deutsch-französischen Beziehungen sollten nach dem Abschluss des Münchener Abkommens, das eine drastische Veränderung der französischen Politik in Mitteleuropa bedeutet, einen neuen Anfang machen.

Von nun an müssen wir mit einer deutschen Vormachtstellung in Mitteleuropa rechnen. Nebenbei gesagt, ich war immer der Meinung, wenn Deutschland einmal seine normale Stärke wieder erreicht haben sollte, diese Vorherrschaft aus geographischen und wirtschaftlichen Gründen nicht zu verhindern sein wird.

Unter diesen Umständen, so stellt es sich mir dar, müssen Grossbritannien und Frankreich ihre Vorherrschaft in Westeuropa aufrechterhalten, indem sie über eine militärische Stärke in dem Umfang verfügen, die jeden Angriff auf sie zu einem Vabanquespiel macht. Sie müssen darüber hinaus ihre Positionen im Mittelmeer und in Nahost fest in der Hand behalten. Das gleiche gilt für ihre Kolonialreiche. Ihre Bindungen an die USA sollten sie so fest wie möglich knüpfen.

200 DBFP, Third Series, Vol. III, Dok. No. 285.

Die wichtigste Lehre, die wir aus der Krise ziehen müssen, ist, dass es unklug ist, seine Aussenpolitik auf der Grundlage unzureichender militärischer Stärke zu führen. In meinem Brief an Sie vom 28. Oktober habe ich unsere Bemühungen angesprochen, die Lücken in unserer Verteidigung zu schliessen, und die Bedeutung, die wir entsprechenden Anstrengungen Frankreichs beimessen. Man kann eine deutsche Expansion in Zentraleuropa hinnehmen, die nach meiner Meinung ein normaler und natürlicher Vorgang ist, wir müssen aber in der Lage sein, einer deutschen Expansion in Westeuropa Widerstand entgegenzusetzen, wenn wir nicht unsere Stellung gefährdet sehen wollen. Es wäre fatal, wenn wir wieder mit unzureichender militärischer Stärke erwischt werden würden.

Andererseits habe ich keine Bedenken, immer unter der Voraussetzung, dass diese dargelegte Konzeption («lay-out») klar ist und die Erfordernisse ausreichender militärischer Stärke akzeptiert werden, gegen unmittelbare deutsch-französische Gespräche, die die Atmosphäre verbessern würden. [...]

Die unmittelbare Zukunft wird zwangsläufig eine Zeit mehr oder weniger schmerzhafter Anpassungen an die neuen Realitäten in Europa sein. Während ich folgere, dass wir sehen werden, wie Deutschland seine Position in Zentraleuropa konsolidieren wird, während Grossbritannien und Frankreich das gleiche in Westeuropa, dem Mittelmeer und in Übersee tun werden, bleiben einige Faktoren im Dunkeln. Welche Rolle werden Polen und Russland spielen? Wenn sich das Polen von Beck, wie ich einmal unterstelle, nie mit Russland verbünden können, und wenn Frankreich, nachdem es sich einmal an der Tschechoslowakei die Finger verbrannt hat, sein Bündnis mit Polen lockert, kann das letztere vermutlich nur mehr und mehr in den deutschen Einflussbereich fallen. Auf der anderen Seite wird Sowjet-Russland, so lange Hitler lebt, kaum ein Bundesgenosse Deutschlands werden können, obwohl es ganz offensichtliche wirtschaftliche Gründe gibt, sie zusammenzubringen. Russland könnte sich für die Isolation entscheiden, oder aber es mag vorziehen, mit den Westmächten über das russisch-französische Bündnis in Verbindung zu bleiben.

Dann besteht noch das Problem einer möglichen deutschen Expansion in die Ukraine. Unter der Voraussetzung, dass ich hoffe, Frankreich wird sich und uns davor bewahren, sich durch Russland in einen Krieg mit Deutschland verwickeln zu lassen, zögere ich, der französischen Regierung zu raten, ihren Pakt mit Sowjet-Russland zu kündigen, da die Zukunft viel zu unsicher ist. [...]

Schliesslich hoffe ich, dass das Inkrafttreten des britisch-italienischen Abkommens unsere Beziehungen zu Italien verbessern wird und dass es den Franzosen gelingen möge, das gleiche zu erreichen. Wenn wir auch nicht hoffen können, Italien der Achse abspenstig zu machen, so glauben wir doch, dass das Abkommen Mussolinis Bewegungsfreiheit vergrössern und ihn weniger abhängig von Hitler machen wird, damit er seine klassische Rolle wieder aufnehmen kann, einen Balanceakt zwischen Deutschland und den Westmächten zu vollführen. [...]

Dieses « lay-out » einer möglichen britischen Politik, wie Halifax in seinem Brief an Phipps, den britischen Botschafter in Paris, formuliert, entspricht sehr weitgehend der deutschen Konzeption für die politische Neuordnung Osteuropas, wie sie Ende 1938 Realität zu werden schien. Halifax geht von einer eindeutigen Interessenabgrenzung in Westeuropa aus. Sie war deutscherseits durch den formellen Verzicht auf Elsass-Lothringen und die Anerkennung der britischen Suprematie zur See bereits als Vorleistung anerkannt worden. Er geht von entsprechenden Positionen Englands und Frankreichs im Mittelmeer und in Nahost aus. Man erinnere sich an dieser Stelle an Vaters Bedenken gegen die deutsche Intervention zugunsten Francos in Spanien.²⁰¹ Es ist allerdings festzuhalten, dass sich Deutschland nach Abschluss des Bürgerkrieges wieder völlig aus Spanien zurückgezogen hatte. Halifax hält die deutsche Suprematie in Mittel- und Osteuropa für normal und natürlich. Er geht von der unabänderlichen Gegnerschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion aus, die von Hitler immer wieder zur Grundlage seiner Politik erklärt worden war. Er realisiert die Möglichkeit, dadurch ein De-facto-Gleichgewicht zu gewinnen, indem er den Franzosen rät, den Pakt mit Russland nicht aufzugeben. In der ganzen Konzeption sieht er *expressis verbis* die Möglichkeit, sich auf die Erhaltung der jeweiligen Kolonialreiche zu konzentrieren.

Zutreffenderweise stellt er die zur Zeit noch ungeklärte Position Polens fest, das er aber früher oder später im deutschen Einflussbereich sieht. Das bedeutet mit anderen Worten die von Deutschland gewünschte «freie Hand» in Osteuropa, um es antibolschewistisch zu organisieren. Der Wunsch und die Hoffnung des britischen Aussenministers, nicht in eventuelle osteuropäische Händel involviert zu werden, hätte faktisch zu einer Neutralitätserklärung des Westens für den Fall kriegereischer Entwicklungen in Osteuropa führen müssen. Intensive Aufrüstungsbemühungen Grossbritanniens und Frankreichs sollten diese Politik militärisch abstützen.

Eine zusätzliche Absicherung seiner Politik sieht der britische Aussenminister in den so eng wie möglich geknüpften Bindungen an die USA («[...] and maintain the closest possible ties with the United States of America»). Von dieser Überlegung wird eine aussergewöhnliche weltpolitische Dramatik ausgehen, die das britische Empire letztlich in die völlige Abhängigkeit zur USA führen wird. Der Vollstrecker aber war nicht mehr Halifax, sondern Churchill, der Halifax von dem Aussenministerposten in seinem Kabinett als britischen Botschafter nach Washington abschieben wird.

201 Ribbentrop, J. v.: Zwischen London und Moskau, S. 88.

Am 20. November 1938 empfing Vater den französischen Botschafter in Berlin, Robert Coulondre, nachdem sich François-Poncet nach Rom hatte versetzen lassen (um die Achse Berlin-Rom am schwächeren Ende «umzubiegen»). In der Aufzeichnung über die Unterhaltung steht unter anderem das Folgende zu lesen:

Ribbentrop: «... eine Verständigung [...] einfacher sein würde [...], [wenn] sich die europäischen Staaten auf ihre wirklichen Interessen beschränkten, so Frankreich auf sein grosses Kolonialreich, England auf sein Empire und Deutschland auf seine eigentliche Interessensphäre, nämlich den Südosten Europas.» Herr Coulondre [...] sagte, dass er die Frage genau so sehe.²⁰²

Am 6. Dezember 1938 fuhr Vater zu einem offiziellen Besuch nach Paris, um eine deutsch-französische Deklaration zu unterzeichnen, in der beide Staaten feststellen, dass zwischen ihnen keine territorialen Fragen offenstehen und sie sich ihre Grenzen gegenseitig garantieren.

Während dieses Besuches in Paris haben zwei lange Gespräche zwischen dem französischen Aussenminister Bonnet und Vater stattgefunden. Die Äusserungen Bonnets konnte Vater nur in dem Sinne einer französischen Abstinenzklärung mit Blick auf Osteuropa verstehen. Eine sehr detaillierte Untersuchung des damaligen Leiters der Presse- und Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes aus dem Jahre 1963, des Gesandten Dr. Paul Schmidt, der Mitglied der deutschen Delegation war, hat das bestätigt.²⁰³ Ein Bericht des britischen Botschafters Phipps an Sir Orme Sargent im Foreign Office spricht sogar von Gerüchten aus «gut informierten Kreisen» in Paris, Bonnet habe dem deutschen Aussenminister erklärt, Frankreich würde im Falle deutscher Aktionen in der Ukraine nicht aktiv werden.²⁰⁴

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Schilderung des damaligen französischen Botschafters in Warschau, Léon Noël, in seinen Erinnerungen²⁰⁵ über ein Gespräch mit Bonnet, das im November 1938 vor Vaters Besuch in Paris stattgefunden hat. Bei Noël heisst es:

Herr Bonnet unterbrach mich bei meinen ersten Worten, um mir zu beweisen, dass unsere Verträge mit Polen uns genügend Spielraum liessen, um unser Land in jedem Falle aus dem Kriege herauszuhalten. Er las sie mit der Lupe, gefiel

202 Vgl. ADAP, Serie D, Bd. IV, Dok. Nr. 356; Aufzeichnungen des Dolmetschers P. Schmidt.

203 Vgl. ADAP, Serie D, Bd. IV, Dok. Nr. 370 (s. hier Fussnote des Dokuments) und Dok. Nr. 383; Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 15-16; Schmidt, P. (Dolmetscher): Statist auf diplomatischer Bühne, S. 423-424.

204 Schreiben von Phipps an Sargent vom 12. Dezember 1938.

205 Noël, Léon: L'agression Allemande contre la Pologne, Paris 1946; dt.: Der deutsche Angriff auf Polen, Berlin 1948, S. 246.

sich in juristischer Analyse und sah sich dadurch gesichert. Ich warnte ihn vor derartigen Erwägungen, indem ich bemerkte, wir wären nicht mehr, wie zur Zeit unserer schon fernen Jugend im Gerichtssaal, damit beauftragt, Recht zu sprechen, sondern stünden internationalen Gegebenheiten, und zwar den brutalsten, gegenüber. Er erklärte mir daraufhin, entschlossen zu sein, über meine Anregungen hinwegzugehen. Wenn man ihn so sprechen hörte, war er entschlossen, einfach und vollständig, ohne zu zögern, alle von Frankreich geschlossenen Verträge zu kündigen. Er verstand darunter auch – ausser dem französisch-polnischen Vertrag – den französisch-sowjetischen Pakt gegenseitiger Hilfeleistung. Ich hielt ihm entgegen, dass es klüger wäre, nicht völlig mit Polen zu brechen und nicht auf die Unterstützung zu verzichten, die unsere Armee von der – wegen ihrer Tapferkeit berühmten polnischen Armee – zu erwarten hätte. Ich bestand mit Nachdruck darauf, sich zu beschränken, die französisch-polnische Allianz ihres automatischen Charakters zu entkleiden.

Wir beendeten die lange Diskussion in formellster Weise. Ich würde Anweisung erhalten, mit Joseph Beck Verhandlungen zum Zwecke einer Revision unserer Verträge einzuleiten.²⁰⁶

Der polnische Botschafter in Paris zitiert in einem Bericht an den polnischen Aussenminister vom 17. Dezember 1938²⁰⁷ den französischen Aussenminister. Bonnet habe ihm spontan erklärt, er habe Vater gegenüber die französischen Verträge mit Polen und der Sowjetunion als «unnormale» (abnormality) bezeichnet.²⁰⁸ Bonnet sei allerdings ein schwankender Charakter, er habe aber Ribbentrop die Versicherung gegeben, «Frankreich werde sich einer deutschen wirtschaftlichen Expansion im Donaubecken nicht entgegenstellen». Im Übrigen glaubt Juliusz Lukasiewicz, damals polnischer Botschafter in Frankreich, nicht, «Ribbentrop habe aus Paris den Eindruck mitgenommen, auch eine in diese Richtung verlaufende politische Expansion werde auf entschlossenes Handeln Frankreichs stossen».²⁰⁹

Dass sich Bonnet tatsächlich mit Überlegungen in diese Richtung trug, wird durch den Hinweis des britischen Aussenministers Halifax in dem bereits zitierten Brief an Sir Eric Phipps, den britischen Botschafter in Paris, bestätigt:

206 Zitiert nach Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 51 f.

207 Lukasiewicz, Juliusz: *Diplomat in Paris 1936-1939*, New York-London 1970, S. 152, Bericht an den polnischen Aussenminister, Nr. 1-F/58, Political Report No. XL/3, Paris, December 17.1938, Vertraulich.

208 Lukasiewicz, Juliusz: a.a.O., S. 156.

209 Lukasiewicz, J., a.a.O., S. 159, zitiert aus «Deutschland in Geschichte und Gegenwart», 43. Jahrgang, Nr. 3, Sept. 1995, S. 27: Eberbach, Götz, «Aus polnischen Quellen».

[... er zögere,] der französischen Regierung zu raten, ihren Pakt mit Sowjet-Russland zu kündigen, da die Zukunft noch viel zu unsicher ist. [...]

Zur Abrundung sei der Korrespondent der Londoner «Times» zitiert, der am 16. März 1939 geäußert hatte:

There is no doubt, that after Munich the leaders of the French Government believed and hoped that Germany would continue her eastward drive, and, as a price of French complacency [gemeint ist wahrscheinlich: complaisance], leave this country in peace.²¹⁰

Man kann der deutschen Regierung nicht vorwerfen, ihre Politik zur Reorganisation Osteuropas mit antibolschewistischer Zielsetzung sei nicht systematisch und sorgfältig vorbereitet worden. Beck hatte in den Gesprächen mit Hitler und Vater immer wieder darauf hingewiesen, die Rückkehr Danzigs zum Reich mache grosse innenpolitische Schwierigkeiten. Deutscherseits hoffte man, eine erkennbare Distanzierung Frankreichs von seiner bisherigen Politik der gegen Deutschland gerichteten «Kleinen Entente» würde naturgemäss den Einfluss der deutschfeindlichen Kreise in Polen mindern und möglicherweise den Weg für ein grosses Arrangement mit Polen freimachen. Dieses Arrangement, das Polen seine Grenzen garantieren würde, müsste auch den Franzosen willkommen sein, da es, so die Überlegungen, eine Expansion des Reiches auch in Osteuropa verhinderte, so dass Frankreich mit Blick auf seinen Noch-Bundesgenossen Polen in dieser Hinsicht sein Gesicht nicht verlieren würde.

Der deutsche Aussenminister durfte also durchaus mit einem gewissen Optimismus seine Reise nach Warschau antreten. Schmidt (Presse) zitiert ihn in seiner Untersuchung:

Beck neigt zum Grössenwahnsinn und möchte gerne Weltpolitik à la Grossbritannien betreiben: «Balance of power»! [Gemeint ist hier das Gleichgewicht zwischen Deutschland und Russland] Aber Herr Beck hat 1936 gelernt, dass die Franzosen nicht so schnell bei der Hand sind, ihm seine «Balance of power» an der Weichsel mit französischem Blut zu ermöglichen!²¹¹

Hier schliesst sich der Kreis. Die Erklärungen des französischen Aussenministers gegenüber Vater, Frankreich habe kein Interesse an Osteuropa, musste auf die polnische Regierung theoretisch in dem Sinne wirken, sich mit dem Reich zu arrangieren, vor allen Dingen, da Polen gleichzeitig aussergewöhnlich günstige Bedingungen geboten wurden. Ohne den Rückhalt des französischen Bündnisses und der sogenannten «Kleinen Entente» war die Beck'sche Konzeption der «Balance» zwischen Deutschland einerseits und Russland andererseits nicht aufrechtzuerhalten. Da die Polen die Bolschewiken

210 Siehe Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 52.

211 Vgl. Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 7.

noch mehr fürchteten als die Deutschen, so die Meinung in Berlin, würden sie sich wohl den deutschen Vorschlägen geneigt zeigen, da ihnen in deutschen Augen keine andere – vernünftige – Wahl blieb. Bonnet hat später geäußert, in obigem Sinne eine Quasi-«Distanzerklärung» abgegeben zu haben. Inzwischen war einiges geschehen, um die französische und auch die englische Politik vom Desinteressement an Osteuropa wieder auf einen anti-deutschen Kurs einschwenken zu lassen.

Werfen wir einen Blick auf die europäische Politik in der Zeit von Ende Januar 1933 bis Ende Januar 1939, dem Zeitpunkt von Joachim von Ribbentrops Besuch in Warschau: Die deutsche Aussenpolitik schien kurz vor ihrem Ziel angelangt zu sein. Das Wiedererstarken des Reiches und die Neuorganisation Osteuropas mit antibolschewistischer Zielsetzung standen vor ihrer Vollendung, wenn auf der von Deutschland vorgeschlagenen Basis eine endgültige Bereinigung des deutsch-polnischen Verhältnisses in Warschau besiegelt werden würde. Was sollte Polen noch zögern lassen, das deutsche Garantieangebot im Hinblick auf die deutsch-polnischen Grenzen²¹² (Vater hatte sogar eine Garantie der Territorien angedeutet) gegen die Rückkehr Danzigs zum Reich und einer exterritorialen Eisen- und Autobahn anzunehmen?

Vater hatte bei dem ersten vorbereitenden Gespräch dem polnischen Botschafter in Berlin gesagt, er habe nicht «die Absicht gehabt, ein kleines diplomatisches Gespräch zu führen». Damit sollte dem polnischen Vertreter die grundlegende Bedeutung der eingeleiteten Verhandlungen vor Augen geführt werden. Würde die polnische Regierung die schicksalhafte Stunde (hier trifft die abgegriffene Formulierung wohl einmal mehr tatsächlich zu) erkennen oder weiter versuchen, sich nach dem Motto des Grafen Lubienski, des Kabinettschefs von Aussenminister Beck, durchzulavieren? Dieser antwortete auf die Frage, wie sich Edward Rydz-Smigly, der polnische Oberbefehlshaber, in seiner antideutschen und antisowjetischen Haltung – also zwischen zwei Grossmächten, die er beide als Feinde behandelte – wohlfühlen könne:

Er [Rydz-Smigly] kompensiert seine Befürchtungen gegenüber den beiden nahen Feinden durch die Hoffnung auf die fernen Freunde.²¹³

Bei diesen «fernen Freunden» handelte es sich um Frankreich und Grossbritannien und, wie aus den in Warschau erbeuteten Akten des polnischen Aussenministeriums ersichtlich, um die Vereinigten Staaten von Amerika!

Würde eine neue Seite europäischer Geschichte aufgeschlagen werden können, indem das Reich mit seinen osteuropäischen Verbündeten in einer

212 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 160.

213 Zitiert nach Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 26.

nunmehr konsolidierten Position als «*pièce de résistance*» gegen die Bedrohung durch das sowjetische Russland fungieren würde, und zwar im Einvernehmen mit den beiden westeuropäischen Mächten, die sich ihrerseits ihren überseeischen Besitzungen widmen können, um deren Bedeutung für die europäische Wirtschaft unter den veränderten Bedingungen der Weltpolitik möglichst lange und effizient aufrechterhalten zu können?

Aber lassen wir den Gesandten Schmidt (Presse) über die spannenden Umstände, unter denen Vaters Besuch in Warschau stattfand, berichten:

Für den ersten Abend hatte Oberst Beck zu einem festlichen Bankett ins Palais Brühl geladen. Zuerst fand ein Essen statt, anschliessend war grosser Empfang für ein paar hundert Gäste. Sehr glanz- und prunkvoll alles.

Das schöne Palais Brühl sah inwendig allerdings sehr verkitscht aus. Die Empfangsräume waren im Stil der Jahrhundertwende ausgestattet, mit grünen Marmorsäulen, mächtigen Portieren, Marmorstandbildern und scheinwerferbestrahlten Ölbildern aus Polens Geschichte. Man hatte eher den Eindruck, in einem Hallenschwimmbad oder auf dem Forum Mussolini zu sein, als hinter der Fassade eines sächsischen Barockpalastes im geistigen Zentrum der polnischen Nation.

Ribbentrop hatte mir schon vor Beginn des Essens seinen und Becks Trinkspruch gegeben, damit ich die Texte ans deutsche Nachrichtenbüro so rechtzeitig weitergeben konnte, dass die Berliner Zeitungen sie noch vor Redaktionsschluss erhielten. Ich kam gerade in den Saal zurück, als zum Essen gegangen wurde.

Beck führte mit leidendem Gesicht Frau v. Ribbentrop zu Tisch. Zuweilen ging ein reichlich theatralisch wirkender Schmerzenszug über seine Züge. Dörnberg sah meine Verwunderung und flüsterte mir im Vorbeigehen zu: «*Ischias!*» Wenn es eine Krankheit gibt, die unerwartet und urplötzlich auftreten kann und schwer genug ist, einen ernstlich zu behindern und die gebotene Freundlichkeit zu nehmen, aber doch nicht so gefährlich, dass man ins Bett muss, so ist es *Ischias*. Eine ideale diplomatische Krankheit.

Wir waren mit der Suppe gerade fertig, als Ribbentrop mich zu sich winkte und leise fragte, ob die Tischreden schon an die Presse gegeben seien. Ich bejahte. Und da erhob sich Beck auch schon betont mühsam, sprach den ersten Satz seiner Rede, hängte noch ein paar Floskeln an, entschuldigte sich mit seiner plötzlichen Krankheit und erhob sein Glas. Wie ein eisiger Hauch lief das Unbehagen die festliche Tafel entlang. Ribbentrop, dem man so gerne schlechte diplomatische Manieren nachsagt, zeigte sich von vollkommener Korrektheit und verriet mit keiner Miene sein Erstaunen. Er erhob sich, dankte dem Polen und bedauerte sein gesundheitliches Missgeschick, verwies mit einer geschickten Formulierung auf die ausgetauschten Reden und verzichtete auch seinerseits darauf, seinen ganzen Text zu sprechen, sondern erhob gleichfalls sein Glas zur protokollarischen Schlussformel. Dieses geschickte Verhalten Ribbentrops und die Tatsache, dass weder er noch seine Frau mit keiner Faser Verärgerung oder Be-

troffenheit zeigten, liess selbst in den misstrauischen Gästen den Gedanken aufkommen, dass Beck vielleicht doch wirklich schwer gehandicapt sei und dem Ganzen keine politische Bedeutung beikäme.

Beck war natürlich nicht krank, jedenfalls nicht so krank, dass er seine 42zeilige Tischrede nicht hätte ablesen können. Es handelte sich um den Versuch, die bereits ausgetauschten Tischreden mit einem Trick zu eliminieren.

Was war geschehen? Was hatte die Polen veranlasst, dem deutschen Aussenminister ein «refus» in beinahe brüskierender Form zu geben? Der äusserlich erkennbare Anlass war eine Rede des französischen Aussenministers Bonnet vor der Kammer in Paris am 26. Januar 1939. In dieser Rede distanzierte sich Bonnet von den Erklärungen, die er Vater im Sinne eines Desinteresses der französischen Politik an Osteuropa gegeben hatte:

Die Freundschaft zu England bezeichnete Bonnet als Eckpfeiler der französischen Politik. Die Entente sei nie intimer gewesen als heute. Im Falle eines Krieges, den man von ganzem Herzen zu vermeiden hoffe, würden, falls beide Länder hineingezogen werden sollten, alle Kräfte Grossbritanniens Frankreich und alle Kräfte Frankreichs Grossbritannien zur Verfügung stehen. Deshalb bestehe ein gegenseitiges Interesse an einem Ausbau der militärischen Macht bis zum Höchstausmass. [...]

Die Beziehungen zur Sowjetunion würden dadurch gekennzeichnet, dass Frankreich während der Septemberkrise wiederholt im Sinne des Hilfeleistungspaktes mit Moskau Fühlung genommen habe. Bezüglich der Beziehungen zu Polen genüge es, daran zu erinnern, dass der polnische Aussenminister Beck erklärte, die polnisch-französische Freundschaft stelle unverändert eine der Grundlagen der polnischen Politik dar. Frankreich bleibe den mit der Sowjetunion und den Staaten von Mittel- und Osteuropa abgeschlossenen Verträgen treu. Danach stellte Bonnet seine Sympathie mit den aussenpolitischen Erklärungen Roosevelts fest.

Ministerpräsident Daladier richtete an die Kammern den Appell, sich geschlossen hinter die Regierung zu stellen. [...] Es gelte aber, den Forderungen gewisser Nachbarn ein kategorisches «Nein» entgegenzusetzen. Frankreich könne keine Verzichtspolitik treiben, es müsse überall wachsam sein, wo französische Interessen auf dem Spiele stünden.²¹⁴

Der Gesandte Schmidt, der Mitglied der deutschen Delegation war, berichtet, es hätte nicht der Brüskierung durch einige polnische Offiziere in Zivil bedurft, die in einem Nachtlokal, das vom polnischen Aussenministerium für Mitglieder der deutschen Delegation als Treffpunkt bezeichnet worden war, den deutschen Gästen Zettel überreichten, auf denen in deutscher Sprache stand: «Vor Bestellung Danziger Goldwassers lesen Sie bitte die Garantie-Erklärung der französischen Kammer.», um die Auswirkungen der französischen «Kehrtwendung» auf Polen festzustellen.²¹⁵

²¹⁴ Schmidt. P. (Presse): a.a.O., S. 64 f.

²¹⁵ Schmidt. P. (Presse), a.a.O., S. 67.

Mit Rückendeckung aus Paris und damit auch Londons glaubte Beck, seine Politik der «Balance of Power» zwischen dem Reich und der Sowjetunion fortsetzen zu können. Das bedeutete, sich den deutschen Wünschen auf eine enge Kooperation zu versagen und die deutschen Angebote abzulehnen. Ob es klug war, das «Nein» mit brüskierenden Begleitumständen zu untermalen, ist eher eine Frage der Qualifikation Becks als der grossen Politik, so wenn die Vertreter des polnischen Kriegsministeriums den deutschen Aussenminister bei der Kranzniederlegung am Grabmal des unbekanntenen Soldaten 25 Minuten warten liessen, ohne sich zu entschuldigen, und anderes mehr.

Hatte man deutscherseits an Vaters Besuch in Warschau eine gewisse Hoffnung knüpfen dürfen, durch eine grosszügige Flurbereinigung mit Polen die Konsolidierung der deutschen Position in Zentraleuropa vollenden und abschliessen zu können, so sah man sich nach den Kammerreden Daladiers und Bonnets einer völlig veränderten Situation gegenüber. Die «Grosse Entente» unternahm *expressis verbis* die grösstmöglichen Anstrengungen, um ihre Rüstungen auf den Höchststand zu bringen. Die Bündnisse Frankreichs in Osteuropa wurden als Grundlagen der französischen Politik bezeichnet und, wie man unterstellen kann, damit auch der britischen. Bonnet etablierte erneut die «présence» Frankreichs in Osteuropa. Die Hoffnung, eine Abstinenz der beiden Westmächte von Osteuropa würde Polen in seinem eigenen Interesse den deutschen Vorschlägen öffnen, war durch den Schwenk der französisch-englischen Politik zunichte gemacht worden. Die erneute gravierende Gefährdung des Reiches durch die einkreisenden Bündnissysteme war unübersehbar. Die Ankündigung aussergewöhnlicher Rüstungsanstrengungen durch den französischen Regierungschef liess nichts Gutes erwarten.

Natürlich stellte sich für Vater und seine engsten Mitarbeiter bereits damals in Warschau die Frage, was den Umschwung in der französischen Politik bewirkt hatte. Vater sah in der Rede Bonnets einen eindeutigen Kurswechsel der französischen Politik gegenüber der Haltung, die der französische Aussenminister in den Pariser Gesprächen mit ihm eingenommen hatte. Nach Aussagen seiner Mitarbeiter war Vater bereits in Warschau der Meinung, dass in erster Linie Interventionen Roosevelts über seinen Pariser Botschafter William Bullitt den Umschwung in der französischen und damit auch der polnischen Politik bewirkt haben müssten.

Im Winter 1939/1940 lag ich als Soldat in Würzburg. Mutter besuchte mich dort. Man genoss als Landser derartige Besuche in vollen Zügen. Die Badewanne in Mutters Hotelzimmer stand jeden Abend zur Verfügung, sie verwöhnte ihre Erstgeburt im Rahmen des damals möglichen, nicht zuletzt durch den Genuss von Bocksbeutelweinen; unnötig zu erklären, dass Mutter mich

in das laufende politische und militärische Geschehen einweihte. Sie erzählte mir, die in Warschau sichergestellten Akten (Aktion «von Künsberg») des polnischen Aussenministeriums hätten zu einer gewissen Überraschung auf deutscher Seite geführt, wie weitgehend und intensiv sich der amerikanische Präsident Roosevelt in die europäische Politik eingeschaltet habe, um ein friedliches Ergebnis der deutsch-polnischen Verhandlungen zu verhindern. Nach allen mittlerweile zur Verfügung stehenden Unterlagen und Dokumenten könne davon ausgegangen werden, dass die massive Intervention des amerikanischen Präsidenten den Umschwung der französischen und der britischen Politik herbeigeführt habe. Das «lay-out» für die britische Politik, wie es Halifax in dem zitierten Brief an seinen Pariser Botschafter dargelegt hatte, galt offenbar nicht mehr, ebensowenig wie die Absicht Bonnets, das französische Engagement in Osteuropa zu reduzieren, die der französische Aussenminister seinem Warschauer Botschafter Noël eröffnet hatte.²¹⁶ Zwar bestritt Noël später ebenfalls, dass Bonnet gegenüber Vater formell auf den französischen Einfluss in Osteuropa verzichtet habe, aber er gab zu:

[...] es ist nicht zu bestreiten, dass das persönliche Verhalten von Herrn Bonnet zur Zeit Münchens [...] und in den folgenden Monaten bei den deutschen Staatsmännern den Eindruck erweckt hat, dass ihr Land von jetzt ab trotz der in Kraft gebliebenen Verträge und der feierlichen Erklärung die Hände im Osten freihaben würde.²¹⁷

So schreibt der polnische Botschafter in Washington am 21. November 1938 nach einer Unterhaltung mit Bullitt, dem amerikanischen Botschafter in Paris und damals noch engem Vertrauten Roosevelts, den er anlässlich eines Urlaubsaufenthalts Bullitts in den Staaten traf, an das Warschauer Aussenministerium:

[...] Bullitt erwiderte, dass die demokratischen Staaten absolut noch zwei Jahre bis zur vollständigen Aufrüstung brauchten. In der Zwischenzeit würde Deutschland vermutlich mit seiner Expansion in östlicher Richtung vorwärtsschreiten. Es würde der Wunsch der demokratischen Staaten sein, dass es dort im Osten zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Reich und Russland komme. Da das Kräfte-Potential der Sowjetunion bisher nicht bekannt sei, könne es sein, dass sich Deutschland zu weit von seiner Basis entferne und zu einem langen und schwächenden Krieg verurteilt werde. Dann erst würden die demokratischen Staaten, wie Bullitt meint, Deutschland attackieren und es zu einer Kapitulation zwingen.²¹⁸

216 Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 69 f

217 Zitiert nach Noël, L.: a.a.O., S. 265. Im gleichen Sinn zitiert Noël auch Robert Coullondre, den französischen Botschafter in Berlin: ebd., S. 266.

218 Zitiert nach Auswärtiges Amt (Hrsg.): Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Berlin 1940, Nr. 3, Erste Folge, Dok. Nr. 4, S. 9.

Bullitt war am 21. Januar, also wenige Tage vor Vaters Reise nach Warschau²¹⁹, von einem mehrmonatigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Paris zurückgekehrt, mit einem «Koffer voll Instruktionen».²²⁰ Bullitt hatte in diesen Tagen mit Bonnet – noch vor dessen Kammerrede – zwei Unterredungen. Auch den polnischen Botschafter hat er zweimal gesprochen.

Es darf heute als gesicherte Erkenntnis gelten – obwohl keineswegs alle Akten bereits zur Verfügung stehen –, dass die amerikanische Diplomatie in diesen Monaten voller Aktivität war, um eine Einigung zwischen dem Reich und Polen zu verhindern. Natürlich bestanden über Roosevelts Einstellung zum Deutschen Reich und seine antideutsche Politik innerhalb der deutschen Regierung keine Zweifel, aber die intensiven Bemühungen der amerikanischen Diplomatie, ein deutsch-polnisches Arrangement zu verhindern, waren deutscherseits erst durch die in Warschau erbeuteten polnischen Akten in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen.

Vater war sich der negativen Einflüsse der amerikanischen Politik aber durchaus im klaren; für ihn waren die polnischen Akten nur eine Bestätigung seiner Auffassung. Der Gesandte Schmidt (Presse) schreibt darüber:

Denn soviel wurde in dem Gespräch mit Ribbentrop auf der Rückfahrt von Warschau schon klar: Der Aussenminister sah in Roosevelt und den USA die eigentliche Ursache für den Kurswechsel in Paris. [...]

Worauf sich Ribbentrops Verdacht gründete, dass der Initiator der Pariser Schwenkung Roosevelt sei, kam im Salonwagen nicht zur Sprache. Aber interessant war für mich, dass bei der Ankunft in Berlin, [...] Ribbentrop sich gleich Rudolf Likus griff, [...] und ihn fragte: «Gibt's was Neues aus Sofia, Likus?» Der Standartenführer nickte eifrig und antwortete: «Sehr interessante Nachrichten, Herr Reichsminister!»

Likus hatte in Sofia eine besondere Nachrichtenquelle erschlossen, die immer sehr gute Informationen aus der amerikanischen Gesandtschaft lieferte: Berichte des amerikanischen Gesandten an das State Department, Weisungen aus Washington, sogar ganz vertrauliche, an den Gesandten persönlich gerichtete Mitteilungen waren unter dem Material. Es war ein sehr guter Draht, den Likus gezogen hatte, allerdings auch sehr teuer. Aus dieser Quelle kamen nicht nur Informationen, sondern auch Analysen über die amerikanische Politik. [...]

Schmidt (Presse) stellt dann die entscheidende Frage:

Die Frage, die sich heute stellt, lautet: Ist es belegbar, dass Roosevelt [...] die französische Abkehr von der Pariser Abrede bewirkt hat? Dass Roosevelt also die Kammerrede Bonnets am 26. Januar auslöste und so den polnischen Widerstand entscheidend stählte?

²¹⁹ Er war am 25. Januar in Warschau.

²²⁰ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 166.

Ich bin der Meinung, dass die Frage mit Ja zu beantworten ist. [...] Bullitt sagte zu dem polnischen Botschafter: «Sollte ein Krieg ausbrechen, so werden wir sicher nicht zu Anfang an ihm teilnehmen, aber wir werden ihn beenden.» Und auf die Frage, ob die USA in einen eventuellen Krieg gegen Deutschland eintreten würden, antwortete er:

«Zweifellos ja, aber erst dann, wenn England und Frankreich zuerst losschlagen!»²²¹

Der US-Präsident betrieb zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahren die Rückkehr der Vereinigten Staaten in die Weltpolitik. Da sich aber das grosse amerikanische Potential nur in einer weltweiten Auseinandersetzung wirkungsvoll im Sinne einer aktiven Weltpolitik einsetzen liess, scheute er sich nicht, Konfliktmöglichkeiten in diesem Sinne zu nutzen. Dies nicht, um das britische Weltreich oder das französische, belgische und holländische Kolonialreich zu erhalten; es ging ihm auch nicht um Polens Unabhängigkeit, denn er wird sie später in seinen Verhandlungen mit Stalin bedenkenlos opfern, wie übrigens auch Churchill. Es ging ihm um das Hochspielen des amerikanischen Machtpotentials. Er setzte durch seinen Vertrauten Bullitt die britische und französische Regierung unter latenten Druck, sich auf keinerlei Kompromisse mit Deutschland einzulassen.

Beinahe über Nacht hatte sich die Lage Deutschlands wiederum dramatisch zum Nachteil verändert. Bestand zu Beginn des Jahres 1939 die Hoffnung, den Status des Reiches endgültig durch eine grosszügige Regelung mit Polen konsolidieren zu können, sah man sich nach der ablehnenden Einlassung Polens der erklärten Interventionsbereitschaft der beiden westeuropäischen Mächte gegenüber, die ausserdem erklärt hatten, ihre Rüstungsanstrengungen auf das Höchstmögliche steigern zu wollen. Die latente Gegnerschaft der USA und Sowjetrusslands rundete das Bild einer ausserordentlichen Gefährdung des Reiches ab.

Der bekannte amerikanische Historiker Tansill zitiert den amerikanischen Journalisten Verne Marshall:

Präsident Roosevelt wies [im Sommer 1939] William Bullitt, den damaligen Botschafter in Paris, schriftlich an, der französischen Regierung mitzuteilen, dass, wenn im Falle eines Nazi-Angriffs auf Polen Frankreich und England ihm nicht zur Hilfe kämen, diese Länder von Amerika keinen Beistand zu erwarten hätten, sollte sich ein allgemeiner Krieg entwickeln. Hingegen könnten Frankreich und England, wenn sie [im Falle eines Nazi-Angriffs auf Polen] sofort Deutschland den Krieg erklärten, von den Vereinigten Staaten «jede Unterstützung» erwarten.

Nach F.D.R. 's Instruktion sollte Bullitt dies an ‚Joe‘ und ‚Tony‘, das heisst an die Botschafter Kennedy in London und Biddle in Warschau, weitergeben. F.D.R. wünschte, dass Daladier, Chamberlain und Josef Beck von dieser Wei-

221 Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 80ff. und 93 f.

sung an Bullitt Kenntnis erhielten. Bullitt schickte das Schreiben von F.D.R. einfach im Pariser Kurierbrief an Kennedy. Kennedy folgte Bullitts Beispiel und sandte es weiter an Biddle. Als die Nazis Warschau nahmen und Beck verschwand, muss ihnen die Note F.D.R. 's in die Hände gefallen sein. Der Mann, von dem dieser Bericht stammt, hat sie im Oktober 1939 in Berlin gesehen.²²²

In einem Bericht, den Lukasiewicz, der polnische Botschafter in Paris, über eine Unterhaltung mit dem amerikanischen Botschafter in Paris, William Bullitt, an den polnischen Aussenminister Beck richtete, heisst es:

Die Vereinigten Staaten verfügen England gegenüber über verschiedene und ungeheuer bedeutsame Zwangsmittel. Allein die Drohung ihrer Anwendung dürfte genügen, England von einer Kompromisspolitik auf Kosten Frankreichs zurückzuhalten.²²³

Eine Tagebucheintragung des späteren US-Verteidigungsministers James V. Forrestal gibt ein Gespräch mit dem amerikanischen Botschafter in London, Kennedy, wieder, in dem er von Chamberlains Äusserung zu Kennedy erfuhr, dass «Amerika [...] Grossbritannien in den Krieg [gegen Deutschland] getrieben hat»²²⁴. Roosevelt war die entscheidende Figur. Er wollte die Weltpolitik in Bewegung setzen, wohl wissend, dass er mit dem ungeheuren Potential der Vereinigten Staaten die besten Karten für ein globales «Powerplay» in der Hand hielt.

In einem Bericht vom 12. Januar 1939²²⁵ legte der polnische Botschafter in Washington, Graf Potocki, das Spiel Roosevelts und seiner Mitstreiter dem polnischen Aussenminister Beck dar. Nach diesem Bericht ist die Stossrichtung der inneramerikanischen Propaganda ganz einseitig gegen Hitler und den Nationalsozialismus gerichtet, wobei Sowjetrussland fast ganz ausgeschaltet bleibt. «Wenn es überhaupt erwähnt wird, so tut man es in freundlicher Weise und stellt die Dinge so dar, als ob Sowjetrussland mit dem Block der demokratischen Staaten zusammenginge.» Eingehend stellt Potocki den Einfluss der in jüdischen Händen befindlichen Medien dar. Mit der Erzeu-

222 Tansill, Charles: Die Hintertür zum Kriege. Das Drama der internationalen Diplomatie von Versailles bis Pearl Harbor, Düsseldorf 1956, S. 596 f. Bullitt und auch Kennedy wollten sich später an eine solche Anweisung Roosevelts in Mitteilungen an Tansill nicht erinnern (vgl. ebd.); Millis, Walter: The Forrestal Diaries, London 1952, belegt das Gegenteil.

223 Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Auswärtiges Amt (Hrsg.) 1940, Nr. 3, Erste Folge, Berlin 1940, S. 23 f., Bericht Lukasiewicz vom Februar 1939; Drittes Weissbuch der Deutschen Regierung (Hrsg.: Auswärtiges Amt), Erste Folge, Dok. Nr. 11, S. 104.

224 Millis, Walter: a.a.O., S. 129.

225 Drittes Weissbuch der Deutschen Regierung (Hrsg.: Auswärtiges Amt, Basel 1940): Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Erste Folge, Dok. Nr. 6.

gung einer Kriegspsychose verfolge der Präsident, so Potocki, zwei Ziele: Einmal «wolle [er] das amerikanische Volk von innerpolitischen Problemen ablenken», und zwar durch Schaffung einer Kriegsstimmung und von Gerüchten einer Europa drohenden Gefahr, zum anderen solle das amerikanische Volk veranlasst werden, das enorme Aufrüstungsprogramm Amerikas anzunehmen, das über das Verteidigungsbedürfnis der Vereinigten Staaten hinausginge. Weiter schreibt Potocki:

Das ganze Problem wird auf mysteriöse Art bearbeitet: Roosevelt sind die Grundlagen in die Hand gegeben worden, um die Aussenpolitik Amerikas zu beleben und auf diesem Wege zugleich die kolossalen militärischen Vorräte zu schaffen für den künftigen Krieg, dem die Juden mit vollem Bewusstsein zustreben. Innerpolitisch ist es sehr bequem, die Aufmerksamkeit des Publikums von dem in Amerika immer zunehmenden Antisemitismus abzulenken, indem man von der Notwendigkeit spricht, Glauben und individuelle Freiheit vor den Angriffen des Faschismus zu verteidigen.²²⁶

Wenn es Roosevelt lediglich um Frieden gegangen wäre, hätte er eigentlich auf Polen einwirken müssen, die für Polen ausserordentlich günstigen deutschen Vorschläge anzunehmen. Aber er hielt sich zurück. Genauso brachte er später Japan dazu, «den ersten Schuss abzufeuern»²²⁷. Es ging nicht um die gar nicht bedrohte polnische Unabhängigkeit, wie die alliierte Propaganda

226 Ich erinnere mich im Zusammenhang mit Graf Potocki einer kleinen Begebenheit, die freilich keine diplomatischen Konsequenzen hatte, im Gegenteil. Das Ehepaar war wohl im Januar 1935 bei uns in Dahlem zu einem Mittagessen; in meiner Erinnerung vergnügte, elegante Leute. Die Herren rauchten nach Tisch eine Zigarre, die sich nach einem kleinen Knall in eine Art Besen verwandelte, während die Gräfin eine Praline mit einem kleinen Aufschrei in einen Aschenbecher spuckte. Meine Schwester Bettina hatte zur Auflockerung der familiären Silvesterfeier einige Tage vorher Vaters Zigarren mit kleinen Zündplättchen versehen und Mutters Konfekt mit einigen Pfefferpralinen angereichert. Wie immer, wenn die Stimmung ohnehin vergnügt ist – und das war sie bei dem Besuch der Potockis –, regen solche kleinen Ereignisse die Stimmung noch zusätzlich an.

227 Nach dem Tagebucheintrag von Henry L. Stimson vom 25. November 1941 stellt sich die Frage, «wie wir [die USA] sie [die Japaner], ohne uns selbst einer grossen Gefahr auszusetzen, in eine Position manövrieren könnten, dass sie den ersten Schuss abfeuern». Abdruck in: Hearings before the Joint Committee on the Investigation of the Pearl Harbor Attack, 79th Congress, 2nd Session, P. 11, S. 5433. Die Frage, ob Roosevelt im Falle eines Kriegseintritts der USA einen Angriff auf Pearl Harbor billigend in Kauf genommen oder gar provoziert hat, ist bis heute Gegenstand intensiver Diskussionen unter Historikern. Kritisch gegenüber Roosevelt insbesondere: Morgenstern, George: Pearl Harbor 1941 (1947); Toland, John: Infamy: Pearl Harbor and Its Aftermath (1986); Bavendamm, Dirk: Roosevelts Krieg 1937-45 und das Rätsel von Pearl Harbor (1993), und zuletzt Stinnett, Robert B.: Pearl Harbor: Wie die ame-

behauptete, sondern es ging darum, Deutschland zu veranlassen, den ersten Schuss zu tun. England hoffte auf den damit auszulösenden Militärputsch, Roosevelt setzte gegebenenfalls auf die globale Auseinandersetzung, die das ausserordentliche Gewicht der USA voll zur Geltung bringen würde. Bemerkenswert ist an dem britisch-polnischen Bündnis, mit dem sich Polen auf die antideutsche Linie festlegte und sich auf Gedeih und Verderb an die Briten und damit an die USA band, dass der Bündnisfall nur bei einem deutschen Vorgehen gegen Polen gegeben war, und nicht, wenn Polen mit Russland in Konflikt geriet.²²⁸

In Polen nahm man befriedigt zur Kenntnis, dass der «Westen» und insbesondere die USA sich auf das Feindbild Deutschland eingeschossen hatten. In den Augen Becks war damit die entscheidende Voraussetzung gegeben, um einen Konflikt mit Deutschland eingehen zu können. Nach den Gesprächen in Warschau war nun offenkundig davon auszugehen, dass sich in absehbarer Zeit keine Bereinigung der deutsch-polnischen Beziehungen würde erreichen lassen, geschweige denn ein freundschaftliches Verhältnis im Sinne der gemeinsamen Abwehrbereitschaft gegenüber Sowjetrußland herzustellen war. Polen stützte sich auf die Allianz mit Frankreich und den deutsch-russischen Gegensatz, den die polnische Regierung für unüberbrückbar hielt. Die strategisch unglückliche deutsch-polnische Grenze und die immer noch existente tschechische Armee bedeuteten unter diesen Umständen ein zusätzliches Problem, da gegebenenfalls mit der Feindschaft des tschechischen Reststaates genauso zu rechnen war wie mit der Gegnerschaft Polens.

Ungeachtet des negativen Verlaufs von Vaters Besuch in Warschau gab man in Berlin die Hoffnung noch nicht auf, mit Polen zu einem Übereinkommen zu gelangen. Noch am 21. März 1939 erneuerte Vater die Einladung an Beck in einem Gespräch mit dem polnischen Botschafter Lipski. Beck fuhr jedoch nach London, wo er offenbar das zunächst mündliche Garantieverprechen der britischen Regierung erhielt, was ihn nunmehr veranlasste, die an Polen gerichteten deutschen Vorschläge in aller Form abzulehnen und mit der Mobilisierung der eigenen Armee zu beginnen.²²⁹

Das Scheitern der deutsch-polnischen Verhandlungen bewies die Unmöglichkeit, Osteuropa durch entsprechende Verträge im antibolschewistischen Sinne zu organisieren. Da die Westmächte es nicht zuliessen, musste die deut-

rikanische Regierung den Angriff provozierte und 2476 ihrer Bürger sterben liess (2003, 2. Auflage).

228 Ribbentrop, a.a.O., S. 169, Erklärung des Unterstaatssekretärs Richard Austen Butler im Unterhaus am 19. Oktober 1939.

229 Vgl. Scheil, Stefan: Fünf plus Zwei, S. 57 f., Rydz-Smigly: «Glauben Sie mir bitte, dass die Mobilisierung nicht nur eine Demonstration war. Wir waren damals zum Krieg bereit [...]»

sche Politik eine neue Konzeption finden. Bereits auf der Rückfahrt von Warschau wurde sich Vater über die Konsequenzen aus dem polnischen Verhalten klar. Er sagte zu seinen Mitarbeitern: «Jetzt bleibt uns nur der Ausweg, uns mit Russland zu einigen, wenn wir nicht völlig eingekreist werden wollen.»²³⁰

²³⁰ Ribbentrop, J. v., a.a.O., S. 160; siehe auch Tansill, Charles: a.a.O.; Fish, Hamilton: Der zerbrochene Mythos, Tübingen 1982.

«Die Rochade»

Nach den negativen Erfahrungen in Warschau zögerte Vater nicht lange mit den ersten Überlegungen in eine ganz andere Richtung. Der Gesandte Schmidt (Presse) schildert die Szene auf der Rückfahrt im Sonderzug im Detail.²³¹

Ribbentrop war am 27. Januar keineswegs überzeugt, dass die Verhandlungen als endgültig gescheitert anzusehen waren, wenn er auch sehr pessimistisch war. [...]

Um so überraschter war ich, als der Aussenminister mich während der Rückfahrt zum Pressevortrag in seinen Salonwagen rufen liess und mir nach einem kurzen einleitenden Gespräch in Gegenwart von Frau Ribbentrop die präzise Frage stellte:

«Glauben Sie, dass es eine Möglichkeit gibt, zu einer deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit zu kommen?»

Ich muss sehr verblüfft geschaut haben, denn Frau von Ribbentrop lachte und sagte zu ihrem Mann: «Dr. Schmidt ist ganz erschrocken», und der Minister fügte dann auch schnell hinzu: «In der Politik muss man, wie im Generalstab, alle Möglichkeiten durchspielen, auch diese, natürlich rein theoretische Frage. Und Sie haben mir doch schon oft erzählt, dass Sie sich mit der Geschichte der deutsch-russischen Zusammenarbeit nach dem ersten Weltkrieg intensiv beschäftigt haben.»

Ribbentrop spielte damit auf meine ihm bekannte Vorliebe für das historische Kapitel der deutsch-sowjetischen Beziehungen zwischen 1918 und 1933 an. [...]

Ich sagte deshalb auf seine Frage im Salonwagen scherzhaft: «Dem Antikominternpakt wird Stalin wohl schwerlich beitreten können.» Es verschlug mir fast die Sprache, als Frau von Ribbentrop mir darauf schlagfertig entgegnete: «Warum nicht, wenn man ihn umtauft?»

Es wurde mir sofort klar, dass sich Ribbentrop offenbar sehr ernst mit der Frage eines deutsch-sowjetischen Ausgleichs beschäftigte. [...]

Walter Hewel kam noch in den Salonwagen und beteiligte sich an der Unterhaltung. Im Laufe des Gesprächs wurde Ribbentrops Gedankengang ziemlich klar: Er war offenbar durch die letzten Gespräche mit Moltke [deutscher Botschafter in Warschau] zu der Überzeugung gekommen, dass der Widerstand der Polen zu einer engen Zusammenarbeit mit Deutschland doch grösser war, als er geglaubt hatte, und sah keine rechte Chance mehr für eine Danzig-Lösung oder eine grössere Bindung Polens ans Reich zum Aufbau des Aufmarschraumes²³²

231 Schmidt, P. (Presse): a.a.O., S. 78-80.

gegen die Sowjetunion. Die Folgerung einer solchen Erkenntnis bot sich für [...] [den] Aussenminister zwingend an.

Wenn Polen nicht mit stillschweigender Duldung Frankreichs ins deutsche Interessengeschirr gespannt werden konnte, dann musste man Warschau in seine alte deutsch-russische Zwickmühle manövrieren, vor der Piłsudski immer so panische Furcht gezeigt hatte, dass er die Verhinderung einer deutschrussischen Zusammenarbeit gewissermassen als politisches Testament der polnischen Diplomatie aufgetragen hatte.

Bemerkenswert ist die Hinzuziehung Hewels zu dieser Unterhaltung. Hewel war ein alter Mitkämpfer Hitlers, der den «Marsch auf die Feldherrnhalle» beim Putsch in München im Jahre 1923 mitgemacht hatte, um dann für lange Jahre nach Südostasien zu gehen. Ich habe es miterlebt, wie er in London zu Vater stiess, um schliesslich ständiger Vertreter Vaters bzw. des Auswärtigen Amtes bei Hitler zu werden. Vermutlich wurde Hewel zugezogen, damit er bereits jetzt die Überlegungen kennenlernen sollte, mit denen Vater versuchen musste, Hitler von seinem antibolschewistischen Kurs auf eine «prorusische» Linie «umzudrehen», was ohne Zweifel ausserordentlich schwierig werden würde. Hitler war in die Politik eingetreten mit der Maxime: Kampf dem Marxismus, Kommunismus, Bolschewismus. Ich habe seine aussenpolitische Konzeption, die er seit seinem Regierungsantritt konsequent verfolgt hat, in ihren einzelnen Schritten nachgezeichnet. Die Grundmaxime der deutschen Politik war die Organisation Osteuropas zur Abwehr des aggressiven russischen Bolschewismus. Nun wollte ihm sein Aussenminister zumuten, sich um 180 Grad zu drehen und sich mit Beelzebub zu verbinden. Wie hatte er 1933 kurz nach seinem Regierungsantritt zu dem deutschen Botschafter in Moskau, Nadolny, gesagt: «Ich will mit den Leuten nichts zu tun haben.»²³³

Sein Aussenminister, dieser Ribbentrop, hatte er je an den erbitterten Strassen- und Versammlungsschlachten gegen die Kommunisten teilgenommen? War er nicht, wie er ihm, Hitler, selbst erklärt hatte, jahrelang ein Parteigänger Stresemanns gewesen? Kam er demnach nicht aus jenem bürgerlichen Milieu, dem Hitler die Fähigkeit und vor allen Dingen auch die Bereitschaft absprach, die weltanschauliche Dimension seines Kampfes gegen den Bolschewismus zu erkennen, geschweige denn diesen mit der nötigen Härte auszufechten? Unter diesen Umständen konnte es gegebenenfalls gut sein, wenn ein «alter Kämpfer» wie Hewel im richtigen Augenblick ein passendes Wort fallen liess, hier im Sinne einer in Vaters Augen notwendigen «Kehrtwendung» der deutschen Politik.

232 Der militärische Begriff «Aufmarschraum» enthält unter Fachleuten eine offensive Komponente. Schmidt war kein Militär. Hier ist der Begriff im Sinne einer osteuropäischen militärischen Zone gegen die Sowjetunion zu verstehen.

233 Nadolny, Rudolf: Mein Beitrag, Wiesbaden 1955, S. 167.

Ich hörte zum ersten Mal von diesen grundsätzlich neuen Überlegungen zur deutschen Aussenpolitik in den wenigen Tagen, die ich mich zwischen Abitur und Eintritt in den Arbeitsdienst zu Hause aufhalten konnte. Mutter war wieder einmal an der Stirnhöhle operiert worden, dieses Mal in Kiel. Aus irgendeinem protokollarischen Grund musste sie bereits kurz nach der Operation in Berlin zur Verfügung stehen und wurde daher mit dem Flugzeug aus Kiel abgeholt. Ich nutzte die Gelegenheit, mitzufliegen, um ihr von dem erfolgreich hinter mich gebrachten Abitur zu berichten. Ich wurde mit den Worten empfangen: «Wenn wir abstürzen, bekommst du vorher noch e Ohrfeich!» (Wenn sie sich aufregte, klang manchmal ein leicht mainzerischer Tonfall durch.) Das war natürlich spassig gemeint; sie hatte es aber sehr ungern, wenn Familienmitglieder ohne ausreichenden Grund in ein und demselben Flugzeug flogen.

Auf dem Flug war Gelegenheit, sich ausgiebig über die politische Lage zu unterhalten; der Besuch der Eltern in Warschau lag erst wenige Wochen zurück. Das erste, von dem Mutter sprach, war die «Kastanienrede» Stalins. Am 10. März 1939 hatte Stalin in einer Rede vor dem Parteikongress formuliert, es sollten gewisse Mächte nicht glauben, die Sowjetunion würde für sie die «Kastanien aus dem Feuer holen». Man konnte Stalin durchaus in dem Sinne verstehen, die Sowjetunion würde sich nicht den Westmächten zuliebe in eine direkte Konfrontation mit Deutschland treiben lassen. Die Formulierung konnte ein «Signal» an die deutsche Adresse bedeuten, sie brauchte es aber nicht, sondern konnte auch ein taktischer Zug gegenüber den westlichen Alliierten sein. Ich entnahm Mutters Bericht, dass Vater bereit war, mit den Russen die Probe aufs Exempel zu machen. Hier schien sich die Möglichkeit zu eröffnen, den Ring zu sprengen und damit die Fehler der kaiserlichen Politik vor dem Ersten Weltkrieg zu vermeiden. Mutter wies aber auch auf die Schwierigkeiten hin, Hitler zu dieser Politik zu bewegen. Ich war über alle Massen beeindruckt!

Ich hatte das jahrelange Bemühen um die Freundschaft Grossbritanniens teilweise aus nächster Nähe miterlebt. Auf den geschilderten Wochenendfahrten mit den Eltern sprach Vater über die Belastung seiner Bemühungen durch den unglückseligen spanischen «Nichteinmischungsausschuss». Die deutsch-englischen Beziehungen waren der Punkt, um den sich alles drehte. Ich hatte die Enttäuschungen auf deutscher Seite in mich aufgenommen. Unvergessen der Artikel, den der Londoner Korrespondent des «Berliner Lokalanzeigers», von Kries, unter dem Titel «Probemobilmachung» über die englische Politik während der «Maikrise» verfasst hatte und der zu dem eindeutigen Schluss kam, Grossbritannien bereite sich auf den Krieg mit dem Reich vor. Die veränderte Atmosphäre in England, die ich bei unserem Austauschbesuch in Bath empfand, war nicht zu übersehen gewesen. Die Bismarcksche

Politik der «Rückversicherung» durch einen Vertrag mit Russland war mir geläufig. Die Nichterneuerung durch den deutschen Reichskanzler Caprivi im Jahre 1890 war beinahe ein «Steckenpferd» Grossvater Ribbentrops. Allerdings hatte es auch im zaristischen Russland die panslawistische Bewegung gegeben, mit einer durchaus aggressiven, nach Westen gerichteten Stossrichtung, der von weiten Kreisen in Moskau und Petersburg gestützt wurde. Aber gerade wegen des Potentials der Sowjetunion war es erstrebenswert, ja notwendig, sich in dieser Richtung Luft zu verschaffen. Deutschland musste nach Westen optieren, und wenn diese Option nicht offenstand, eben nach Osten. Etwas später hörte ich von Mutter, die russische Regierung habe sich in der technischen Abwicklung der russischen diplomatischen Vertretungen in der Tschechoslowakei nach Errichtung des «Protektorates Böhmen und Mähren» durchaus kooperativ verhalten. Auch dieses Detail konnte nach Vaters Auffassung ein erneutes Signal bedeuten.

Natürlich sprachen Mutter und ich auch über die Errichtung des «Protektorates». Mutter schien mir sehr nachdenklich in diesem Punkt und äusserte sich nicht, als ich von dem Thema meines Abituraufsatzes erzählte. Auch Vater war sehr ernst und schweigsam geblieben, als die Sprache auf das Thema kam. Nach München hatten sich die Verhältnisse in der Resttschechei keineswegs konsolidiert, im Gegenteil. Die verschiedenen Volksgruppen wollten nun ebenfalls ihre Unabhängigkeit erreichen, sie strebten auseinander bzw. zu ihren Mutterländern. Die Slowaken wollten nicht in einem tschechisch bestimmten Staate leben. Die Tschechoslowakei war ein Kunstprodukt alliierter Grossmachtpolitik, das ohne ihre ständige Protektion in seine Teile zerfallen musste – was nach 1989 ja auch sofort eintrat. In der Situation von 1939 suchte man Unterstützung bei Deutschland. Der spätere slowakische Ministerpräsident Vojtech Tuka erklärte Hitler wörtlich:

Ich lege das Schicksal meines Volkes in Ihre Hände, mein Führer, mein Volk erwartet seine volle Befreiung von Ihnen!²³⁴

Die Slowaken wollten befreit werden, das heisst, ihre staatliche Unabhängigkeit erreichen, die Ungarn wollten sich an ihr Mutterland anschliessen. Polen hatte bereits ohne viel Federlesens die von ihm beanspruchten Gebiete – unter anderem das bereits angesprochene Olsagebiet – ohne vertragliche Abmachungen oder Verhandlungen annektiert. Die Desintegration der Tschechoslowakei im Jahre 1938 wurde nicht durch deutsche Intrigen ausgelöst, sie war eine Konsequenz aus den inneren Widersprüchen dieses Staates.

²³⁴ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 148.

Vater stellt die Ereignisse und ihre Konsequenzen in seinen Skizzen wie folgt dar:

Ich hatte im Laufe der Monate verschiedentlich mit dem Aussenminister Chvalkovsky gesprochen, und dieser fragte nun, nachdem sich durch den Einmarsch der Ungarn in die Karpatho-Ukraine und die Selbständigkeitserklärung der Slowakei eine ganz neue Lage ergeben hatte, über unseren Geschäftsträger in Prag bei mir an, ob der Führer dem Staatspräsidenten Hächa Gelegenheit zu einer persönlichen Unterredung geben wolle. Adolf Hitler war einverstanden und erklärte mir, dass er diese Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen wünsche. Ich hatte in diesem Sinne einen Telegrammwechsel mit Prag und wies unsere Gesandtschaft an, sich zurückzuhalten. Präsident Hächa erhielt die Antwort, dass der Führer ihn empfangen wolle.

Dem Auswärtigen Amt und mir waren bis zu diesem Zeitpunkt militärische Vorbereitungen von unserer Seite nicht bekannt. Kurz vor der Ankunft des Präsidenten Hächa fragte ich Hitler, ob ein Staatsvertrag vorzubereiten sei. Er erklärte mir, dass er «sehr viel weiter gehen» wolle.²³⁵

Der Besuch Hachas in Berlin am 15. März endete mit der bekannten Errichtung des «Protektorates Böhmen und Mähren». Vater fährt fort:

[...] Am nächsten Tage fuhr ich mit Hitler nach Prag und hatte hier in seinem Auftrag eine mir übergebene Proklamation zu verlesen, in der die Länder Böhmen und Mähren zum Reichsprotektorat erklärt wurden.

Im Anschluss an diesen Staatsakt hatte ich auf der Prager Burg eine lange ernste Aussprache mit Adolf Hitler. Ich wies ihn darauf hin, dass die Besetzung Böhmens und Mährens unvermeidlich erhebliche Rückwirkungen im englisch-französischen Lager haben werde. Ich habe seit diesem Prager Gespräch ihm gegenüber immer meine Überzeugung betont, dass weitere Gebietsveränderungen von England, dessen Rüstung und Bündnispolitik in jeder Weise forciert wurden, nicht mehr ohne Krieg hingenommen würden. Bis zum Tage des Kriegsausbruches stand ich mit meiner Auffassung im Gegensatz zur Meinung des Führers. [...]

Meine Einwände wegen der möglichen Reaktion in England beantwortete Adolf Hitler mit der Feststellung, dass die tschechische Frage für England gänzlich unwichtig, für Deutschland aber eine Lebensfrage sei. [...]

Ich sagte dem Führer damals, dass England die Besetzung Böhmens und Mährens nur vom Gesichtspunkt des Machtzuwachses für Deutschland betrachten [...] werde – aber Adolf Hitler beharrte auf seiner Auffassung.

Diese offenen Worte an den Staatschef des Deutschen Reiches stiessen den «alten Kämpfern» einmal mehr etwas sauer auf. Goebbels notiert zu diesen Szenen in seinem Tagebuch unter dem 13. März 1939:

Bis 3 Uhr nachts aussenpolitische Debatte beim Führer. Auch Ribbentrop dabei. Er vertritt den Standpunkt, dass es mit England später zum Konflikt kommen

235 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 149-151.

muss. Der Führer bereitet sich darauf vor, aber er hält ihn nicht für unvermeidlich. Ribbentrop hat da gar keine taktische Biagsamkeit. Er ist intransigent und darum nicht sehr richtig gelegen. Aber der Führer korrigiert ihn schon. [...]»²³⁶

Korrigiert werden muss angesichts dieser Zeilen in erster Linie die von Weizsäcker und den anderen Konspirateuren verbreitete Verleumdung Joachim von Ribbentrops, in der behauptet wird, er habe Hitler falsch beraten in dem Sinne, England sei degeneriert und würde nicht kämpfen.²³⁷ In England konnte man die Wahrheit kennen. Unter dem 4. Mai schrieb der britische Botschafter in Berlin, Henderson, an Alexander Cadogan vom Foreign Office, der mittlerweile Vansittarts früheren Posten bekleidete:

... sicherlich erweckte Ribbentrop bei mir nicht den Eindruck, er glaube, wir wären einem Krieg abgeneigt. Ganz im Gegenteil: Er schien zu glauben, wir suchten ihn.²³⁸

Zum anderen wirft dem Aussenminister gerade sein Feind Goebbels «intransigentes» Verhalten gegenüber Hitler vor, ohne «Biagsamkeit», wie er sich ausdrückt. Auf Deutsch heisst das: Vater behielt seinen Standpunkt, obwohl Hitler offenbar anderer Meinung war. Goebbels hätte sich in einem solchen Falle ohne Zweifel «geschickter» verhalten, wie er es verstand. Goebbels galt damals in Regierungskreisen als Meister darin, sich Hitlers Gedanken und Äusserungen durch Mittelsleute zutragen zu lassen, um sie dann als eigenes Erzeugnis bei Hitler unmittelbar oder in seiner Gegenwart anzubringen und sich damit in günstiges Licht zu setzen oder bestimmte Wirkungen bei Hitler zu erzielen. Vater berichtete einmal, Hitler habe das gelegentlich durchschaut und ihm gegenüber geäussert, er würde sich demnächst einmal die Art und Weise verbitten, wie Goebbels sich mit Herren seiner Umgebung «die Bälle zuspellete», um ihn zu beeinflussen.

Die Tagebücher von Goebbels weisen die beständigen Kontroversen mit Vater über die Auslandspropaganda aus, da der Propagandachef fälschlicherweise meinte, hier ein Spezialgebiet für sich sehen zu können. Gerade in einer Diktatur sind naturgemäss die Presseverlautbarungen ein äusserst wichtiges Instrument der Aussenpolitik. Goebbels, wie auch Hitler selbst, betrieben die

236 Siehe Goebbels-Tagebucheintrag vom 13. März 1939 in: «Der Spiegel», Nr. 29./1992, S. 122; Irving, David, Goebbels – Macht und Magie, Kiel 1997, S. 300.

237 So bei Schwerin von Krosigk: a.a.O., S. 237, wie auch bei Weizsäcker, Ernst von: Erinnerungen, München 1950, Spitzzy u.a.

238 DBFP, Third Series, Vol. V, 1939, Dok. No. 365: «[...] and certainly Ribbentrop did not give me the impression that he thought we were averse to war. Quite the contrary: he seemed to think, we were seeking it.»

Auslandspropaganda jedoch oft aufgrund der Erfahrungen mit der innerdeutschen Propaganda der Kampfzeit und bedachten die ganz anderen Verhältnisse zu wenig, in denen ein ausländisches Publikum lebte und angesprochen werden musste.

Einstweilen schien Hitler mit dem Einmarsch in Prag jedoch einmal mehr seinen politischen Instinkt bewiesen zu haben. Vater:

Die erste englische Reaktion auf die Prager Ereignisse schien ihm [Hitler] zunächst recht zu geben; sie konnte vom deutschen Standpunkt aus als positiv bezeichnet werden: Chamberlain erklärte am 15. März im Unterhaus sachlich richtig, dass kein Bruch des Münchner Abkommens vorliege. Die britische Regierung sei nicht mehr an ihre der Tschechoslowakei gegenüber abgegebene Verpflichtung gebunden, weil «der Staat, dessen Grenzen wir zu garantieren beabsichtigten, von innen her zerbrach und so ein Ende fand». [...] Im Gegensatz dazu nahm allerdings der englische Aussenminister Lord Halifax bei der Notifizierung des Prager Abkommens durch den deutschen Botschafter von Dirksen von vorneherein eine ablehnende Haltung ein.

Zwei Tage nach seiner Unterhausrede hat dann auch Chamberlain unter dem Einfluss der Opposition die zuerst gezeigte ruhige und abwartende Haltung aufgegeben und seine Einstellung völlig geändert. Das kam in seiner bekannten Rede in Birmingham deutlich zum Ausdruck.²³⁹

Der britische Sinneswandel, den mein Vater als Folge erwartet hatte, wurde durch amerikanische Interventionen begünstigt. Die Roosevelt nahestehenden Journalisten Drew Pearson und Robert S. Allen veröffentlichten am 14. April 1939 in der «Washington Times Herald» einen Artikel, in dem sie bestätigten, dass Roosevelt am 16. März des Jahres die britische Regierung ultimativ aufgefordert habe, dem Reich keinerlei Konzessionen zuzugestehen und eine antideutsche Politik zu verfolgen.²⁴⁰ Diese Reaktionen kamen nicht unerwartet. Wenn mein Vater sich daher in dem Sinne äussert, er habe sich wiederholt bemüht, nach Abschluss des Vertrages von München die Verbindung zur neuen Regierung in Prag freundschaftlich zu gestalten, dann ist das durchaus plausibel. Er konnte im Hinblick auf die deutschen Bemühungen, ein grundsätzliches Übereinkommen mit Polen zu erreichen, keine Spannungen oder gar eine ultimative Situation in Prag gebrauchen. Wäre man erst einmal mit Polen einig, hätte das tschechische Problem ohnehin seine mögliche Brisanz verloren gehabt. Eine enge Kooperation wäre dann wahrscheinlich ohne spektakuläre Schritte zu erreichen gewesen.

Eine Neutralisierung der tschechischen Streitkräfte war nach Lage der Dinge geboten. Der Einmarsch mit «Pauken und Trompeten» arbeitete ohne

²³⁹ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 151 f.

²⁴⁰ Fish, Hamilton: a.a.O., S. 69ff.; Wirsing, Giselher: Der masslose Kontinent, Jena 1942, S. 238 ff.

Zweifel der gegnerischen Propaganda in die Hände. Es kam jedoch darauf an, die Aktion schnell und ohne Zwischenfälle abzuwickeln, was mit der Zustimmung der tschechischen Regierung auch gelang. Im Übrigen hatte der britische Botschafter Henderson auf Anweisung Chamberlains noch in der Nacht des 14. März im Auswärtigen Amt erklärt, dass sich die britische Regierung «nicht unnötigerweise in Angelegenheiten einmischen wolle, an denen vielleicht andere Regierungen unmittelbarer interessiert seien als England».²⁴¹ Das bedeutete ein offizielles Desinteressement.

Es wird heute oft so dargestellt, als sei die Errichtung des «Protektorats Böhmen und Mähren» zum Wendepunkt in der westlichen Politik, vor allen Dingen der britischen gegenüber Deutschland geworden und habe die Ablehnung der für Polen ausserordentlich günstigen deutschen Vorschläge zur Regelung der Korridorfrage ausgelöst, da man nun kein Vertrauen mehr in die deutsche Politik hätte haben können. Es wird – man muss wohl leider sagen: oft geflissentlich – übersehen, dass die deutschen Vorschläge der polnischen Regierung bereits im November 1938 unterbreitet worden waren. Sie wurden durch Hitler selbst dem polnischen Aussenminister auf dem Obersalzberg und schliesslich durch den deutschen Aussenminister der polnischen Regierung in Warschau noch einmal angeboten und der polnische Aussenminister Beck noch im März 1939 durch Vater zu Verhandlungen darüber nach Berlin eingeladen. Beck aber «fuhr nach London», wie Vater es ausdrückt. Polen schwenkte damit in das westliche Lager über und wurde zum potentiellen Gegner. Die Neutralisierung der gut bewaffneten tschechischen Armee wurde zwingend notwendig.

Es ist also festzuhalten: Die Errichtung des «Protektorats Böhmen und Mähren» war die Folge der gegen das Reich gerichteten Politik Grossbritanniens und Polens und nicht umgekehrt. Das von Deutschland vorgeschlagene, sehr weitgehende Arrangement mit Polen hätte das bedrohliche Moment für das Reich, das die tschechische Armee naturgemäss noch darstellte, weitgehend aufgehoben. Man vergesse nicht – ich wiederhole es: Lipski, der polnische Botschafter in Berlin, hatte bereits im März 1939 Vater gegenüber mit Krieg gedroht, falls deutscherseits die Bestrebungen weiterverfolgt würden, Danzig mit dem Reich zu vereinen. Vor dem Hintergrund dieser Konstellation glaubte Hitler offensichtlich, aus übergeordneten aussenpolitischen Aspekten heraus gegen seine eigenen völkischen Prinzipien verstossen zu müssen.

Die Hitler gegenüber geäusserten Befürchtungen Vaters sind auch vor dem Hintergrund seiner Bemühungen zu verstehen, Hitler zu bewegen, die Fühlung mit der sowjetischen Regierung aufzunehmen, um die Möglichkeiten ei-

241 DBFP, Third Series, Vol. IV, Dok. No. 247 und 232, siehe auch No. 230.

nes Arrangements auszuloten. Vater ging im Gegensatz zu Hitler davon aus, dass Grossbritannien und mit ihm Frankreich nunmehr entschlossen seien, eine weitere Verstärkung des deutschen Einflusses in Osteuropa zu verhindern. In seinen Augen musste versucht werden, Russland aus dieser Konstellation herauszuhalten und selber der Sowjetunion gegenüber zu einer positiven Politik zu kommen. Es war eine Lebensfrage für Deutschland, sich den Rücken freizuhalten, das heisst, sich mit der Sowjetunion zu arrangieren. Aber Hitler zögerte; erst am 10. Mai fand ein Gespräch bei Hitler über das Verhältnis des Reiches zur Sowjetunion statt.

Die Handelsbeziehungen zwischen dem Reich und der Sowjetunion waren nach 1933 nie abgebrochen worden, aber von dem tiefgehenden ideologischen Antagonismus zwischen den beiden Mächten überlagert. Der Leiter der handelspolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt, der Gesandte Schnurre, führte zu der Zeit, also im Januar 1939, wie schon berichtet, Verhandlungen über einen Kreditvertrag über 200 Millionen Reichsmark. Vater wollte Schnurres Reise von Warschau nach Moskau auch zu einem Zusammentreffen Schnurres mit Mikojan nutzen, dem russischen Aussenhandelsminister; die Reise wurde dann aber gestoppt, um die bedeutungsvollen Verhandlungen mit den Polen nicht zu stören. Zu erwähnen wäre noch, dass man russischerseits ausgesprochenes Interesse an den Verhandlungen über den Kreditvertrag gezeigt hatte, was durch eine Demarche des damaligen russischen Botschafters, Merekalow, unterstrichen wurde, der, wie Schnurre schreibt, «im Auswärtigen Amt erschien und die Bereitwilligkeit seiner Regierung erklärte, auf dieser Grundlage Verhandlungen zu führen».

Der Gesandte Schnurre, der die ersten Schritte in Vaters Auftrag unternahm, um die Möglichkeiten einer grundsätzlichen Neuorientierung der deutschen Aussenpolitik unter dem Zwang der Verhältnisse auszuloten, merkt hierzu an:

Der nächste, aufsehenerregende Schritt von sowjetischer Seite war die Rede Stalins [«Kastanienrede»], die dieser am 10. März 1939 vor dem XVIII. Parteikongress hielt. Er trat darin den Verlautbarungen der englischen, französischen und amerikanischen Presse entgegen, die darauf zielten, die Sowjetunion gegen Deutschland aufzuhetzen und angebliche deutsche Forderungen auf die Ukraine hervorhoben. Die Rede schloss mit der Bemerkung, dass die Sowjetunion nicht bereit sei, für andere, d.h. die westlichen Demokratien, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Diese Erklärung Stalins zeigte, dass er den Weg für eine deutsch-sowjetische Verständigung im Auge behielt.

Trotzdem wurden kurz danach Verhandlungen mit einer englischen und französischen Delegation aufgenommen, um eine gemeinsame Abwehrfront gegen deutsche Aggressionen zu schaffen. [...]

Die Aufnahme von Gesprächen mit England und Frankreich zeigte, dass Stalin nach wie vor zwei Eisen im Feuer hatte, [...]

Die englisch-französischen Bemühungen wurden Anfang August 1939 noch durch eine Militärmission verstärkt, die auf ein militärisches Bündnis hinarbeitete. Die englischen und französischen Bemühungen scheiterten von Anfang an an der Weigerung der beteiligten Regierungen, der Sowjetunion ein Durchmarschrecht durch Polen und Rumänien im Falle eines deutschen Angriffs zu gewähren. Trotz aller Bemühungen gelang es nicht, die kategorische Weigerung der polnischen und rumänischen Regierung zu beseitigen.

Ein nächstes Signal bedeutete die Ablösung des langjährigen sowjetischen Aussenkommissars Litwinow, der am 3. Mai 1939 ausschied.

Das Aussenkommissariat wurde durch den Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare, Molotow, übernommen, der dadurch stärker in das Rampenlicht der Öffentlichkeit trat und eine zentrale Figur der deutsch-sowjetischen Politik wurde.²⁴²

Ich habe bereits erwähnt, dass ein erstes Gespräch bei Hitler unter Hinzuziehung zweier Russlandkenner aus dem Auswärtigen Amt am 10. Mai 1939 stattfand. Die Terminierung des Gespräches ist insofern interessant, als sie nur wenige Tage nach der Abberufung Litwinows erfolgte. Litwinow wurde in der deutschen Presse bis dahin nur mit seinem Doppelnamen «Litwinow-Finkelstein» aufgeführt; er war also Jude, ausserdem aber der Exponent der antideutschen Aussenpolitik auf sowjetischer Seite, die er unter dem Postulat der «kollektiven Sicherheit» führte. Bei Hitler mag dieses erneute Signal durchaus eine grössere Bereitschaft ausgelöst haben, sich nunmehr intensiver mit der «russischen Frage» zu befassen. Die Abberufung des jüdischen Aussenministers hat Stalin ganz offensichtlich als ein weiteres Signal an die deutsche Adresse vorgenommen.

Bemerkenswert jedenfalls die offensichtliche Eile, mit der die Besprechung bei Hitler nunmehr angesetzt worden war, denn es waren sowohl der deutsche Botschafter in Moskau, Schulenburg, als auch der dortige deutsche Militärattaché, General Ernst A. Köstring, verhindert teilzunehmen, da Schulenburg bei der Hochzeit des persischen Kronprinzen in Teheran weilte und Köstring sich auf einer Dienstreise in Ostasien befand.

Wurde sich Hitler allmählich der bedrohlichen Lage des Reiches bewusst, die ihn zu einer Wendung der deutschen Politik um 180 Grad veranlassen sollte? Noch sah es nicht so aus, aber lesen wir Schnurre dazu, der nach dem Krieg eine detaillierte Aufzeichnung über die Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen von 1939 bis 1941 erstellte:

Anfang Mai wurden Graf von der Schulenburg [war aus dem geschilderten Grunde nicht anwesend], Botschaftsrat Hilger und ich zu einem ausführlichen

Gespräch über die gegenwärtige Situation der Sowjetunion auf den Berghof eingeladen. [...], es kam am 10. Mai 1939 auf dem Berghof zu der vereinbarten Russlandbesprechung.

Nach entsprechenden Vorgesprächen mit Ribbentrop trafen wir am 10. Mai 1939 auf dem Berghof ein. Wir trafen uns in dem grossen, weitläufigen Raum des Berghofs, dessen Schmalseite von einem riesigen Fenster mit dem Ausblick auf die Alpenlandschaft ausgefüllt war. Nach einer kurzen Begrüssung durch Hitler setzten wir uns um den grossen, runden Tisch. Zugegen waren – ausser Hitler und Ribbentrop – Generalfeldmarschall Keitel, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabs, ferner Walter Hewel, der Verbindungsmann des Aussenministers zu Hitler. Hewel gehörte zu den alten Gefährten von Hitler. Er hatte mit ihm in Landsberg im Gefängnis gesessen, hatte lange Jahre in Wirtschaftsfunktionen in Indonesien gearbeitet und zeichnete sich durch Aufgeschlossenheit und weltmännische Liebenswürdigkeit sehr vorteilhaft aus.

Wir hatten eigentlich erwartet, dass Hitler bei dieser Gelegenheit das Wort führen und zu einem seiner üblichen langen Monologe ansetzen würde. Es kam aber ganz anders. Hitler liess sich von Hilger und mir in allen Einzelheiten berichten, wie die Situation in der Sowjetunion und der Stand unserer Beziehungen waren.

Er begann das Gespräch mit der Frage nach den Gründen für die Entlassung Litwinows. Hilger erwiderte, die Entlassung Litwinows sei geschehen, weil Litwinow ständig auf eine Verständigung mit England und Frankreich gedrängt habe und den Gedanken der kollektiven Sicherheit zur Ausschaltung von Deutschland verfolgte. Die weitere Frage Hitlers, ob Stalin unter gewissen Umständen bereit sein würde, sich mit Deutschland zu verständigen, gab Anlass zu einer ausführlichen Darstellung der verschiedenen Bemühungen von russischer Seite, zu einer Verständigung mit Deutschland zu kommen. Wir erwähnten insbesondere die Rede Stalins vom 10. März, und es war etwas überraschend, dass keiner der Beteiligten den Wortlaut dieser Rede kannte, trotzdem die Botschaft und auch das Auswärtige Amt ausführlich darüber berichtet hatten.

Das weitere Gespräch drehte sich um die Rote Armee, die zwar durch die Säuberungsprozesse der Jahre 1937/1938 geschwächt sei, aber durch Reorganisation und eine eiserne Disziplin eine beachtliche Macht darstellte. Stalin bemühe sich, das Nationalbewusstsein des russischen Volkes wieder zu stärken. Die grossen Gestalten der zaristischen Vergangenheit würden in Literatur und Theaterstücken stark herausgestellt, so z.B. Kutusow als siegreicher Gegner Napoleons, Peter der Grosse und andere. In wirtschaftlicher Hinsicht wiesen wir auf die grossen Möglichkeiten hin, die das rohstoffreiche Land der Sowjetunion uns böte und auf die engen Kontakte, die bereits bestünden.

Hitler hörte sich unsere Ausführungen aufmerksam an, ohne einen von uns zu unterbrechen. Er stellte weitere Fragen, um das Gespräch auszudehnen, ohne selbst erkennen zu lassen, wie er zu der Frage einer Verständigung mit der Sowjetunion stehe. Wir dachten, er würde sich darüber äussern, wie die Gespräche mit den Russen

weitergehen sollten, sahen uns aber in dieser Annahme getäuscht. Er bedankte sich bei uns – und das Gespräch war zu Ende.²⁴³

Schnurres Feststellung, keiner der Beteiligten hätte den Wortlaut der Rede Stalins gekannt (es handelte sich um die bereits mehrfach angesprochene «Kastanienrede»), trifft natürlich in dieser Form nicht zu, denn gerade dieses Signal, das Stalin mit der Rede gegeben hatte, hatte Vater verwendet, Hitler zu veranlassen, die deutsche Russlandpolitik zu überdenken. Wie wäre es sonst überhaupt zu der Besprechung mit Schnurre und Hilger gekommen? Es ist dagegen eine bekannte Routine führender Leute, sich von Mitarbeitern bereits bekannte Tatbestände noch einmal vortragen zu lassen, denn aus dem Tenor des Vortrags sind oft interessante Nuancen zu entnehmen, nicht nur im Hinblick auf das tatsächliche Geschehen, sondern auch auf die Einstellung des Vortragenden zu dem behandelten Problem, was jeweils bei der Bewertung des Vortrages zu berücksichtigen ist. Wahrscheinlich hat Schnurre die Militärs gemeint, die möglicherweise von Hitler, entsprechend seiner üblichen Arbeitsweise, nicht detailliert informiert worden waren.

Hitlers seit 1933 ostentative Distanz zur Sowjetunion erscheint nicht verständlich, denn ein Machtgebilde, wie die Sowjetunion es damals darstellte, kann nicht einfach ignoriert werden, als ob es nicht existiere. Man ist ein wenig an die fatale Weisung Hitlers nach Beginn des Russlandkrieges erinnert, die dem Auswärtigen Amt jede Zuständigkeit für den sowjetrussischen Bereich absprach, so als ob es diese internationale Macht nicht mehr gäbe.

Wenn man Schnurres Darstellung folgt, hatte es sich an diesem 10. Mai 1939 auf dem Obersalzberg um ein reines Informationsgespräch gehandelt. Ich nehme an, es ist auf Vaters Drängen erfolgt, der die Abberufung Litwinks erneut zum Anlass genommen hatte, Hitler einmal mehr an die «russische Frage» heranzuführen. Aus Hitlers Sicht mag das Herunterspielen dieser Unterhaltung und die Abwesenheit des Botschafters und des Militärattachés auch den Sinn gehabt haben, seine Überlegungen zu verschleiern. Offenbar fiel es ihm auch jetzt noch schwer, eine Entscheidung im Sinne einer Verständigung mit der Sowjetunion zu fällen, obwohl die Einkreisung des Reiches im Hinblick auf die Verhandlungen der englisch-französischen Delegationen in Moskau möglicherweise bereits kurz vor dem Abschluss stand.

Es war jedoch auch ohne die Feindschaft der UdSSR eine ausserordentlich ernste Situation, in der sich Deutschland im Frühjahr 1939 befand. Vater wird daher nach Abschluss des Paktes mit der Sowjetunion von einer grossen Entlastung der aussenpolitischen Lage sprechen! Inwiefern deutsche Historiker

243 Schnurre, K.: a.a.O.

heute Ansätze und Voraussetzungen für Hitlers angebliche «Weltherrschaftspläne» glauben erkennen zu können, bleibt angesichts der Fakten nicht nachvollziehbar. Im Grunde hoffte Hitler wohl immer noch auf eine Einigung mit Polen und damit auf ein Arrangement mit Grossbritannien. Dies sollte schliesslich später auch der Nichtangriffspakt mit der UdSSR erreichen. Er konnte nicht wissen, welche Kräfte auf die Entscheidungen der britischen und französischen Regierung einwirkten, um gerade dieses Arrangement auf der Grundlage des deutschen Angebotes an Polen zu verhindern. Ein Arrangement, das nach Hitlers Meinung doch nur im Interesse Polens liegen würde.

Sechs Jahre lang hatte er seine Aussenpolitik am Ziel der «Eingrenzung» der Sowjetunion ausgerichtet und dabei um die Partnerschaft der beiden westeuropäischen Mächte geworben, nun sollte er sich mit «diesen Leuten» – den Sowjets – verbinden? Für einen Pragmatiker wie Vater lag darin kein grundsätzliches Problem, für Hitler bedeutete der Weg nach Moskau einen schweren Gang. Man darf aber auch aus sachlichen Gründen Verständnis für sein Zögern haben, ganz abgesehen von seiner bisherigen, grundsätzlich antibolschewistischen Politik. Es war durchaus denkbar, Stalin mache dem Reich nur deshalb Avancen, um sich den Westmächten wertvoller darzustellen, also um zu demonstrieren, er habe auch noch andere Eisen im Feuer. Vielleicht wird es eines Tages möglich sein, aus den russischen Akten, soweit sie nicht manipuliert worden sind bzw. werden, die Erkenntnis zu entnehmen, welche Überlegungen Stalin tatsächlich verfolgte, als er die Annäherung an das Reich einleitete. Es wird heute vielfach die Auffassung vertreten, der endgültige Entschluss Stalins, für Deutschland zu optieren, sei durch die strikte Weigerung der polnischen und rumänischen Regierung ausgelöst worden, im Kriegsfall (Bündnisfall) den russischen Truppen das Durchmarschrecht durch ihr Staatsgebiet einzuräumen. Mir scheint diese Begründung nicht weit genug zu greifen. Hinter Stalins Politik hat wohl die Hoffnung gestanden, die zentraleuropäische und die westliche Mächtegruppierung in eine Auseinandersetzung verwickelt zu sehen, wie Litwinow zu Goldmann gesagt haben soll. Das Gewicht und die Position der Sowjetunion konnten in diesem Falle nur stärker werden, da ihr alle Optionen offenblieben.

Die Regierungen Polens und Rumäniens gingen ihrerseits wohl mit Recht davon aus, dass sie die russischen Truppen, die ihnen «zu Hilfe» kämen, nie wieder loswerden würden. Die polnische und die rumänische Regierung sahen mit Recht keine Chance für die beiden Westmächte, sie vor den Russen zu schützen, wenn diese einmal im Land wären; eine Erkenntnis, die fünf Jahre später blutige Wirklichkeit werden sollte. Solche Überlegungen mussten auch Hitlers Hoffnung nähren, mit Polen und mit Grossbritannien doch noch zu einem Übereinkommen in der Danzig- und Korridorfrage zu kom-

men, denn er dachte nicht daran, wie Stalin Durchmarschrechte zu verlangen.

Schnurre berichtet, dass zu Pfingsten 1939 auf unserem Hof bei Bad Freienwalde eine Sitzung mit Vater stattfand, um über das weitere Vorgehen gegenüber der Sowjetunion zu beraten. Teilnehmer dieses Gesprächs waren Staatssekretär Weizsäcker, der Jurist und Völkerrechtsexperte Botschafter Gaus, Unterstaatssekretär Woermann und Schnurre selbst.

Die Runde hätte die Chancen einer Verständigung mit Russland pessimistisch beurteilt, und man habe den englisch-französischen Bemühungen die grösseren Aussichten eingeräumt. Diese von Weizsäcker geäusserte Meinung verwundert nicht, hatte er doch hinter dem Rücken der deutschen Regierung Grossbritannien vor einer deutsch-russischen Verständigung gewarnt. Schnurre will auf verstärkte Wiederaufnahme der handelspolitischen Bemühungen gedrängt haben, und das erscheint durchaus plausibel. Da dies auch beschlossen wurde, ist der Wunsch Vaters, die Gespräche fortzusetzen, offensichtlich.

Es war schon etwas heikel, das Gespräch mit den Sowjets überhaupt ohne gegenseitigen Gesichtsverlust in Gang zu bringen, nachdem man sich jahrelang «mit Kübeln von Jauche übergossen» hatte, wie Stalin es später in Moskau Vater gegenüber ausdrückte. Für Vater war es nicht weniger schwierig, den einstmals unter der Parole des Antikommunismus angetretenen Hitler von der Notwendigkeit der Annäherung an die Sowjetunion zu überzeugen. Dazu Vater:

Einen Ausgleich mit Russland zu suchen, war meine ureigenste²⁴⁴ Idee; ich habe sie beim Führer vertreten, weil ich einerseits die deutsche Aussenpolitik im Hinblick auf die Haltung des Westens entlasten wollte, andererseits aber auch, um für den Fall eines deutsch-polnischen Konfliktes die russische Neutralität für Deutschland zu sichern.

Im März 1939 glaubte ich aus einer Rede Stalins dessen Wunsch herauszuhören, die sowjetisch-deutschen Beziehungen zu verbessern. Er hatte davon gesprochen, dass Russland nicht beabsichtige, für gewisse kapitalistische Mächte «die Kastanien aus dem Feuer zu holen».

Die Rede Stalins legte ich dem Führer vor und bat dringend um die Ermächtigung zu den erforderlichen Schritten, um festzustellen, ob hinter dieser Rede wirklich ein ernsthafter Wunsch Stalins stehe. Adolf Hitler zeigte sich zunächst abwartend und zögernd. [...] ²⁴⁵

Hitler liess nach einer Aufzeichnung des verschiedentlich genannten vortragenden Legationsrates Hewel noch am 29. Juni 1939 erklären, die deutsche

244 Vgl. Schwendemann, Heinrich: Stalins Fehlkalkül. Die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1939-1941, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXIV/1995, S. 10.

245 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 171 f.

Regierung sei «an einer Wiederaufnahme der Wirtschaftsbesprechungen mit Russland z. Z. nicht interessiert».²⁴⁶ Bei ihm war noch erhebliche Überzeugungsarbeit im Sinne einer deutsch-russischen Verständigung zu leisten. Aber Vater liess sich nicht entmutigen und beauftragte Schnurre, aus den laufenden Verhandlungen über den Kreditvertrag heraus eine sehr viel weitergehende Sondierung der russischen Absichten vorzunehmen, wie dieser berichtet:

[...] Ende Juli entschloss sich Hitler, die Initiative gegenüber der Sowjetunion zu ergreifen. Ich erhielt am 26. Juli 1939 von Ribbentrop den Auftrag, den Geschäftsträger der sowjetischen Botschaft, Astachow, und den Chef der Handelsvertretung, Babarin, zum Abendessen einzuladen und ein weit angelegtes politisches Gespräch zu führen. Dieses Gespräch fand am 26. Juli 1939 statt. Ich hatte in das in der Innenstadt Berlins gelegene alte Weinrestaurant Ewest eingeladen. [...] Das Gespräch über die uns interessierenden politischen und wirtschaftlichen Probleme wurde von den Russen in lebhafter und interessierter Weise aufgenommen, so dass eine zwanglose und gründliche Erörterung der einzelnen mir von dem R.A.M. [Reichsaussenminister] bezeichneten Themen möglich war [...].²⁴⁷

Schnurre hatte dann drei Etappen skizziert, in denen die deutsch-sowjetische Zusammenarbeit realisiert werden könne, vorausgesetzt, die Sowjetregierung lege Wert darauf. «Aussenpolitische Gegensätzlichkeiten, die eine [...] Ordnung zwischen den beiden Ländern ausschlossen, beständen (seiner) Meinung nach auf der ganzen Linie von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer [...] nicht.»

Wörtlich schreibt Schnurre dann in der Aufzeichnung über die Reaktion Astachows:

Astachow bezeichnete, unter lebhafter Zustimmung von Babarin, den Weg der Annäherung an Deutschland als denjenigen, der den Lebensinteressen der beiden Länder entspreche. Er hob jedoch hervor, dass das Tempo wohl nur ein langsames und allmähliches sein könne.²⁴⁸

Hier wieder der Zeitfaktor, von den Russen geschickt ausgespielt, für die deutsche Seite unbequem, da die Zeit drängte. Molotow liess Schnurre durch Astachow mitteilen, man erwarte aber eine Bestätigung des Gespräches von autorisierter deutscher Seite. Nun wurde der deutsche Botschafter Schulenburg beauftragt, ein entsprechendes Gespräch mit Molotow zu führen. Die

246 Zitiert nach Seidl, Alfred: Die Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion 1939-1941, 251 Dokumente, Tübingen 1949, S. 29; vgl. auch Schwendemann, Heinrich: Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion 1939-1941, Berlin 1993, S. 50.

247 Schnurre, K.: a.a.O., ADAP, Serie D, Bd. VI, Dok. Nr. 729.

248 Schnurre, K.: a.a.O.

Sondierung ergab, russisches Interesse sei zu erkennen, aber Molotow bezeichnete den Abschluss eines Waren- und Kreditabkommens als wesentliche Voraussetzung und Prüfstein für die Aufnahme politischer Gespräche. Die Russen reizten ihre Vorhand aus, sie hatten im Gegensatz zur deutschen Seite eben keine Zeitprobleme und liessen das die deutsche Seite spüren.

Am 2. August führte Vater nunmehr selbst ein Gespräch mit dem russischen Geschäftsträger Astachow. Er informierte den Grafen Schulenburg in Moskau in einem Drahterlass, der wegen der Bedeutung des Gespräches hier im Wortlaut wiedergegeben werden soll²⁴⁹:

Ich empfang gestern Abend russischen Geschäftsträger, der vorher in anderen Angelegenheiten im Amt war. Ich bezweckte mit ihm die Ihnen bekannten Gespräche fortzusetzen, die schon vorher von Mitgliedern [des] Auswärtigen Amtes in meinem Einverständnis mit Astachoff [sic] geführt worden waren. Ich knüpfte an die Handelsvertragsbesprechungen an, die sich zur Zeit erfreulich entwickeln, und bezeichnete ein solches Handelsabkommen als eine gute Etappe auf dem Wege einer Normalisierung der deutsch-russischen Beziehungen, wenn man eine solche wolle. Bekanntlich sei seit mehr als einem halben Jahr die Tonart unserer Presse gegenüber Russland eine wesentlich andere. Ich hielt, sofern auf russischer Seite der Wille dazu vorhanden sei, eine Neugestaltung unserer Beziehungen für möglich unter zwei Voraussetzungen:

a) Nichteinmischung in die inneren Dinge des anderen Staates (diese glaubt Herr Astachoff ohne Weiteres zusagen zu können).

b) Verzicht auf eine gegen unsere Lebensinteressen gerichtete Politik. Hierauf wusste Astachoff keine ganz eindeutige Antwort zu geben, meinte aber, dass seine Regierung den Wunsch habe, eine Verständigungspolitik mit Deutschland zu führen.

Ich fuhr fort, unsere Politik sei eine gradlinige und auf lange Sicht angelegte, wir hätten keine Eile. Unsere Bereitschaft gegenüber Moskau sei vorhanden, es komme also darauf an, welchen Weg die dortigen Machthaber beschreiten wollten. Stelle sich Moskau gegen uns, so wüssten wir, woran wir wären und wie wir zu handeln hätten, im umgekehrten Fall gäbe es kein Problem von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, was zwischen uns nicht zu lösen sei. Ich sagte, dass an der Ostsee für uns beide Platz sei und dass russische Interessen hier mit unseren in keiner Weise zu kollidieren brauchten. Was Polen angehe, so sähen wir weiterer Entwicklung aufmerksam und eiskalt zu. Bei polnischer Provokation würde Abrechnung mit Polen in Wochenfrist erledigt sein. Für diesen Fall machte ich eine leichte Andeutung darüber, uns über das Schicksal Polens mit Russland zu verständigen. Die deutsch-japanischen Beziehungen schilderte ich als gut und freundschaftlich; dieses Verhältnis sei ein dauerndes. Hinsichtlich des russisch-

249 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 172ff.

japanischen Verhältnisses hätte ich jedoch meine besonderen Anschauungen (womit ein Modus vivendi zwischen beiden Ländern auf lange Frist gemeint war).

Ich habe ganzes Gespräch im Ton der Gelassenheit geführt und gab dem Geschäftsträger zum Schluss noch einmal zu verstehen, dass wir in der grossen Politik keine Taktik treiben wie die demokratischen Mächte. Wir hätten Gewohnheit auf solidem Boden zu bauen, brauchten auf schwankende öffentliche Meinung keine Rücksicht zu nehmen und wünschten keine Sensationen. Würden Gespräche wie die unsrigen nicht diskret behandelt, wie sie es verdienten, müsste ihre Fortsetzung unterbleiben. Wir machten davon kein Aufhebens; die Wahl liege, wie gesagt, bei Moskau. Interessiere man sich dort für unsere Gedankengänge, so könne ja wohl Herr Molotow demnächst wieder einmal mit dem Grafen Schulenburg den Faden aufnehmen.

Zusatz für den Grafen Schulenburg:

Ich habe Gespräche geführt ohne irgendwelche Eile zu zeigen. Geschäftsträger, der interessiert schien, hat seinerseits mehrfach versucht, Gespräch zu konkretisieren, worauf ich ihm zu erkennen gab, dass ich zu einer Konkretisierung bereit sei, sobald grundlegender Wunsch [der] Sowjetregierung nach Neugestaltung offiziell mitgeteilt wird. Falls Astachoff in diesem Sinne instruiert wird, besteht unsererseits Interesse an baldiger Konkretisierung. Dies ausschliesslich zu Ihrer persönlichen Information.

Ribbentrop

Es ist unschwer erkennbar, dass deutscherseits grosses Interesse an einem schnellen Fortschritt der Verhandlungen bestand. Vater wollte das jedoch, so gut es ging, verschleiern und sprach ausdrücklich davon, keine Eile zu haben und keine Sensationen zu wollen. Hitler hatte sehr lange gezögert, von seiner antirussischen Politik abzugehen. Nun geriet er allmählich unter Zeitdruck.

Hitler war kein guter Verhandler, er hatte nicht die Geduld, eine Verhandlung langfristig anzulegen, die Position des Gegners zu eruieren und die Gespräche mit allen Finessen zum entscheidenden Punkt ausreifen zu lassen. So hatte Vater durch sein Eingreifen in die Verhandlungen auf dem Petersberg während der Sudetenkrise die Situation retten müssen, denn in die Gesprächsrunde platzte die Nachricht von der tschechischen Mobilmachung, die Hitler um ein Haar veranlasst hätte, die Verhandlungen abubrechen. Vater schreibt darüber:

Für die Beurteilung der Persönlichkeit Adolf Hitler ist noch ein anderes Moment von Bedeutung: Er war jähzornig und konnte sich nicht immer beherrschen. Dies zeigte sich mitunter auch bei diplomatischen Anlässen. So wollte er in Godesberg die Konferenz mit Chamberlain abbrechen, als die Nachricht von der tschechischen Mobilmachung kam, er sprang spontan mit rotem Kopf – ein typisches Zeichen – auf. Ich griff beruhigend ein und Hitler dankte mir später dafür, dass ich damit die Konferenz gerettet hätte.²⁵⁰

Nebenbei ist dies ein weiterer Beweis dafür, dass Hitler den «Showdown» in der «Sudetenkrise» eben nicht herbeiführen wollte. Dieser Zug in Hitlers Persönlichkeit sollte sich verhängnisvoll für die deutsche Politik auswirken, als er 1940 durch die Wünsche Molotows auf weitgehende Einflussnahme in Europa so irritiert wurde, dass er weitere Verhandlungen mit der russischen Regierung untersagte.

Der Drahterlass an Schulenburg lässt erkennen, dass der deutschen Seite trotz betonter äusserer Gelassenheit alles daran lag, sich baldmöglichst mit der Sowjetregierung zu verständigen, ehe eine ultimative Situation in den Beziehungen zu Polen entstehen würde. Man kalkulierte mit einiger Berechtigung auf der deutschen Seite, dass eine Verständigung Deutschlands mit Russland die Republik Polen zum Einlenken veranlassen müsste. Jedenfalls hatte man bei einer Verständigung mit Russland zwei Optionen: Entweder die friedliche Lösung, die bei einem Einvernehmen mit Russland nach deutscher Auffassung eine grosse Chance hatte, oder die «ultima ratio», sprich ein militärisches Vorgehen.

Die heute etwas grossartig klingenden Worte Vaters über die «Gradlinigkeit» und «Solidität» der deutschen Politik im Gegensatz zu dem «Taktieren» der westlichen Demokratien haben in diesem Zusammenhang durchaus ihren Sinn. Es kam darauf an, der russischen Regierung zu verdeutlichen, dass es sich deutscherseits um eine grundsätzliche «Wende» der Aussenpolitik handele und eben nicht nur um einen taktischen Winkelzug mit kurzem Verfallsdatum und dem Ziel, Polen zum Einlenken in der Danzigfrage zu drängen oder die Westmächte zu veranlassen, in diesem Sinne auf Polen einzuwirken. So gesehen, hatten Vaters Formulierungen ihre Berechtigung. Die deutsche Politik war seit Hitlers Regierungsübernahme darauf abgestellt gewesen, sich mit England zu arrangieren, unter Ablehnung jeglicher «Schaukelpolitik» zwischen Ost und West. Hitler war in den über sechs Jahren, in denen er die deutsche Aussenpolitik bestimmte, konsequent antibolschewistisch geblieben und nie in Versuchung geraten, unter Wiederaufnahme einer Politik, die man seit 1922 als «Rapallo-Politik» bezeichnet, aus taktischen Gründen mit der Sowjetunion zu flirten. Es hatte daher schon durchaus Bedeutung für die russische Seite, wenn der deutsche Aussenminister von einem «geschichtlichen Wendepunkt» der deutschen Politik spricht, an dem man angelangt sei. Das gegenseitige Misstrauen war naturgemäss nicht über Nacht abzubauen. Keine Seite wollte, wie man sich ausdrückt, für die andere «den Joker spielen», aber Vater konnte durchaus auf die «konsequente» Politik des Reiches verweisen.

Wenn man heute – ich möchte es durchaus ein Cliché nennen – ohne weitere Überlegungen behauptet, dass das Bündnis mit Russland Hitler in die Lage versetzte, nun endlich «seinen Krieg» führen zu können, dann entspricht

das einfach nicht den Tatsachen, denn in Berlin gab man sich im Gegenteil der Hoffnung hin, mit Abschluss des deutsch-russischen Vertrages eine diplomatische Konstellation herbeigeführt zu haben, die als Voraussetzung für eine friedliche Regelung des Danzig-Korridor-Problems angesehen werden konnte. Es waren andere, die in dieser Situation auf Krieg setzten. Gerade Anfang August hatte die polnische Regierung wieder offen gedroht, zu den Waffen zu greifen, wenn die deutsche Reichsregierung das Danziger Problem weiterverfolgen würde.²⁵¹

Die Russen hatten den Abschluss des Waren- und Kreditabkommens, über das seit dem Frühjahr verhandelt wurde, zur Vorbedingung für politische Gespräche erklärt. Schnurre erhielt von Vater die Anweisung, die Verhandlungen im Rahmen des Möglichen zu beschleunigen. Es ergaben sich immer wieder Verzögerungen, da Babarin sich für jede Kleinigkeit die Zustimmung Moskaus einholen musste. Laut Schnurre soll Vater ihn gebeten haben, «nicht über Zwirnsfäden zu stolpern»; ein Abschluss sei dringlich, um die «politischen Gespräche» eröffnen zu können. Nun blieb der deutschen Seite nichts anderes übrig, als zu drängen. In einem Drahterlass an Schulenburg vom 14. August 1939 führte Vater in etwa Folgendes aus:

Weltanschauliche Gegensätze brauchten ein «vernünftiges Verhältnis zwischen den beiden Staaten und die Wiederherstellung neuer guter Zusammenarbeit» nicht auszuschließen. «Reale Interessensgegensätze zwischen Deutschland und der UdSSR» beständen nicht: «zwischen Ostsee und Schwarzem Meer» gebe es keine Frage, «die nicht zur vollen Zufriedenheit beider Länder geregelt werden könnte». Die deutsch-sowjetische Politik sei «an einem «geschichtlichen Wendepunkt angelangt». Die «natürliche Sympathie der Deutschen für das Russische» sei nie verschwunden. Hierauf könne «die Politik der beiden Staaten [...] aufbauen». Das war eine optimistische Prognose, aber von Vaters Seite aufrichtig gemeint. Er wird später, im Winter 1940/41, alles versuchen, Hitler von seinem Entschluss abzubringen, Russland anzugreifen, und er wird nach Ausbruch des deutsch-russischen Krieges Hitler immer wieder drängen, eine Ermächtigung zu erhalten, um Friedensfühler in Richtung der Sowjetunion auszustrecken. Der entscheidende Absatz lautete dann wie folgt:

... Bei der Sowjetregierung bestehe, wie uns mitgeteilt wurde, ebenfalls der Wunsch nach einer Klärung des deutsch-sowjetischen Verhältnisses. Da aber nach den bisherigen Erfahrungen diese Klärung durch den üblichen diplomati-

251 Vgl. Scheil, Stefan: a.a.O., S. 97. [Die polnische Regierung drohte:] «Die Polnische Regierung wird ... jede künftige Einmischung der Deutschen Regierung zum Schaden dieser Rechte und Interessen [in Danzig, d. Verf.] als einen Angriffsakt betrachten.»

schen Kanal nur langsam herbeigeführt werden kann, ist Herr RAM v. R. bereit, zu einem kurzen Besuch nach Moskau zu kommen, um namens [des] Führers Herrn Stalin die Auffassung des Führers auseinanderzusetzen. Nur durch eine solche unmittelbare Aussprache ist nach Auffassung des H. v. R. eine Änderung herbeizuführen, und es sollte nicht unmöglich sein, hierbei das Fundament für eine endgültige Bereinigung der deutsch-russischen Beziehungen zu legen.

Zusatz: Ich bitte Herrn Molotow diese Instruktionen nicht schriftlich zu geben, sondern wörtlich vorzulesen. Ich lege Wert darauf, dass dieselbe möglichst genau an Herrn Stalin gelangt und ermächtige Sie, hiermit gegebenenfalls bei Herrn Molotow in meinem Auftrag [um] eine Audienz bei Herrn Stalin nachzusehen, damit Sie ihm diese wichtige Mitteilung auch unmittelbar machen können. Neben der Aussprache mit Molotow wäre eine eingehende Unterredung mit Stalin Voraussetzung meines Besuchs.

Ribbentrop²⁵²

Die Russen spielten das Spiel weiter in hinhaltender Weise, so dass schliesslich Hitler an Stalin persönlich telegraphierte, um für den deutschen Aussenminister kurzfristig einen Besuchstermin in Moskau zu erreichen. Aus dem Telegramm Hitlers geht der Zeitdruck hervor, unter dem Berlin wegen der polnischen Kriegsdrohungen und Polens Bündnisautomatik mit den Westmächten allmählich stand, wenn das Danzig-Korridor-Problem noch 1939 «so oder so» in deutschem Sinn gelöst werden sollte.

In dem Telegramm an Stalin erklärte Hitler seine Zufriedenheit mit dem Abschluss des Handelsabkommens und akzeptierte den Schulenburg von Molotow übergebenen Entwurf eines Nichtangriffspaktes, hielt «es aber für dringend notwendig», die damit zusammenhängenden Fragen schnellstens zu klären. Hitler telegraphierte:

Das von der Regierung der Sowjetunion gewünschte Zusatz-Protokoll kann nach meiner Überzeugung in kürzester Zeit substantiell geklärt werden, wenn ein verantwortlicher deutscher Staatsmann in Moskau hierüber selbst verhandeln kann.

Hitler fuhr fort:

Es ist meine Auffassung, dass es bei der Absicht der beiden Reiche, in ein neues Verhältnis zueinander zu treten, zweckmässig ist, keine Zeit zu verlieren. Ich schlage Ihnen daher noch einmal vor, meinen Aussenminister am Dienstag, den 22. August, spätestens aber am Mittwoch, den 23. August, zu empfangen. Der Reichsaussenminister hat umfassendste Generalvollmacht zur Abfassung und Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes sowie des Protokolls. Eine längere Anwesenheit des Reichsaussenministers in Moskau als ein bis höchstens zwei Tage

252 Seidl, Alfred: a.a.O., S. 58.

ist mit Rücksicht auf die internationale Situation unmöglich. Ich würde mich freuen, Ihre baldige Antwort zu erhalten.

Adolf Hitler.²⁵³

Vater hatte eine Weisung an Schulenburg hinzugefügt: «Ich bitte das vorstehende Telegramm des Führers an Stalin Herrn Molotow schriftlich auf Bogen ohne Kopf zu übergeben.» Schliesslich schickte er am folgenden Tage, also am 21. August 1939, noch ein Telegramm an Schulenburg hinterher, das die Dringlichkeit des deutschen Verhandlungswunsches unterstreicht: «Bitte mit aller Energie dafür zu sorgen, dass Reise zustande kommt. Termin wie Telegramm.»

Schulenburg übergab am 21. August um 15.00 Uhr dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten Molotow das Schreiben Hitlers an Stalin und telegraphierte anschliessend nach Berlin, Molotow wäre «offensichtlich stark beeindruckt» gewesen. Bereits um 17 Uhr wird er wieder zu Molotow gebeten, der ihm die Antwort Stalins übergibt. Sie lautet:

21. August 1939.

An den Reichskanzler Deutschlands Herrn A. Hitler.

Deutschland

Ich danke für den Brief.

Ich hoffe, dass deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt eine Wendung zur ernsthaften Besserung der politischen Beziehungen zwischen unseren Ländern schaffen wird.

Die Völker unserer Länder bedürfen friedlicher Beziehungen zueinander; das Einverständnis der Deutschen Regierung mit dem Abschluss eines Nichtangriffspaktes schafft die Grundlage für die Liquidierung der politischen Spannung und für die Aufrichtung des Friedens und die Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern.

Die Sowjetregierung hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, dass sie einverstanden ist mit dem Eintreffen des Herrn von Ribbentrop in Moskau am 23. August.

gezeichnet: J. Stalin.²⁵⁴

Vater hielt den vorgesehenen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion für so wichtig, dass er den Abschluss unter Hintansetzung seiner Person durch nichts gefährdet sehen wollte. Er schrieb darüber Folgendes:

Zunächst hatte ich vorgeschlagen, nicht mich, sondern einen anderen Bevollmächtigten – ich dachte dabei an Göring – nach Moskau zu entsenden. Durch meine Tätigkeit als Botschafter in England, meine japanischen Verbindungen und meine ganze bisherige Aussenpolitik glaubte ich für eine Mission in Moskau

²⁵³ Telegramm Hitlers an Stalin vom 20. August 1939. Seidl, Alfred: a.a.O., S. 75 f.

²⁵⁴ ADAP, Serie D, Bd. VII, Dok. Nr. 159.

allzusehr antikommunistisch festgelegt zu sein. Aber der Führer bestand auf meiner Entsendung, weil er meinte, dass ich «dies besser verstünde».²⁵⁵

Vater hatte zwei Ziele im Auge, als er immer wieder bei Hitler auf schnelle und weitgehende Gespräche mit Russland drängte. Der wichtigste Gesichtspunkt war für ihn das Durchbrechen der Einkreisung des Reiches. Es erschien darüber hinaus aber auch nicht abwegig, anzunehmen, dass, wenn es gelang, mit den Russen ein Einvernehmen zu erzielen, die Voraussetzungen gegeben wären, das Danzig-Korridor-Problem friedlich lösen zu können. Die deutsche Seite durfte vernünftigerweise unterstellen, Polen würde unter dem Eindruck der deutsch-russischen Kooperation auf die weiterhin vorteilhaften Vorschläge der deutschen Regierung eingehen.

Aus irgendeinem Grund hatte die Arbeitsdienstabteilung, in der ich im August 1939 Dienst tat, ein verlängertes Wochenende Urlaub erhalten, so dass ich die Gelegenheit nutzte, die Eltern in Fuschl²⁵⁶ zu besuchen, wo sie in diesen Tagen, da sich Hitler auf dem Obersalzberg aufhielt, wohnten. Als ich eintraf, nahm mich Mutter gleich beiseite und wies mich in die Lage ein. Vater würde nach Moskau fliegen, um zu versuchen, mit den Russen einen Nichtangriffsvertrag zu schliessen. Ich war zutiefst beeindruckt und – das ist keine retrospektive Darstellung – ausserordentlich erleichtert. Da ich die vergeblichen deutschen Bemühungen zur Verwirklichung der «Westoption» seit Jahren aus nächster Nähe verfolgen konnte, sah ich die Gefahr der erneuten Einkreisung des Reiches, die sich 1914 so verhängnisvoll ausgewirkt hatte, wieder deutlich heraufziehen. Ihr sollte durch Vaters Reise begegnet werden!

Mutter berichtete noch einmal von den verschiedenen Phasen der Entwicklung, die schliesslich jetzt zu Vaters Entsendung nach Moskau geführt hatte. Man war sich allerdings keineswegs sicher, ob Vaters Reise zu einem Erfolg

255 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 177.

256 Der «Fuschlurm» unterstand der Verwaltung durch das Reichsfinanzministerium. Er war zum Sitz des jeweiligen Reichsaussenministers bestimmt, wenn sich Hitler auf dem Obersalzberg befand. Der Besitzer war nach dem «Anschluss» verhaftet worden. Entgegen immer wieder vorgebrachter irriger Behauptungen hat nie ein persönliches Interesse unseres Vaters an dem Besitz bestanden. Der Besitzer ist auch nicht enteignet worden; er hat sich aber zum Zeitpunkt des «Anschlusses» in grossen finanziellen Schwierigkeiten befunden. Der Ursprung dieser Verleumdungen scheint bei Vansittart (vgl. sein Pamphlet «Black Record», 1941) zu liegen. Im Übrigen hatte Vater dem für die strikte Trennung der dienstlichen und privaten Sphäre verantwortlichen Legationsrat Gottfriedsen die Weisung gegeben, dass sein Vermögen bei Beendigung seiner politischen Tätigkeit nicht grösser sein durfte als zu Beginn, mit Ausnahme der beiden Dotationen – «Grundsätzliche Anordnung des Reichsaussenministers», «Westfalen», den 23. Oktober 1941. [«Westfalen»: Tarnbezeichnung für das Quartier des RAM.]

führen würde. In diesem Sinne ist ohne Zweifel auch die Weisung an Schulenburg zu verstehen, Hitlers Telegramm Molotow auf Papier «ohne Kopf» zu übergeben.

Vaters Aufzeichnungen bestätigen die Ungewissheit, in der er letztlich seine Reise antrat²⁵⁷:

Mit gemischten Gefühlen betrat ich zum erstenmal Moskauer Boden. Jahrelang hatten wir der Sowjetunion feindlich gegenübergestanden und uns weltanschaulich auf das Äusserste bekämpft [...]. Vor allem war Stalin für uns eine Art mystische Persönlichkeit.

Ich war mir der besonderen Verantwortung dieser Mission bewusst, hatte ich doch dem Führer selbst vorgeschlagen, den Versuch einer Verständigung mit Stalin zu machen. [...] Zu gleicher Zeit verhandelten immer noch die englischen und französischen Militärmissionen in Moskau mit dem Kreml über den beabsichtigten Militärpakt. [...] Am 23. August, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr kamen wir im Flugzeug des Führers auf dem Moskauer Flughafen an, wo die Fahnen der Sowjetunion und die des Reiches nebeneinander wehten. Wir wurden von unserem Botschafter Graf von der Schulenburg und dem russischen Botschafter Potemkin empfangen. Nach Abschreiten einer Ehrenkompanie der sowjetischen Luftwaffe, die in Aussehen und Haltung unzweifelhaft einen guten Eindruck machte, begaben wir uns, geleitet von einem russischen Oberst, in die ehemalige österreichische Botschaft, in der ich während meines Aufenthaltes Quartier nahm.

[...] und erhielt dort die Nachricht, dass man mich um 6 Uhr im Kreml erwarte. Es war nicht in Erfahrung zu bringen, wer mit mir verhandeln werde, ob Molotow oder Stalin selbst. «Merkwürdige Moskauer Gebräuche» dachte ich bei mir. Kurz vor der angesetzten Zeit wurden wir wieder von dem breitschultrigen russischen Oberst – es war, wie ich hörte, der Kommandeur der Leibwache Stalins – abgeholt und kurz darauf fuhren wir in den Kreml ein. [...] dann hielten wir schon an einem kleinen Portal und wurden eine kurze, turmartige Treppe hinaufgeführt. Oben angelangt, wurden wir von einem Beamten in ein längliches Arbeitszimmer geführt, an dessen Ende uns Stalin stehend erwartete, neben ihm Molotow. Graf Schulenburg konnte einen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken. Obwohl er schon mehrere Jahre Botschafter in Moskau war, hatte er Stalin selbst noch nie gesprochen!²⁵⁸

Es ist an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Stalin zu dieser Zeit keine staatlich verankerte Stellung einnahm, sondern lediglich Generalsekretär der Partei war. Man kann sich eine Vorstellung von seiner Persönlichkeit machen und der Autorität, die er ausgestrahlt haben muss, dieses Riesenreich aus einer indirekten Position heraus so absolut beherrscht zu haben, wie es der Fall war.

257 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 178 ff.

258 Schulenburg war noch am 3. und 7. August 1939 skeptisch gegenüber einer Einigung zwischen dem Reich und der SU; vgl. ADAP, Serie D, Bd. VI, Dok. Nr. 766 und 779.

Erst kurz vor dem deutsch-russischen Krieg hat Stalin die Funktion des Regierungschefs und Generalissimus übernommen.

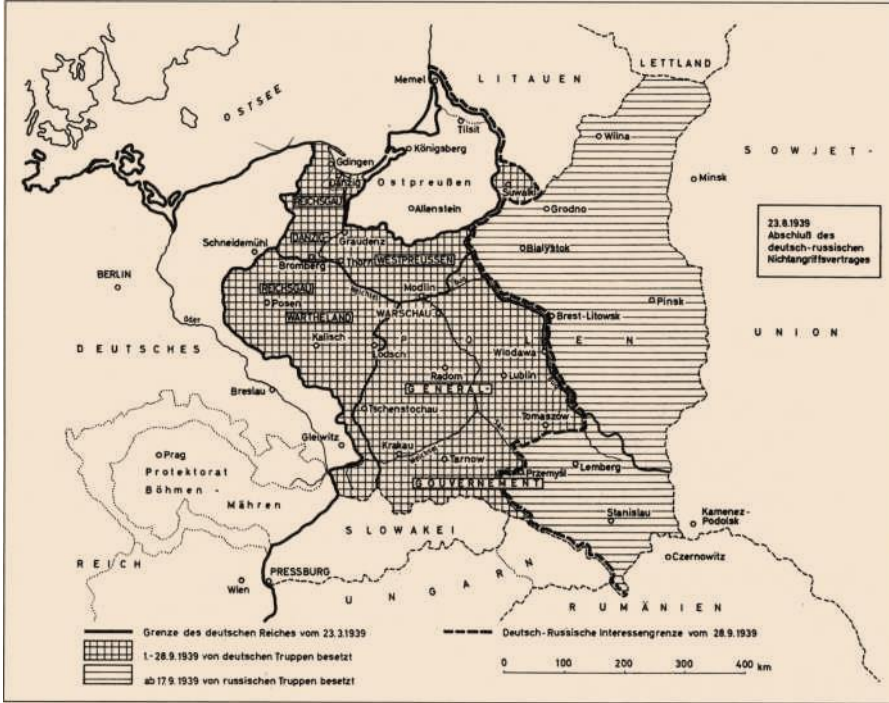
Nach einer kurzen förmlichen Begrüssung setzten wir uns zu Viert an einen Tisch: Stalin, Molotow, Graf Schulenburg und ich. Ausserdem waren unser Dolmetscher, Botschaftsrat Hilger, ein vortrefflicher Kenner russischer Verhältnisse, und der junge blonde russische Dolmetscher Pawlow anwesend, der anscheinend das besondere Vertrauen Stalins besass.

Zu Beginn des Gespräches brachte ich den Wunsch Deutschlands zum Ausdruck, das deutsch-sowjetische Verhältnis auf eine neue Grundlage zu stellen und einen Ausgleich der Interessen auf allen Gebieten herbeizuführen; wir wollten uns mit Russland auf längste Sicht verständigen. Ich verwies dabei auf die Rede Stalins im Frühjahr, in der er nach unserer Meinung ähnliche Gedanken zum Ausdruck gebracht habe. Stalin wandte sich an Molotow und fragte ihn, ob er mir zunächst antworten wolle. Molotow aber bat Stalin, dies zu übernehmen, da nur er hierzu berufen sei.

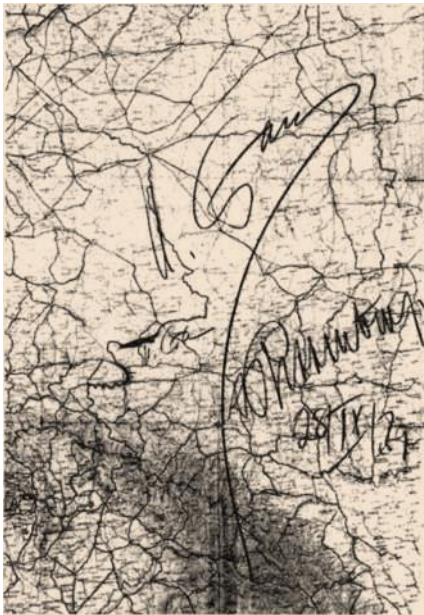
Dann sprach Stalin – kurz, prägnant, ohne viele Worte zu machen, aber was er sagte, war klar und unmissverständlich und zeigte, wie mir schien, auch den Wunsch nach Ausgleich und Verständigung mit Deutschland. Stalin benutzte den bezeichnenden Ausdruck: wir hätten uns zwar seit Jahren «mit Kübeln von Jauche übergossen», aber das sei kein Grund, dass wir uns nicht auch wieder vertragen könnten. Er habe seine Rede im Frühjahr bewusst gehalten, um seinen Verständigungswillen gegenüber Deutschland anzudeuten. Anscheinend habe man das bei uns richtig verstanden. Die Antwort Stalins war so positiv, dass wir nach der ersten grundsätzlichen Aussprache, in der die beiderseitige Bereitschaft zum Abschluss eines Nichtangriffspaktes festgestellt wurde, sofort auf die materielle Seite der Abgrenzung der gegenseitigen Interessen und auf die deutsch-polnische Krise im Besonderen eingehen konnten. Bei den Verhandlungen herrschte eine günstige Atmosphäre, obwohl die Russen als zähe Diplomaten bekannt sind. Die Interessensphären in den zwischen Deutschland und der Sowjetunion liegenden Ländern wurden abgegrenzt. Finnland, der grössere Teil der baltischen Staaten sowie Bessarabien wurden als zur sowjetischen Sphäre gehörend erklärt. Für den Fall des Ausbruches eines deutsch-polnischen Konfliktes, der bei der bestehenden Lage nicht ausgeschlossen erschien, wurde eine «Demarkationslinie» vereinbart.

Stalin hatte im Verlauf des ersten Teiles der Verhandlungen bereits erklärt, dass er gewisse Interessensphären wünsche. Unter «Interessensphäre» ist bekanntlich zu verstehen, dass der interessierte Staat mit den Regierungen der zur Interessensphäre gehörenden Länder ihn allein angehende Verhandlungen führt und der andere Staat sich daran ausdrücklich desinteressiert [zeigt].

Stalin hat mir dabei zugesagt, dass er nicht an die innere Struktur dieser Staaten rühren wolle. Auf die Stalinsche Forderung nach Interessensphären hatte ich mit einem Hinweis auf Polen erwidert: Die Polen würden immer aggressiver und es wäre gut für den Fall, dass, wenn sie es zu einem Krieg kommen liessen, eine Linie festzulegen, damit die deutschen und russischen Interessen nicht kollidieren. Diese Demarkationslinie wurde durch die Flussläufe der Weichsel, des San



Die Annexion und Aufteilung des polnischen Staatsgebietes nach dem Ende der deutsch-polnischen bzw. polnisch-sowjetischen Kampfhandlungen [Kapitulation der letzten polnischen Feldtruppen am



Deutsch-sowjetischer Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939: Karte mit den Unterschriften Stalins und Ribbentrops

und des Bug bezeichnet. Ich habe hierbei Stalin gegenüber darauf hingewiesen, dass deutscherseits alles versucht würde, die Dinge in diplomatisch-friedlicher Form zu lösen.

Abkommen, die andere Länder berühren, werden selbstverständlich nicht in Verträgen festgelegt, die für die Öffentlichkeit bestimmt sind, sondern man verwendet dafür Geheimverträge. Noch aus einem anderen Grunde wurde das Abkommen als Geheimvertrag abgeschlossen: Die deutsch-russische Vereinbarung versties gegen ein Abkommen zwischen Russland und Polen und gegen den Vertrag, der 1936 zwischen Frankreich und Russland geschlossen worden war und ein konsultatives Vorgehen bei Vertragsabschlüssen mit anderen Staaten vorsah.

Die Härte der sowjetischen Diplomatie zeigte sich in der baltischen Frage und insbesondere in Bezug auf den Libauer Hafen, den die Russen für ihre Interessensphäre beanspruchten. Ich hatte zwar für den Abschluss eines Vertrages uneingeschränkte Vollmacht, hielt jedoch bei der Bedeutung der russischen Forderungen eine Rückfrage bei Adolf Hitler für richtig. Die Verhandlungen wurden deshalb unterbrochen und um 10 Uhr abends, nachdem ich die Zustimmung des Führers erhalten hatte, wieder aufgenommen.

Man wird hier darauf hinzuweisen haben, dass es ein bekannter Verhandlungstrick ist, das Gewicht von Zugeständnissen, zu denen man unter Umständen bereit ist, hochzuspielen, indem man die Entscheidung darüber scheinbar an eine höhere Ebene zurückdelegiert. So ist Vater auch hier verfahren, als er die Entscheidung, ob den Russen der Hafen Libau zu überlassen wäre, Hitler zuschob. Vater fährt fort:

Nun gab es keine Schwierigkeit mehr – der Nichtangriffspakt und das geheime Zusatzprotokoll wurden paraphiert und bereits vor Mitternacht unterzeichnet. Anschliessend wurde im selben Raum, es war das Arbeitszimmer Molotows, ein kleines einfaches Abendessen zu Viert serviert. Gleich zu Anfang gab es eine grosse Überraschung: Stalin stand auf und hielt eine kurze Ansprache, in der er von Adolf Hitler als dem Manne sprach, den er schon immer ausserordentlich verehrt habe. In betont freundschaftlichen Worten drückte Stalin die Hoffnung aus, dass mit den jetzt abgeschlossenen Verträgen eine neue Phase in den deutsch-sowjetischen Beziehungen eingeleitet sei. Auch Molotow erhob sich und sprach in ähnlicher Weise. Mit einer ebenso freundschaftlich gehaltenen Ansprache antwortete ich unseren russischen Gastgebern. So war wenige Stunden nach meiner Ankunft in Moskau ein Einvernehmen hergestellt, wie ich es bei meinem Abflug von Berlin nicht für denkbar gehalten hatte und das mich auch mit den grössten Hoffnungen für die zukünftige Entwicklung des deutsch-sowjetischen Verhältnisses erfüllte.

Stalin hatte auf mich vom ersten Augenblick unserer Begegnung an einen starken Eindruck gemacht – ein Mann von ungewöhnlichem Format. Seine nüchterne, fast trockene und doch so treffende Ausdrucksweise und die Härte, aber auch Grosszügigkeit seiner Verhandlungsart zeigten, dass er seinen Namen nicht zu Unrecht trug. Der Verlauf meiner Besprechungen und Unterhaltungen mit Stalin gab mir einen deutlichen Begriff von der Kraft und Macht dieses Mannes,

dessen Wink bis in das entlegenste Dorf der ungeheuren Weiten Russlands zum Befehl geworden war und der es fertig gebracht hatte, die zweihundert Millionen Menschen seines Reiches stärker zusammenzuschweissen, als je zuvor ein Zar es vermocht hatte. Eine kleine bezeichnende Begebenheit, die sich am Schluss dieses Abends zutrug, erscheint mir noch erwähnenswert: Ich fragte Stalin, ob der mich begleitende Fotograf des Führers einige Aufnahmen machen dürfe. Stalin sagte zu und es war wohl das erstmal, dass er dies einem Ausländer im Kreml erlaubte. Als aber u.a. Stalin und wir Gäste mit Gläsern des uns angebotenen Krimsektes aufgenommen wurden, wehrte Stalin ab – eine solche Veröffentlichung wünsche er nicht. Der Bildberichter nahm auf meine Aufforderung hin den Film aus der Kamera und überreichte ihn Stalin; dieser aber gab die kleine Rolle zurück mit dem Bemerkten, er vertraue darauf, dass das Bild nicht veröffentlicht werde. Das war sicher eine belanglose Episode, aber sie war immerhin aufschlussreich für die grosszügige Einstellung unserer Gastgeber und für die Atmosphäre, in der mein erster Besuch in Moskau seinen Abschluss fand.

Vater schreibt über den Vertragsabschluss:

Das Aufgeben der Bismarckschen Russland-Politik hatte die Einkreisung Deutschlands eingeleitet, die zum Ersten Weltkrieg führte. In der Lage von 1939 bedeutete die Wiederaufnahme der historischen Beziehungen aus realen Gründen einen politischen Sicherungsfaktor ersten Ranges.

Ich persönlich, der ich diesen Ausgleich mit der Sowjetunion dem Führer vorgeschlagen hatte, erhoffte mir im Einzelnen:

- 1)) Allmähliche Beseitigung eines der gefährlichsten Konfliktstoffe, die den europäischen Frieden bedrohen konnten, durch aussenpolitische Überbrückung der weltanschaulichen Gegensätze zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus;
- 2) Herbeiführung eines wirklich freundschaftlichen deutsch-russischen Verhältnisses als eines der Fundamente deutscher Aussenpolitik im Sinne Bismarcks;
- 3) für die damalige besondere Lage im August 1939: die Möglichkeit einer diplomatischen Lösung des Danzig-Korridor-Problems im Sinne der Vorschläge Hitlers.

Am 24. August flog ich mit unserer Delegation nach Deutschland zurück. Es war vorgesehen, dass ich von Moskau nach Berchtesgaden fliegen sollte, um Adolf Hitler auf dem Berghof Bericht zu erstatten. Ich dachte daran, ihm eine europäische Konferenz zur Bereinigung der Polenfrage vorzuschlagen.

Überraschend wurde unser Flugzeug durch Funkspruch nach Berlin umdirigiert, wohin Hitler am gleichen Tage geflogen war. Unsere Maschine musste aus Sicherheitsgründen einen weiten Umweg über die Ostsee machen.²⁵⁹

Vater spricht von einem «Sicherungsfaktor» ersten Ranges; man spürt beinahe die Erleichterung, dass mit dem Moskauer Vertrag der sich bildende Einschliessungsring um das Reich zunächst einmal aufgebrochen worden

259 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 184f.

war. Das weltpolitische Kräfteverhältnis hatte sich mit Abschluss des deutsch-russischen Vertrages wiederum fundamental verändert. Das europäische Gleichgewicht war im positiven Sinne für Deutschland wiederhergestellt worden. Das Reich unterhielt nunmehr freundschaftliche Beziehungen zu Russland, Japan, Italien und Spanien, neben einer Reihe kleinerer Staaten in Ost- und Südosteuropa. Die sich bereits abzeichnende, erdrückende Einkreisung des Reiches war verhindert worden.

Es war darüber hinaus gelungen, Polen, das auf die westliche Karte gesetzt hatte, in eine Lage zu manövrieren, die ihm eigentlich nur die friedliche Einigung mit Deutschland als Möglichkeit beließ, wenn sich nicht die verhängnisvolle Situation, die Beck im Jahre 1935 Laval eindrucksvoll vor Augen geführt hatte, verwirklichen sollte. Es war die Erkenntnis Piłsudskis, die Beck an Laval weitergegeben hatte. Auch für Piłsudski war der «cauchemar des coalitions» schlafräuhend, und er hatte versucht, den Alptraum durch eine kluge Politik zu mildern – seine Epigonen hatten offenbar einen besseren Schlaf. Wir werden sehen, welcher Art das «Ruhekissen» war, auf dem die polnischen Politiker glaubten, die gefährliche Situation ihres Landes bestehen zu können.

Zunächst einmal aber musste man auf deutscher Seite annehmen, Polen sei in der nunmehr völlig veränderten Situation zu Verhandlungen bereit. Ein Blick auf die Landkarte macht es eigentlich auch für militärische Laien deutlich, dass dem zwischen Deutschland und Russland eingekleiteten Polen, «keine Macht der Welt» (wie Beck sich gegenüber Laval ausgedrückt hatte) die erforderliche Unterstützung geben konnte, falls man es polnischerseits tatsächlich auf eine militärische Auseinandersetzung ankommen lassen würde.

Natürlich konnte es nunmehr etwas «teurer» werden! Polens Eintritt in den kontinental-europäischen-antisowjetischen Block hätte sich Hitler viel kosten lassen, wie wir gesehen haben. Es ist keine «façon de parler» gewesen, wenn Vater sowohl Beck als auch Lipski gegenüber erklärt hatte, kein anderer als Hitler sei in der Lage, die Grenzen des Korridors zu garantieren.²⁶⁰ Auch jetzt blieb es trotz des Nichtangriffspakts mit Stalin dabei, dass von Polen nicht verlangt wurde, Teile seines Staatsgebietes abzutreten. Nunmehr verlangte Hitler aber in den Verhandlungen in der letzten Augustwoche des Jahres 1939 eine international überwachte Volksabstimmung im Korridor auf der Basis der Bevölkerungsstruktur von 1920. Man wird kaum behaupten können, das sei ein unbilliges Verlangen gewesen, und auch der britische Botschafter Henderson war dieser Meinung. Ich habe bereits darauf hingewiesen, Polen

²⁶⁰ Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges (Hrsg. Auswärtiges Amt, 1939), Nr. 2, Dok. Nr. 197-198.

hatte nach dem Ersten Weltkrieg von den Bewohnern der an Polen abgetretenen Gebiete eine Option für Polen verlangt, wenn sie nicht ausgewiesen werden wollten. Diese Volksabstimmung verlangte Hitler jetzt auch nur für einen begrenzten Teil des «Korridors»!

Polen blieb also immer noch der Ausweg der Verhandlungen. Hitler hatte im Grunde keine Antipathie gegen Polen. Es wird der Ausspruch von ihm weitergegeben: «Jede polnische Division an der russischen Grenze erspart mir eine deutsche!» Wenn man diesen Vergleich auch sicher nicht qualitativ auslegen kann, so ergibt er doch Sinn, wenn man dagegenhält, dass ein dem Reich gegenüber feindlich eingestelltes Polen einen erheblichen militärischen Aufwand notwendig machen würde, um die unglücklichen Grenzen des Reiches gegenüber Polen zu sichern. Selbst wenn man den Hang der Polen zur Überschätzung der eigenen Möglichkeiten in Rechnung stellt und unterstellt, die Polen hätten die Propagandaparolen, «die deutschen Panzer sind aus Pappe», für bare Münze genommen, was nicht für die Qualifikation des polnischen Generalstabes sprechen würde, so musste man in Warschau doch eigentlich erkennen, gegen ein aktives deutsch-russisches Bündnis keinerlei Chance zu haben.

Es geht aus dem vorher Gesagten eindeutig hervor, wie schwer sich Hitler getan hat, die – von Vater vorgeschlagene – «Wende» der deutschen Aussenpolitik vom antisowjetischen zentraleuropäischen Block unter Einbeziehung Polens zur prorussischen und damit antipolnischen Politik zu vollziehen. Im Grunde hatte er viel zu lange gezögert. Hitler und Vater haben diese Wende notgedrungen, man kann es nicht nachdrücklich genug feststellen, vollzogen, da sich ihnen Polen unter englisch-amerikanischem Einfluss verweigerte und sich auf die antideutsche Seite geschlagen hatte. Aber auch jetzt noch hätte Polen eine Lösung erreichen können, die weder die staatliche Substanz noch seine Ehre in Frage gestellt hätte.

Man vergesse nicht, bis wenige Tage vor dem deutsch-russischen Pakt war es für die deutsche Seite noch unklar, ob die Russen sich für ein Bündnis mit dem Reich oder mit den westlichen Alliierten entscheiden würden. Hitlers Zögern ist neben seinen Hemmungen, sich mit den Bolschewisten zu arrangieren, nur aus der Hoffnung heraus zu erklären, sich doch noch mit Polen und im weiteren Sinne mit England einigen zu können, um damit sowohl den Krieg als auch die ideologische Kompromittierung durch ein Abkommen mit der UdSSR vermeiden zu können.

Im Übrigen beweisen auch seine diplomatischen Schritte unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, dass es ihm darauf ankam, es nicht zur militärischen Auseinandersetzung kommen zu lassen. Ausser den offiziellen Kanälen bediente er sich inoffizieller Wege, wie zum Beispiel die Einschaltung des Schweden Birger Dahlerus beweist. Entscheidend aber ist die Rücknahme des Vormarschbefehls am Nachmittag des 25. August auf Veranlassung Vaters

nach Bekanntwerden der Ratifizierung des neuen britisch-polnischen Vertrages, der die im März gegebene wechselseitige Garantie beider Staaten präziser fasste, will sagen: sie auf eine Auseinandersetzung mit Deutschland begrenzte.²⁶¹ Wäre es Hitler nur auf die russische Rückendeckung angekommen, um «seinen Krieg vom Zaune zu brechen», hätte keine Veranlassung bestanden, den Marschbefehl für die Wehrmacht am 25. August im letzten möglichen Augenblick unter erheblichen technischen Schwierigkeiten zu widerrufen. Der Widerruf barg durchaus grosse militärische und vor allen Dingen auch politische Risiken in sich.

²⁶¹ Below, Nicolaus von: Als Hitlers Adjutant 1937-1945, Mainz 1980, S.1 87-188.

Polen und der Kriegsausbruch

Wir Deutsche sollten die Wahrheit auch dann ertragen lernen, wenn sie für uns günstig ist!

Heinrich von Brentano

Gerade durch den Vertrag mit Russland sah die deutsche Regierung die Chance, mit Polen doch noch zu einem Arrangement zu kommen. Die Forderung der Sowjetunion, im Bündnisfall gegen Deutschland das Durchmarschrecht durch Polen und Rumänien zu erhalten, hätte den Leitern der polnischen Politik die eigentlichen Ziele der Sowjetunion verdeutlichen müssen. Das plötzliche Interesse der Briten, nach Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes ihre bisher pauschale Garantie Polens nun auf den Fall eines Krieges mit Deutschland zu begrenzen, hätte Beck und seinen Mitarbeitern vollends zu denken geben müssen. In der Situation von 1939 konnte nur das Reich die beiden Länder vor einer sowjetischen Aggression schützen. Keine Macht der Welt hätte die russische Führung veranlassen können, ihre Truppen wieder aus den beiden Ländern zurückzuziehen. Ironie der Weltgeschichte – wenige Jahre später sollte es sich erweisen! Eine vernünftige polnische Politik hätte Polen als potentiell Bundesgenossen Deutschlands gegen die Sowjetunion sogar eine relativ starke Stellung auch gegenüber dem Reich gegeben.

Zwei Fragen drängen sich an dieser Stelle dem unvoreingenommenen Historiker auf:

1. Welches waren die Beweggründe der polnischen Regierung, und welche Ziele hat sie verfolgt, als sie das erneute deutsche Verhandlungsangebot nach Abschluss des deutsch-russischen Vertrages ablehnte bzw. nicht befolgte?
2. Was hat die englische Regierung mit der Ratifizierung des polnisch-englischen Vertrages bezweckt, der in der klaren Erkenntnis zustande kam, keinerlei Möglichkeit zu haben, Polen militärisch helfen zu können? Polen wurde durch diesen Vertrag zu einer selbstmörderischen und völlig intransigenten Haltung gegenüber dem Reich veranlasst.

Diese entscheidenden Fragen sind von der offiziellen Geschichtsforschung bisher merkwürdigerweise nicht aufgeworfen worden. Beginnen wir mit der ersten Frage: Galt die bereits zitierte Äusserung des polnischen Aussenmini-

sters Beck dem französischen Minister Laval gegenüber nicht mehr, wonach die grösste Katastrophe für die polnische Nation immer dann eintrat, wenn «Deutschland und Russland gemeinsam» handelten? Sollte diese völlig einleuchtende und durch die Geschichte bestätigte Wahrheit nach nunmehr vier Jahren, in denen Deutschland wieder ein Machtfaktor geworden war, auf einmal obsolet sein? Selbst wenn man dem polnischen Aussenminister Beck eine Neigung zur Überschätzung der polnischen Position unterstellt, die ihn von einem polnischen Macht- und Einflussbereich träumen liess, der von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichen würde, kann man doch nicht annehmen, er habe geglaubt, sich militärisch zwischen dem Reich und der Sowjetunion behaupten zu können. Allerdings bestand auch weiterhin ein polnisch-sowjetischer Nichtangriffsvertrag.²⁶²

Wir haben die amerikanischen Bestrebungen geschildert, die zum Ziele hatten, Polen dem deutschen Einfluss zu entziehen, es also auf einen Konfrontationskurs zum Reich zu drängen. Die vermeintliche Gewissheit, die «Westmächte» einschliesslich der USA hinter sich zu haben, und der vermeintlich unüberbrückbare Gegensatz zwischen Deutschland und Russland mögen den polnischen Aussenminister zunächst bewogen haben, sich den deutschen Vorschlägen zu versagen. Die zwischen Grossbritannien und Frankreich einerseits und der Sowjetunion andererseits über ein Militärbündnis geführten Verhandlungen mögen ihn in der Meinung bestärkt haben, er habe den Rücken frei, wenn er es auf eine Konfrontation mit dem Reich nur Danzigs wegen (!) ankommen liesse.

Das alles noch hingenommen, wird die Politik Polens nach Abschluss des deutsch-russischen Vertrages nunmehr unverständlich. Gibt es einen weiteren Schlüssel, der uns die Gedankengänge der polnischen Regierung enträtseln könnte? Gedanken, die, schliesslich in die Wirklichkeit umgesetzt, wieder einmal in selbstmörderischer Weise das Ende der staatlichen Selbständigkeit Polens und damit seine nationale Katastrophe herbeiführten.

Seit 1938 sind deutscherseits von versteckten Oppositionsgruppen, allerdings in höchsten Positionen, auf den verschiedensten Kanälen immer wieder Aufforderungen an die britische Regierung herangetragen worden, «hart» zu bleiben und Hitler zu drohen, um seine Politik zu konterkarieren. Wir kennen die Initiatoren dieser Aufforderungen bereits, wie anlässlich der Sudetenkrise dargestellt. Es sind dies der Staatssekretär von Weizsäcker, der Chef des Generalstabs Beck, der Chef der Abwehr Admiral Canaris sowie des Weiteren unter anderem Schacht, Goerdeler, Kleist-Schmenzin, Graf Schwerin von Krosigk, Koerber und andere. Der Tenor ihrer Aktivitäten war immer der

262 Vgl. Scheil, Stefan: a.a.O., S. 70f.

gleiche: Die Lage in Deutschland wurde als miserabel geschildert, weshalb ein Militärputsch gute Aussichten hätte zu gelingen. Voraussetzung sei aber eine «diplomatische Niederlage» Hitlers oder der Krieg. Hier liegt meiner Meinung nach die entscheidende Erklärung für die unverständliche Politik Becks, die für Polen dann zur Katastrophe wurde. Beck und mit ihm wahrscheinlich auch der britische Generalstab hofften, dass der Ernstfall im Hinblick auf die britische Garantieerklärung an Polen gar nicht erst eintreten würde. Beide mussten sich ohnehin darüber im klaren sein, dass eine militärische Hilfe für Polen nicht möglich war. Das galt insbesondere für den britischen Generalstab, der eine solche Hilfe nicht einmal theoretisch erwogen hatte.

Der britische Botschafter Nevile Henderson in Berlin hat noch in letzter Stunde den polnischen Botschafter Lipski dringend auffordern lassen, doch die deutschen Vorschläge wenigstens entgegenzunehmen, und liess sie ihm noch am 31. August vormittags durch Dahlerus und den britischen Diplomaten George Ogilvie-Forbes vorlesen, um von Lipski die Antwort zu erhalten (wie Dahlerus schreibt):

[...] dass er in keiner Weise Anlass habe, sich für Noten oder Angebote von deutscher Seite zu interessieren. Er kenne die Lage in Deutschland nach seiner fünfeinhalbjährigen Tätigkeit als Botschafter gut [...]; er [Lipski] erklärte, davon überzeugt zu sein, dass im Falle eines Krieges Unruhen in diesem Land ausbrechen und die polnischen Truppen erfolgreich gegen Berlin marschieren würden.²⁶³

Folgendes war vorausgegangen: Am Morgen des 30. August sprach der uns bereits aus seinen Aktivitäten des Jahres 1938 bekannte Kleist-Schmenzin in der britischen Botschaft vor. Kleist, der «in enger Verbindung zum Kriegsministerium stand», gab dem britischen Militärattaché einen eingehenden Bericht über die militärischen Planungen und die «Lage» in Deutschland aus seiner Sicht. Dieser Bericht wurde von Henderson in einem telefonisch aufgegebenen Telegramm an den britischen Aussenminister Halifax weitergegeben. Kleist-Schmenzin gab dem britischen Militärattaché folgende Informationen, die in dem Telegramm enthalten sind:

Er teilte den Engländern die detaillierten strategischen Pläne mit. Brauchitsch habe erklärt, ein Zweifrontenkrieg wäre nicht durchzuhalten, da keine schnelle Entscheidung herbeizuführen wäre.²⁶⁴ Der Westwall sei nur stellenweise stark, aber schwach bei Freiburg, Saarbrücken und Aachen. Der deutsche Generalstab befürchte dort einen Durchbruch. Hitler habe einen Nervenzusammenbruch. Der Generalstab wolle Hitlers nervösen Zustand ausnutzen,

²⁶³ Dahlerus, Birger: Der letzte Versuch, München 1948, S. 110.

²⁶⁴ DBFP, Third Series, Vol. VII, Dok. No. 546.

um einen militärischen Coup (Putsch) zu ermöglichen, aber er müsse sicher sein, dass England nicht nachgeben werde. Wenn der Generalstab überzeugt sei, dass Ribbentrops Berichte über England falsch seien, würde dies die dissidenten Elemente begünstigen. Ausserdem findet sich der Vermerk: «nach Warschau weitergegeben».

Sir Ivonne Kirkpatrick merkte in einer Marginalie im Bericht an:

[...] Der Beschreibung nach kann ich diesen Offizier nicht identifizieren, aber ich glaube, er ist ein verabschiedeter Offizier, der mit den reaktionären Elementen des Generalstabs in Verbindung steht. Er gab uns eine Menge ziemlich korrekter Informationen im letzten September, als er sich bemühte, uns zu veranlassen, Hitler Widerstand zu leisten. Dieser Bericht wurde dem Premierminister am Morgen des 31. August vorgelesen.²⁶⁵

Auch aus dieser Information ist eindeutig zu erkennen, dass die Konspiration den Engländern einen Hitler suggerieren wollte, der dem Zusammenbruch nahe sei. Durch einen «Coup», wie Kleist-Schmenzin sich ausdrückt, wäre das ganze Regime zu Fall zu bringen. Bemerkenswert an dem Bericht ist nicht zuletzt, dass er von Chamberlain umgehend nach Warschau weitergeleitet wurde, und wie sich aus dem Ausspruch Lipskis ergibt, dort die völlig unzugängliche Haltung der polnischen Regierung – auch nach dem deutsch-russischen Pakt – mitbestimmt hat. Auch in diesem Fall, um eine persönliche Bemerkung hinzuzufügen, muss zur Anstachelung der Briten einmal mehr die Behauptung herhalten, Joachim von Ribbentrop würde über England falsch berichten, und zwar in dem Sinne, England würde nicht kämpfen. Diese Behauptung durch die Konspiration beweist deren Konzept, die britische Regierung mit allen Mitteln in die militärische Konfrontation mit Deutschland zu locken und damit den Kriegsausbruch auszulösen. Einmal mehr werden an dieser Stelle die Hintergründe der systematischen Verleumdung Vaters und seiner Berichterstattung gegenüber Hitler deutlich.

Kehren wir aber zunächst zu den Beweggründen der polnischen und schliesslich der englischen Politik zurück. Auch diese beiden Staaten unterlagen einem schwerwiegenden Dilemma. Das polnische «Dilemma» war bedingt durch Polens geopolitische Lage zwischen zwei übermächtigen Nachbarn, dem Deutschen Reich und der Sowjetunion. Piłsudski hatte es richtig gesehen, es kam für Polen darauf an, mit beiden Nachbarn einen *modus vivendi* zu erreichen und zu erhalten. Polen musste möglichst vermeiden, einseitig Partei ergreifen zu müssen. Insofern war es zunächst verständlich, wenn Polen zögerte, sich in den antisowjetischen, zentraleuropäischen Block einzuspannen zu lassen.

²⁶⁵ DBFP, Third Series, Vol. VII, Anm. 4 zu Dok. No. 546.

Man muss sich in Becks Lage versetzen. Er hatte natürlich Kenntnis von den Plänen der deutschen Konspiration. Wir haben gesehen, dass der Bericht Kleist-Schmenzins mit den deutschen Aufmarschplänen, militärischen Hinweisen und dem Versprechen eines Militärputsches sogleich von Chamberlain nach Warschau weitergeleitet worden war. Also war Beck sehr wahrscheinlich auch schon früher über die Pläne der deutschen Konspiration ins Bild gesetzt worden. Diese Aussicht bildete wohl eine Grundlage seiner Politik, denn selbst Beck – der sich «Oberst» titulierte – konnte bei aller Überschätzung der polnischen Möglichkeiten nicht mit wirksamer Hilfe seitens Grossbritanniens und Frankreichs rechnen, wenn es zu einer militärischen Auseinandersetzung mit dem Reich kommen sollte.

Beck hatte nicht nur Kenntnis von den Plänen der deutschen Konspiration, sondern er unterlag gleichzeitig dem massiven Druck der USA und Grossbritanniens, sich nicht mit dem Reich zu verständigen. Da er nicht auf die deutsche Karte setzen wollte und die Position der Westmächte infolge der Unterstützung durch die USA auf die Dauer für die stärkere hielt, blieb er den deutschen Vorschlägen gegenüber unzugänglich, obwohl er sich sagen musste, dass daraus für Polen eine äusserst gefährliche Situation entstehen konnte. Hier bedeutete die Aussicht auf einen Putsch in Deutschland den Rettungsanker, den Polen brauchte. Dabei konnte Beck wahrscheinlich nicht wissen, dass Kleist-Schmenzin – also jemand, der sich als eine Stimme der deutschen Konspiration ausgab – selbst den Korridor von den Engländern verlangt hatte; eine Forderung, die unvergleichlich viel weiterging als die Hitlers.

Ein hochinteressantes Detail ist hier zu beachten. Der deutschen Botschaft in Moskau gehörte im Jahre 1939 der Legationssekretär Hans Herwarth von Bittenfeld an. Obwohl nicht ganz arisch, wie man sich damals ausdrückte, hatte er keinerlei Schwierigkeiten oder gar Verfolgungen zu erdulden, sondern hatte eine feste Position als deutscher Diplomat des «gehobenen Dienstes» in Vaters Auswärtigem Amt inne. Herwarth hat den US-Diplomaten Charles Bohlen laufend über den Stand der deutschrussischen Gespräche informiert und ihm schliesslich alle Einzelheiten des Vertrages (Kopien der Telegramme nach Berlin, die er zu chiffrieren hatte) einschliesslich des geheimen Zusatzabkommens zugänglich gemacht. Bohlen hat natürlich das State Department umgehend ins Bild gesetzt.

Aus diesem geheimen Zusatzabkommen ging hervor, wenn es zum Konflikt kommen würde, Polen einmal mehr «geteilt» werden sollte, jedenfalls in Interessensphären, was immer man darunter verstehen wollte. Diese Vorhaben der Sowjetunion und des Deutschen Reiches waren also Roosevelt und der britischen Regierung bekannt. Weder Roosevelt noch Chamberlain haben es für zweckmässig gehalten, sie auch der polnischen Regierung, also der Re-

gierung des unmittelbar betroffenen Landes, mitzuteilen. Möglicherweise hätte diese tödliche Gefahr, die sich aus dieser deutsch-russischen Absprache für Polen ergab, die polnische Regierung doch noch zu Verhandlungen und vielleicht zum Einlenken bewogen. Die Informationen eines nicht bekannten Konspirateurs aber, der einen Militärputsch versprach, leitete die britische Regierung dagegen umgehend nach Warschau weiter. Erstaunlich ist ebenfalls, dass Herwarth seine Informationen über den deutsch-russischen Vertrag nicht auch den Polen hat zugehen lassen. Das wäre wahrscheinlich – und von einem Diplomaten hätte man diese Erkenntnis eigentlich erwarten können – der sicherste Weg gewesen, den Krieg zu verhindern; mit diesem Motiv begründete Herwarth sein Tun.

Offenbar bestand also britischer- oder amerikanischerseits kein Interesse an einer friedlichen Beilegung der Polenkrise. Diese «Krise» war nicht entstanden, weil Hitler einen Krieg «vom Zaune brechen wollte», sondern weil wichtigste nationale und, soweit es die deutsche Bevölkerung in Polen betraf, gleichermassen humanitäre Belange auf dem Spiel standen. Es ging der Konspiration eben nicht darum, den Krieg zu vermeiden, sondern sie wollten ihn im Gegenteil herbeiführen, um ihre Ziele verwirklichen zu können. Hatte nicht Kordt die friedliche Münchner Lösung des Sudetenproblems als «zweitbeste Lösung» bezeichnet, wobei er unter «bester» Lösung den Kriegeausbruch verstand?²⁶⁶

Bleibt also die Frage offen, warum England die Einigung zwischen Polen und Deutschland nicht stärker forcierte. Was konnte das britische Weltreich von einem erneuten Waffengang mit Deutschland gewinnen? Bereits der Erste Weltkrieg hatte Grossbritannien um seine Vormachtstellung in der Welt gebracht. Die LISA, aber auch Japan und Russland waren damals dank ihrer Grösse, ihrer geopolitischen Lage und, abgesehen von Japan, wegen ihrer breiten Rohstoffbasis die aufsteigenden Mächte. Man muss sich immer wieder vor Augen halten, Deutschland war die schwächste Macht in diesem Kreise, bedingt durch seine geographische Lage und seinen Mangel an Ressourcen. Aber gerade gegen diese Macht glaubte sich das Britische Empire wenden zu müssen, trotz der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und vor allen Dingen unter völliger Missachtung der deutschen Angebote für eine dauernde Zusammenarbeit, die von der deutschen Staatsführung seit 1933 immer wieder nach London gerichtet worden waren.

Die englische Politik hat sich damals gegen eine säkulare Lösung entschieden und der jahrhundertalten Politik des engen «europäischen Gleichgewichtes», wie das Foreign Office, Sir Eyre Crowe und sein geistiger Schüler

²⁶⁶ Kordt, Erich: Nicht aus den Akten, S. 278.

Vansittart sie verstanden, den Vorzug gegeben. Das «Dilemma» für die britische Führung lag daher in der grossen Wahrscheinlichkeit, mit dem Reich einen erneuten Waffengang auf Leben und Tod führen zu müssen. Damit setzte das Empire seine weltweite Position abermals aufs Spiel. Man hatte die Stärke Deutschlands vom Ersten Weltkrieg her noch in Erinnerung. Sie begründete Englands Sorge vor der stärksten Kontinentalmacht in ganz besonderem Masse.

Man sah oder wollte das ausgleichende Gewicht der Sowjetunion nicht sehen, das die Stärke des deutschen Reiches weitgehend relativierte und gegebenenfalls Grossbritannien immer noch die Wahl gelassen hätte, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen, zusammen mit seinem «Festlandsdegen» Frankreich. Das britische «Dilemma» war also selbstgemacht, aber es stellte sich für die britische Regierung durchaus als echtes Dilemma dar. Die Geschichte hat dieses Dilemma, wie die englische Staatsführung es sah, insofern in vollem Umfang bestätigt, da genau das von der britischen Führung Befürchtete eingetreten ist. *Den englischen «Staatsmännern» der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist das «gelungen», was ihre klugen Vorgänger über drei Jahrhunderte mit grossem Erfolg verhindern konnten, nämlich aus England politisch eine im Weltmassstab kleine, dem Kontinent vorgelagerte Insel zu machen, die von Europa mehr oder weniger abhängig ist, nachdem die USA in die einstige Position des Empires als bedeutendster Macht des Erdballs eingerückt sind.*

Ab dem Jahre 1938 bot sich nun den Briten anscheinend eine «Patentlösung» an, die sie von dem geschilderten Dilemma befreien würde. Diese «Patentlösung» war das Angebot der deutschen Konspiration, Hitler durch einen Militärputsch zu stürzen. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass ein Putsch der Militärs nach einem Kriegsausbruch das Reich entscheidend geschwächt hätte. Es wäre für eine absehbare Zeit zu grösseren aussenpolitischen Aktionen nicht mehr in der Lage gewesen.

Gerade die moderaten Forderungen Hitlers an Polen aber bargen die Gefahr in sich, Polen würde sich letztendlich doch mit Hitler arrangieren. Hier liegt der Schlüssel für die unbegreifliche Politik Polens und der britischen Regierung. Grossbritannien und Frankreich haben Deutschland in einem Augenblick den Krieg erklärt, in dem es der deutschen Aussenpolitik gelungen war, durch die Verständigung mit Russland die stärkstmögliche Konstellation herzustellen, die denkbar war, nachdem die Westmächte sich einem Übereinkommen mit dem Reich versagt hatten.

Die britische Regierung trug das Risiko eines Krieges in der Hoffnung, die deutsche Konspiration würde ihr dieses Risiko schliesslich abnehmen und Hitler stürzen und dadurch das erstarkte Reich wieder entscheidend schwächen. Damit hätte Grossbritannien sein enges europäisches Gleichgewicht wiederhergestellt – unter Missachtung der globalen Machtverschiebungen.

1938 noch war England dieses Risiko zu gross, und es war mit seinen Rüstungen noch nicht weit genug vorangekommen, um es zu laufen.²⁶⁷ Der polnische Botschafter in Paris, Lukasiewicz, schrieb in einem Bericht an den polnischen Aussenminister vom 29. März 1939:

[...] dass das Endziel der Aktionen [Englands] nicht der Friede ist, sondern die Hervorrufung eines Umsturzes in Deutschland.²⁶⁸

Henderson aber glaubte nicht an die «Patentlösung» des Putsches, um das britische Dilemma zu lösen, und er behielt Recht! Wie intensiv die britische Regierung offenbar einen Putsch in ihr Kalkül einbezogen hat, geht aus britischen Dokumenten hervor. Bereits nach dem geheimen Besuch Kleist-Schmenzins bei Vansittart 1938 warnte Henderson in einer Konferenz mit Chamberlain, Halifax, Simon, Vansittart und Wilson davor, sich grosse Hoffnungen auf die innere deutsche Opposition zu machen.²⁶⁹ So berichtet der britische Botschafter im Februar 1939 an Halifax:

[...] Mein entscheidender Eindruck seit der Rückkehr nach hier ist, dass Hitler im Augenblick an kein Abenteuer denkt und dass alle gegenteiligen Geschichten und Gerüchte jeder realen Grundlage entbehren. [...] Ich betrachte und betrachtete es stets als einen schweren Fehler, solchen Gerüchten übertriebene Bedeutung beizumessen, die gewöhnlich von denjenigen Personen verbreitet werden, die den Krieg als einzige Waffe zur Niederwerfung des Nazi-Regimes ansehen [...].²⁷⁰

Henderson beurteilt die Situation richtig, wenn er zu diesem Zeitpunkt nicht an «Abenteuer» Hitlers glaubt, denn noch am 21. März wird Vater dem polnischen Botschafter gegenüber Hitlers Angebot (in dem eine Garantie des polnischen Territoriums einschliesslich Korridor vorgesehen war) vom November 1938 erneuern und Beck nach Berlin einladen.²⁷¹ Erst als Beck das Angebot brüsk (Drohung mit Krieg) ablehnen lässt und stattdessen nach London fährt, entsteht für Hitler eine neue Situation, auf die er sich einzustellen hat.

267 Spitzky bestätigt, in dem Bestreben, seine Wichtigkeit als Widerstandskämpfer darzustellen, diese Überlegungen ausdrücklich, wenn er auf Seite 330, a.a.O., schreibt: «Eine zweite Lösung wäre gewesen, [...] es auf eine Revolte der deutschen Armee ankommen zu lassen, von deren Vorbereitung man in London, [...] bereits Wind bekommen hatte.»

268 Poln. Dok. zur Vorgeschichte des Krieges, 1. Folge, Dok. Nr. 11 vom 29. März 1939.

269 Colvin. Ian: a.a.O.. S. 85.

270 DBFP, Third Series, Vol. IV, Dok. No. 118, S. 120-122, Bericht v. Henderson an Halifax, 18. Februar 1939.

271 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 160.

Die Rolle der innerdeutschen Konspiration wird heute entgegen der ersten Jahre nach dem Krieg tabuisiert; man hört und liest nichts mehr über ihre verhängnisvollen Aktivitäten. Deshalb seien an dieser Stelle einige Zitate von damals entscheidenden Staatsmännern angeführt, die schliesslich wissen mussten, auf welchen Prämissen sie ihre Politik betrieben, die zur Kriegserklärung an Deutschland führte:

Der französische Aussenminister Georges Bonnet schreibt in seinen Erinnerungen:²⁷²

Man rechnete mit einem leichten und schnellen Siege [...] mit der Hoffnung auf ein bevorstehendes Attentat, das schon vorbereitet war und den Nationalsozialismus zu Fall bringen sollte. Wie im Jahre 1938 hatte man uns hiervon bereits dauernd in der letzten Woche vor dem Krieg erzählt. Fasste man alles zusammen, so lauteten die Worte: «Haltet aus, und die deutschen Generale werden Hitler stürzen! [...]»

An einer anderen Stelle seiner Erinnerungen betont Bonnet, dass nach der gegen Deutschland gerichteten Kriegserklärung Grossbritanniens und Frankreichs am 3. September 1939,

[...] der Weg also frei war für den «militärischen Staatsstreich», den man uns so verbindlich angekündigt hatte.

Und weiter:

Sie [die deutschen Generale] haben [im Nürnberger Prozess] mit einem unerhörten Aufwand an Einzelheiten geschildert, was sie gegen den Führer vorbereitet und – man fragt sich, warum – nicht verwirklicht hatten. [...]

[...] dass man uns auf die gleiche Art und mit der gleichen Genauigkeit 1939 und 1940 vor und nach unserer Niederlage Militärverschwörungen gegen den Führer angekündigt hat. Hitler hat trotzdem bis 1945 gelebt.

Wer mit der Vorgeschichte des letzten Weltkrieges nicht vertraut ist, wird die hier gegebene Darstellung vielleicht für einen erfundenen Politkrimi oder Spionageroman halten. Aber dem ist leider nicht so, wie die folgenden Zitate beweisen, die aus diesem Grunde an dieser Stelle angeführt werden sollen.

Im sogenannten «Wilhelmstrassenprozess» in Nürnberg, in dem hohe Reichsbeamte, unter anderem der Staatssekretär im Auswärtigen Amt v. Weizsäcker, angeklagt wurden, ist ein Brief des damaligen Botschaftsrates Theo Kordt – Bruder von Erich Kordt aus Vaters Ministerbüro – vorgelegt und ausdrücklich durch eine eidesstattliche Erklärung des seinerzeitigen britischen Aussenministers Lord Halifax bestätigt worden, in dem es heisst (es

272 Bonnet, Georges: Vor der Katastrophe. Erinnerungen des französischen Aussenministers 1938-1939, Köln 1951, S. 307-309.

handelt sich um denselben Kordt, der das Memorandum Weizsäckers abends durch den Hintereingang zu Halifax brachte):

[...] Während der Jahre 1938 und 1939 war ich in engem (manchmal täglichem) Kontakt mit dem ersten diplomatischen Ratgeber der Regierung Seiner Majestät, Sir Robert Vansittart. Mein Bruder [eben jener Erich Kordt aus Vaters Ministerbüro] fuhr mehrmals persönlich nach London, trotz der offenbaren Gefahr für seine Sicherheit, um Sir Robert Vansittart persönlich von der am Himmel der internationalen Politik drohenden Gefahr zu unterrichten. Sir Robert versicherte mir, dass er diese Mitteilungen sofort an Sie [Lord Halifax] weitergeben werde; sie betrafen z.B. Hitlers Pläne über ein Abkommen mit der Sowjet-Union, die Bündnis Verhandlungen zwischen Hitler und Mussolini und den Rat der deutschen Widerstandsbewegung, auf Mussolini einen Druck dahin auszuüben.

Dieser Brief Kordts an Lord Halifax vom 29. Juli 1947²⁷³ wird von Lord Halifax in einer eidesstattlichen Erklärung als zutreffend bestätigt. Festzuhalten ist vielleicht noch die Aussage des damaligen Leiters des mitteleuropäischen Sektors des britischen Geheimdienstes, Sigismund Payne Best, über die Informationen, die dem britischen Kabinett in jenen Tagen vorlagen:

Bei Ausbruch des Krieges hatte unser Intelligence Service zuverlässige Informationen, dass Hitler einer Opposition vieler Männer gegenüberstand, die die höchsten Funktionen in seiner Wehrmacht und seinen Ämtern innehatten. [...] Gemäss unserer Informationen hatte diese Oppositionsbewegung solche Ausmasse angenommen, dass sie sogar zu einer Revolte und dem Sturz der Nazis hätte führen können.²⁷⁴

Der südafrikanische Verteidigungsminister Oswald Pirow berichtet über «durch deutsche Verräter ermutigte Kriegshetze der [britischen] Chauvinisten in London» und dass, «wenn Krieg ausbräche zwischen England und Deutschland, mit einem Auf stand gegen Hitler zu rechnen sei».²⁷⁵ Und der französische Schriftsteller Paul Morand schreibt in seinen Erinnerungen:

Die französischen Historiker der «France Libre» mögen den Franzosen erzählen, was sie wollen. Ich war vor ihnen in London, seit Juli 1939, und habe die Bemühungen einer kleinen kriegslüsternden Minderheit verfolgen können, die mit Churchill Schritt um Schritt ihr Ziel erreicht hat ...²⁷⁶

273 Vgl. Kempner, Robert/Haensel, Carl: Das Urteil im Wilhelmstrassen-Prozess, Schwäbisch Gmünd 1950, S. 18.

274 Best, Sigismund Payne: The Venlo Incident, London 1950, S. 7; Roth, Heinz: Widerstand im Dritten Reich. Odenhausen 1976. S. 240.

275 Vgl. FAZ, 5. April 1952.

276 Morand, Paul: Journal inutile, mémoires, Bd. 2, S. 403.

Der amtierende britische Premierminister Neville Chamberlain schliesslich vertraute seinem Tagebuch am 10. September 1939, wenige Tage nach Kriegsausbruch, Folgendes an:

Was ich erhoffe, ist nicht der militärische Sieg – ich zweifle sehr, ob er möglich ist [I very much doubt the feasibility of that] –, aber ein Zusammenbruch der deutschen inneren Front.²⁷⁷

Klarer können die eigentlichen Beweggründe für die britische Kriegserklärung nicht ausgedrückt werden. Chamberlain war der Staatsmann, der letztlich den Krieg gegen Deutschland zu verantworten hatte, er ist damit der gewichtigste Zeuge!

Die deutsche Konspiration hat nicht nur dazu beigetragen, Deutschland in einen verhängnisvollen Krieg zu verstricken, ohne dann tatsächlich die Konsequenzen zu ziehen und zu putschen. Die Konspiration hat auch Deutschlands Gegner Polen mit dem versprochenen Putsch getäuscht. Es erlitt eine der schwersten Katastrophen seiner Geschichte. Schliesslich verlor England sein Weltreich und seine Weltgeltung, weil es sich auf das Putschversprechen der deutschen Konspirateure verlassen hat und den eigenen Kurs später nicht korrigieren wollte.

Es war die Hoffnung auf eine Patentlösung²⁷⁸, die Grossbritannien dem Reich den Krieg erklären lässt, und diese Patentlösung lautete «Zusammenbruch der inneren Front», worunter der Militärputsch zu verstehen ist, der, wie der französische Aussenminister Bonnet schreibt, «immer wieder zugesagt worden war». Aber der Putsch erfolgte nicht, die «Patentlösung» blieb Polen und dem britischen Weltreich versagt. Die Konspiration hat Polen und Grossbritannien mit ihren Versprechungen in den Krieg gelockt und ist im entscheidenden Augenblick untätig geblieben.

Warum aber hat man Hitler denn nun bei Kriegsausbruch nicht tatsächlich ausgeschaltet? Sollte der alte Diplomatenfuchs Vansittart Hintergedanken gehabt haben, als er ein von der Verteidigung meines Vaters im Nürnberger Prozess gewünschtes Affidavit mit den Worten abschloss:

Ich habe nie Verträge mit Deutschen befürwortet, da Deutsche sie selten hielten.

Sollte Vansittart an die Absprachen mit der deutschen Konspiration gedacht haben, die ihr Wort gegenüber der britischen Regierung und damit auch gegenüber Polen nicht hielt? Vielleicht spielte bei diesem hier zum Ausdruck kommenden grundsätzlichen antideutschen Ressentiment die Verbitterung des «betrogenen Betrügers» mit, der die Konsequenzen seines Irrtums er-

²⁷⁷ Feiling, Keith: *The Life of Neville Chamberlain*, London 1946, S. 418.

²⁷⁸ Dieser Begriff ist in den allgemeinen Sprachgebrauch in der Bedeutung einer «Ideal-lösung» eines Problems übergegangen.

kannt hat, sich in einer entscheidenden Lebensfrage des britischen Empires auf kleinausgelegte Konspirateure verlassen zu haben. Vansittart wird sich bereits im Verlauf des Krieges bewusst geworden sein, dass die Ära des britischen Weltreiches zu Ende ging und er an dem rapiden Niedergang an entscheidender Stelle mitgewirkt hat. Seine Verbitterung ist verständlich.

Wie ich nach dem Krieg hörte, hat er diese negative Einstellung auch den Gebrüdern Kordt gegenüber eingenommen, als sie sich an ihn gewandt haben sollen, damit sie ihre oben dargestellte Rolle bestätigt erhielten. So haben sie dann wohl schliesslich Halifax wegen der erbetenen Erklärung angesprochen. Der alte Adenauer wusste, warum er die Wiedereinstellung eben dieses Erich Kordt in das Auswärtige Amt ablehnte:

Der hat Ribbentrop betrogen und seine Politik hintertrieben.

Was gibt mir die Gewissheit, dass er mich nicht ebenso behandelt?²⁷⁹

Die am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges beteiligten europäischen Mächte, Grossbritannien, Frankreich, Polen und das Deutsche Reich, hofften ohne Zweifel alle, den Krieg vermeiden zu können, der letztlich tatsächlich ausgebrochen ist. Die britische, französische und polnische Regierung erhofften sich den inneren Zusammenbruch in Deutschland. Die deutsche Regierung wiederum konnte sich nicht vorstellen, Polen würde es unter den gegebenen Umständen zu einer militärischen Konfrontation kommenlassen.

Wie verträgt sich das gängige Cliché, Hitler habe gegen Polen «seinen Krieg» haben wollen, mit seinen Vorschlägen, die er Polen fast ein halbes Jahr lang immer wieder machen liess? Dagegen hatte der polnische Botschafter bereits in seiner Unterredung mit Vater am 26. März 1939 erklärt, die Verfolgung der deutschen Wünsche, dass Danzig sich wieder mit dem Reich vereinige, «bedeute den Krieg mit Polen»!²⁸⁰ Man bedenke, Danzig hatte eine freigewählte (unter Aufsicht des Völkerbundes) deutsche Regierung. Hitler reagierte gelassen und beauftragte Vater lediglich, den polnischen Botschafter wissen zu lassen, «dass natürlich eine Lösung nicht gefunden werden könne, wenn hier von Krieg gesprochen werde». Es war Ende März 1939, offensichtlich hoffte er noch immer auf ein Arrangement mit Polen.

Das gleiche gilt für Grossbritannien. Selbst wenn die Tagebucheintragung Chamberlains, er erhoffe sich einen «Zusammenbruch der inneren Front in Deutschland», nicht bekannt wäre, ergäbe sich diese Folgerung aus der tat-

²⁷⁹ FAZ vom 15. April 1970. S. 2.

²⁸⁰ Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges 1939 Nr. 2, Dok. Nr. 208: Aufzeichnung über die Unterredung des deutschen Aussenministers mit dem polnischen Botschafter Joseph Lipski, 26. März 1939.

sächlich verfolgten britischen Politik. Wann hat Grossbritannien je sein Schicksal – in diesem Fall die Entscheidung über Krieg und Frieden – in die Hand einer zweitrangigen Macht gegeben? Die Ratifizierung des britischen «Blankoschecks» an Polen durch das Unterhaus nach dem Abschluss des deutsch-russischen Paktes zeigt deutlich, dass man in Grossbritannien glaubte, den heissen Krieg vermeiden zu können, indem man ihn formal auslöste. Ziel war es offensichtlich, dadurch die angestrebte Schwächung des Reiches erreichen zu können, ohne sich in die völlige Abhängigkeit der USA begeben zu müssen. Polen war das «Opferlamm», und es hat diese Rolle bereitwillig übernommen, um für England den Kriegsausbruch herbeizuführen, von dem man sich den «inneren Zusammenbruch» erhoffte. Der polnische Botschafter in Paris hat das erkannt, denn in dem bereits zitierten Bericht an den polnischen Aussenminister Beck heisst es:

Es ist kindisch naiv und gleichzeitig unfair, einem Staat, der sich in einer solchen Lage wie Polen befindet, vorzuschlagen, er solle seine Beziehungen zu einem so starken Nachbarn wie Deutschland kompromittieren und die Welt der Katastrophe eines Krieges aussetzen, [...].²⁸¹

Zusammengefasst: Grossbritannien, Frankreich und Polen haben die militärische Auseinandersetzung mit Deutschland in der Hoffnung auf den Putsch bzw. den inneren Zusammenbruch Deutschlands aufgenommen.

Vater hat in Nürnberg nach Abschluss seines «Falles» eine Schrift angefertigt, in der der Ablauf der Ereignisse, die zum eigentlichen Kriegsausbruch führten, niedergelegt ist. Diese Ausführungen waren daher nicht für seine Verteidigung gedacht, sondern es ging ihm darum, für die Historie seine Sicht der Dinge festzuhalten, da er damit rechnete, «ausgeschaltet» zu werden, wie wir in unseren letzten Unterhaltungen das erwartete Todesurteil umschrieben.²⁸²

Die Situation, die ich bei meiner Rückkehr vorfand, war wesentlich gespannter, als bei meinem Abflug. [...] Die Krise erreichte am Tage nach meiner Ankunft in Berlin ihren ersten Höhepunkt. Ich erfuhr erst jetzt, dass Adolf Hitler während meiner Abwesenheit auf dem Obersalzberg ein sehr ernstes Gespräch mit dem britischen Botschafter Henderson gehabt hatte, der einen Brief des britischen Premierministers überbrachte. Darin war zum Ausdruck gebracht worden, dass ein kriegerischer Konflikt zwischen Deutschland und Polen England auf den Plan rufen würde. In seiner Aussprache mit Henderson und in einem anschließenden Schreiben an Chamberlain vom 23. August erklärte Adolf Hitler, er sei

281 Drittes Weissbuch der Deutschen Regierung: Poln. Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Erste Folge, Dok. Nr. 11: Bericht des polnischen Botschafters in Paris, Lukasiewicz, an den polnischen Aussenminister Beck vom 29. März 1939 über eine Unterhaltung mit dem US-Botschafter in Paris. Bullitt.

282 Vgl. im Folgenden Ribbentrop, J, v.: a.a.O., S. 186-204, hier: 186f.

entschlossen, die Danzig-Korridor-Frage zu lösen und werde weitere polnische Provokationen nicht dulden. In englischen militärischen Massnahmen müsse er einen Akt der Bedrohung des Reiches sehen und werde in diesem Falle die sofortige Mobilmachung der deutschen Wehrmacht anordnen. Die Situation war völlig festgefahren, der Führer war nach Berlin gekommen.

Am Morgen nach meiner Rückkehr aus Moskau, also am Vormittag des dramatischen 25. August, besprach ich mit dem Führer den Brief Chamberlains und schlug ihm vor, noch einmal einen Versuch mit England zu machen. Kurz nach diesem Gespräch erfuhr ich, dass von unserer Seite bereits militärische Massnahmen eingeleitet wurden. Hitler hat zu diesem Zeitpunkt wohl nicht damit gerechnet, dass England eingreifen und wegen Polen einen Krieg beginnen würde. Am frühen Nachmittag erhielt ich durch einen Beamten des Auswärtigen Amtes die Nachricht von der Ratifizierung des britisch-polnischen Vertrages, der am 6. April nur formlos abgeschlossen worden war. Ich eilte mit der Meldung sofort in die Reichskanzlei, um den Führer zur Einstellung der getroffenen militärischen Massnahmen zu veranlassen – mit den Worten, dass die Ratifizierung des englisch-polnischen Garantievertrages «den Krieg mit England» bedeute, wenn er gegen Polen vorgehe und dass deshalb der «Marschbefehl sofort abgestoppt werden» müsse.²⁸³

Hitler nahm Vaters Mitteilung widerspruchslos hin und setzte seinen Vorschlag, die militärischen Bewegungen anzuhalten, durch Keitel sofort in die Tat um. Erst jetzt erfuhr Vater von Hitler, dass «Italien den Bündnisfall bei einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Polen für nicht gegeben» halte. Es ist einmal mehr bezeichnend für Hitlers Arbeitsmethodik, dass beispielsweise Vater als Aussenminister nicht sofort über seine Unterredung mit Henderson am 23. August, die Einleitung militärischer Massnahmen am 25. August sowie die Mitteilung des italienischen Botschafters vom selben Tage, unterrichtet worden war. Hitlers persönlicher Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below²⁸⁴ merkte an, Vater habe nie an militärischen Besprechungen teilgenommen. Auch in der akuten Krisensituation der letzten Augusttage fanden keine gemeinsamen Besprechungen unter der Leitung von Hitler statt. Der Aussenminister wurde erst, wie er schreibt, am 28. August wieder zugezogen, nachdem Henderson in der Führermaschine nach London geflogen worden war, um die Lage mit der britischen Regierung zu besprechen.

283 Below, Nicolaus von: a.a.O., S. 187f.

284 Über Belows Erinnerungen urteilt Gitta Sereny in ihrem Buch über Albert Speer: «Ich halte Belows Buch für ein einzigartiges Dokument, weil hier ein eigentlich unkomplizierter, aber absolut ehrlicher Mann einen ernsten Versuch macht, Dinge aufzuarbeiten, [...]»; vgl. Sereny, Gitta: Das Ringen mit der Wahrheit, München 1995, S. 139.

Am 28. August, nachmittags 17 Uhr flog Henderson nach Berlin zurück und brachte das von der britischen Regierung ausgearbeitete Memorandum mit. Damit begann die entscheidende Phase der Krise. Drei Stunden vor dem Abflug Hendersons nach Berlin am 28. August um 14 Uhr hatte die britische Regierung telegrafisch in Warschau angefragt, ob die polnische Regierung sie ermächtige, der deutschen Regierung mitzuteilen, dass Polen bereit sei, sofort in die direkte Diskussion mit Deutschland einzutreten.

Das an Adolf Hitler überreichte Memorandum der britischen Regierung enthält die dementsprechende Feststellung: «Seiner Majestät Regierung hat bereits eine definitive Zusicherung der polnischen Regierung erhalten, dass diese bereit ist, auf dieser Grundlage in Besprechungen einzutreten.» Als Grundlage war unmittelbar vorausgehend erwähnt, dass die lebenswichtigen Interessen Polens sichergestellt und ein zu treffendes deutsch-polnisches Abkommen international garantiert werden solle.

In dem von der britischen Regierung nach Kriegsausbruch veröffentlichten «Blaubuch» fehlt auffallenderweise diese erwähnte Zusicherung der polnischen Regierung. Sie muss, da die Anfrage um 14 Uhr und der Abflug Hendersons von London um 17 Uhr erfolgte, zwischen diesen beiden Zeitpunkten in London eingetroffen sein. Der bis heute geheimgehaltene Wortlaut der Antwort der polnischen Regierung ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Beurteilung der weiteren Entwicklung der Ereignisse.

Der britische Premierminister Chamberlain erklärte am 1. September feierlich, dass «alle einschlägigen Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich» gemacht worden seien – trotzdem fehlt gerade dieses wichtige Dokument. [...] Meine Verteidigung im Nürnberger Prozess hat die Vorlage der Antwortnote Polens vom 28. August durch die britische Regierung beantragt. Diesem Antrag wurde vom Gericht nicht entsprochen!²⁸⁵

Am 28. August um 22.30 Uhr übergab Henderson das britische Memorandum an Hitler.²⁸⁶ Vater gibt den Inhalt des Memorandums dem Sinne nach wieder, die britische Regierung stimme mit Hitler überein, die Gefahren der augenblicklichen Lage beständen in den Berichten über die Behandlung der deutschen Minderheiten durch Polen. Ihrer Ansicht nach sollten direkte Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen eingeleitet werden, wobei von vorneherein feststehen müsse, ein erzieltes Abkommen sei von anderen Mächten zu garantieren.

Am Nachmittag des darauffolgenden Tages (29. 8.) wurde Henderson um 18.45 Uhr in die Reichskanzlei gebeten. Der britische Botschafter wurde im Verlauf dieser Besprechung sehr heftig und erlaubte es sich sogar, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, ein Verhalten, das den Führer, wie er später Hess gegenüber erklärte, veranlasst hätte, die Besprechungen abzubrechen,

285 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 188-190.

286 Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges 1939 Nr. 2 (Hrsg.: Auswärtiges Amt), Dok. Nr. 463.

wenn es mir nicht gelungen wäre, durch ein ablenkendes Eingreifen die Gemüter zu beruhigen und ein Scheitern der Verhandlung zu verhindern.²⁸⁷

Man darf sich in diesem Zusammenhang des Rates der deutschen Konspiration an die Briten aus dem Jahre 1938 erinnern, man möge Hitler einen General schicken, der mit dem Reitstock auf den Tisch haut, das wäre die Sprache, die Hitler verstünde. Sollte Henderson an diesen Vorschlag von deutscher Seite gedacht haben? Wie auch immer, Adolf Hitler übergab Henderson schliesslich seine Antwort schriftlich. Aus ihr ergab sich, dass die deutsche Reichsregierung²⁸⁸

1. trotz ihrer skeptischen Beurteilung der Aussichten solcher direkter Besprechungen mit der polnischen Regierung den englischen Vorschlag akzeptieren wolle;
2. die vorgeschlagene Vermittlung der britischen Regierung zur Entsendung einer mit Vollmachten versehenen polnischen Persönlichkeit nach Berlin annehme und mit dem Eintreffen dieser Persönlichkeit für Mittwoch, den 30. August, rechne;
3. bei ihren Vorschlägen nie die Absicht gehabt habe, lebenswichtige Interessen Polens anzugreifen oder die Existenz eines unabhängigen polnischen Staates in Frage zu stellen;
4. die Vorschläge einer akzeptablen Lösung sofort ausarbeiten und diese wenn möglich bis zur Ankunft des polnischen Unterhändlers auch der britischen Regierung zur Verfügung stellen werde.

Mit dieser Erklärung hatte Adolf Hitler den britischen Vorschlag sofortiger, direkter und gleichberechtigter Verhandlungen mit Polen unzweideutig angenommen. Es erhebt sich für die Beurteilung der weiteren Entwicklung die schicksalsschwere Frage: Wann und in welcher Form hat die britische Regierung ihre selbst übernommene Pflicht erfüllt, diesen Vorschlag der polnischen Regierung zu unterbreiten?

Botschafter Henderson gab die deutsche Antwort noch am 29. August abends an seine Regierung telegrafisch weiter. Der Bericht Hendersons ist in London, wie sich aus dem britischen Blaubuch ergibt, nachts um 0.15 Uhr eingegangen. Die erste unmittelbare Reaktion der britischen Regierung war ein Telegramm nach Berlin des Inhalts, dass es «unvernünftig» (unreasonable) sei, einen polnischen Vertreter zur Verhandlungsaufnahme innerhalb von 24 Stunden zu erwarten. Henderson hat daraufhin am 30. August an Lord Halifax telegrafisch über die Weitergabe dieser ihm zugegangenen Mitteilung berichtet. Er zitiert dabei eine Bemerkung Adolf Hitlers, dass man von Warschau bis Berlin in anderthalb Stunden fliegen könne. Als eigenen Kommentar fügte Henderson in seinem Telegramm hinzu, er sei dafür, «dass die polnische Regierung in den sauren Apfel dieses Versuchs in elfter Stunde beißen sollte, um unmittelbare Beziehungen

²⁸⁷ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 191.

²⁸⁸ Vgl. im Folgenden Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 191-193.

mit Hitler herzustellen, wenn auch nur, um die Welt zu überzeugen, dass sie bereit sei, ihrerseits ein Opfer für die Erhaltung des Friedens zu bringen [...]»

Die britische Regierung hat dieser Anregung ihres Berliner Botschafters, den Vorschlag Adolf Hitlers jedenfalls nicht rundweg abzulehnen, keine Folge geleistet. Sie hat die Antwortnote Deutschlands nicht sofort an die polnische Regierung weitergeleitet und damit die Übermittlung der deutschen Verhandlungseinladung bewusst hinausgezögert. Sie hat zwar den britischen Botschafter in Warschau Sir Kennard alsbald unterrichtet, ihn aber angewiesen, Hitlers Antwort der polnischen Regierung nicht mitzuteilen, bevor er weitere Instruktionen aus London empfangen habe.²⁸⁹

Die Anweisung der britischen Regierung an ihren Botschafter in Warschau ist im englischen Blaubuch nicht enthalten und bis heute unbekannt geblieben. Meine Verteidigung in Nürnberg hat auch in diesem Falle bei dem Versuch, das fehlende Dokument von der britischen Regierung zu erhalten, keinen Erfolg gehabt.

Es ist von höchstem geschichtlichen Interesse zu erfahren, welcher Zusammenhang zwischen den Instruktionen der britischen Regierung an ihren Botschafter in Warschau und der Tatsache besteht, dass im Laufe des gleichen 30. August die polnische Generalmobilmachung angeordnet, wenn auch noch nicht bekannt gemacht wurde. Der Zeitpunkt dieser Mobilmachung, die uns noch am gleichen Tage vertraulich gemeldet wurde, ist für die Gesamtbeurteilung der Krise von grösster Bedeutung. Mit der angeblichen Zusicherung Polens, zu einer direkten Verhandlung mit Deutschland bereit zu sein, steht sie im krassen Widerspruch.

Erst am 30. August nachmittags wird der britische Botschafter in Warschau von seiner Regierung ermächtigt, der polnischen Regierung den Text der deutschen Note bekanntzugeben, in der die Bereitschaft der deutschen Regierung zu direkten Verhandlungen mit Polen erklärt wird. Gleichzeitig werde der polnischen Regierung der Rat gegeben, unter gewissen Bedingungen «ohne Verzug» zu direkten Verhandlungen «bereit zu sein». Dieser Rat wurde aber nicht etwa zum Zwecke der baldigen Bereinigung der Krise erteilt, sondern, wie es aufschlussreich heisst, im Hinblick «auf die innere Lage in Deutschland und auf die öffentliche Meinung der Welt» (from the point of view of the Internal situation in Germany and of world opinion). Der Hinweis auf die «innere Lage in Deutschland» dürfte die Absicht zum Ausdruck bringen, Hitler zum Kriegstreiber zu stilisieren – als massenpsychologische Voraussetzung für den geplanten und versprochenen Militärputsch.

289 Botschafter Sir Howard Kennard an Aussenminister Halifax, Warschau 30. August 1939; so im offiziellen britischen Urkundenwerk Britisches Blaubuch, Dokumente und Urkunden zum Kriegausbruch 1939, Fase. 1, Dok. No. 84: «[...] Ich gebe natürlich der Polnischen Regierung gegenüber keinen Ansichten Ausdruck, noch teile ich ihr Herrn Hitlers Antwort mit, ehe ich (wie ich hoffe, ohne Verzug) Weisungen erhalte.»

Interessanterweise übergab Henderson erst um Mitternacht des 30. August ein weiteres Memorandum der britischen Regierung, also nach Ablauf des Termins, der für das Erscheinen eines polnischen Unterhändlers deutscherseits vorgeschlagen worden war. Hatte die britische Regierung am 28. sofortige direkte Verhandlungen als «logischen nächsten Schritt» verlangt, so schlägt sie nunmehr eine deutsch-polnische Diskussion über die «Art der Fühlungnahme und die Vorbereitungen für die Besprechung» (method of contact and arrangements for discussions) vor.

Vater beschreibt die dramatischen Stunden wie folgt:

Botschafter Henderson machte mir bei der Überreichung der britischen Note, entsprechend seinen Instruktionen, davon Mitteilung, dass die britische Regierung nicht in der Lage sei, der polnischen Regierung zu empfehlen, auf das von der deutschen Regierung vorgeschlagene Verhandlungsverfahren einzugehen. Sie empfehle, auf normalem diplomatischen Wege, d.h. durch Überreichung ihrer Vorschläge an den polnischen Botschafter die Dinge ins Rollen zu bringen [...].

Falls die deutsche Regierung diese Vorschläge auch der britischen Regierung zuleiten würde und diese zur Ansicht käme, dass die Vorschläge eine vernünftige Grundlage für eine Regelung der zu erörternden Probleme bildeten, so würde sie ihren Einfluss im Sinne einer Lösung in Warschau zur Geltung bringen.

Ich meinerseits verwies Henderson darauf, dass nach uns zugegangenen vertraulichen Mitteilungen im Laufe des Tages bereits die polnische Generalmobilmachung angeordnet worden sei. Ich hatte ihn ferner auf die Tatsache aufmerksam zu machen, dass auf deutscher Seite vergeblich auf einen polnischen Unterhändler gewartet worden sei, die Frage eines eventuellen Vorschlages könne deshalb nicht länger aktuell sein. Um aber doch noch einen Lösungsversuch zu machen, las ich dem Botschafter die vorbereiteten deutschen Vorschläge vor, die Adolf Hitler ganz allein diktiert und mir mit präziser Weisung übergeben hatte, und erläuterte sie im Einzelnen.

Ministerpräsident Chamberlain hat in seiner Unterhausrede vom 1. September 1939 behauptet, diese Verlesung sei «at top speed» (in Höchstgeschwindigkeit) erfolgt. Das Gegenteil ist richtig.²⁹⁰ Die Behauptung Chamberlains ist umso merkwürdiger, als sich aus dem später im britischen Blaubuch veröffentlichten Bericht Hendersons über diese Besprechung aktenkundig ergibt, dass Henderson alle wesentlichen Punkte der deutschen Vorschläge völlig richtig erfasst und seiner Regierung mitgeteilt hat. In seinem Erinnerungsbuch «Failure of a Mission» (S. 273) berichtet Henderson überdies, dass er selbst im Anschluss an seine Un-

290 Selbst der Konspirateur Dr. Paul Schmidt (Dolmetscher; nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes) schreibt in seinem Buch «Statist auf diplomatischer Bühne» auf S. 459: «Ribbentrop las die Vorschläge Henderson auf Deutsch vor [Henderson sprach fließend Deutsch], ohne sich jedoch, wie dies vielfach später behauptet worden ist, besonders zu beeilen. Im Gegenteil, er gab zu einigen Punkten noch Erläuterungen.»

terredung mit mir dem polnischen Botschafter Lipski um 2 Uhr morgens den Anschluss Danzigs an das Reich und die Volksabstimmung im Korridor als Hauptpunkte der deutschen Vorschläge genannt habe. Henderson bemerkt dazu, er hätte sie als nicht zu unbillig bezeichnet und Lipski empfohlen, dass seine Regierung eine sofortige Zusammenkunft zwischen den Marschällen Rydz-Smigly und Göring Vorschlägen sollte. [...]

Als ich nach Abschluss der Unterredung in die Reichskanzlei zurückkehrte, habe ich dem Führer berichtet, dass Henderson sehr ernst gewesen sei und dass sich meine Überzeugung, die englische Garantie für Polen werde in Kraft treten, erneut verstärkt habe. Ich empfahl, dem Botschafter Henderson die ihm von mir mitgeteilten deutschen Vorschläge auch noch schriftlich zu übergeben. Hitler lehnte diesen Vorschlag ab, aber er hat im Laufe des 31. August vormittags den Text dann doch noch durch Göring-Dahlerus an den englischen Botschafter gelangen lassen. Adolf Hitler hat an diesem Tage nochmals auf ein Eingreifen Englands bzw. auf das Erscheinen eines bevollmächtigten polnischen Unterhändlers gewartet und schliesslich am Abend des 31. August die deutschen Vorschläge noch über den Rundfunk veröffentlichen lassen. Die sofortige Erwidierung des Warschauer Rundfunks war eine offene Provokation.²⁹¹

Der wesentliche Inhalt der deutschen Vorschläge war:

- Rückkehr Danzigs zum Deutschen Reich.
- Volksabstimmung im Korridor auf der Basis von der Ostsee bis zur Linie Marienwerder-Graudenz-Kulm-Bromberg-Schönlanke. Abstimmungsbe-rechtigt alle Polen und Deutsche, die am 1. Januar 1918 in diesem Gebiet gewohnt haben. (Folgt man der angegebenen Linie auf der Karte, wird man feststellen, dass nur ein relativ kleiner Teil des nördlichen «Korridors» der Abstimmung unterliegen sollte.)
- Gdingen bleibt ausgenommen und verbleibt bei Polen.
- Die übrigen Vorschläge beziehen sich auf freie Verkehrswege für Deutschland und Polen, Minderheitenrechte für die jeweiligen Minderheiten, Entmilitarisierung von Danzig und Gdingen, internationale Kontrollen usw.²⁹²

Vaters Aufzeichnung aus Nürnberg fährt fort:

Das englische Blaubuch weist aus, dass die britische Regierung am 31. August vormittags 9.30 Uhr im Besitz des Henderson-Berichtes war. Da Henderson den

291 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 195-197. Unter dem 10. September 1939 notierte Chamberlain in seinem Tagebuch: «[...] Ich glaube, dass er [Hitler] ernsthaft ein Übereinkommen mit uns in Betracht zog („seriously contemplates“) und dass er ernsthaft an Vorschlägen arbeitete (die auch im Rundfunk bekannt gegeben wurden) [...]»; aus: Feiling, K., a.a.O., S. 416 f.

292 Vorschläge Ribbentrop/Hitler [über Dahlerus] an Henderson in: Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges 1939 Nr. 2 (Hrsg.: Auswärtiges Amt), Dok. Nr. 466.

Botschafter Lipski bereits um 2 Uhr nachts unterrichtet hatte, ist nicht anzunehmen, dass er seine eigene Regierung über den Inhalt und Ausgang der mit mir geführten Unterredung erst zu einem so späten Zeitpunkt verständigte. Es ist auch erwiesen, dass der «Daily Telegraph» am Morgen des 31. August eine Meldung über eine nächtliche Sitzung des englischen Kabinetts, in der die deutschen Vorschläge beraten wurden, enthielt. Diese Ausgabe der grossen Londoner Zeitung wurde bemerkenswerterweise zurückgezogen und durch eine andere Ausgabe ersetzt, in der diese Notiz nicht enthalten war.²⁹³

Tatsache ist jedenfalls, dass die deutschen Vorschläge am 31. August vormittags sowohl in London wie auch in Warschau bekannt waren und Tatsache ist ebenso, dass die englische Regierung im Laufe dieses entscheidenden Tages keine ernstlichen Versuche mehr unternahm, die Krise zu überwinden. Durch eine Intervention Englands hätte sie auch noch am 31. August ohne Weiteres behoben werden können. Man brauchte nur den Botschafter Lipski zur Entgegennahme der deutschen Vorschläge von Warschau aus autorisieren zu lassen, aber nicht einmal das geschah. [...]

Am Abend des 31. August um 18.30 Uhr sprach der polnische Botschafter Lipski bei mir vor. Er erklärte, dass die polnische Regierung «für den Vorschlag der britischen Regierung sei»; eine formelle Antwort darüber werde der deutschen Regierung «bald» zukommen. Für die Entgegennahme deutscher Vorschläge oder gar für irgendeine tatsächliche Verhandlung oder auch nur Besprechung hatte Lipski keine Ermächtigung, was er mir gegenüber ausdrücklich betonte. Am gleichen Tage hatte der polnische Aussenminister dem britischen Botschafter Kennard mündlich versichert, dass der polnische Botschafter in Berlin nicht ermächtigt würde, deutsche Vorschläge entgegenzunehmen.²⁹⁴ [...]

Mit der Veröffentlichung ihrer Vorschläge hatte die deutsche Regierung Polen noch einmal die Möglichkeit eröffnet, den versprochenen Verhandlungen zuzustimmen. Noch hätten sich die Ereignisse korrigieren lassen, wenn die polnische Regierung den ihr jetzt öffentlich zugeworfenen Ball aufgenommen und über ihren Rundfunk eine positive Einstellung mitgeteilt hätte. Der Warschauer Sender hat in der Tat noch am 31. August um 23 Uhr geantwortet. Aber diese Antwort – sie fehlt im britischen Blaubuch – sprach nur von einem «unverschämten Vorschlag» und wies Verhandlungen entrüstet zurück. Deutschland, so wurde zynisch betont, habe vergeblich auf einen Abgesandten Polens gewartet. Die Antwort der Warschauer Regierung bestehe in militärischen Anordnungen.²⁹⁵

Die polnische Haltung wird nur dann verständlich, wenn man zwei Tatsachen berücksichtigt, die zum Teil erst während des Nürnberger Prozesses offenkundig geworden sind:

293 IMT, Bd. XVII, Verhandlungsniederschriften, 28. Juni 1946, Vormittagssitzung; S. 214, Aussage des damaligen Ministerialdirektors Hans Fritzsche im Nürnberger Prozess.

294 Britisches Blaubuch, Fase. 1, Dok. No. 96.

295 Vgl. Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges 1939 Nr. 2, Dok. Nr. 469.

1. Die britische Regierung hatte in Warschau nicht nur nichts Entscheidendes zur Lösung des deutsch-polnischen Problems getan, sondern sogar einen etwaigen Besuch des polnischen Aussenministers Beck in Berlin als «unerwünscht» bezeichnet. Offenbar befürchtete man, dass sich Beck bei einer Aussprache mit Adolf Hitler doch noch zu einer friedlichen Regelung entschliessen würde.

2. Botschafter Lipski, offenbar informiert über die Pläne deutscher Oppositionskreise, war der Meinung, dass «bei Kriegsbeginn in Deutschland ein Militärputsch ausbrechen», «Adolf Hitler beseitigt» und «die polnische Armee in spätestens 6 Wochen in Berlin sein werde».²⁹⁶ [...]

Am 2. September machte Mussolini noch einen Versuch zur Lösung der Krise. Er schlug eine internationale Konferenz vor, die am 5. September zusammentreten und das Ziel haben sollte, «die Bestimmungen des Versailler Vertrages als die Ursache der dauernden Störung des europäischen Lebens einer Revision zu unterziehen». Der Duce liess wissen, dass er diese Konferenz zustande bringen könne, «wenn die Armeen stehenbleiben».

Wir nahmen diesen Vorschlag an und als auch Frankreich positiv antwortete, sah es am 2. September einige Stunden lang so aus, als ob der Friede noch gerettet werden könnte. Nur die britische Regierung lehnte durch Lord Halifax am Nachmittag des 2. September im Oberhaus diesen letzten Friedensvorschlag ab.

Chamberlain trägt unter dem 10. September in sein Tagebuch ein:

Die letzten langhingezogenen Agonien (the final long-drawn-out agonies), die der wirklichen Kriegserklärung vorausgingen, waren so unerträglich, wie es nur sein konnte. Es lag uns daran, die Dinge sich zuspitzen zu lassen (we were anxious to bring things to a head), aber es gab da drei Komplikationen: die geheimen Verhandlungen, die durch einen neutralen Mittelsmann mit Göring und Hitler liefen, der Konferenzvorschlag von Mussolini und das französische Bestreben, die eigentliche Kriegserklärung so lange wie möglich hinauszuschieben, bis sie ihre Frauen und Kinder evakuiert und ihre Armee mobilisiert hatten, wir konnten darüber sehr wenig vor der Öffentlichkeit sagen [...] (There was very little of this that we could say in public). Unter demselben Datum trägt er weiter ein: [...] Ich glaube, dass er [Hitler] ernsthaft ein Übereinkommen mit uns in Betracht zog und dass er ernsthaft an Vorschlägen arbeitete (die auch vom Rundfunk bekanntgegeben wurden) [...], die er für grosszügig hielt.²⁹⁷

Vater:

[...] Es besteht heute keinerlei Zweifel mehr, dass England in den letzten beiden Augusttagen die Möglichkeit gehabt hätte, durch einen Wink in Warschau die

296 Vgl. Aussage von Birger Dahlerus im Nürnberger Prozess, aus IMT, Bd. IX, Verhandlungsniederschriften, Vormittagssitzung des 19. März 1946, S. 521.

297 Feiling, Keith: a.a.O., S. 416f.

Krise und damit die Kriegsgefahr zu beseitigen. Dass die britische Regierung das bewusst nicht tat, zeigt, dass England zum Kriege entschlossen war.

[...] Selbstverständlich habe ich in den Tagen der Krise [...] meinem Amte und dem diplomatischen Korps gegenüber eine eindeutige Haltung eingenommen, denn darin lag die einzige Chance den Gegner zum Kompromiss zu bringen. Mit einer unsicheren oder zweideutigen Haltung des Aussenministers konnte in dieser Situation keinesfalls eine Friedensbereitschaft der Gegenseite erzielt werden.²⁹⁸

In diesen Septembertagen des Jahres 1939 konnte er allerdings nicht über die Erkenntnisse verfügen, die er 1946 kurz vor seiner Hinrichtung in der Zelle des Nürnberger Gefängnisses zu Papier brachte:

Wir wussten damals allerdings noch nicht, dass man in London auf die bereits erwähnte Verschwörergruppe von massgebendsten deutschen Militärs und Politikern rechnete und dadurch zu einem leichten Sieg über Deutschland zu kommen hoffte. Diese Verschwörerkreise haben daher einen entscheidenden Anteil am Ausbruch des Krieges. Sie haben alle unsere Bemühungen, zu einer friedlichen Lösung zu kommen, in den letzten Augusttagen vereitelt und bei der englischen Kriegsentscheidung wahrscheinlich den Ausschlag gegeben.²⁹⁹

Hitler hat ohne Zweifel mit Polen keinen Krieg gewollt. Unvergessen ist mir Vaters sehr nachdenkliche Stimmung, als ich mich von ihm verabschiedete, um als Rekrut bei dem Regiment «Deutschland» in München-Freimann einzurücken. Sie rührte nicht aus seiner angeblich falschen Beratung Hitlers über Grossbritanniens Kriegswillen, sondern im Gegenteil: Er bedauerte, mit seiner Einschätzung Englands seit Beginn des Jahres 1938 Recht behalten zu haben!

Hitler wollte die konsolidierte Position für das Reich in Mitteleuropa ohne Krieg erreichen. Diese Behauptung ist durchaus plausibel, wenn man die Tatsachen objektiv bewertet. Man hat wieder die Frage zu stellen: «Cui bono?» Was sollte ihm der Krieg eigentlich nützen? Für Deutschland in seiner zweiflungsvollen, ressourcenarmen Zentrallage bedeutete Krieg immer ein aussergewöhnlich grosses Risiko. Um gerade in diesem Sinne eine halbwegs gesicherte Position zu erlangen, musste die deutsche Politik Risiken eingehen, aber alles tun, um die bewaffnete Auseinandersetzung möglichst zu vermeiden. Das aber lag nicht allein in der Hand der Reichsregierung.

Das polnische Problem hatte sich nach der Frontnahme gegen das Reich so zugespitzt, dass es nunmehr gelöst werden musste, nachdem Deutschland die stärkstmögliche Bündniskonstellation zur Verfügung hatte. Weiteres Zuwarten, wenn Polen unzugänglich blieb, hätte weit grössere politische Risiken

²⁹⁸ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 197-203.

²⁹⁹ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 203.

aufgeworfen, abgesehen davon, dass die Zeit im Hinblick auf die amerikanische Unterstützung der Rüstungsanstrengungen Grossbritanniens und Frankreichs nunmehr gegen das Reich lief.

Der wichtigste Gesichtspunkt zur Beurteilung der deutschen Politik aber war, wie bereits öfter erwähnt, die mögliche Bedrohung durch die Sowjetunion.³⁰⁰ Hitler musste als vorausblickender Politiker Osteuropa unter deutscher Führung zur Abwehr einer möglichen Expansion Sowjetrusslands organisieren. Er konnte nicht einfach zusehen, wie sich die Dinge entwickeln würden. Man nehme nur als Beispiel an, die Sowjetunion hätte sich durch massiven Druck, in welcher Form auch immer, den Zugriff auf die rumänischen Ölquellen verschafft. Das Reich wäre von seinem natürlichen Hinterland auf dem Balkan abgeschnitten gewesen, und damit auch von den einzigen ihm auf dem Landwege zugänglichen Ölquellen. Die Tschechoslowakei war ein Verbündeter der Sowjetunion, die auch zu Jugoslawien traditionell gute Beziehungen unterhielt. Wir werden sehen, dass die Forderungen Moskaus, die Molotow 1940 in Berlin Hitler und Ribbentrop vortrug, eine deutliche Sprache im Hinblick auf die Ziele, die in Moskau verfolgt wurden, sprechen. Die im Sommer 1939 zustande gebrachte Bündniskonstellation mit der Sowjetunion musste genutzt werden, das polnische Problem zu lösen, um eine halbwegs konsolidierte Position in der Mitte Europas einnehmen zu können.

Wenn ich in Kenntnis der Informationen – die ich damals, «in der Zeit», von den Eltern erhielt – dezidiert erkläre, man wollte deutscherseits keinen Krieg führen, so musste man aber damit rechnen, gegebenenfalls dazu gezwungen zu werden. Es mag als ein weiterer Beweis dafür gelten, dass Hitler keinen Krieg führen wollte, wenn festzustellen ist, dass Deutschland keineswegs in optimaler Weise auf eine militärische Auseinandersetzung vorbereitet war. Das bedeutet aber in der Situation des Reiches einen Vorwurf an Hitler, wie er schärfer gar nicht vorgebracht werden kann,³⁰¹ denn er musste damit rechnen, in militärische Auseinandersetzungen verwickelt zu werden. Sein Aussenminister hat ihm diese Gefahr seit Anfang 1938 immer wieder vor Augen geführt. Ich werde darauf zurückkommen.

Die sensationellen militärischen Erfolge in Polen und im Westen hatten ihren Ursprung in der den Gegner völlig überraschenden, neuen Strategie der motorisierten Grossverbände und nicht in der Qualität der deutschen Waffen, ganz zu schweigen von der Planung und Organisation der deutschen Rüstung. Die deutsche Rüstungsproduktion erreichte erst im späteren Verlauf des Jahres 1944 – trotz der Luftangriffe – ihren Höchststand; ein Beweis, wie unvor-

300 Vgl. Musial, Bogdan: a.a.O.

301 Siehe vor allem Schustereit, Hartmut: Vabanque. Hitlers Angriff auf die Sowjetunion, Herford 1988; sowie Klein, Burton: a.a.O.

bereitet das Reich auf eine militärische Auseinandersetzung war und was die Reichsführung versäumt hatte.

Eine persönliche Erinnerung an dieser Stelle: Im Winter 1939/40 fragte mich Mutter, als sie mich in Würzburg besuchte, wo mein Regiment in Quartier lag, wie viele U-Boote meiner Meinung nach ständig in den Gewässern vor England operierten. Ich wusste, dass Vater seinerzeit bei Abschluss des Flottenabkommens im Jahre 1935 ein vereinbartes Stärkeverhältnis zwischen der britischen und der deutschen Flotte von 35 Prozent ausgehandelt hatte. Diese Vereinbarung bezog sich auf die Gesamttonnage, konnte also in den einzelnen Schiffsgattungen variiert werden. Mit anderen Worten, es war zum Beispiel erlaubt, zu Lasten der schweren Schiffe mehr U-Boote zu bauen, laut Abkommen bis zu 100 Prozent der englischen Tonnage. So schätzte ich etwa 30 Boote, um von Mutter zu hören: zwei! Die Zahlen mögen variiert haben, erkennbar aber war, dass es offensichtlich versäumt worden war, den Schwerpunkt der maritimen Rüstung auf die Waffe zu legen, die die grössten Erfolgchancen gegen Grossbritannien versprach. Diese Versäumnisse widerlegen einmal mehr die Behauptung, Hitler habe «seinen Krieg» gewünscht, von langer Hand geplant und gezielt «entfesselt». Dennoch war der Krieg nun da und musste geführt werden – bald sollte auch ich in ihn verwickelt werden.

Zusammenfassend kann Folgendes festgehalten werden: Wegen der feindlichen Politik des Westens (Grossbritanniens, Frankreichs und der USA), der sich Polen voll angeschlossen hatte, musste die Konsolidierung der deutschen Position in Osteuropa herbeigeführt werden, solange man den Rücken durch den Vertrag mit der Sowjetunion frei hatte. Man war sich deutscherseits vollkommen klar darüber, dass man nicht unbegrenzt und unbedingt mit einer deutschfreundlichen Politik der Sowjetunion würde rechnen können.



Ferdinand Ribbentrop, Grossvater Joachim v. Ribbentrops, als Major und braunschweigischer Artillerist



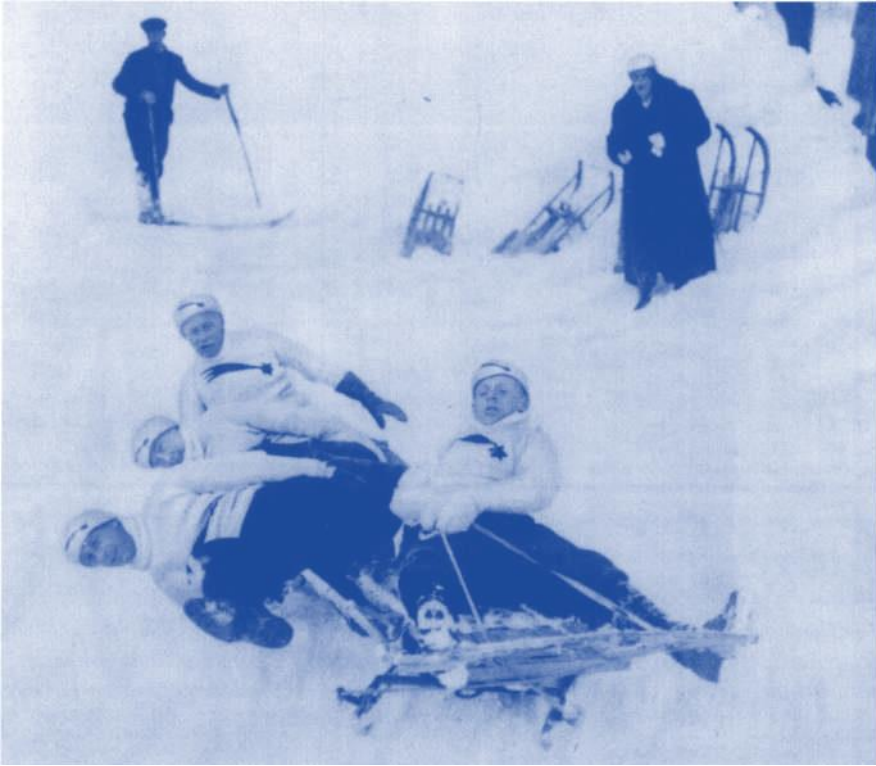
Friedrich v. Ribbentrop, Generalintendant der preussischen Armee, Präsident der kgl. preussischen Rechnungskammer (1768-1841)



Karl v. Ribbentrop (1822-1893), Träger des Pour le Mérite 1864. Seine Tochter Gertrud (1863-1943) adoptierte im Jahr 1925 Joachim v. Ribbentrop.



Die Eltern Joachim v. Ribbentrops: Richard und seine Frau Sophie, geb. Hertwig



*Arosa, ca. 1910/11: der Vater Major Richard Ribbentrop, als Steuermann:
Joachim Ribbentrop*



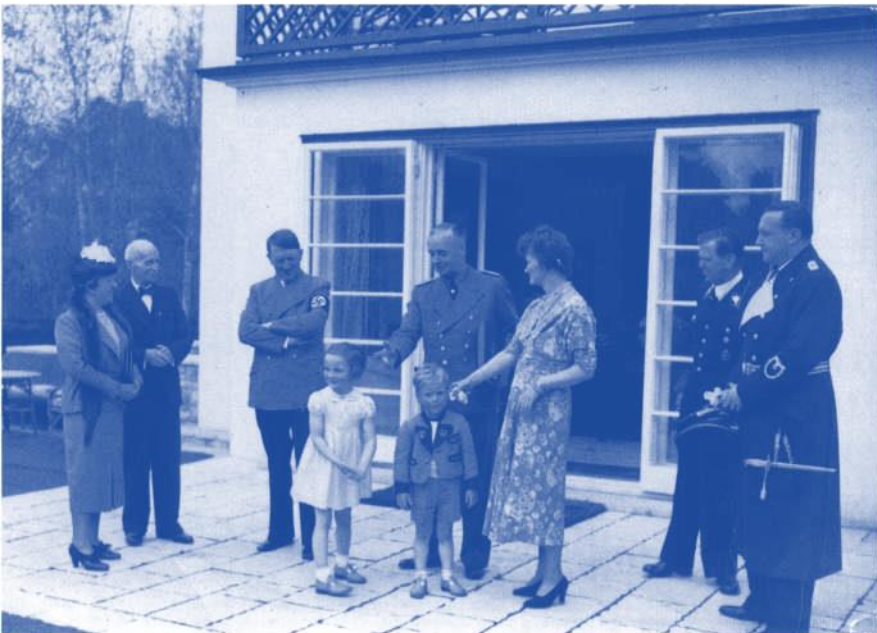
Vorn Mitte: Leutnant Joachim Ribbentrop, Husaren-Rgt. 12. Im Baltikum 1915



Der Vater Richard Ribbentrop als Major



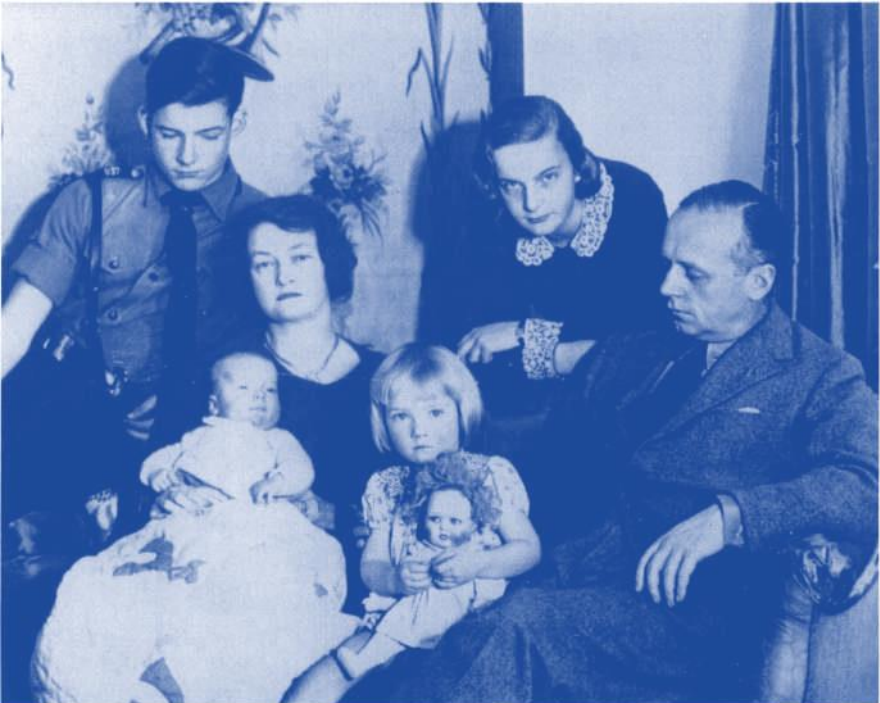
Annelies v. Ribbentrop mit ihrem Schwiegervater Richard Ribbentrop



V.l.n.r.: die Eltern Ribbentrops, Hitler, die beiden Kinder Ursula und Adolf, Joachim und Annelies v. Ribbentrop, Julius Schaub und Walther Hewel vor dem Dahlemer Haus Ribbentrops 1939



Mit Hitler und den Kindern Adolf und Ursula beim Kaffee im Auswärtigen Amt 1939



Die Familie des Reichsaussenministers 1936, v.l.n.r.: oben: Rudolf und Bettina, Mitte: Annelies und Joachim v. Ribbentrop, unten: Adolf und Ursula



Mit Lehndorff's in Ostpreussen ca. 1942/43



Ribbentrop mit Lupe und Violine in Fuschl, ca. 1943/44



Im Auswärtigen Amt in Berlin (ca. 1940); oben links: Schweimer, Halem, Gottfriedsen; unten links: Dörnberg und Gaus, Schmidt (Pressesprecher), rechts: Erich Kordt.



V. l. n. r.: Hewel, Ribbentrop, Franz v. Papen und Ribbentrops Schwester, Inge Jenke



Ribbentrop, Hewel (Mitte) und Frau Pappritz, Legationsrätin in der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes



Renthe-Fink, Ribbentrop, Hewel, Steengracht



Die deutsche Verhandlungsdelegation wegen des Flottenabkommens vor dem britischen Aussenministerium, 4. Juni 1935



Münchener Konferenz: Verabschiedung des britischen Premierministers, Sir Neville Chamberlain, auf dem Münchener Flughafen am 3. September 1938



Empfang des Diplomatischen Korps in der neuen Reichskanzlei. Vorn: Ribbentrop, Hitler, Meissner



Begrüßung Ribbentrops durch Hitler nach Abschluss des Flottenabkommens mit Grossbritannien 1935



Deutsch-Französische Erklärung, Paris, Dezember 1938



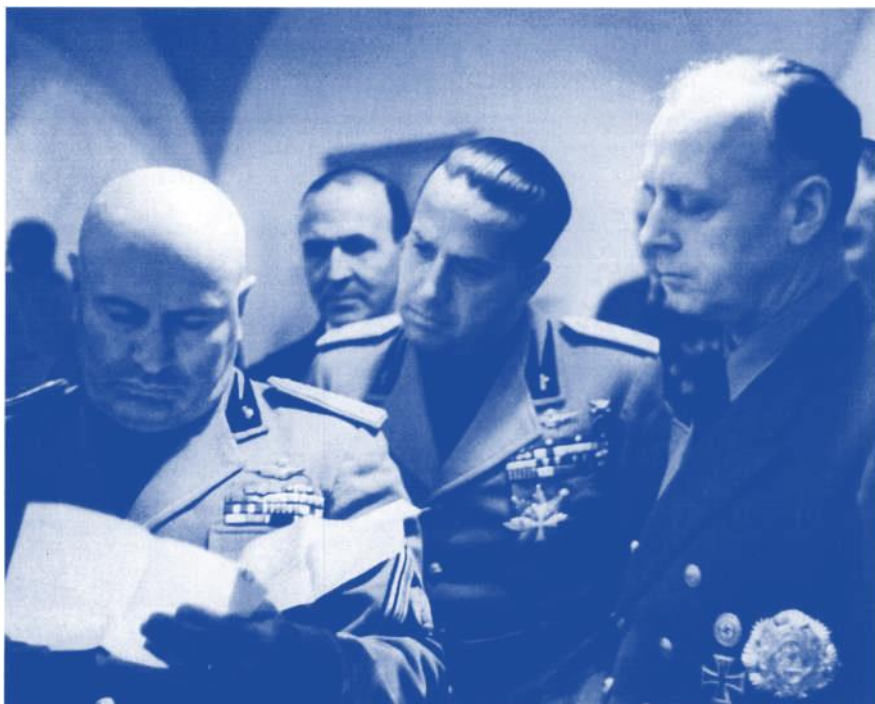
Ribbentrop mit dem Journalisten des Pariser «Matin» und des ‚Journal des débats‘, Fernand de Brinon, Dahlem 1935/36



*Abschluss des Stahlpakts
zwischen Italien und
Deutschland, 22. Mai
1939. Sitzend: Ciano,
Hitler und Ribbentrop.
Dahinter stehend: Keitel
und Weizsäcker*



*Hitler und Rib-
bentrop, vor
Sonderzug ste-
hend, ca. 1941*



Mussolini, Ciano und Ribbentrop



Hitler, Ribbentrop und Mussolini



Begrüßung Ribbentrops in Moskau durch den deutschen Botschafter, Graf v. der Schulenburg



Begrüßung Molotows durch Ribbentrop 1940 in Berlin



Ribbentrop und Schulenburg mit einem unbekanntem sowjetischen Funktionär



Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts am 23. August 1939 in Moskau. Im Hintergrund: Gustav Adolph v. Halem, stv. Protokollchef des Auswärtigen Amtes (links), und Richard Schulze [-Kossens], zeitweiliger Adjutant Ribbentrops (rechts)



1936: Rudolf v. Ribbentrop (links) wird von seinen Mitschülern an der Westminster School begrüsst.



*Rudolf v. Ribbentrop, 1936
in London*



Conwell-Evans in Deutschland



Rudolf v. Ribbentrop (1943), Träger des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz und des Verwundetenabzeichens in Gold



Parade in Paris, 1942



Joachim v. Ribbentrop mit seinem Sohn Rudolf Mai 1940 im Artois.



Jochen Peiper (1915-1976)



*Rudolf v. Ribbentrop,
Führer 7. Kompanie
PzReg. 1 „LAH“,
März 1943 in Char-
kow*

*Rudolf v.
Ribbentrop im
Straßenkampf
in Charkow,
März 1943*



*Rots bei Caen (9. Juni 1944): Rgt Kdr. PzRgt 12; Max Wünsche mit Kopfverband.
Im Beiwagen: Rudolf v. Ribbentrop*

Roosevelt

Nach den erfolgreich abgeschlossenen Feldzügen in Polen und Frankreich stellte sich für die Reichsführung die Frage, mit welchen strategischen Zielen der Krieg nunmehr fortzusetzen war, nachdem die britische Regierung unter Churchill nicht bereit war, deutsche Friedensangebote zu verhandeln. Ehe ich mich jedoch mit den Überlegungen und Planungen deutscherseits für die Fortführung des Krieges befasse, habe ich auf diejenige Macht und ihre führende Persönlichkeit einzugehen, die die Weltpolitik, zunächst verschleiert, dann in der ersten Phase des Krieges immer offener und schliesslich als die stärkste kriegführende Macht entscheidend bestimmt hat: die Vereinigten Staaten von Amerika unter ihrem Präsidenten Roosevelt.

Die USA hatten den Ersten Weltkrieg zugunsten der Entente und gegen das Reich entschieden. Die Aussicht auf einen fairen Frieden, proklamiert in den 14 Punkten des US-Präsidenten Woodrow Wilson, hatte die kaiserliche Regierung veranlasst, die Waffen niederzulegen. Die USA hatten im Ersten Weltkrieg für die britisch-französische Entente Partei ergriffen, obwohl es damals in Deutschland weder einen Hitler noch Judenverfolgungen gab. Schon Präsident Wilson hatte das «Ende der Isolation» erklärt:

Die Isolation Amerikas ist zu Ende, nicht, weil wir beschlossen haben, Weltpolitik zu betreiben, sondern weil wir durch die blossе Schöpferkraft dieses Volkes und das Anwachsen unserer Macht zu einem entscheidenden Faktor in der Menschheitsgeschichte geworden sind; und nachdem wir ein solcher Faktor geworden sind, können wir nicht in der Isolation verharren, ob wir wollen oder nicht. Nicht unsere eigene Wahl, sondern die Abläufe der Geschichte haben das Ende der Isolation eingeläutet [...].³⁰²

Die amerikanischen Enttäuschungen in Versailles und die aus dem Vertrag entstandenen Spannungen in Europa hatten in der amerikanischen öffentlichen Meinung eine isolationistische Einstellung entstehen lassen. Man wollte in die europäischen Querelen nicht verwickelt werden. Die USA unterschrieben den Versailler Vertrag nicht und blieben dem Völkerbund fern. Sie waren

302 Kunert, Dirk: Ein Weltkrieg wird programmiert, Kiel 1984, S. 31 und S. 309, Fussnote 9, Wilson zitiert nach Dulles, Foster Rhea: America's Rise to World Power, 1898-1954, New York 1955 (1963), S. 115.

allerdings insofern in die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Europas involviert, als sie eine Schlüsselposition in der Reparationsfrage einnahmen. Die Schulden der Alliierten sollten aus den deutschen Reparationszahlungen getilgt werden. Die einsetzende Weltwirtschaftskrise war jedoch erst recht nicht geeignet, die Bereitschaft der Amerikaner zu wecken, sich in der internationalen Politik zu engagieren.

Roosevelt hatte mit den innenpolitisch-wirtschaftlichen Parolen des sogenannten «New Deal» seinen Wahlkampf geführt und war 1932 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden. Noch im Jahre 1933 hatte der amerikanische Delegierte bei der Genfer Abrüstungskonferenz, Norman Davis, erklärt:

Es wäre weder gerecht noch klug gewesen, auch war es nicht beabsichtigt, hätten die Zentralmächte in Sachen Rüstung für alle Zeiten einer Sonderbehandlung unterworfen werden sollen. Vielmehr besteht und hat bestanden auf der Seite der anderen Mächte und Vertragspartner die entsprechende Verpflichtung, ihre Rüstungen in Etappen auf einen Stand herabzusetzen, der von den unbedingten Erfordernissen der Selbstverteidigung bestimmt wird.³⁰³

Aber bereits am 6. Mai 1933 eröffnete Roosevelt dem ihn besuchenden Hjalmar Schacht, die Vereinigten Staaten beständen darauf, dass es in der deutschen Rüstung beim Status quo zu bleiben habe, und gab Schacht am Ende der Unterredung «so deutlich wie möglich» zu verstehen, dass er «Deutschland als das einzig denkbare Hindernis für einen Abrüstungsvertrag» betrachte, wie der amerikanische Aussenminister am 8. Mai des Jahres 1933 dem amerikanischen Botschafter in London mitteilte.³⁰⁴

Roosevelt musste zunächst einmal seine Position als neugewählter Präsident der Vereinigten Staaten konsolidieren und ausbauen. Dennoch tat er bereits 1933 die ersten Schritte in die Weltpolitik. Im November 1933 erkannten die USA in aller Form die sowjetische Regierung an. Die Verhandlung wurde zwischen Roosevelt und dem sowjetischen Aussenminister Litwinow in Washington geführt. Sechzehn Jahre lang hatten die USA der Sowjetunion die Anerkennung verweigert. Die deutsche Politik war erklärtermaßen durch eine Abwehrstellung gegenüber der Sowjetunion bestimmt. Ihre Anerkennung durch die USA zu diesem Zeitpunkt konnte nichts Positives für das Reich bedeuten.

303 Tansill, Ch.: a.a.O., S. 61 und Fussnote 4, Wheeler-Bennett, John: Documents on International Affairs – 1933, London 1934, S. 209.

304 Zitiert nach Kunert, Dirk: a.a.O., S. 138 und Fussnote 3, S. 331, Carl V. Krogmann-Tagebuch, Notiz vom 4. Mai 1933, Memorandum State Department vom 6. Mai 1933, Tagebuchnotiz Jay Pierrepont Moffat vom 12. Mai 1933.

Bereits 1936 griff Roosevelt die «Have-not»-Nationen in einer Rede vor dem Kongress an, sie hätten «die notwendige Geduld» vermissen lassen, vernünftige und legitime Ziele durch friedliche Verhandlungen oder einen Appell an das «empfindliche Gerechtigkeitsgefühl der Welt zu erreichen». Den Begriff der «Habenichtse» – gemeint waren zu diesem Zeitpunkt in erster Linie Italien und Japan, aber auch Deutschland wurde wie selbstverständlich in diesem Zusammenhang als dritte Nation genannt – verwendete zu diesem Zeitpunkt auch die deutsche Presse. Ich erinnere mich einer Unterhaltung der Eltern in London, Vater hielt den Terminus für nicht glücklich. Sich selbst als «Habenichts» darzustellen, insinuiere das Vorhandensein geringer materieller Ressourcen einerseits und Aggressivität andererseits. Als Botschafter in England aber hatte er keinerlei Einfluss auf die Terminologie der deutschen Presse, auch später als Aussenminister hat er keine eindeutige Zuständigkeit für die deutsche Auslandspropaganda erreichen können. Sie stellte einen permanenten Zankapfel zwischen Auswärtigem Amt und Propagandaministerium dar, offensichtlich von Hitler nicht ungerne gesehen.

Spätestens seit der berühmten «Quarantäne-Rede» vom 5. Oktober 1937 hatte sich Roosevelt bereits mit seiner Aussenpolitik gegen Japan, Italien und auch gegen das Reich festgelegt. Die aggressive Formulierung empfahl zur gleichen Zeit schlicht: «against Dictators». Wieder eine Londoner Erinnerung: Die Eltern stellten damals fest: «das ist die neue Form der Propaganda gegen Deutschland», richtete sich doch der Slogan «against Dictators» in erster Linie gegen Deutschland. Die Sowjetunion wurde fast völlig ausgenommen, sie musste erst Finnland angreifen, bevor Roosevelt angesichts einer Woge inneramerikanischer Empörung darüber öffentlich erklärte – oder im Wahljahr 1940 erklären musste –, sie sei «eine Diktatur wie jede andere». Italien wurde im allgemeinen nicht hart angefasst, man hoffte, es der «Achse» wieder entfremden zu können. Von den vielen sonstigen Diktaturen oder Quasi-Diktaturen in Europa und der Welt wurde nicht gesprochen; es seien hier nur genannt: Spanien, Portugal, Italien, Türkei, Polen, Ungarn, Österreich, Jugoslawien, China, Japan sowie eine ganze Reihe süd- und mittelamerikanischer Staaten.

Die USA sahen in Japan ihren Gegner in Ostasien, und insofern war die Politik der Verbesserung der Beziehungen zur Sowjetunion plausibel, allerdings stand der Sowjetstaat in diametralem Gegensatz zu den Prinzipien der «Freiheit» und «Demokratie», dem Banner, unter dem die Amerikaner demnächst ihre politischen und schliesslich ihre militärischen «Kreuzzüge»³⁰⁵ füh-

ren würden. Während Roosevelt gegenüber dem radikalsten und brutalsten diktatorischen Regime auf «appeasement» machte, forderte er Deutschland und Japan in zunehmend schroffer Weise heraus. Roosevelt brauchte Japan, um peu à peu die Sorge der Amerikaner für die Sicherheit ihres Landes wachsen zu lassen. Japan hatte auf dem chinesischen Festland expandiert und stellte damit die traditionelle amerikanische Politik des «offenen China» in Frage.

Die amerikanische Politik musste eine Ostpolitik des Reiches nach Möglichkeit verhindern, das heisst jene Verständigung mit der Sowjetunion, die unter der Bezeichnung «Rapallo-Politik» bekannt geworden ist. So öffnete Roosevelt der Sowjetunion die Arme, auch wenn es zwischen 1933 und 1939 wenig aktuellen Anlass zu diesem Schritt gab. Die Option Roosevelts für die Sowjetunion bedeutete eine weltpolitische Weichenstellung erster Ordnung, im Sinne der Position, die die USA künftig in der Weltpolitik einzunehmen gedachten.

Zwei grosse Mächte haben das politische Geschehen der Welt im 20. Jahrhundert entscheidend beeinflusst. Es waren nicht die traditionellen «Grossmächte» Europas, also Grossbritannien, Frankreich oder das Deutsche Reich, sondern die USA und die Sowjetunion, die die beiden entscheidenden Mächte der Weltpolitik waren.

Beide Grossmächte bedienten sich bestechender Ideologien. Russland proklamierte für die Zukunft das «gelobte Land des Sozialismus», die USA die perfektionierte Demokratie und den «Antikolonialismus». Wenn ich sage, dass sie sich dieser Ideologien «bedienten», dann bedeutet das, dass diese Ideologien für die Führung der beiden Mächte nicht nur Instrumente waren, um ihre Massen zu motivieren, sich für die Durchsetzung eindeutiger imperialer Ziele einzusetzen (in welcher Form diese Zielsetzungen auch immer in Erscheinung traten, sei es in wirtschaftlicher oder militärischer Art), sondern auch, um Parteigänger vor allen Dingen auch in der «Dritten Welt» zu finden.

Was heisst letztlich «Imperialismus», einmal von allen ideologischen oder propagandistischen Clichés bereinigt? Imperialismus heisst im weitesten Sinne, den eigenen Einflussbereich immer so weit auszudehnen, dass die höchste Sicherheit und der grösstmögliche Wohlstand (gegebenenfalls auch auf Kosten anderer Nationen) für das eigene Staatswesen gegen einen möglichen Konkurrenten der Macht gegeben ist. «Sicherheit» ist im weitesten Sinne zu verstehen und lief nicht selten ganz deutlich auf den Anspruch hinaus, in fremden Staaten mitzubestimmen. «Sicherheit» konnte zum Beispiel

305 Hat nicht Eisenhower den Terminus «Kreuzzug in Europa» für seine Memoiren verwendet? Vgl. Eisenhower, Dwight D.: *Crusade in Europe*, New York 1948; dt.: *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam 1948.

für England laut Regierungschef Baldwin die Wahrung einer «Grenze am Rhein» bedeuten. Im politischen Raum birgt der Verlust einer unabhängigen Position immer die Gefahr, dass fremde Mächte das Schicksal des eigenen Gemeinwesens mitzubestimmen versuchen.

Roosevelt und Stalin haben erkannt, dass aus einem Krieg in Europa oder Fernost, in den sich die traditionellen «Mächte» Europas (Grossbritannien, Frankreich, Deutschland) verwickeln liessen, die USA und die Sowjetunion aufgrund ihrer Grösse und ihres Potentials als Gewinner hervorgehen würden. Ich habe den US-Botschafter in Paris und Vertrauten des Präsidenten Roosevelt, Bullitt, bereits zitiert, der 1939 erklärte, dass die USA «an einem zukünftigen Krieg in jedem Falle teilnehmen, ihn aber nicht beginnen, sondern ihn beenden» werden. Die USA würden «mit Sicherheit in einen Krieg eintreten», aber nur, wenn Grossbritannien und Frankreich zuerst losschlugen.

Die materiell stärkste Macht der Welt, als die sich die Vereinigten Staaten bereits im Ersten Weltkrieg erwiesen hatten, fand in ihrem Präsidenten Roosevelt, einem fast gänzlich an den Rollstuhl gefesselten Mann, einen Politiker, der gewillt war, die 1932 einsetzende Bewegung in der Weltpolitik zu nutzen, um die USA zur Hegemonialmacht der Welt zu machen. Es bedurfte allerdings seinerseits grosser propagandistischer Anstrengungen, um die amerikanische Öffentlichkeit zur Interventions- und gar Kriegsbereitschaft zu bekehren.

Man vergegenwärtige sich noch einmal den Zeitpunkt der «Quarantäne-Rede». Sie wurde im Oktober 1937 gehalten. Hitler hatte bis dahin nichts anderes getan, als dem Reich Gleichberechtigung in der internationalen Staatenwelt zu verschaffen. Es konnte noch nicht einmal behauptet werden, Deutschland habe stärker aufgerüstet, als es zu seiner Selbstverteidigung erforderlich gewesen wäre. Roosevelt wusste schon, warum er seinem Sohn den von Vater vorgeschlagenen Besuch bei Hitler nicht erlaubte, da er ihm nicht in «sein politisches Konzept passte».

Von vielen Historikern wird die Rezession, die 1934 in den USA wieder einsetzte, für die verstärkten aussenpolitischen Aktivitäten Roosevelts verantwortlich gemacht, um das amerikanische Volk abzulenken. Dieses Vorgehen hat in der Weltgeschichte durchaus Parallelen. Die frühe Festlegung der aussenpolitischen Zielrichtung durch Roosevelt und die Konsequenz, mit der er seinen Weg verfolgte – ein Weg, der letztlich in den Krieg führte –, sprechen dagegen. Um die wirtschaftlichen Probleme zu lösen, brauchte Roosevelt die USA nicht in den Krieg zu führen. «Short of War», wie die Formel hiess, mit der er die widerstrebenden Amerikaner bereits vor Pearl Harbor de facto in eine Art Kriegszustand manövrierte, hätte ihm genügen können, um durch die Lieferungen an Grossbritannien und schliesslich – nach Hitlers An-

griff auf die Sowjetunion – an Russland die wirtschaftlichen Probleme der USA zu lösen. Schon 1937 malte er das Kriegsgespenn in grellen Farben an die Wand, als er in der «Quarantäne-Rede» formulierte:

Möge niemand sich einbilden, dass Amerika davonkäme, dass die westliche Hemisphäre nicht angegriffen werden würde!

Roosevelt betrieb mit dieser und vielen anderen Warnungen massive Panikmache. Die Deutschen konnten es noch drei Jahre später nicht riskieren, die wenigen Kilometer Ärmelkanal zwischen dem Festland und Grossbritannien in einer amphibischen Operation zu überwinden, da ihnen die Luftüberlegenheit fehlte. Auch das maritim vergleichsweise wesentlich besser gerüstete Japan hatte keine Gelegenheit, den amerikanischen Kontinent anzugreifen, sondern belies es bei einem einzigen Schlag gegen die mehrere tausend Kilometer in den Pazifik vorgeschobene amerikanische Flotte, um amphibische Operationen der Amerikaner in Ostasien zu verhindern, die dann später auch tatsächlich zur japanischen Niederlage geführt haben. Der Abwurf zweier Atombomben war militärisch nicht mehr erforderlich, beschleunigte allerdings die japanische Niederlage und ersparte den Amerikanern «weitere Opfer», wie die offizielle Version der US-Regierung lautet. Sie räumt damit selbst ein, den atomaren Massentod hunderttausender Zivilisten verursacht zu haben, um einem Kampf nach gültigem Kriegsrecht gegen reguläre japanische Truppen auszuweichen. Es war buchstäblich ein «greller» Schlusspunkt unter ein Jahrzehnt des Propagandageredes über die Bedrohung der «westlichen Hemisphäre».

Die Angelsachsen kennen den Begriff der «selffulfilling prophecy», die eine Vorhersage meint, deren Eintreffen gerade durch Verkündung der Vorhersage aktiv betrieben wird. Churchill war ein solcher Prophet, der mit der Behauptung «Hitler treibt zum Kriege» alles tat, um den Krieg gegen Deutschland herbeizuführen. Das gleiche gilt für Roosevelt, dem es schliesslich gelang, die Japaner durch wirtschaftliche Strangulierung in die Ecke zu drängen, so dass ihnen nur der Präventivschlag übrigblieb.³⁰⁶ Vergleichbares gilt auch für die Konspiration gegen Hitler, die mit der Behauptung, «Hitler will Krieg», alles tat, um die Engländer zu veranlassen, den Krieg zu riskieren, um dann Hitler selbst «wegputschen» zu können. Roosevelt war klüger und, wenn man so will, auch verschlagener als Hitler. Verschlagenheit ist durchaus das gute Recht eines Staatsmannes, der «Weltpolitik» betreibt, wozu sich Roosevelt 1933 entschlossen hatte, ungeachtet der starken isolationistischen Grundhaltung des amerikanischen Volkes.

306 Vgl. unter anderem Morgenstern, George: Pearl Harbor 1941, München 1998.

Als der damalige französische Botschafter in Washington, der spätere Aussenminister Georges Bonnet, den amerikanischen Aussenminister Cordell Hull im März 1937 bat, ihn über die Pläne der amerikanischen Regierung zu unterrichten, wie die «internationalen Hauptprobleme» gelöst werden sollten, antwortete Hull, die amerikanische Regierung «kenne durchaus die zahlreichen internationalen Probleme, die in vieler Hinsicht jetzt aktueller und gefährlicher werden». Man dürfe jedoch nicht vergessen, dass «bestimmte konkrete Schritte», die der Präsident zu ihrer Lösung etwa beabsichtige, allein Sache des Präsidenten seien und dass der Aussenminister hierüber nicht die geringste Information geben könne.³⁰⁷

Gleichzeitig erklärte der amerikanische Diplomat Norman Davis dem britischen Aussenminister Eden auf dessen Vorschlag, die USA «sollten die Führung übernehmen dass der Präsident «nicht den Wunsch oder die Absicht habe, sich in die europäische politische Lage einzuschalten, [...] so lange Europa nicht entschlossen den Frieden will, und so lange es die Briten an der Bereitwilligkeit fehlen lassen, nicht hinter den Anstrengungen zurückzubleiben, die andere machen, um dieses Ziel zu erreichen.» Er regte an, dass die britische Regierung sofort Schritte in Richtung auf eine enge «wirtschaftliche Zusammenarbeit» mit den USA unternehmen sollte. Auf Edens Hinweis, Chamberlain strebe das an, bemerkte Norman Davis, er hoffe, man würde nicht so lange damit warten, bis man «den Anschluss verpasse».³⁰⁸

Erkennt man in der «Diplomatensprache» von Norman Davis den massiven Druck Roosevelts auf Grossbritannien, sich aktiv gegen das Reich zu engagieren, auch unter Aufgabe seiner Unabhängigkeit? Man könnte es als tragische Ironie der Weltgeschichte sehen, dass Grossbritannien, das jahrhundertlang in beinahe genialer Weise seine «Festlandsdegen» – Österreich, Preussen und Frankreich – einsetzte, um die Hegemonie einer einzelnen Macht in Europa zu verhindern, nun durch die Politik Churchills und seiner politischen Freunde in die Rolle des amerikanischen «Europa-Degens» gedrängt wird, um eine Auseinandersetzung herbeizuführen, an deren Ende der Verlust des Weltreichs steht. Was war zu diesem Zeitpunkt bereits aus Grossbritannien geworden? Man bietet den USA die Führerschaft an und bekommt als Antwort, «man solle sich beeilen, sich in wirtschaftliche Abhängigkeit von den USA zu begeben, um den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen»!

307 Aufzeichnung über ein Gespräch zwischen Aussenminister Cordell Hull und dem französischen Botschafter Georges Bonnet, 18. März 1937, 500. A 19/70, Mskr., Aussenamt zitiert nach Tansill, Charles: Die Hintertür zum Kriege, S. 364 f. und S. 365, Fussnote 1.

308 Tansill, Ch.: a.a.O., S. 365 und ebd. Fussnote 3, Norman Davis an Aussenminister Hull, London 10. April 1937. 740.00/143, Vertraulicher Akt, Mskr., Aussenamt.

Man beschäftige sich mit der Aussenpolitik Roosevelts, und man wird atemlos feststellen, welches globale Spiel dieser an den Rollstuhl gefesselte Staatsmann gespielt hat. Es hätte nicht Bullitts Einlassung dem polnischen Botschafter gegenüber bedurft, um dies zu erkennen. Er erklärte kategorisch, die Haltung Washingtons würde allein von den realen Interessen der Vereinigten Staaten bestimmt, nicht aber von ideologischen Problemen.³⁰⁹ Hatten die Amerikaner vor dem Ersten Weltkrieg den Japanern freie Hand in Ostasien gegen die russische Expansion gegeben, so ging Roosevelt jetzt systematisch, aber kaschiert und verschlagen auf Konfrontationskurs mit Japan, wohl wissend, dass die Japaner in den USA nicht beliebt waren.

Roosevelt trat an mit der wirtschaftlich stärksten Macht der Welt. Einer Macht, die mit den damaligen Waffensystemen nicht zu erreichen, geschweige denn zu gefährden war. Vor allen Dingen aber war er entschlossen, diese Stärke auch voll auszuspielen. Um das aber zu können, musste er das amerikanische Volk davon überzeugen, dass Gefahr im Verzüge war, auch für die Bewohner Amerikas; damals, im Gegensatz zum späteren Raketen- und Atomzeitalter, eine völlig irrealer Behauptung.

«Freiheit» war die grosse Parole auf Roosevelts Fahnen. «Freiheit», ein Begriff, der von allen Völkern der Erde akzeptiert werden konnte. «Freiheit» sprach die politische Intelligenz der Kolonialvölker an, die die Bevormundung durch die Kolonialmächte abschütteln wollten. Insofern richtete sich diese amerikanische Parole in Wirklichkeit gegen Grossbritannien, Frankreich, die Niederlande, Belgien und Portugal. Spätere Generationen werden fassungslos vor den geschichtlichen Tatsachen stehen: Die grossen Kolonialmächte warfen sich den Vereinigten Staaten von Amerika in der Person des «Antikolonialisten» Roosevelt in die Arme, um Deutschland zu entmachten, das in seinem führenden Mann einen Ideologen hatte, der gerade die Kolonialreiche der weissen Rasse erhalten wollte. In seiner Reichstagsrede vom 28. April 1939 hat Hitler es expressis verbis ausgesprochen:

Ich habe während meiner ganzen politischen Tätigkeit immer den Gedanken der Herstellung einer engen deutsch-englischen Freundschaft und Zusammenarbeit vertreten. Ich fand in meiner Bewegung ungezählte gleichgesinnte Menschen. Vielleicht schlossen sie sich mir auch wegen dieser meiner Einstellung an. Dieser Wunsch nach einer deutsch-englischen Freundschaft und Zusammenarbeit deckt sich nicht nur mit meinen Gefühlen, die sich aus der Herkunft unserer beiden Völker ergeben, sondern auch mit meiner Einsicht in die im Interesse der ganzen Menschheit liegende Wichtigkeit der Existenz des britischen Weltreiches.

309 Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Erste Folge 1939, Fase. 10, Dok. Nr. 9.

Ich habe niemals einen Zweifel darüber gelassen, dass ich im Bestande dieses Reiches einen unschätzbaren Wertfaktor für die ganze menschliche Kultur und Wirtschaft sehe.³¹⁰

*Difficile est satiram non scribere!*³¹¹ Im Jahre 1956 wird die amerikanische Mittelmeerflotte den britisch-französischen Streitkräften den Weg verlegen, die den von Nasser nationalisierten Suezkanal wieder besetzen wollten ...

Ein versierter Staatsmann, der eben kein Ideologe ist, wird sich hüten, seine letzten Absichten bekanntzugeben. So wird die These im wissenschaftlichen Sinne schwer zu beweisen sein, dass es Roosevelt letztlich darauf ankam, die Nachfolge des britischen Weltreiches als Vormacht der Welt anzutreten. Klugerweise hat er in diesem Sinne keine Äusserungen getan.³¹² Es wäre ihm kaum gelungen, im amerikanischen Volk die Kriegsbereitschaft zu erzeugen, die er für seine Politik brauchte. Aber für die Menschenrechte, die Demokratie, die Freiheit der Meere, den Antikolonialismus, für die Befreiung der Völker von Diktaturen, für Religionsfreiheit, Antirassismus usw. konnte man die US-Amerikaner schon in Bewegung setzen; vor allen Dingen, wenn man die Propagandamedien auf seiner Seite hatte.

Roosevelts Ziel war es, den Vereinigten Staaten eine weltweite Vormachtstellung zu verschaffen. Sie ist zutiefst im amerikanischen Selbstverständnis als einziger weltweiter Anwalt für Demokratie, Menschenrechte und Marktwirtschaft angelegt, wie in vielen Nachbetrachtungen über den amerikanischen Aufstieg zur einzigen Supermacht dargestellt wurde. «*Novus ordo seclorum*»³¹³, eine neue Ordnung der Zeitalter, so wurde jener Anspruch nach Roosevelts Willen seit 1935 auf jeder einzelnen Dollarnote verkündet, nachdem man nach dem Krieg sämtliche deutsche Akten – vergeblich – durchsuchte. Roosevelt brachte ihn offen zum Ausdruck, ob er nun Chamberlain

310 Domarus, Max: Hitler – Reden und Proklamationen 1932-1945, II. Bd., S. 1158.

311 Deutsch: «Es fällt schwer, keine Satire zu schreiben.»

312 Siehe Memorandum des Präsidenten an den Direktor der Franklin D. Roosevelt Library, Washington, 16. Juli 1943, in der er die Behandlung seines schriftlichen Nachlasses bestimmt und ankündigt, einen Teil aussondern zu wollen, der nie veröffentlicht werden dürfe («... select those which are never to be made public.»), Franklin D. Roosevelt Library.

313 «*Novus ordo seclorum*» spielt auf den Vers 5 der 4. Ekloge des Dichters Vergil an: *Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo*; wörtlich übersetzt: «Die grosse Folge der Zeitalter beginnt erneut.» Charles Thomson, der Gestalter des Grossen Siegels der Vereinigten Staaten (1782 erstmals veröffentlicht), schrieb, dass diese Worte die Anfänge eines neuen amerikanischen Zeitalters unterstreichen sollen.

einen «Weltfriedensplan» zustellte, von Hitler und Mussolini verlangte, in Washington Verpflichtungsurkunden über Wohlverhalten zu hinterlegen oder bald nach Kriegsausbruch die Neutralen zu einer Konferenz einlud, um die Grundlagen der Nachkriegsordnung festzulegen. Stets handelte er so, als sei es seine Angelegenheit zu definieren, wie die Ordnung der Welt auszusehen hat. Kann man sich vorstellen, die intensiven Bemühungen des Präsidenten, die Amerikaner kriegsbereit zu machen, seien erfolgt, um die Welt oder das britische Weltreich vor Hitler zu retten? Eines Hitlers im Übrigen, der gerade die Freundschaft zum britischen Weltreich zur Maxime seiner Aussenpolitik gemacht hatte?

Bereits im Ersten Weltkrieg hatte das englische Weltreich seine Position als erste Weltmacht verloren. Nur dank Routine und Erfahrung und seines jahrhundertealten Rufes besaßen die Engländer noch das grosse politische Gewicht. Dieses vermeintliche Potential verführte Polen, sich auf Grossbritannien als Verbündeten zu verlassen, was sein Verderben bedeutete, und veranlasste Hitler, immer wieder die Hoffnung zu nähren, schliesslich doch noch mit Grossbritannien kooperieren zu können. Gerade in der Partnerschaft mit Deutschland sah Hitler die Zukunft des Empires.

Roosevelt wusste um die Abhängigkeit Englands und damit auch Frankreichs von den USA, und er spielte seine Karten kühl und «nur im eigenen Interesse», wie Bullitt sich ausdrückte. Churchill, der «Halbamerikaner» (seine Mutter war Amerikanerin), der sich dem Präsidenten andiente, arbeitete ihm nach Kräften in die Hände. Churchill und damit Grossbritannien waren längst der «Juniorpartner» Roosevelts geworden. Vielleicht versuchte Chamberlain, noch eine eigene britische Politik zu betreiben. Man mag darüber diskutieren, ob er einen erneuten grossen Kampf mit dem Reich ganz vermeiden wollte oder nur auf Zeitgewinn spielte. Wahrscheinlich wollte er sich beide Möglichkeiten offenhalten, um schliesslich auf die dritte Option zu setzen, nämlich den erhofften Militärputsch in Deutschland vermittels der britischen Kriegserklärung auszulösen.

Die westliche Politik aber wurde von Roosevelt bestimmt. Er hatte sich gegen Deutschland und Japan entschieden. Er konnte den Eintritt der USA in den Krieg nicht zu einem beliebigen Zeitpunkt bestimmen, er war abhängig von der öffentlichen Meinung in den USA, aber er spielte die Instrumente virtuos, die ihn diesem Ziel immer näher brachten. Obwohl er sich ganz auf das in den USA unbeliebte Japan konzentrierte, hatte er Europa stets im Visier, und kaum hatte ihm Hitler unter dem Eindruck des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor und der kurz zuvor gemeldeten Absicht Roosevelts, 1943 eine Invasion in Europa in Gang zu setzen, den Gefallen getan, den USA den Krieg zu erklären, setzte er die Priorität für den europäischen Kriegsschauplatz. Wir haben gesehen, wie Roosevelt die Engländer in den Krieg trieb, sich die Hilfsleistungen teuer bezahlen liess und schliesslich für die USA die

Machtposition übernahm, die das englische Weltreich dreihundert Jahre innegehabt hatte.

Darin lag das grosse Dilemma der englischen Politik. Grossbritannien hatte zwei Optionen, nämlich sich entweder mit Deutschland zu arrangieren und dabei in Kauf zu nehmen, dass sich das Reich als kontinentale Hegemonialmacht etablierte und sich das europäische Gleichgewicht zwischen dem Reich und der Sowjetunion ausbalancierte. Oder aber, und dies ist die andere Option, es suchte mit dem einzigen Ziel, das Deutsche Reich wieder zu entmachten, den festen Anschluss an die Vereinigten Staaten und riskierte dabei den Ausverkauf des Empires und dessen Auflösung. Es hat den Anschein, als wäre sich Chamberlain dieser Alternative bewusst gewesen; seine Zurückhaltung gegenüber den USA und sein hinhaltendes, oft zweideutiges Taktieren gegenüber den deutschen Revisionswünschen lassen darauf schliessen.

Gerade diese zweideutige Haltung der britischen Regierung aber (Vansittart: «Man muss die Deutschen am Rätselraten halten!»³¹⁴) löste das Miss-trauen Hitlers aus und erzwang nach dessen Meinung eine schnellere Gangart, um die deutsche Position zu konsolidieren. Die antideutsche Haltung der britischen Regierung in der bereits dargestellten «Maikrise» 1938 hat ohne Zweifel «zu einer schnelleren Gangart» erheblich beigetragen. Anfang April 1939 sagte Chamberlain zum amerikanischen Botschafter in London, dass Hitler genau wisse, «dass für ihn die Wahrscheinlichkeit, mit einem Schlage zu siegen, umso geringer werde, je länger er England und Frankreich Zeit zum Rüsten lasse». Das berichtete Joseph Kennedy, US-Botschafter in London, an den amerikanischen Aussenminister Hull.³¹⁵

Hier liegt – wie bereits ausgeführt – der Schlüssel für Hitlers Entschluss zur Errichtung des «Protektorats Böhmen und Mähren», nachdem Polen die deutschen Vorschläge abgelehnt hatte und der polnische Botschafter in Berlin, Lipski, auch noch Öl in das Feuer gegossen hatte, indem er Vater erklärte, die weitere Verfolgung des Plans, Danzig wieder dem Reich einzugliedern, bedeute Krieg. Der polnische Aussenminister Beck hatte sich, wie wir wissen, ganz nach England orientiert. Auch er war der Faszination des Britischen Empires erlegen und hatte dessen Macht und Möglichkeiten weit überschätzt. Churchill hatte keine Bedenken, sich in eine erneute Auseinandersetzung mit Deutschland einzulassen – und mit ihm auch diejenige Gruppe nicht, die sich bereits seit Jahren einer deutsch-englischen Verständigung widersetzte.

314 Eden, Anthony: *Memoirs – Facing The Dictators (Book Two: Responsibility)*, S. 509.

315 Tansill, Ch.: a.a.O., S. 554 und ebd. Fussnote 2, Botschafter Kennedy an Aussenminister Hull, London, 4. April 1939, 740.00/736, Vertr. Akt., Mskr., Aussenamt.

Nun ging Roosevelt den Briten an das «Eingemachte». Zunächst mussten sie den Amerikanern Basen in der Karibik übereignen («without valuable consideration», wie Lord Beaverbrook es ausdrückte, also ohne angemessene Entschädigung), um dafür 50 Zerstörer übereignet zu bekommen, von denen offenbar 39 zunächst nicht brauchbar waren. Im Dezember 1940 und wieder im März 1941 schickten die USA jeweils ein Kriegsschiff nach Kapstadt, um Gold zur Bezahlung der amerikanischen Lieferungen an Grossbritannien zu übernehmen. Es galt, die Lieferungen der Amerikaner zu bezahlen, um sie bei guter Laune zu halten. Churchill hatte «all his eggs in one basket» getan, das heisst, sich völlig in die Hand des Präsidenten Roosevelt begeben, und er hatte den Preis zu bezahlen, den Roosevelt festsetzte. Morgenthau, der amerikanische Finanzminister, verlangte von dem Vertreter der britischen Treasury, Frederick Phillips, eine komplette Aufstellung der britischen Kapitalanlagen in der westlichen Hemisphäre, eingeteilt nach ihrer Liquidierbarkeit! Wie müssen die Worte Morgenthaus in Churchills Ohren geklungen haben, die er zu Phillips gesagt hat:

It gets down to a question of Mr Churchill putting himself in Mr Roosevelt's hands with complete confidence. Then it is up to Mr Roosevelt to say what he will do!³¹⁶

Der englische Botschafter in Washington, Lord Lothian, schlug Churchill vor, die «Karten auf den Tisch» zu legen und Roosevelt eine komplette Aufstellung über Grossbritanniens Bedürfnisse und seine dafür beschränkten Mittel zu geben.³¹⁷ Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten am 23. November 1940 soll er den ihn empfangenden Journalisten entgegengerufen haben: «Well, boys, Britain is broke; it's your money we want.»³¹⁸ Roosevelt hat es einem Kabinettsmitglied gegenüber während der «Lend and Lease»-Debatte im Kongress kaltschnäuzig folgendermassen formuliert: «We have been milking the British financial cow, which had plenty of milk at one time but which has now about become dry.»³¹⁹ Am 10. März 1941 setzte man dem britischen Botschafter Halifax die Pistole auf die Brust, indem man von ihm verlangte, Grossbritannien müsste sich ganz kurzfristig von einer grossen Ge-

316 Charmley, John: Churchill, The End of Glory, Suffolk 1993, S. 438 und S. 685, Fussnote 55, Reynolds, D.: The Creation of the Anglo-American Alliance 1937-41, S. 156.

317 Charmley, J.: a.a.O., S. 437 und S. 685, Fussnote 47, PRO Prem. 3/486/1, fos 299-35, for the various drafts; Cadogan Diary, 11 November 1940, S. 335; Reynolds, ibid., S. 150-1.

318 Charmley, J.: a.a.O., S. 437 und S. 685, Fussnote 49, Cardogan Diary, S. 335.

319 Charmley, J.: a.a.O., S. 443 und S. 686, Fussnote 16, Ponting, C.: 1940 – Myth and Reality, S. 212.

sellschaft trennen, um seinen guten Willen zu beweisen. So wurde eine Tochtergesellschaft von Courtaulds, wie immer in Fällen, in denen man zu einem Verkauf gezwungen wird, zu einem ungünstigen Kurs verkauft.³²⁰ Lord Beaverbrook beschwerte sich bitter.³²¹

They have conceded nothing. They have exacted [eingetrieben] payment to the uttermost for all they have done for us. They have taken our bases without valuable consideration [ohne angemessene Entschädigung]. They have taken our gold.

Ende 2006 wurde die letzte Rate des Betrages fällig, den die USA Grossbritannien, ihrem Verbündeten, für Materiallieferungen und Dienstleistungen während des Krieges in Rechnung gestellt hatten.³²²

Lord Lloyd, Kabinettsmitglied und einer der radikalsten Vertreter der antideutschen britischen Politik, vermutete, dass hinter dem amerikanischen Vorgehen ein Plan stehen könnte, das britische Weltreich aus seiner Position zu verdrängen. Muss es ihm nicht wie Schuppen von den Augen gefallen sein, wohin die auch von ihm vertretene Politik Churchills führen würde, als er äusserte, dass die Amerikaner «Gangster» seien und es «nur einen Weg» gebe, wie man mit Gangstern umginge. Man kann nur ergänzen, dass dieser Weg nicht mehr offen steht, wenn man sich in ihre Hände begeben hat. Im Übrigen hat Roosevelt nur nach denselben politischen Maximen gehandelt, mit denen die Briten selbst ihr Weltreich errichtet haben. Das Wort «Gangster» für die «angelsächsischen Brüder» unterstreicht nur Lord Lloyds bittere Erkenntnis, dass eine falsche Politik im Sinne der Erhaltung des britischen Weltreiches eingeleitet worden war.³²³

Lord Lloyds Äusserung ruft die Erinnerung an die erste, noch inoffizielle Zeit von Vaters politischer Tätigkeit in Erinnerung, als Lord Lloyd in unserem Hause in Dahlem Gast war. Ich sehe seine damals drahtige Gestalt deutlich vor mir. Damals wohl noch nicht auf den strikt antideutschen Kurs festgelegt, denn er war einer der Gesprächspartner Vaters. Bereits damals aber schilderte ihn Vater als äusserst machtbewussten Vertreter des imperialen Gewichts des britischen Weltreiches. So hatte er damals etwas arrogant zu Vater geäussert, eines hasse England, nämlich wenn eine grosse Nation eine kleine-

320 Charmley, J.: a.a.O., S. 443 und S. 686, Fussnote 18, Reynolds, D.: The Creation of the Anglo-American Alliance 1937-41, S. 164-5; Dobson, A. P.: US Wartime Aid to Britain 1940-46, S. 29.

321 Charmley, J.: a.a.O., S. 438 und S. 685, Fussnote 59, Taylor: Beaverbrook – Beaverbrook to Churchill. 26. December 1940. S. 439.

322 Vgl. FAZ, 31. Juli 2006, S. 3; siehe auch «Stars and Stripes», 12. Januar 2007: U. K. makes final payment to U.S. for post-WWI reconstructions.

323 Charmley, J.: a.a.O., S. 472.

re (er meinte Österreich) tyrannisiere. Vater fragte zurück, ob er Irland meine?

Hatte Roosevelt noch bei Einsichtnahme in die Aufstellungen der britischen Kapitalien geäußert: «Well, they aren't bust – there's lots of money there!» Nun hielt Churchill Roosevelt für so etwas wie einen «Sheriff», «collecting the last assets of a helpless debtor». ³²⁴ Das Foreign Office, das sich den Anschein gab, Europa vor Hitler schützen zu müssen wie einst vor dem Kaiser, zitterte bei der Idee, dass Churchill sich Roosevelt gegenüber auf die Hinterbeine stellen würde.

Roosevelt war es erfolgreich gelungen, Japan Zug um Zug durch wirtschaftliche Strangulation in die Ecke zu manövrieren, aus der sich Japan nur durch einen Präventivschlag oder die eigene Bankrotterklärung befreien konnte. Man verfolge aus den Akten die beinahe verzweifelten Bemühungen der japanischen Regierung, eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden. Man war möglicherweise auch bereit, das Dreierbündnis mit Deutschland und Italien zu opfern. Roosevelt blieb hart; weder wurde das Ölembargo seitens der USA bzw. Niederländisch-Indien aufgehoben noch wurden sonstige Konzessionen gemacht; im Gegenteil, die japanischen Konten in den USA wurden eingefroren. ³²⁵

Am 25. November 1941 vertraut der amerikanische Kriegsminister Stimson seinem Tagebuch an, in einer Konferenz mit Hull, ihm selbst und Knox sowie General Marshall und Admiral Stark habe Roosevelt geäußert, die Hauptfrage sei, «wie wir sie [die Japaner], ohne uns selbst einer grossen Gefahr auszusetzen, in eine Position manövrieren könnten, dass sie den ersten Schuss abfeuern». Da die USA den japanischen Code entschlüsselt hatten, konnten sie Anweisungen des Aussenministeriums in Tokio an den japanischen Botschafter in Washington, Nomura, mitlesen. ³²⁶ Roosevelt wusste daher von der japanischen «deadline» für den 25. November, bis zu der ein Arrangement mit den Vereinigten Staaten erzielt sein müsse. Sonst bliebe aus japanischer Sicht nur der Präventivschlag. Dieser Termin wurde dann noch bis zum 29. November verlängert. Auch das war der amerikanischen Regierung bekannt. Sie reagierte darauf in dem Sinne, die Japaner «in eine Situation zu manövrieren, dass sie den ersten Schuss abgeben».

³²⁴ Charmley, J.: a.a.O., S. 438 und S. 685, Fussnote 53, Reynolds, D.: *The Creation of the Anglo-American Alliance*, S. 154 sowie Fussnote 58, Kimball, W.E (ed.): *Churchill & Roosevelt – The Complete Correspondence*, vol. I, S. 120.

³²⁵ Vgl. Morgenstern, G.: a.a.O., S. 131.

³²⁶ Vgl. Morgenstern, G.: a.a.O.; Tansill, Ch.: a.a.O.

Der bekannte amerikanische Historiker Tansill beendet sein berühmtes Buch «Die Hintertür zum Kriege» mit folgenden Ausführungen:³²⁷

Die unverantwortliche Unterlassung hoher Marineoffiziere, Honolulu zu warnen, dass unmittelbar Krieg drohe, erschien in noch grellerem Licht, als am 6. Dezember die japanische Antwort auf die amerikanische Note vom 26. November Botschafter Nomura geheim telegraphiert wurde. Auch sie wurde von Radiostationen der amerikanischen Marine abgefangen und entschlüsselt. Nachdem der Präsident den ersten, sehr deutlichen Teil der Antwortnote gelesen hatte, sagte er sofort: «Das bedeutet Krieg!» [...]

Man sollte meinen, dass der Präsident nun eiligst eine Konferenz der massgebenderen Heeres- und Marineoffiziere einberufen hätte, um dem vorherzusehenden Angriff mit einem koordinierten Plan zu begegnen. Nach dem Zeugnis General Marshalls und Admirals Starks nahm der Präsident die unheilvollen Nachrichten offenbar so ruhig auf, dass er nicht einmal Anstalten traf, sich mit ihnen zu besprechen. [...]

Am 7. Dezember, um 9 Uhr, übergab Lieutenant Commander Kramer Admiral Stark das letzte Stück der Weisung Tokios an Nomura. Ihre Bedeutung war jetzt so klar, dass Stark ausrief: «Mein Gott! Das bedeutet Krieg! Ich muss sofort Kimmel benachrichtigen!» Aber er bemühte sich nicht, mit Honolulu Verbindung herzustellen. Stattdessen suchte er General Marshall zu erreichen, aber der war aus irgendeinem unbekanntem Grunde auf einem langen Ausritt. Dieser Reitausflug sollte in die Geschichte eingehen. [...]

Es war 11.25 Uhr, als General Marshall von seinem Ritt in sein Amt zurückkehrte. Wenn er die Berichte über den drohenden japanischen Angriff auf Pearl Harbor sorgfältig las, hatte er immer noch Zeit, sich durch das Scrambler-Telefon auf seinem Schreibtisch mit Honolulu in Verbindung zu setzen, oder durch den Marinesender oder durch den FBI-Sender. Aber er übergab eine von ihm verfasste Warnung an die Befehlshaber der Armee der Nachrichtenzentrale und versah sie nicht einmal mit dem Dringlichkeitsvermerk [...].

Stand der General unter einer Anweisung des Präsidenten, dass er bei der Übermittlung wichtiger militärischer Informationen mit militärischen Regeln brach? Glaubte er, dass die politischen Ziele des Präsidenten Erwägungen der nationalen Sicherheit aufhoben? [...]

In der stillen Abgeschlossenheit seines ovalen Arbeitszimmers, getrennt und ungestört von allen eingehenden Telefonanrufen, blätterte der Präsident schweigend in seiner wohlgefüllten Briefmarkensammlung, während Hopkins Fala streichelte, den schottischen Schäferhund des Weissen Hauses. Um 13.25 Uhr stand der Tod in der Tür. Die Japaner hatten Pearl Harbor bombardiert. Amerika war plötzlich in einen Krieg gestossen worden, [...].

Roosevelt hatte sein Ziel erreicht, die USA waren eine kriegführende Macht geworden. Die Politik und die militärischen Operationen der westlichen Hemisphäre würden nunmehr von ihm bestimmt werden. Die Vereinigten Staa-

327 Tansill, Ch.: a.a.O., S. 696-698.

ten von Amerika befanden sich auf dem Wege, die Vormachtstellung auf der Erde anzutreten.

Wer nicht erkennt oder nicht begreifen will, dass die aussergewöhnliche Dynamik der Weltpolitik, die in den Zweiten Weltkrieg mündete, in erster Linie durch den amerikanischen Präsidenten Roosevelt und in zweiter Linie durch den russischen Diktator Stalin bestimmt wurde, wird diese bedeutungsvolle Periode der Weltgeschichte nie richtig analysieren und begreifen können. Hitler spielte mit seinem Versuch, die schwache Position des Reiches zu konsolidieren, die Rolle des Katalysators. Er versuchte im Grunde verzweifelt den Kopf zwischen Skylla und Charybdis über Wasser zu halten.

Es ist die Tragik Europas, dass die britischen und französischen Staatsmänner Hitlers Angebote auf «europäische» Kooperation in imperialistischer und nationalistischer Befangenheit nicht aufgegriffen haben. Tragisch ist es weiter, dass Hitler andererseits, als er die halbwegs konsolidierte Position für das Reich erstritten hatte, nicht zu einer grosszügigen europäischen Charta zu bewegen war, die den europäischen Staaten ihre selbständige Existenz garantiert hätte und in die auch das Reich hätte eingebunden werden müssen.

Deutsche Planungen für die Fortführung des Krieges – «Optionen»

Kommen wir darauf zu sprechen, welche Überlegungen deutscherseits nach dem erfolgreichen Feldzug im Westen für die Fortführung des Krieges angestellt wurden. Zunächst richtete Hitler an Grossbritannien das bekannte Friedensangebot, das auf Churchills Veranlassung abgelehnt wurde. Einmal mehr gilt hier: «difficile est satiram non scribere»! Was man dazu schreibt, muss sich für jeden, der nicht in dieser faszinierenden Materie zuhause ist, tatsächlich wie eine Satire darstellen!

Hitler wäre den Engländern in den Bedingungen eines Friedensschlusses so weit wie nur irgend möglich entgegengekommen. Immer noch hoffte der Visionär in ihm auf eine Verständigung mit Grossbritannien. Erst im letzten Augenblick war er Vaters Vorschlägen gefolgt, sich mit den Russen zu verständigen, hatte aber im Grunde die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, durch diesen Zug die Briten zur Einsicht zu bewegen und sich mit ihnen arrangieren zu können. Für eine Verständigung mit England hätte Hitler auch jetzt noch viel getan. Den Gesprächen mit den Eltern entnahm ich damals eine mögliche Bereitschaft, Polen in gewissem Umfang wiederherzustellen.

Das Friedensangebot in seiner Reichstagsrede vom Juli 1940 an Grossbritannien war ohne Zweifel ernst gemeint, zumal dem englischen Botschafter in Washington, Lord Lothian, parallel dazu die genauen Bedingungen übermittelt wurden, wie der Historiker Stefan Scheil detailliert schildert.³²⁸ Lothian fand die deutschen Bedingungen «überaus befriedigend», aber in London kümmerte sich niemand darum. Noch einmal hatte Grossbritannien die Chance bekommen, seine Unabhängigkeit und sein Weltreich aufrechtzuerhalten. Churchill trägt die Verantwortung dafür, dass diese Chance verтан wurde. Damit war das Ende des Weltreiches eingeläutet.³²⁹ Welches Bild

328 Vgl. Scheil, Stefan: Fünf plus Zwei, S. 486 ff und Fussnote 180, Nicolson, Harold: Harold Nicolson Diaries and Letters, 2 Bd., S. 104. Scheil weist überzeugend nach, Lothian kannte die deutschen Bedingungen, hielt sie für angemessen und hat sie nach London übermittelt!

sich inzwischen ein klarblickender und unabhängig denkender Engländer über Churchill und die englische Politik gegenüber dem Deutschen Reich macht, hat der Historiker und ehemalige Kriegsminister im Kabinett von Margaret Thatcher, Alan Clark, in einem langen Artikel in der «Times» zu Papier gebracht. Es ist sehr erhellend, dessen Gedanken nachzuvollziehen.³³⁰

Nachdem Clark die Spannungen innerhalb der Konservativen Partei aufgezeigt hat, die infolge der sich abzeichnenden Niederlage in Frankreich im Jahre 1940 hätten aufbrechen können, die Churchill aber mit Härte und «wenig objektiver» Rhetorik überbrückte, fährt er fort:

Die Niederlage Hitlers war seine [Churchills] «raison d'être» [Daseinsberechtigung]. Dieses Ziel hat ihn Stufe um Stufe, gegen jede Voraussage, nach oben gebracht, vom politischen Abseits bis zum Premierminister. [...]

Es gab verschiedene Gelegenheiten, bei denen ein rationaler Führer vernünftige und schliesslich ausgezeichnete Bedingungen von Deutschland hätte erreichen können. Hitler hatte im Juli 1940 tatsächlich Frieden angeboten, noch vor der Luftschlacht um Grossbritannien. Nach dem Sieg der RAF [Royal Air Force] waren die deutschen Bedingungen immer noch gültig, jetzt aber mehr zugunsten der Briten gewichtet. Im Frühjahr 1941, nach der Niederlage der Italiener in Afrika, hat Grossbritannien seine militärische Position wieder gefestigt und noch nicht alle Goldreserven an Amerika abgeliefert. Hitler wollte seine Flanke sichern, ehe er Russland angriff. Hess, sein Stellvertreter, flog – ungeladen – nach Grossbritannien mit Bedingungen. Churchill, der die Gefahr (für seine Politik) erkannte, lehnte es ab, mit ihm zu sprechen, und unterdrückte (in Komplizenschaft mit dem Establishment) die Unterlagen und Dokumente.

Das war der Kreuzweg, denn wenn Grossbritannien im April 1941 zum Frieden bereit gewesen wäre, hätte es die Flotte und die Spitfires nach Singapur verlegen können. Die Japaner hätten nicht angegriffen und der Teil des Empires in Ostasien wäre uns erhalten geblieben. Aber Churchill erschien das unwichtig gegenüber dem Sieg über Hitler. Er erkannte, dass der vollständige Sieg über Hitler nur durch den Eintritt der USA in den Krieg möglich war. Nur die Japaner konnten das bewirken, also warum sie aufhalten?

Die Demütigung Grossbritanniens vor den USA hat in dieser Besessenheit ihre Wurzel. Die westindischen Basen wurden den Amerikanern übereignet, die dem britischen Export vorbehaltenen Märkte wurden geöffnet, das gesamte Portfolio britischer Investments (meistens private) wurde liquidiert.

329 Der amerikanische Schriftsteller Henry Miller schrieb am 21. November 1942 an den britischen Schriftsteller Lawrence Durrell: «Churchill kündigt an, dass er das Empire nicht aufgeben werde. Diese Bemerkung ist hier nicht sehr freundlich aufgenommen worden. Wir wollen doch, dass die Engländer ihr schmutziges Weltreich aufgeben. Weiss das der alte Schwätzer nicht?» Zitiert nach Johannes Gross, FAZ, 25. Juni 1999 (Beilage Heft 1008).

330 The Times, 2. Januar 1993.

«Eine nette, kleine Liste», war Roosevelts Bemerkung, als der britische Botschafter sie übergab, «Ihr Kerle seid ja noch nicht pleite!» [...]

Jeder in der konservativen Partei, der verstand, was gespielt wurde, war entsetzt. Selbst Beaverbrook und Bracken fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut und beschwerten sich bei ihm [Winston Churchill]. [...]

Als Grossbritannien den Krieg hinter sich hatte, war das Land pleite. Nichts war von dem überseeischen Besitz übriggeblieben. Ohne riesiges und strafbares Schuldenmachen hätten wir gehungert. [...] Das Empire war aufgelöst. Die Commonwealth-Staaten fanden ihr Vertrauen zerstört und ihre Soldaten sinnlos geopfert, [...].

Man braucht diesem Artikel in der renommierten «Times» nicht mehr viel hinzuzufügen. Er ist von einem profilierten Mitglied eben jener Partei verfasst worden, der auch Churchill angehörte. Clark steht als Historiker und Kriegsminister im Kabinett von Margaret Thatcher sicher nicht im Verdacht, britische Interessen gering zu achten oder übermässig deutschfreundlich zu sein. Um bei der Satire zu bleiben: Churchill hat das Weltreich geopfert, um Deutschland als Machtfaktor zu vernichten. Hitler seinerseits bewunderte dieses Empire und hätte alles daran gesetzt, es zu erhalten, wenn ein vernünftiges Arrangement zwischen Deutschland und dem britischen Empire zu erreichen gewesen wäre.

Ich habe bereits die Flüsterpropaganda von Vaters Staatssekretär Weizsäcker dargestellt, der sowohl in Deutschland als auch im Ausland verbreitete, Vater unterrichtete und beriet Hitler falsch in dem Sinne, Grossbritannien würde nicht für seine Interessen kämpfen. Vater kannte diese Gerüchte, ohne ihre «Quelle» lokalisieren zu können. Er hat zu den falschen Behauptungen bereits im Jahre 1941 (26. November) in einer Rede vor in Berlin versammelten europäischen Staatsoberhäuptern Stellung genommen. In dieser Rede ging Vater auch auf die britische Politik gegenüber dem Reich ein. Nachdem er die Verständigungsversuche deutscherseits dargestellt hatte, führte er aus:

[...] Wer solche einmalig günstigen Angebote ablehnt, der ist zum Kriege entschlossen! Das war unsere Überzeugung. Ob die neunmalklugen englischen Propagandisten danach Recht haben, wenn sie sagen, ich hätte dem Führer in Unkenntnis des englischen Wesens und in Verkennung des englischen Charakters berichtet, England werde niemals kämpfen, will ich gern dem Urteil der Zukunft überlassen. Aber die Zukunft wird auch noch über etwas anderes sehr viel Wichtigeres entscheiden, nämlich darüber, ob die englischen Staatsmänner damals eine weise Politik getrieben haben oder nicht. Ich für mein Teil glaube, sie hat darüber schon entschieden.

Man darf diese Worte im Hinblick auf das britische Empire als prophetisch bezeichnen. Im weiteren Verlauf der Rede heisst es dann:

England wird bei Weiterführung des Krieges Position nach Position verlieren, und sein Weltreich wird zwangsläufig in immer stärkere Abhängigkeit geraten.

Vater hat auch immer wieder in den Diskussionen mit Hitler über die englische Politik zum Ausdruck gebracht, dass «wir die Engländer zu ihrem Glück nicht zwingen (können)». Nach Sicherstellung der Akten des polnischen Ausenministeriums wusste man deutscherseits, welche aktive Rolle Roosevelt gespielt hatte, um eine deutsch-polnische Einigung zu verhindern. Man gab sich über die politischen Ziele des amerikanischen Präsidenten keinen Illusionen hin. Unter diesen Umständen betrachtete Vater ein gutes Verhältnis zur Sowjetunion als einen Eckpfeiler der deutschen Politik. Natürlich bestand durchaus eine gewisse Abhängigkeit Deutschlands von Lieferungen der Sowjetunion an Rohstoffen und Nahrungsmitteln. Oft war die deutsche Seite im Verzug mit den Gegenlieferungen, was aber immer wieder verhandelbar war. Doch ging die deutsche Abhängigkeit von der Sowjetunion nie annähernd so weit wie die Grossbritanniens von den USA. Ein merkwürdiges Bild. Die beiden europäischen Gegner werden jeweils gestützt von einer der beiden grossen aussereuropäischen Mächte («Flügelmächte» wie Oswald Spengler sie nannte), nämlich den USA und der Sowjetunion. Während Grossbritannien sich den USA voll in die Arme warf und als Macht zweiten Ranges aus der Auseinandersetzung hervorging, versuchte Deutschland, seine Unabhängigkeit zu bewahren bzw. zu erreichen, und scheiterte ebenfalls.

Aber zurück zur Lage des Reiches nach dem erfolgreich beendeten Westfeldzug. Hitler hatte eine starke zentraleuropäische Position zustande gebracht. Die Lage des Reiches hatte sich im Vergleich zum Kriegsbeginn wesentlich verbessert. Wenn man von Norden beginnend die Lage Deutschlands nach dem Westfeldzug analysiert, so ist zunächst festzustellen, dass man den Briten bei der Besetzung Norwegens knapp zuvorgekommen war, und zwar trotz der vielfachen Überlegenheit der britischen Flotte. Die Erzzufuhren aus dem schwedischen Kirunagebiet über den norwegischen Hafen Narvik waren damit zunächst gesichert. Festgehalten werden sollte auch, dass die Engländer nach langer Vorbereitung fast gleichzeitig bei Andalsnes und Namsos gelandet waren. Was als angeblicher deutscher «Überfall auf Norwegen» in die derzeit in Deutschland gültige Zeitgeschichte eingegangen ist, entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Verteidigungsschritt gegen die englische Strategie.

Im Osten war die gefährliche strategische Grenzziehung des Versailler Vertrages beseitigt, das gleiche galt für das Sicherheitsrisiko des tschechischen Reststaates. Der deutsche Einfluss hatte sich naturgemäss auf dem Balkan verstärkt, wenn auch das Vorgehen Italiens gegen Griechenland und seine unglücklichen militärischen Operationen eine ungeklärte Situation her-

vorrufen sollten, die eine Bereinigung erforderlich machte. Unnötig festzustellen, dass das italienische Vorgehen ohne Abstimmung mit der deutschen Führung erfolgte und von Hitler und Vater sehr ungerne gesehen wurde.

Im Mittelmeer bedeutete der endliche Eintritt Italiens auf deutscher Seite einerseits eine Erweiterung der operativen Möglichkeiten im Kampf gegen England, aber auch, wie sich herausstellen wird, im Hinblick auf die militärische Ineffizienz Italiens eine nicht unerhebliche Belastung. Nach dem Sieg im Westen schien der Eintritt Spaniens in den Krieg an der Seite der Achsenmächte nur eine Frage der Zeit und der Verhandlungen. Die operativen Möglichkeiten des Reiches im Mittelmeerraum würden sich dadurch entscheidend erweitern. Die Inbesitznahme der gesamten Atlantikküste von Spanien bis Holland eröffnete Deutschland Optionen wie die einer Landung in England, eines U-Boot-Krieges von einer wesentlich breiteren Basis aus als im Ersten Weltkrieg und eines effektiveren Luftkrieges gegen die britischen Inseln.

Diese zentraleuropäische Position war durch die Verträge mit der Sowjetunion abgesichert, obwohl man sich deutscherseits darüber im klaren war, dass die Abgrenzung der sogenannten «Interessensphären» durchaus nicht das letzte Wort in den deutsch-russischen Beziehungen zu sein brauchte. Das schnelle Vorgehen der Russen noch während des Westfeldzuges war ein deutlicher Hinweis darauf, dass man sich seitens Stalins die Entwicklung der Auseinandersetzung zwischen den beiden Westmächten und dem Deutschen Reich etwas anders vorgestellt hatte. Ein gewisser Druck Russlands war spürbar geworden; zumindest meinte ihn Hitler zu verspüren. Die Russen hatten von Rumänien ultimativ Bessarabien verlangt, das sie im Ersten Weltkrieg verloren hatten, sowie die Süd-Bukowina besetzt. Beide Gebiete fielen ohne Zweifel nach dem Moskauer Vertrag in die russische «Einflussosphäre». Russland besetzte und annektierte aber auch die Nord-Bukowina – altes österreichisches Territorium –, für die das nicht galt. Andererseits hatte sich die Verbindung zu Sowjetrußland für die Rohstoffversorgung der deutschen Kriegswirtschaft sehr positiv ausgewirkt.

Hitler hatte die angestrebte und von ihm für notwendig gehaltene starke Position Deutschlands in Zentraleuropa erreicht, entgegen seiner ursprünglichen Konzeption allerdings nicht im Einvernehmen mit den beiden westeuropäischen Mächten und nicht ohne Krieg, sondern er hatte – nach langem Zögern und im letzten Moment – eine aussenpolitische «Rochade» fundamentalster Art vorgenommen, indem er sich mit seinem erklärten Feind, der Sowjetunion, verband, um den Rücken frei zu haben für die Lösung des Korridorproblems, noch immer in der Hoffnung, nunmehr eine friedliche Regelung mit Polen erreichen zu können.

«Festlands-Degen» war eine alte Bezeichnung für eine mit Grossbritannien verbündete kontinentale Macht, die Landtruppen zur Verfügung stellt, um im Bunde mit England die stärkste Macht auf dem europäischen Festland zu bekämpfen. Früher einmal hatte auch Preussen diese Rolle gespielt. Die beiden aktuellen «Festlandsdegen» Grossbritanniens – oder sollte man Frankreich und Polen bereits als europäische «Degen» der USA bezeichnen? – waren ausgeschaltet. Bei letzterem mag man getrost davon sprechen, dass es geopfert worden war. Der deutschen Seite standen nunmehr folgende Optionen offen:

Die naheliegendste, aber auch ohne Zweifel schwierigste und risikoreichste war der direkte Angriff auf die britischen Inseln, also die Landung. Die Planung des Unternehmens lief unter dem Namen «Seelöwe».

Die zweite Option war die Vertreibung der Briten aus dem Mittelmeer. Damit wäre die Hauptschlagader des britischen Empires unterbunden und gleichzeitig der «weiche Unterleib» Europas geschützt gewesen.

Die dritte Alternative war die «Einigelung» in Europa, eventuell dessen politische Neuordnung³³¹ und die Organisation der Rüstung unter Zuhilfenahme der erweiterten Möglichkeiten in den besetzten Gebieten bei gleichzeitiger Führung des U-Boot-Krieges.

Als vierte Option muss die Niederwerfung der Sowjetunion genannt werden, auch wenn, wie wir zeigen werden, zunächst an eine Entscheidung in diesem Sinne nicht gedacht war. Wenn Hitler tatsächlich, wie behauptet wird, bereits im Sommer den Auftrag gegeben haben soll, eine Planung für den Feldzug gegen Russland zu erstellen, dann mag das vorsorglich zunächst unter dem Eindruck des russischen Dranges nach Westen geschehen sein. Ich habe bereits darauf hingewiesen, die Besetzung der Nord-Bukowina entsprach nicht den deutsch-russischen Abmachungen. Es ist darüber hinaus aber als Binsenweisheit zu bezeichnen, dass alle Generalstäbe der Welt theoretische Planungen für alle denkbaren Fälle vorzunehmen haben, ohne damit die Politik des Landes in irgendeiner Weise zu beeinflussen oder gar festlegen zu können. Entscheidend sind jeweils die politischen Gesichtspunkte:

- Die erste Option – die Operation «Seelöwe», also die Landung auf den britischen Inseln – wurde unmittelbar nach Beendigung des Westfeldzuges in Angriff genommen. Nun rächte es sich, dass man einen grossen Teil des britischen Expeditionskorps bei Dünkirchen hatte entkommen

331 Langfristig war eine Vereinigung der europäischen Staaten unter deutscher Führung geplant, falls es keine Einigung mit England geben würde. Daran hielt mein Vater auch in späteren Phasen des Krieges noch fest, so zum Beispiel in der Aufzeichnung «Betrifft europäischer Staatenbund» vom 21. März 1943. Werner Best über Ribbentrop in: Matlok, Siegfried (Hrsg.): Dänemark in Hitlers Hand, Husum 1988, S. 202.

lassen. Unabdingbare Voraussetzung für das Gelingen des Unternehmens «Seelöwe» war aber das Erringen der Luftherrschaft über dem Kanal. Dies konnte nicht erreicht werden.

- Für die zweite Option, die Vertreibung der Briten aus dem Mittelmeer, war die Ausschaltung Gibraltars eine wichtige Voraussetzung.
- Die dritte Option, der Ausbau der deutschen Position bei gleichzeitiger Führung des U-Boot-Krieges gegen die britischen Inseln, hätte ganz ohne Zweifel den USA die Zeit verschafft, ihre Rüstungsbemühungen voranzutreiben. So wäre diese deutsche Option durch Erhaltung des freundschaftlichen Verhältnisses zur Sowjetunion zu ergänzen gewesen. Aber gerade darauf glaubte Hitler sich ab einem bestimmten Zeitpunkt, spätestens nach dem Molotow-Besuch in Berlin im November 1940, nicht verlassen zu können.
- Hitler hat sich – wie wir wissen – letztlich, nach langem Zögern für die Option entschieden, den, wie er es sah, letzten «Festlandsdegen» Grossbritanniens, die Sowjetunion, anzugreifen, um sich den Rücken ein für alle Mal frei zu kämpfen. Es ist an dieser Stelle bereits ausdrücklich festzustellen, dass seine Entscheidung in diesem Sinne erst erfolgte, als sich herausstellte, dass die Voraussetzung für die Operation «Seelöwe», nämlich die Luftherrschaft über dem Ärmelkanal, nicht erreicht werden konnte und die Voraussetzung, das Empire im Mittelmeer entscheidend zu treffen, nicht herbeigeführt werden konnte. Hierfür wäre die Wegnahme von Gibraltar entscheidend gewesen, die wegen der Weigerung Francos, sich zu diesem Zweck mit dem Reich zu verbinden, nicht realisiert werden konnte.

Es drängt sich, wenn man den Ablauf des Zweiten Weltkrieges aus deutscher Sicht objektiv untersucht, immer wieder die Erkenntnis auf, dass der präventive Krieg gegen Sowjetrußland – präventiv hier im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen – die entscheidende Wende zuungunsten Deutschlands darstellte. Damit erhebt sich die Frage, was Hitler veranlasst hat, den Zweifrontenkrieg bewusst herbeizuführen. War er es nicht, der der kaiserlichen Regierung Deutschlands vorgeworfen hatte, einen Zweifrontenkrieg im Ersten Weltkrieg nicht vermieden zu haben? Hitler selbst hat dies in seinen letzten Diktaten noch einmal wiederholt:³³²

Immer hatte ich die Meinung vertreten, dass Deutschland keinen Zweifrontenkrieg führen darf, und niemand soll bezweifeln, dass ich mehr als irgendjemand die Erfahrungen Napoleons in Russland studiert und durchdacht habe.

Dennoch, so fährt er an dieser Stelle fort, gab es eine ganze Reihe von Gründen, die den Angriff auf Russland unvermeidlich machten: sowjetische Er-

³³² Cassell (Hrsg.): The Testament of Adolf Hitler, London 1961, S. 63 ff.

pressung, unverzichtbare Rohstoffe, der ideologische Gegensatz und die sowjetischen Angriffsvorbereitungen. Das klingt schon sehr nach einer «Rechtfertigung».

Am plausibelsten zur Stützung von Theorien über die Beweggründe von grossen Entscheidungen sind zunächst einmal die «Tatsachen». Natürlich sind auch «Tatsachen» im Hinblick auf die auslösenden Momente interpretierbar. Man wird also zu prüfen haben, ob sie der jeweils aufgestellten Theorie ent- oder widersprechen. Die zeitgenössische Geschichtsforschung bietet einen bunten Strauss von Erklärungen und Motiven für Hitlers Entschluss, die Sowjetunion anzugreifen. Sie widersprechen sich teilweise. Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle einen umfassenden Überblick über den Stand der Erforschung der Hitlerschen Beweggründe für den Russlandkrieg zu geben. Ich werde mich kurz mit den landläufigen Theorien auseinandersetzen und im Übrigen die Darstellung meiner Sicht geben, die sich für mich in erster Linie aus eigener Information aus dem Elternhaus bzw. aus den zur Verfügung stehenden Dokumenten gebildet hat. Schliesslich werde ich ein wenig meine Erfahrungen als «kleiner Truppenoffizier» in den «Weiten Russlands» schildern.

Wenn wir von den diffamierenden Kriegspropagandathesen, die allerdings gerade von den deutschen «Historikern» immer wieder vorgebracht werden, wie Kriegslüsternheit, Machtrausch, Grössenwahn usw., absehen, haben wir uns mit den folgenden in Frage kommenden Motiven für Hitlers Präventivschlag gegen die Sowjetunion auseinanderzusetzen und sie auf ihre Plausibilität hin zu prüfen.

Beginnen wir mit dem altbekannten und berühmten Argument, Hitler habe die bereits in seinem Buch «Mein Kampf» aufgestellte These vom Erwerb des für die weitere Entwicklung des deutschen Volkes in seinen Augen notwendigen «Lebensraums» nunmehr verwirklichen wollen. Die «Lebensraumthese» ist wohl die weitverbreiteste und allgemein geglaubte Begründung für Hitlers Angriff auf die Sowjetunion. Tatsächlich vertritt er in seinem Buch aus den Jahren 1924/25 diese These vehement. Er spricht von «Bodenpolitik» im Gegensatz zur «Handels- und Kolonialpolitik» usw. Recht unverblümt verfiert er die Meinung, das Deutsche Reich müsse sich den notwendigen «Lebensraum» «im Osten», also letztlich auf Kosten Russlands, suchen.

Auf den ersten Blick und oberflächlich betrachtet scheinen sich die Argumente in seinem Buch und der Krieg gegen Russland zu entsprechen. Gewisse Aspekte der deutschen Besatzungspolitik scheinen die «Lebensraumthese» noch zu unterstreichen. Himmlers romantische Vorstellungen von einer Art Militärgrenze tief in Russland, die durch «Wehrbauern» gesichert werden sollte, war nur eine Facette davon. Auch die Ausschaltung des Auswärtigen Amtes auf Anordnung Hitlers in Bezug auf alle die Sowjetunion be-

treffenden Fragen liegt auf dieser Linie. Als Vater die Gebäude der sowjetischen Botschaft in Berlin einer Schutzmacht übergeben wollte, lehnte Hitler dies ab und verfügte die Zurverfügungstellung des Komplexes an das Ostministerium Rosenbergs.

Dennoch sind gravierende Zweifel an der «Lebensraumthese» angebracht. Zunächst zu Hitlers Buch «Mein Kampf» selbst: Es spricht nicht gegen die «Lebensraumthese», dass er es Vater gegenüber selbst als einen grossen Fehler bezeichnet hatte, die aussenpolitischen Kapitel seines Buches geschrieben zu haben.³³³ Es spricht aber der Zeitpunkt, an dem Hitler sein Buch verfasst hatte, wie auch dessen konkreter Inhalt gegen die These, er habe 1941 seine im Jahre 1925 niedergeschriebenen aussenpolitischen Leitsätze verwirklichen wollen. Hitler schrieb sein Buch «Mein Kampf» bekanntlich als Gefangener auf der Festung Landsberg nach seinem gescheiterten Putsch im Jahre 1923. Seine Partei war verboten, seine politischen Zukunftsaussichten denkbar ungewiss. Ohne Zweifel sollte das Buch seinen Wiedereintritt in das politische Leben vorbereiten, sonst hätte er es nicht zu schreiben brauchen. Der Mann war damals fünfunddreissig Jahre alt. Er konnte sich eigentlich keine Chance ausrechnen, in absehbarer Zeit die deutsche Politik massgeblich beeinflussen zu können. So glaubte er auch wohl keine Rücksicht in seinen Äusserungen nehmen zu müssen. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, sich zu profilieren und unter den nationalgesinnten Deutschen Anhänger zu gewinnen.

Aber ganz abgesehen davon wird immer übersehen oder nicht berücksichtigt, dass Hitler für seine «Ost- oder Bodenpolitik» eine ganz klare Voraussetzung verlangte, nämlich das Bündnis mit England. Gerade diese Voraussetzung aber war 1941 nicht gegeben, im Gegenteil. England befand sich im Kriege mit dem Reich und war auch nach der Niederlage in Frankreich nicht bereit, in Friedensgespräche einzutreten. England stand Deutschland unversöhnlicher denn je gegenüber und erfreute sich der massiven Unterstützung der USA. Obendrein bemühte es sich um eine Annäherung an die Sowjetunion.

Es wird weiter nicht berücksichtigt, dass die Sowjetunion zu dem Zeitpunkt, als Hitler seine Konzeption einer möglichen «Ostpolitik» in der Festung Landsberg zu Papier brachte, keinen Machtfaktor darstellte. Geschwächt durch die Revolution und den vorangegangenen Krieg, im Inneren zerrissen durch Bürgerkriege, und die Niederlage gegen Polen gerade hinter sich, stellte Sowjetrussland noch nicht die Macht dar, die sich später zu einer massiven Bedrohung Europas entwickeln würde. 1941 aber war dieser Stand erreicht. Die Sowjetunion war ein hochgerüsteter Staat, straff organisiert, mit einer ausgesprochen aggressiven politischen Ideologie, geführt von einem

333 So mein Vater in einem Gespräch mit mir im August 1944.

Mann, man mag über ihn in moralischen Kategorien denken, wie man will, der das Riesenreich fest in der Hand hatte und in seiner bisherigen Politik zu erkennen gegeben hatte, dass er jederzeit bereit war, auf die Weltpolitik einzuwirken. Zwei entscheidende Faktoren, die Hitler bei der Formulierung seiner «Ost- oder Bodenpolitik» im Jahre 1925 vorausgesetzt hatte bzw. voraussetzen durfte, waren damit im Jahre 1941 nicht oder nicht mehr gegeben.

Wenn es Hitler 1940 auch gelungen war, mit dem erfolgreichen Abschluss des Feldzuges im Westen eine halbwegs konsolidierte Position erreicht zu haben, so kann man jedoch nicht darüber hinwegsehen, dass sich für ihn zunehmend abzeichnete, dass die USA zum eigentlichen Gegner des Reichs werden würden. Churchill war im Grunde nichts anderes mehr als Roosevelts Agent, der zunächst den Krieg für die USA führte, da sich der Präsident infolge der Abneigung weiter Teile der amerikanischen Öffentlichkeit gegen eine Teilnahme an dem europäischen Krieg nach aussen noch Zurückhaltung auferlegen musste. Die ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade von den Lieferungen der Sowjetunion abhängige deutsche Kriegswirtschaft war darüber hinaus ein nicht zu übersehendes Schwächemoment der deutschen Seite. Alle diese Faktoren zusammengenommen, befand sich Hitler in keiner Situation, aus der heraus man – ohne den Rücken frei zu haben – ein Riesenreich im wahrsten Sinn des Wortes angreift, um «Lebensraum» zu erobern.

Es müssen also andere Gründe bei seinem verhängnisvollen Entschluss eine Rolle gespielt haben. Hitlers Argumentation war oft ambivalent und auf den Zuhörer abgestellt, um ihn zu beeindrucken, zu motivieren oder etwas von ihm zu erreichen. Immerhin hat er nach dem Westfeldzug geäußert, er sei «saturiert» und es brauche Zeit – Jahrzehnte –, um den Landerwerb im Osten zu verdauen.

Die Theorie des planmässigen Eroberns von «Lebensraum»³³⁴ passt überdies nicht zur Teildemobilisierung des deutschen Heeres nach dem Westfeldzug. Ich erinnere mich, wie Vater im Sommer 1940 beim Mittagessen strahlend erklärte, «der Führer hat bereits auf vielen Sektoren die Einstellung der Rüstungsproduktion befohlen». Mir ist die kleine Szene so gut in Erinnerung, weil ich für mich selbst etwas enttäuscht realisierte, dass sich keine Gelegenheit bieten könnte, das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu erwerben. Als Jüngling von neunzehn Jahren hat man eben so seine eigenen «Kriegsziele», ganz abgesehen davon, dass ich den drei Generationen vor mir, die diese Auszeichnung trugen bzw. getragen hatten, nicht nachstehen wollte.

334 Vgl. Andreas Hillgrubers «Stufentheorie» zur Weltherrschaft in: Hitlers Strategie, Politik und Kriegsführung 1940-1941, S. 22 f. und 207 f.

Vaters Feststellung deckte sich genau mit den Anweisungen, die nach dem Westfeldzug an das Heer ergingen. Der Befehlshaber des Ersatzheeres Fromm unterzeichnete am 20. Juni 1940 entsprechende Weisungen, in denen es unter anderem lapidar heisst: «Das Ersatzheer wird baldmöglichst aufgelöst.» Am 25. Juni 1940 verfügte Keitel aufgrund einer Anordnung Hitlers vom 7. Juni den Beginn der Demobilisierung, soweit Krieg «und Sicherung der besetzten Gebiete» das zuliessen. Zur materiellen Rüstung heisst es: «Bisher für Wehrmachtsfertigung eingesetzte, in Zukunft nicht mehr benötigte Kapazitäten, Produktionsmittel, Rohstoffe und Arbeitskräfte sind von WiRü-Amt im Einvernehmen mit den zuständigen Obersten Reichsbehörden ihren friedenswirtschaftlichen Bestimmungen wieder zuzuführen.»³³⁵

Im Juli und August 1940 wurden 17 Infanterie-Divisionen aufgelöst und weitere 18 beurlaubt.³³⁶ Die Rückführung der Heeresstärke auf 120 Divisionen wurde angeordnet, bei Verstärkung der Panzerdivisionen. Die monatliche Panzerproduktion wurde aber nur auf den Ausstoss von 213 Panzern festgelegt, was bedeutete, dass der «Umbau» des Heeres – auf die erhöhte Zahl der Panzerdivisionen – erst 1944 erreicht worden wäre. Die «Mittelfristige Planung» bedeutete demnach: kein in Aussicht genommener Landkrieg.³³⁷ Diese Teildemobilisierung des deutschen Heeres nach dem Westfeldzug ist ein eindeutiger Beweis dafür, dass Hitler zu diesem Zeitpunkt an keinen Krieg mit der Sowjetunion dachte und auch keine Überlegungen anstellte, «Lebensraum» zu gewinnen.

335 Schustereit, Hartmut: a.a.O., S. 13-20.

336 Mueller-Hillebrand, Burkhart: Das Heer 1933-1945, Bd. II Die Blitzfeldzüge 1939-1941, Frankfurt/M. 1956, S. 63 f.

337 Schustereit, H.: a.a.O., S. 21 f.

«Mittelmeer»

Dieser Beweis wird noch eindrucksvoll erhärtet durch das Studium der sogenannten «Lagevorträge des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine vor Hitler», die voll erhalten geblieben sind und in Buchform mit Kommentierung vorliegen. Das Studium dieser Protokolle, im Kontext mit den getroffenen Demobilisierungsmassnahmen, gibt ein durchaus erkennbares Profil der Überlegungen Hitlers für die Fortführung des Krieges. Nach der Niederschrift über den Lagevortrag vom 21. Mai 1940 – also noch während des Westfeldzuges – erklärt sich Hitler auf Raeders Frage für eine langfristige Planung des U-Boot-Krieges und führt aus:

[...] nach Abschluss der Hauptoperationen in Frankreich die Schwerpunktsverlagerung [der Rüstung] auf U-Boots- und Ju 88-Programm [zu] veranlassen.³³⁸

Bereits am 4. Juni 1940 vermerkt Raeder:

Führer legt sein Ziel dar: Nach Niederwerfung Frankreichs Verminderung des Heeres, Entlassung aller Älteren, der Facharbeiter. Schwerpunktsbildung auf Luft und Marine.³³⁹

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die vorhandenen Rüstungskapazitäten nicht erweitert werden sollten. Diese unübersehbaren Tatsachen und die Dokumente beweisen – eine objektive Beurteilung vorausgesetzt –, dass die Behauptung, Hitler habe einen «Stufenplan» zur Eroberung von «Lebensraum» aufgestellt, nicht haltbar ist.³⁴⁰ Hitler hatte überhaupt keinen Plan, es sei denn, man will das Ziel, für das Reich eine möglichst unangreifbare Position in Mitteleuropa zu erringen, als «Plan» bezeichnen. Gerade im Hinblick auf diese Zielsetzung, die er – man kann es nur wiederholen – auf friedlichem Wege erreichen wollte, hätte er, ich habe es bereits ausgeführt, eine klare Planung und Koordinierung der materiellen Möglichkeiten des Reiches aufstellen müssen. Das hat er versäumt.

338 Wagner, Gerhard (Hrsg.): Lagevorträge des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine vor Hitler 1939-1945, München 1972, S 104.

339 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O., S. 106.

340 Schustereit, H.: a.a.O.

Am 6. September 1940 fand in Berlin eine Besprechung zwischen Hitler, Raeder und Jodl statt. Sie ist ausführlich protokolliert und wird unterlegt durch eine Denkschrift der Seekriegsleitung über die «Kriegführung gegen England bei Ausfall der Unternehmung Seelöwe». Der entscheidende Passus dieses Protokolls, von Raeder verfasst und unterschrieben, sei seiner Bedeutung halber hier wörtlich wiedergegeben, er lautet:

[...]

4. Überlegungen der Seekriegsleitung über weitere Möglichkeiten für Kriegführung gegen England neben oder an Stelle Operation «Seelöwe»:

Entscheidende strategische Bedeutung deutsch-italienischer Kriegführung im Mittelmeerraum: GIBALTAR-SUEZKANAL.

Ausschaltung Englands aus dem Mittelmeer – Ausschlaggebende Bedeutung Beherrschung Mittelmeerraum für Stellung Zentralmächte in Südosteuropa, Kleinasien, Arabien, Ägypten und im afrikanischen Raum. – Sicherung unbeschränkter Rohstoffquellen – Schaffung neuer strategisch günstiger Ausgangsbasis für weitere Aktionen gegen das britische Empire – Entscheidende Schwierigkeiten für britischen Zufuhrverkehr aus Südatlantik bei Fortfall Gibraltars.

- Vorbereitungen für diese Aktion, die nicht den Charakter einer «Zwischenaktion», sondern einer HAUPTAKTION GEGEN ENGLAND trägt, müssen sofort anlaufen, damit sie VOR EINGREIFEN U.S.A. durchgeführt sind. Führer ordnet dies an.³⁴¹

Die Denkschrift der Seekriegsleitung, die die Bedeutung der Beherrschung des Mittelmeeres für die «Zentralmächte» überzeugend darstellt, ist von Raeder – wie eine handschriftliche Notiz auf dem Dokument ausweist – mündlich vorgetragen worden.

In dem Protokoll des Lagevortrages vom 6. September wird zum ersten Mal «Das Problem S» erwähnt («S» = Sowjetunion). Der entscheidende Passus aber ist die Protokollierung Raeders, dass Hitler die Vorbereitung der Wegnahme Gibraltars als *Hauptaktion* anordnet. Es muss als unwahrscheinlich beurteilt werden, dass Hitler beide Aktionen – Gibraltar/Mittelmeer und Sowjetunion – gleichzeitig ausführen wollte, noch dazu nach der Reduzierung des Heeres um 35 Divisionen, da expressis verbis unter seiner Zustimmung festgestellt wird, dass «Seelöwe» und «Problem S» nicht gleichzeitig in Angriff genommen werden können. Generalstabsmässige Vorbereitung eines Krieges mit der Sowjetunion bedeutet nicht, vor allen Dingen unter Berücksichtigung der Teildemobilisierung des Heeres, dass Hitler zu diesem Zeitpunkt den Entschluss, die Sowjetunion anzugreifen, gefasst hatte.³⁴² In

³⁴¹ Wagner, Gerhard (Hrsg.): Lagevortrag vom 6. September 1941, a.a.O., S. 136; vgl. auch Rahn, Werner: Kriegstagebuch der Seekriegsleitung [KTB SKL] 1939-1945 [68 Bde.], Nachdruck 1988; hier: KTB SKL, A, Bd. 13, S. 69.

dem Lagevortragsprotokoll vom 14. September 1940 hält Raeder aus der Diskussion zwischen Hitler und Raeder über Luftangriffe auf London fest, dass sie nicht als Terrormassnamen gedacht sind:

Luftangriffe gegen London sind unter Erweiterung der Angriffsräume nochmals gegen kriegswichtige und für die Grossstadt lebenswichtige Ziele fortzusetzen. Terrorangriffe bleiben als letztes Druckmittel ausdrücklich Vorbehalten.³⁴³

Dieses Druckmittel sollte erst als Vergeltung für englische Angriffe dieser Art eingesetzt werden, wie Raeder notierte. Am 4. November 1940³⁴⁴ fand eine Unterredung zwischen dem Chef der «Seekriegsleitung» (Operationsabteilung), Konteradmiral Fricke, und dem Chef des Wehrmachtführungsstabes, General Alfred Jodl, statt. In der Niederschrift über die Besprechung heisst es unter Punkt 4 wörtlich:

GIBRALTAR: Führer entschlossen, Inbesitznahme Gibraltars sobald wie möglich durchzuführen. Franco offenbar bereit, binnen kurzer Zeit auf deutscher Seite in den Krieg einzutreten – Heer (Gen.St) hat bereits Vorbereitungen zur Entsendung erforderlicher Truppeneinheiten getroffen. Führer hat befohlen: Sofortiges Anlaufen der Entsendung von Erkundungstrupps in Stärke von etwa 50 Offizieren nach Spanien. Sofortige Verlegung von Truppen für Gibraltar-Operation an die französisch-spanische Grenze. Spanien wird aufgefordert für deutsche Truppenbewegung eine Strasse zur Verfügung zu stellen.³⁴⁵

Es folgen dann weitere detaillierte Festlegungen des Vorgehens gegen Gibraltar und der daraus anstehenden Folgerungen. Zu bemerken ist weiter, dass in dem Protokoll der Besprechung Jodls Hinweis festgehalten wird, die Vorbereitungen für «einen Ostfall» als auch für eine «Frühjahrsoperation See-löwe» hätten auf Hitlers Anweisung hin weiterzulaufen. Noch glaubte Hitler, sich alle Optionen offenhalten zu können. Das ist der Beweis dafür, dass der «Ostfall», also der Russlandkrieg, nur eine von mehreren Möglichkeiten darstellte, wie der Krieg weiter zu führen sei, und keine Priorität genoss.

342 Siehe auch Schustereit, H.: a.a.O.

343 Zit. nach KTB SKL, A, Bd. 13, S. 197. So waren der Luftwaffe Angriffe auf das Stadtgebiet von London verboten. Ein Fernschreiben mit folgendem Wortlaut ist von Göring überliefert: «Es ist unverzüglich zu melden, welche Besatzungen Bomben in den Sperraum London geworfen haben. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe behält sich vor, die betreffenden selbst zu bestrafen [...]», aus: Zentner, Christian: Der zweite Weltkrieg, S. 64.

344 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O., S. 148.

345 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O., S. 149.

Wenn man aus den Lagevorträgen Raeders zur Kenntnis nimmt, in welchem Masse die Vorbereitungen für «Seelöwe» die materiellen und personellen Möglichkeiten der deutschen Kriegswirtschaft in Anspruch genommen haben, wird man schnell erkennen, dass es sich bei den Vorbereitungen zu «Seelöwe» nicht einfach um eine Tarnaktion handelte. Hitler wollte sich alle Möglichkeiten der Bekämpfung des britischen Weltreiches offenhalten. Noch am 3. Dezember 1940³⁴⁶ vermerkt Raeder nach einem Lagevortrag bei Hitler im Protokoll wörtlich:

Weitere Schritte gegen England müssen die Entlastung von Italien und die Bereinigung des Mittelmeeres zum Ziel haben:

a) Wegnahme Gibraltars, die einen sehr starken Prestigeverlust für England bedeuten würde; damit Inbesitznahme der Kontrolle des westlichen Mittelmeeres; danach, wenn noch nötig, Vorgehen im östlichen Mittelmeer. Führer stimmt dem zu [...].

Zu vermerken ist noch, dass in der Konferenz zwischen Jodl und Admiral Fricke am 4. November auch über das notwendige Eingreifen Deutschlands an der Seite Italiens gegen Griechenland gesprochen wurde. Ausdrücklich wird in dem Sitzungsprotokoll erwähnt:

Neutralität Russlands wird erwartet. In den nächsten Tagen Besprechung der sich hieraus ergebenden Fragen mit Molotow.

Die Aufzeichnungen lassen eindeutig Hitlers Primat der Kriegführung gegen Grossbritannien erkennen. Noch ein am 20. Dezember 1940 erlassener Führerbefehl verlangt, dass der Kriegsmarine- und Luftwaffenrüstung für die nächste Zeit alle personellen Massnahmen unterzuordnen sind, als Voraussetzung der Kriegführung gegen England, unter Hintansetzung der Bedürfnisse des Heeres. Immer noch verfolgte Hitler den Plan, Gibraltar zu nehmen, obwohl die Gespräche mit Franco in Hendaye unbefriedigend verlaufen waren. Erst am 27. Dezember 1940 lässt Hitler erkennen, dass er zunächst nicht mehr an Spaniens Kriegseintritt auf deutscher Seite glaubt. Nachdem zuvor die entscheidende Verschlechterung der italienischen Position im Mittelmeer festgestellt wurde – Hitler spricht von «völliger Führungslosigkeit» in Italien –, kommt erneut die Bedeutung Gibraltars für die Kriegführung gegen England zur Sprache:

DAHER FOLGERUNG: Inbesitznahme Gibraltars von grosser Bedeutung für weitere deutsche Kriegführung. MILITÄRISCHE FORDERUNG NACH BALDIGER DURCHFÜHRUNG «FELIX» [Deckname für Unternehmen «Gibraltar»] BLEIBT BESTEHEN. Antwort des Führers: Ganz gleicher Ansicht bzgl. Bedeutung Besetzung Gibraltars. Aber vorläufig Franco nicht bereit, da er den Entschluss nicht finden kann und von Englands Versprechungen betr. Versor-

346 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O., S. 166.

gung sich noch hinhalten lässt. [...] Führer versucht nochmals durch Aussenminister über spanischen Botschafter Einfluss auf Franco zu gewinnen.³⁴⁷

Hitler drängte nicht zum Russlandfeldzug, sondern zu einer politischen Zusammenarbeit mit der UdSSR, wie Stefan Scheil betont und ihn entsprechend zitiert:

Wenn England weiter Krieg führen will, dann wird versucht werden, alles politisch gegen England einzuspannen: Spanien, Italien, Russland.³⁴⁸

Die Herstellung des von Vater vorgeschlagenen «Kontinentalblocks» war das Leitmotiv der deutschen Politik im zweiten Halbjahr 1940. Bestrebungen, die ich nun durch die Kommandierung zur Kriegsschule in Braunschweig wieder aus grösserer Nähe verfolgen konnte. Unsere Ausbildungszeit in Braunschweig erstreckte sich von Mai 1940 bis März 1941. Ich hatte dadurch verschiedentlich Gelegenheit, die Eltern in Berlin besuchen zu können; man fuhr nur knappe zwei Stunden mit dem D-Zug. Über Weihnachten und Silvester erhielten wir Urlaub. Ich hatte also wieder die Möglichkeit, mich politisch auf dem laufenden zu halten. Sehr gut erinnere ich mich an Mutters Schilderungen des Verhältnisses zu Spanien. Das Zusammentreffen Hitlers mit Franco in Hendaye an der spanisch-französischen Grenze war im deutschen Sinne nicht befriedigend verlaufen. Vater schildert in seinen Erinnerungen, Hitler sei während der Gespräche mit Franco und Serrano Süner erregt aufgesprungen, als Serrano Süner sich, wie Vater es ausdrückte, etwas «ungeschickt in die Unterhaltung Hitlers mit Franco eingeschaltet habe».

Mutter erzählte mir bei meinen Besuchen in Berlin, man stehe vor einem Rätsel über die spanische Einstellung. Die Vorgespräche mit Serrano Süner seien vielversprechend gewesen, und man sei eigentlich nach Hendaye gefahren, um den Pakt mit Franco zu schliessen, der den Anschluss an die «Achse» besiegeln sollte. Der Abschluss des Paktes sei aber wegen Francos Forderungen zunächst nicht zustande gekommen. Er habe Lieferungen in einem Umfang und in Spezifikationen verlangt, die deutscherseits nicht zur Verfügung gestellt werden konnten. Was oder wer hatte diesen Sinneswandel Francos bewirkt? Vater hat des Rätsels Lösung nicht mehr erfahren können, er ist vorher hingerichtet worden.

Am 16. April 1940, also noch vor dem Westfeldzug, hatte der damalige spanische Innenminister und Schwager Francos, später wurde er Aussenminister, Serrano Süner, dem deutschen Botschafter in Madrid offiziell erklärt,

347 a.a.O., S. 172.

348 Zit. nach Scheil, Stefan: 1940/41. Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, München 2005, S. 67 und S. 463, Fussnote 42, Halder, Franz: Kriegstagebuch, II.

dass Franco wie auch er selbst volles Vertrauen in den deutschen Sieg setzten, als Garantie für ein «an sich schon selbstverständliches Bündnis» mit Deutschland. Dabei spiele die Hoffnung auf Vertreibung der Engländer aus Gibraltar eine besondere Rolle. Der Erwerb Tangers werde ebenfalls erhofft.³⁴⁹ Am 12. Juni 1940 gab Spanien die von Franco am 5. September 1939 befohlene «Einhaltung strengster Neutralität» auf und erklärte sich jetzt als «nichtkriegführend». Am 14. Juni wurde Tanger von spanischen Truppen unter den Rufen «Es lebe Spanisch-Tanger» und «Gibraltar für Spanien» besetzt. Im Dezember 1940 hatte sich dann Franco plötzlich endgültig entschieden, nicht an der Seite der Achse in den Krieg einzutreten, nachdem er noch im Juli 1940 in einer öffentlichen Rede erklärt hatte:

Zwei Millionen Soldaten seien bereit, eine Nation zu schaffen, ein Imperium zu schmieden; die Herrschaft über Gibraltar und die Ausdehnung in Afrika blieben Pflicht und Sendung Spaniens!³⁵⁰

Solche Pläne waren naturgemäss nur an der Seite der Achsenmächte zu verfolgen und zu realisieren.

Es gab in Berlin in den letzten fünf Jahren vor Beginn des Krieges einen englischen Korrespondenten mit Namen Ian Colvin, der die Londoner Zeitung «News Chronicle» in Berlin vertrat. Ich habe schon ausgeführt, dass Briten, die im Ausland tätig sind oder über auswärtige Verbindungen verfügen, damals oft für den Secret Service tätig waren, wenn sie ihm nicht sogar hauptamtlich, aber natürlich im geheimen angehörten. Das war auch bei Colvin der Fall. Wahrscheinlich war er verhältnismässig «high ranking», denn er wurde von Churchill persönlich gehört, als dieser bereits Premierminister war. Churchill hat ihn in seinen Memoiren erwähnt, als «deeply in German affairs and making contacts of a secret nature with the German Generals».

Dieser Colvin hat nach dem Krieg Biographisches über Admiral Canaris geschrieben. Einem Buch hat er den Titel gegeben «Master Spy» und stellt Canaris darin als englischen Meisterspion vor. Der Untertitel lautet: «The incredible Story of Admiral Wilhelm Canaris, who, while Hitlers Chief of Intelligence, was a secret ally of the British.» (Die unglaubliche Geschichte des Admiral Wilhelm Canaris, der als Hitlers Geheimdienstchef ein geheimer Verbündeter der Briten war.) Colvin berichtet ausführlich über die Aktivitäten des Admirals und seines Stellvertreters Oster, bis hin zur laufenden Weitergabe militärischer Geheimnisse an den Gegner während des Krieges. Hier

349 ADAP. Serie D. Bd. IX. 2. Dok. 129.

350 Detwiler, Donald S.: Hitler, Franco und Gibraltar, Wiesbaden 1962, S. 25 und S. 148, Anm. 18, aus Peers, E. Allison: Spain in Eclipse, und aus Hoare, Sir Samuel: Complicit Dictator.

interessiert uns die Rolle, die Canaris in den deutsch-spanischen Beziehungen gespielt hat und inwieweit er die spanische Politik gegen das Reich beeinflusst hat. Colvin berichtet, dass Serrano Süner in Rom eine Nachricht des Admirals Canaris erreichte, überbracht durch Josef Müller («Ochsen-sepp»)³⁵¹. Sie lautete:

Der Admiral [Canaris] bittet Sie, Franco zu sagen, er solle Spanien auf jeden Fall aus diesem Spiel heraushalten. Im Augenblick mag es Ihnen so scheinen, als ob unsere Position die stärkere wäre. In Wahrheit ist sie verzweifelt und wir haben wenig Hoffnung, diesen Krieg zu gewinnen. Franco kann versichert sein, dass Hitler nicht mit Waffengewalt in Spanien eindringen wird.³⁵²

Serrano Süner durfte in seinen Erinnerungen die Vorgänge um Spaniens zunächst erklärte Bereitschaft, in den Krieg an der Seite der Achsenmächte einzutreten, und ihre spätere Widerrufung nicht im Einzelnen schildern. Er machte aber Canaris für die «confusion» verantwortlich, die damals in Berlin in allen mit Spanien zusammenhängenden Fragen herrschte, und nennt ihn eine «eigenartige und beunruhigende Persönlichkeit». Er beschreibt die Rolle, die Canaris spielte, wie folgt:

Der Admiral Canaris, Chef des deutschen geheimen Nachrichtendienstes, spielte in diesen Dingen eine höchst merkwürdige Rolle. Er fuhr häufig nach Spanien und hielt bei uns wichtige und höchst geheime Besprechungen ab, von denen das Aussenministerium keine Ahnung hatte.³⁵³

Nach Colvin habe Serrano Süner in den Verhandlungen mit der deutschen Seite unter anderem zehn 38-cm-Geschütze verlangt, von denen er durch Zustragungen wusste, dass sie deutscherseits nicht zur Verfügung gestellt werden konnten. Den deutschen Plan zur Eroberung von Gibraltar sollte Jodl am 11. Dezember Franco in Madrid vortragen, indem auf spanischen Wunsch festgelegt worden war, spanische Streitkräfte an der Operation zu beteiligen. Es wurde dann aber Hitler vorgeschlagen, Canaris mit der Aufgabe zu betrauen, und zwar wegen seiner guten Verbindungen nach Spanien.³⁵⁴ In seinen Erinnerungen sinniert Serrano Süner über die eventuellen Folgen eines Kriegseintritts Spaniens zum damaligen Zeitpunkt:

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass eine solche Entscheidung Spaniens in jenem Augenblick das Ende des Krieges bedeutete. Die Vereinigten Staaten waren da-

351 Josef Müller (1898-1979) war in der Weimarer Republik Abgeordneter der Bayerischen Volkspartei und in der Zeit des Nationalsozialismus Mitglied des katholischen Widerstandes gegen Hitler. Nach 1945 war er der erste Vorsitzende der CSU.

352 Colvin, Ian, a.a.O., S. 164.

353 Serrano Süner, Ramon: Zwischen Hendaye und Gibraltar, Zürich 1948, S. 168 und 240.

354 Maser, Werner (Hrsg.): Keitel, Wilhelm – Mein Leben, Berlin 1998, S. 313.

mals handlungsunfähig. Roosevelt selbst, der viel realistischer war als dort manche Leute vermuten, hätte dann das Steuer seiner Aussenpolitik herumgeworfen; denn nicht umsonst beherrschte der Isolationismus die Gefühle der überwiegen- den Mehrheit [des amerikanischen Volkes].³⁵⁵

Churchill musste am besten wissen und beurteilen können, was die Neutralität Spaniens für Grossbritannien und umgekehrt für die Achsenmächte bedeutete, als er in seinen Memoiren schrieb:

Spanien hielt den Schlüssel in den Händen, mit dem es allen englischen Unternehmungen im Mittelmeer ein Ende setzen konnte, doch niemals, selbst in den düstersten Stunden, versperrte es uns das Tor.³⁵⁶

Man ist geneigt, die Darstellung des Journalisten Colvin auf den ersten Blick als journalistischen Spionageroman einzustufen, wenn Colvin nicht durch Churchill persönlich als bedeutender Agent des britischen «Secret Service» legitimiert worden wäre. Die Bestätigung der Aktivitäten des britischen «Meisteragenten» Canaris, wie Colvin ihn bezeichnet, kommt aber von einer in diesem Sinne noch viel kompetenteren Seite. Im sogenannten Nürnberger «Wilhelmstrassen-Prozess», in dem auch Weizsäcker angeklagt war, hat sich letzterer in seiner Vernehmung wie folgt eingelassen (Auszug aus den offiziellen Gerichtsprotokollen):

Militärgerichtshof Nr. IV, Fall XI
Nürnberg, Deutschland, 9. Juni 1948
Sitzung von 13.30-16.45 Uhr

Seite 7989 des deutschen Protokolls

Der Angeklagte v. Weizsäcker befindet sich im Zeugenstand:

Frage: «Wie stellten Sie sich zu dem in dieser Zeit aufkommenden Angriffsplan auf Gibraltar?»

Antw.: «Jedenfalls so, dass eine Aussöhnung mit Frankreich gleichzeitig mit einem Angriffsplan auf Gibraltar nicht ins Auge gefasst werden konnte. Dieser Gibraltarplan hätte ja bedeutet, nun Spanien auch noch in den Strudel hineinzuziehen. Man konnte sich denken, entweder Spanien als Kriegsgenossen zu gewinnen oder mit Frankreich einen würdigen Frieden zu machen; beides zusammen ging aber nicht.»

Frage: «Also aus diesem Grunde haben Sie nichts von diesem Plan gehalten?»

Antw.: «Das war der Grund, warum ich nichts davon hielt, aber nicht der einzige.»

Frage: «Sie hatten also noch andere Gründe?»

³⁵⁵ Serrano Süner, R.: a.a.O., S. 192.

³⁵⁶ Churchill, W.: The Second World War (Vol. II: Their Finest Hour), London 1949-1954, S. 460 und 469.

Antw.: «Ich hatte eigentlich nur Gründe dagegen: militärische, wirtschaftliche und auch moralische. Militärisch hätten wir gar nicht den Kräfteüberschuss gehabt, um die lange Küste von Spanien auch nur im geringsten wirksam zu verteidigen. Es wäre uns genauso ergangen wie Napoleon mit seinem spanischen Feldzug. Wirtschaftlich waren wir vollkommen ausserstande, auch nur die bescheidenen Anforderungen Spaniens, die wir kannten, für die Ernährung des Landes sicherzustellen. Und Spanien wäre für uns nichts gewesen als ein Ballast, von der moralischen Verantwortung für dieses Land, das aus dem Bürgerkrieg kam, gar nicht zu reden.»

Frage: «Wollte die spanische Regierung denn selbst den Krieg?»

Antw.: «Ich habe den Willen der spanischen Regierung, damals in den Krieg einzutreten, selbst nicht feststellen können, obgleich auch ich Gelegenheit hatte, mit dem spanischen Aussenminister einmal zu reden. Aber sicherheitshalber griff ich damals mit Canaris wieder zu einem extravaganten Mittel. Um die Spanier zum Krieg aufzustacheln, schickte Hitler nämlich den Admiral Canaris nach Spanien, denn es war bekannt, dass Canaris dort gute alte Beziehungen hatte. Und ich vereinbarte mit Canaris, dass er stattdessen den Spaniern reinen Wein einschenken und ihnen die sichere Katastrophe klarmachen sollte, in die sie unvermeidlich und unerbittlich hineinkommen würden.»

Frage: «Sind Sie der Ansicht, dass der Rat von Canaris dazu beitrug, Spanien aus dem Krieg herauszuhalten?»

Antw.: «Das weiss ich nicht; aber gehört habe ich ‚Ja!‘. Ich will soviel sagen: Der Rat, den er gegeben hat, war sicher richtig/»

Bescheinigung

Ich, Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, bescheinige die Übereinstimmung vorstehenden Auszuges aus dem Sitzungsprotokoll des Militärgerichtshofes Nr. IV, Fall Nr. XI vom 9. Juni 1948, gez. Dr. Alfred Seidl.³⁵⁷

Die Ausführungen Weizsäckers im Rahmen des «Wilhelmstrassen-Prozesses» bestätigen die Ausführungen des Secret-Service-Agenten Colvin. Das Buch Colvins ist erst 1951 erschienen; Weizsäcker kannte es demnach bei seiner Aussage in Nürnberg nicht.

Aus den vorliegenden Unterlagen und Dokumenten ergibt sich mit grosser Deutlichkeit, dass die antirussische Komponente in Hitlers Überlegungen immer stärker hervortrat, je mehr die Hoffnung schwand, Grossbritannien veranlassen zu können, Frieden zu schliessen. Eine der Voraussetzungen dafür wäre ohne Zweifel die Sperrung der Meerenge von Gibraltar gewesen, was wiederum ohne die Mitwirkung Spaniens oder zumindest mit seiner positiven Duldung nicht möglich war. Kein verantwortlicher Staatsmann aber wird die Geschicke seines Landes an einen Verbündeten binden, dessen höchste Be-

³⁵⁷ Alfred Seidl war Rechtsanwalt und Verteidiger von Rudolf Hess im Nürnberger Prozess, später war er unter anderem bayrischer Justizminister.

amte und Offiziere gegen die Politik ihrer Regierung konspirieren, um sie hinter ihrem Rücken zu konterkarieren. So hat Franco nach Lage der Dinge durchaus vernünftig gehandelt, als er sich schliesslich dem deutschen Werben um seinen Kriegseintritt auf der Seite der Achsenmächte entzog.

Welche Rolle Spanien in Hitlers Überlegungen zur Fortführung des Krieges spielte, geht auch aus einer Tagebucheintragung Hewels hervor, dem Verbindungsmann zwischen Hitler und seinem Aussenminister. Hewel vermerkt unter dem 14. Februar 1941:

Telegramm aus Rom über Treffen Mussolini-Franco. Negativ, wie erwartet.

Das Gespräch zwischen Mussolini und Franco stellte einen weiteren Versuch dar, Francos Position auszuloten, um festzustellen, ob noch eine Chance besteht, ihn zum Anschluss an die Achse zu bewegen. Das hätte die Operation «Felix», das heisst die Einnahme von Gibraltar, doch noch ermöglicht. Unter dem 29. und 30. Mai vermerkt Hewel noch einmal zu Spanien: «F» [«Führer»]: «... Gibraltar geht heute nicht mehr.» Immer noch beschäftigte sich Hitler, wenn auch jetzt nur noch nachträglich, mit der Option, Gibraltar zu nehmen. Seine von Hewel registrierten verbalen Ausfälle gegen Spanien vermitteln durchaus den Eindruck, als hätte er der «Mittelmeer-Option» gegenüber einem Angriff auf die Sowjetunion den Vorzug gegeben.³⁵⁸

Raeder hatte die Möglichkeiten, die die Einnahme Gibaltars der deutschen Kriegführung eröffnet hätten, in den verschiedenen «Lagevorträgen» vor Hitler immer wieder dargestellt und die volle Zustimmung Hitlers festgehalten, ebenso wie die bereits in diesem Sinne herausgegebenen Befehle. Die mögliche Sperrung der Meerenge von Gibraltar hätte die Nachschubfrage für eine nachhaltige Operation gegen den Suezkanal gelöst. Eine Landeoperation gegen die spanischen Küsten, wie sie Weizsäcker in seiner Vernehmung in Nürnberg hochgespielt hat, hätte gegen eine intakte deutsche Wehrmacht, die nicht in Russland gebunden gewesen wäre und die Unterstützung der spanischen Streitkräfte gehabt hätte, keinerlei Chance gehabt. Die gegenteilige Behauptung Weizsäckers stellt eine dünne Rechtfertigung seines «extravaganen» Agierens – wie er es nennt – hinter dem Rücken seiner Regierung dar.

Die Beherrschung des Mittelmeers durch die «Achse» wäre für das britische Empire zu einer gravierenden Bedrohung geworden und hätte möglicherweise die Briten zum Einlenken bewogen, da ihnen Hitler weit entgegengekommen wäre. In jedem Fall wäre die Position der Achsenmächte entscheidend gestärkt worden, nicht zuletzt im Hinblick auf die operativen Möglichkeiten, die sich in Bezug auf die Ölquellen des Nahen Osten ergeben hätten.

358 Tagebuch Walter Hewel (1941).

So kam es im Irak nur zu einer schwachen Aufstandsbewegung, die von der «Achse» nicht ausreichend unterstützt werden konnte und zusammenbrach.

Wenn sich an der Schwelle des Jahres 1941 für Hitler wiederum die Frage stellte, wie der Krieg weitergeführt werden sollte, dann bedeutete die veränderte Lage in Spanien den entscheidenden Wendepunkt in Hitlers Planungen. Vater hat sich über die Gründe, die Spanien veranlasst haben konnten, sich der Achse zu versagen, immer den Kopf zerbrochen. Er konnte nicht ahnen, dass die Konspiration um seinen eigenen Staatssekretär die verhängnisvolle Entwicklung zusammen mit Canaris ausgelöst hatte, die Hitler schliesslich zu dem Entschluss trieb, die Sowjetunion anzugreifen. Der Gesandte Dr. Paul Schmidt (Presse und Informationsabteilung des AA) erinnert sich einer kleinen Szene im Sonderzug Hitlers nach den negativen Gesprächen mit Franco in Hendaye. Hitler habe unvermittelt von Keitel und Jodl «Russlandkarten» verlangt und sich mit den beiden Generalen im Zug intensiv besprochen.

Einmal mehr ein Wort zu der Bedeutung von historischen Quellen: Neben Erinnerungen und Tatsachenberichten sind schriftliche Quellen «aus der Zeit», die in jedem Falle allen Beteiligten zugänglich gewesen sein sollten, von grösster Bedeutung. Neben den Protokollen der Lagevorträge, die die beiden Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Raeder und später Dönitz vor Hitler hielten, ist es das bereits zitierte Originaltagebuch Walter Hewels für das Jahr 1941, das uns zur Verfügung steht. Das Tagebuch hat deshalb einen ausserordentlichen Wert, weil es nur gelegentlich und stichwortartig geführt wurde, das heisst, die Eintragungen sind offensichtlich ganz spontan handschriftlich erfolgt und ohne erkennbare Tendenz.

Die Protokolle der Lagevorträge gehörten zu den offiziellen Akten der Seekriegsleitung. Sie standen somit jederzeit gegebenenfalls auch Hitler und den anderen an den Gesprächen Beteiligten zur Verfügung. Das schränkte eventuelle «Tendenzen» der Protokolle ein. Natürlich waren sie aus dem Blickwinkel der Marine verfasst, aber gerade die vom Herausgeber erwähnte persönliche Zurückhaltung Raeders gegenüber Hitler macht die Feststellungen sehr wertvoll, vor allen Dingen an Stellen, an denen Raeder – wie im Fall «Gibraltar» – immer wieder Hitlers Zustimmung vermerkt.

Beide Quellen weisen immer wieder aus, wie sich Hitlers Gedankengänge nur um die Kriegführung gegen Grossbritannien drehen, ob er nun zu der Unternehmung «Felix», also Gibraltar, oder ob er zu dem Unternehmen «S» («Barbarossa») ab der Jahreswende 1940/41 Stellung nimmt: immer laufen die Überlegungen darauf hinaus, England friedensbereit zu machen.

Wie wenig der Entschluss zum Krieg gegen die Sowjetunion von der «Lebensraumperspektive» bestimmt ist, zeigt einmal mehr eine Niederschrift Raeders über einen Vortrag bei Hitler am 26. September 1940, der unter vier Augen stattfand.³⁵⁹ Eingangs bittet Raeder, «dem Führer seine Auffassung über den Fortgang der Kriegführung – auch über sein eigenes Ressort hinaus – vortragen zu dürfen». Nachdem er das Mittelmeer «als Zentrum der [britischen] Gesamtstellung» bezeichnet hatte, unter Hinweis auf die starken Positionen der Engländer im östlichen Mittelmeer, verlangt er, die «Mittelmeerfrage im Winterhalbjahr zu bereinigen». Das bedeutete nach Raeder:

GIBRALTAR muss genommen werden. [...] SUEZKANAL muss genommen werden; zweifle, dass Italiener es allein fertig bringen; daher Unterstützung durch deutsche Truppen nötig. Von Suez aus Vorgehen durch Palästina, Syrien bis an Türkei nötig. Wenn wir soweit sind, ist Türkei in unserer Gewalt. Russlandproblem erhält dann anderes Aussehen. Russland hat im Grunde Furcht vor Deutschland. Fraglich, ob dann noch Vorgehen gegen R. von Norden her nötig sein wird. Dardanellenfrage. [...]

Es folgen weitere Ausführungen Raeders über die italienische Position in Ostafrika, starke Betonung der Bedeutung Nordwestafrikas für die deutsche und italienische Kriegführung und die Warnung vor einem durch die USA unterstützten Vorgehen der Engländer mit Unterstützung de Gaulles gegen Dakar. Dann hält Raeder Hitlers Stellungnahme zu diesen seinen Ausführungen fest:

Führer stimmt Gedankengängen grundsätzlich zu. Nach Abschluss des Bündnisses mit Japan will er sofort Rücksprache mit dem Duce und ev. auch mit Franco nehmen. [...]

England-U.S.A. müssten aus Nord-West-Afrika ausgeschaltet werden. Falls Spanien mitgehe, müssten Kanaren, ev. auch Azoren und Kap Verden vorher durch Luftwaffe gesichert werden.

Vorgehen durch Syrien werde auch von Haltung Frankreichs abhängen, wohl aber durchaus möglich sein. Italien werde GEGEN Abtretung der Dardanellen an Russland sein. Russland aber werde er zu veranlassen suchen, energisch gegen Süden – Persien, Indien – vorzugehen, um dort den Ausweg zum Ozean zu erhalten, der für Russland wichtiger sei als die Positionen in der Ostsee.

Auch der Führer ist der Ansicht, dass Russland grössere Furcht vor der Stärke Deutschlands habe; er glaubt, dass Russland z.B. Finnland in diesem Jahr nicht angreifen werde. [...]

Die Darlegungen Raeders beweisen einmal mehr eindeutig zwei Beobachtungen:

359 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O., S. 143 f.

- Alle strategischen Überlegungen Hitlers werden von dem Gesichtspunkt angestellt, England zum Frieden zu zwingen bzw. das Reich in eine so starke Position zu bringen, dass die britische Regierung bzw. das Parlament einsehen müssten, dass ein Friedensschluss mit dem Reich zu annehmbaren Bedingungen einer Fortführung des Krieges vorzuziehen wäre.
- Das Verhältnis zur Sowjetunion wird ausschliesslich unter politisch-strategischen Kriterien beurteilt und wiederum vor allem unter dem Gesichtspunkt des britischen «Festlandsdegens», d.h. der Kontinentalmacht, die sich mit den Briten gegen Deutschland verbünden könnte.

Es ist interessant, wie weit Hitler in dem Gespräch mit Raeder zu dessen Konzeption beiträgt. Alle Äusserungen und vor allen Dingen Anordnungen Hitlers bis Ende Dezember 1940 zeigen eindeutig die Priorität der Kriegführung gegen England und seine Bereitschaft – gemäss Raeders Vorschlägen –, den Schwerpunkt der Operationen in den Mittelmeerraum zu verlegen. Die im Oktober rückgängig gemachte Heeresverminderung ist plausibel, wenn man davon ausgeht, dass sowohl Hitler und Raeder als auch die Heeresführung letztlich zögerten, das «Unternehmen Seelöwe», also das Übersetzen nach England, tatsächlich in Gang zu setzen. Die immer noch nicht errungene Luft-herrschaft, zumindest in den vorgesehenen Übersetzbereichen, und die eindeutige Unterlegenheit der deutschen Kriegsmarine gegenüber der «Navy» mögen dafür ausschlaggebend gewesen sein. Für die weitgesteckten Pläne in Nordafrika und dem Vorderen Orient, wie Hitler und Raeder sie am 26. September besprachen, welche Operationen in Nordwestafrika einschliessen mussten, ganz zu schweigen von einer operativen Reserve, um Landunternehmen der englisch-amerikanischen Streitkräfte an der französisch-spanischportugiesischen Küste gegebenenfalls verhindern zu können, war die Remobilisierung des Heeres erforderlich.

Hitler meinte, alle drei Optionen offen zu haben: «Seelöwe», «Felix» (Gibraltar) und «Barbarossa». «Seelöwe» scheute er wegen der fehlenden Luftüberlegenheit; die Option «Felix» hatte ihm die deutsche Konspiration genommen, was er noch nicht wusste. Er unterstellte daher Franco zu Unrecht Englandhörigkeit. So konzentrierten sich seine Überlegungen immer mehr auf den Präventivschlag gegen die Sowjetunion.

Die Aktionen der Konspirateure Weizsäcker und Canaris gegen Hitlers Pläne, sich ganz auf die Kriegführung gegen England im Mittelmeer und im nordafrikanischen Raum zu konzentrieren, rechtfertigen ohne Zweifel nicht Hitlers «Vabanquespiel»; nicht anders kann der Krieg gegen Russland, wie wir sehen werden, bezeichnet werden. Canaris und Weizsäcker werden sich aber von der Geschichte vorhalten lassen müssen, Hitler durch ihre «extrava-

ganten» (wie Weizsäcker sie bezeichnet) Interventionen bei der spanischen Staatsführung in diese Richtung gedrängt und damit an der daraus entstandenen Katastrophe entscheidenden Anteil zu haben. Keitel bestätigt das in seinem Nachlass. Er kannte die Aussage Weizsäckers nicht, da er zu diesem Zeitpunkt bereits hingerichtet worden war.³⁶⁰

³⁶⁰ Keitel, W.: a.a.O., S. 313.

Der Angriff auf die Sowjetunion

Der Krieg mit Russland, begründet und geführt als Präventivkrieg, war aus meiner Sicht in dieser Form nicht «zwangsläufig», jedenfalls nicht in der Situation von 1941. Hätte die Sowjetunion tatsächlich angegriffen, wäre in jedem Fall die politische und wahrscheinlich auch die militärische Position Deutschlands vorteilhafter gewesen. Ein deutscher General³⁶¹ hatte 1940 in diesem Sinn in einer vielzitierten Studie formuliert: «... den Liebesdienst eines Angriffs werden uns die Russen nicht erweisen!»

Ich habe schon berichtet, dass ich im Winter 1940/41 hin und wieder zu einem Wochenendurlaub von Braunschweig nach Berlin fahren konnte und dadurch dem politischen Geschehen wieder sehr viel näherrückte. Eines Tages sprach mich Vater zu meiner Überraschung auf den «Berliner Kongress» an, auf dem Bismarck seine bekannte Rolle als «ehrlicher Makler» spielte und zwischen Grossbritannien und Russland in der Balkanfrage vermittelte. Es entspann sich eine interessante Unterhaltung über den «Berliner Kongress» und seine grosse und – nach Vaters Meinung – letztlich verhängnisvolle Auswirkung auf das Verhältnis des Reiches zu Russland.

Vater fragte sich, warum Bismarck seine Reputation eingesetzt habe, um das Verhältnis zwischen Russland und England zu entspannen, vor allen Dingen, da das Reich keine unmittelbaren Interessen an den fraglichen Meerengen (Bosporus und Dardanellen) zu wahren hatte. Bismarck selbst hatte das in seinem berühmt gewordenen Diktum zum Ausdruck gebracht, der «ganze Balkan sei nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert». Eine gewisse Kritik an Bismarcks Rolle während des «Berliner Kongresses» schwang in Vaters Worten mit, jedenfalls meinte ich sie herauszuhören und wurde sofort sehr aufmerksam! Das von Bismarck stets angestrebte gute Verhältnis zu Russland wurde von Vater und besonders auch von Grossvater Ribbentrop immer als Kernstück seiner Politik aufgefasst. Überlegungen und der Tenor unserer Unterhaltung liefen eindeutig auf die Frage hinaus, warum

³⁶¹ Studie von General Erich Marcks, Chef des Stabes der 19. Armee, die während des Westfeldzuges im Osten sicherte, über eine militärische Konfrontation mit der Sowjetunion.

Deutschland ein Interesse daran gehabt haben soll, den russischen Druck auf die Meerengen zu bremsen oder gar zu konterkarieren. Vater und ich waren uns bewusst, dass wir retrograde Geschichtsbetrachtung betrieben; aber hier war sie, wie mir zunehmend klar wurde, Mittel zum Zweck.

Dass England der Angelpunkt der Hitlerschen Überlegungen war, beweist mir diese Unterhaltung mit den Eltern über den «Berliner Kongress» und die Rolle Bismarcks. Mehrfach brachten beide Eltern zum Ausdruck, es wäre rückblickend wohl vorteilhafter gewesen, die deutsche Regierung hätte sich 1878 aus dem Problem der Meerengen und dem russisch-britischen Gegensatz herausgehalten. Der Prestigeerfolg des «Berliner Kongresses» sei die damals in Russland entstandene Verstimmung gegenüber dem Reich nicht wert gewesen. Später sollte Bismarck die russische Regierung allerdings wissen lassen, dass Konstantinopel und Bulgarien dem Reich «vollkommen» gleichgültig wären.³⁶² Nun, es ging Vater im Jahre 1940 ebenfalls darum, Russlands Ambitionen im Nahen Osten nicht zu stören.

Für mich war die Problematik, die hinter Vaters Fragen stand, in ihrer unerhörten Tragweite in diesem Augenblick noch nicht in vollem Umfang erkennbar. Die Unterhaltung mit Vater fand vor Weihnachten 1940, aber nach dem Molotow-Besuch in Berlin statt. Ich ahnte aber ein wenig, worum es bei Vaters Frage ging. Sicherheit erhielt ich zwei Tage vor Grossvater Ribbentrops Tod. Er starb am 1. Januar 1941. Zwischen den Jahren hatte er einen Schlaganfall erlitten, der ihm kaum noch eine Möglichkeit liess, sich verständlich zu machen. Als wir am 30. Dezember sein Krankenzimmer verliessen, sprachen die Eltern darüber, was Grossvater noch hätte sagen wollen, denn es hatte den Anschein gehabt, als wolle er noch irgendetwas zum Ausdruck bringen. Vater glaubte, er habe den Eltern die Grossmutter noch einmal ans Herz legen wollen, Mutter dagegen vertrat beinahe vehement die Meinung, er habe sagen wollen: «Niemals gegen Russland!» Ich nahm es wieder einmal «atemlos» zur Kenntnis. Hatte sich die Gefahr eines Konfliktes mit Russland bereits konkretisiert? Mutters Ton war unüberhörbar ausserordentlich besorgt! Sie schilderte mir eine kürzliche Unterhaltung mit Grossvater, die er mit der Feststellung abschloss: «... wenn er [Hitler] den Krieg verlieren will, braucht er sich nur mit Russland anlegen!»

Vielleicht aber wäre in diesem Falle sein Einfluss auf Vater – zusammen mit Mutter – ausreichend gewesen, um Vater zum Rücktritt zu bewegen. Ganz ohne Zweifel hätte Grossvater argumentiert, Vater dürfe eine so schwerwiegende Entscheidung, die gegen seine Überzeugung gefallen sei, nicht mittragen. Der russische Dolmetscher, der bei der Übergabe der Kriegs-

³⁶² Uhle-Wettler, Franz: Alfred von Tirpitz in seiner Zeit, Hamburg 1998, S. 147.

erklärung durch Vater an den russischen Botschafter zugegen war, attestierte Vater, er habe sich sogar bei der Verabschiedung des russischen Botschafters gegen den Angriff auf die Sowjetunion ausgesprochen.³⁶³ Das ist nach den Berichten anderer Augenzeugen zwar erfunden³⁶⁴ und hätte natürlich auch seinem Pflichtgefühl als Minister widersprochen, der die von Hitler beschlossene Politik nach aussen zu vertreten hatte, ohne irgendwelche Risse in der deutschen Führung erkennbar werden zu lassen. Es würde aber seiner politischen Überzeugung durchaus entsprochen haben. Grossvater hatte in seinem Leben die Schwelle zu Kompromissen, die er nicht bereit war zu überschreiten, sicher zu niedrig gesetzt und aus diesem Grunde – wiewohl hervorragend beurteilt – auch keine militärische Karriere gemacht. Das minderte ohne Zweifel seinen Einfluss auf Vater in vergleichbaren Situationen. Vielleicht wäre es in diesem Falle anders gewesen.

Aber noch war alles offen, und noch ging der Kampf um die Russlandentscheidung weiter. Am 27. November 1940 hielt Raeder in dem Protokoll des Lagevortrages an diesem Tage fest, dass der Führer versuchen wolle, «durch Aussenminister über spanischen Botschafter Einfluss auf Franco zu gewinnen». Am 14. Februar folgte dann die bereits zitierte Eintragung Hewels in seinem Tagebuch, dass auch Mussolini bei Franco im Sinne eines Beitritts zur Achse nichts erreichen konnte. Selbst wenn man Hitler den oft zitierten «Grössenwahn» unterstellt, kann man nicht davon ausgehen, dass er im Sinne hatte, die grosse Operation in Nordafrika gleichzeitig mit dem «Unternehmen Barbarossa» in Angriff zu nehmen. «Felix», das heisst die Wegnahme von Gibraltar, ergab aber nur wirklich Sinn, wenn sich eine grosse Operation in Nordafrika anschloss, die nach Hitlers und Raeders Vorstellungen durchaus bis in den Nahen Osten hätte führen können. Wenn Hitler es sich oder besser der deutschen Wehrmacht zugetraut hätte, beide Operationen gleichzeitig anlaufen zu lassen, hätte er «Barbarossa» nicht – wegen der durch die Rückschläge der Italiener und die englischen Versuche, eine grosse Balkanfront zu errichten, notwendig gewordenen Balkan-Operation – verschieben müssen, was sich im Spätherbst 1941 so verhängnisvoll auf den Zeitfaktor auswirken sollte.

Man hat beim Lesen der Tagebuchaufzeichnungen Hewels beinahe das Gefühl, Hitler hoffte bis weit in das Jahr 1941 immer noch, um «Barbarossa» herumzukommen. Jedenfalls ahnte er die Gefahr:³⁶⁵

363 Vgl. u.a. Bereschkow, Valentin M.: Ich war Stalins Dolmetscher, München 1991, S. 290.

364 So der ebenfalls anwesende Roland von zur Mühlen; vgl. Scheil, Stefan: Eskalation, S. 520. Anm. 77.

365 Zum Folgenden vgl. Tagebuch von Walter Hewel zum 29. und 30. Mai sowie zum 8., 13. und 20. Juni 1941.

(29. und 30. Mai)

H [Hitler]: Barbarossa sei auch ein Risiko wie alles, misslänge es, so sei sowieso alles vorbei. Gelänge es, so sei eine Situation geschaffen, die wohl auch England zum Frieden zwänge.

Wieder die Zielsetzung «England zum Frieden zu zwingen». Keine Rede von «Lebensraum», aber von einem – offenbar auch in Hitlers Augen – aussergewöhnlich grossen Risiko. Man darf es wohl ein unverantwortlich grosses Risiko nennen, wenn Hitler einen Feldzug beginnt, von dem er selbst sagte, wenn er misslingt, sei «alles vorbei». Es läuft einem auch jetzt nach über 60 Jahren eiskalt den Rücken herunter, wenn man die unscheinbare handschriftliche Eintragung Hewels im Original liest. Und noch einmal am 8. Juni 1941:

Langes Gespräch alleine m. d. F. [mit dem Führer] über Russland. «Schweres Unternehmen» aber vertraut auf die Wehrmacht. Luftflotte: Jäger und Bomber zahlenmässig überlegen. Etwas Angst für Berlin und Wien. [...] Haben ihre ganze Kraft an der Westgrenze. Grösster Aufmarsch der Geschichte. Wenn es schief geht, ist sowieso alles verloren. [...] Es ist nur die elende Zeit des Wartens, die einen so nervös macht!

Des Weiteren am 13. Juni 1941:

Gespräch mit F. über Russland. Glaubt, dass dies das Ende des engl. Widerstandes bedeuten müsse. Ich glaube noch nicht daran, da Engl. hierin eine Schwächung D's für einige Zeit sehen werde.

Einmal mehr wird das Argument wiedergegeben, England zum Frieden bringen zu müssen. Und schliesslich am 20. Juni 1941, also unmittelbar vor dem Angriff:

Lange Unterhaltung mit F. [Führer]: Grosse Hoffnung auf R-Feldzug. Wünscht 10 Wochen weiter zu sein. Es bedeute doch immer ein grosses Risiko. Man stände vor einer verschlossenen Tür. Geheime Waffen? Zähigkeit des Fanatikers? Schläft jetzt mit Schlafmitteln. Diktiert. Sagte mir, er habe heute Morgen mal wieder alles durchgespielt bis ins Kleinste – fände keine Möglichkeit für den Feind, Deutschland noch klein zu kriegen. Glaubt, dass Engl. begeben muss. Hofft, noch dieses Jahr.

Diese Eintragungen, zusammen mit den Lageberichten Raeders – beide Dokumentationen sind erstrangige Quellen – lassen recht deutlich die Beweggründe Hitlers zum Vorgehen gegen die Sowjetunion erkennen, besonders wenn man berücksichtigt, dass Hewel ein ganz persönliches Verhältnis zu Hitler hatte. Hitlers Äusserungen zu Hewel sind unter vertraulichsten Umständen gemacht worden. Hewel blieb bis zu Hitlers Selbstmord bei ihm in Berlin und nahm sich kurz nach ihm ebenfalls das Leben.

Man hat aus all diesen Äusserungen Hitlers nicht den Eindruck eines siegesgewissen Staatsführers, der auf Eroberungszug geht, sondern es entsteht durchaus das Bild eines Mannes, der sich mit einem Gewaltcoup aus einer Zwangslage befreien wollte. Diese Eintragungen widerlegen, wie auch die Teildemobilisierung des Heeres nach dem Westfeldzug, die Schwerpunktbildung auf Marine, Luftwaffe und anderes, die These, Hitler habe Russland angegriffen, um seinem 1925 niedergelegten Ziel, «Lebensraum» zu erwerben, endlich Rechnung tragen zu können.

Hitler war sich des Risikos durchaus bewusst; bemerkenswert seine Sorge um die jedenfalls zahlenmässig überlegene russischen Luftwaffe. Diese Sorge war angesichts der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe zunächst nicht berechtigt, nachdem ein Grossteil der grenznah stationierten russischen Luftwaffe in der Anfangsphase des Feldzugs weitgehend zerstört werden konnte. Immerhin aber lagen die rumänischen Ölquellen, von denen die deutsche Kriegführung weitgehend abhängig war, eindeutig im Bereich der russischen Luftstreitkräfte. Die Einlassung vom «Tor nach Osten», das er aufstossen müsse und von dem man nicht wisse, was sich dahinter verberge, hat Hitler damals auch zu Vater gemacht.

Hewel macht zu Recht den Vermerk in seinem Tagebuch, «England werde in dem deutsch-russischen Krieg zunächst eine Schwächung Deutschlands sehen». Hewel war, wie bekannt, Vaters Vertreter bei Hitler und Hitler treu ergeben; so spricht wahrscheinlich in dieser Eintragung die Stimme des Aussenministers, denn Hewel vertritt in seinem Tagebuch sonst an keiner Stelle eigene Überlegungen oder gar Konzeptionen, die nicht mit denen Hitlers übereinstimmen.

Aber wir wollen nicht vorgreifen, noch spielte sich ein hartes Ringen zwischen Hitler und seinem Aussenminister um den endgültigen Entschluss ab, die Sowjetunion anzugreifen oder nicht.³⁶⁶ Am 10. Januar 1941 hatte der bereits erwähnte Gesandte Schnurre, der seit Jahren die Handelsvertragsverhandlungen mit der Sowjetunion geführt hatte, mit den Russen einen, wie er schreibt, sehr weitgehenden Handelsvertrag ausgehandelt. Schnurre gibt über seine Berichterstattung an Vater im Anschluss an seine Rückkehr nach Berlin folgende Darstellung:

Nach meiner Abreise [aus Moskau] nach Berlin meldete ich mich bei dem Reichsaussenminister Ribbentrop und berichtete eingehend in einer schriftlichen Analyse über das Ergebnis der Moskauer Verhandlungen. Er teilte meine Auffassung, dass durch das Wirtschaftsabkommen vom 10. Januar 1941 der Weg nach Osten weit geöffnet sei, und dass aufgrund dieser Tatsache der Versuch gemacht werden sollte, zum Frieden zu kommen. Ribbentrop nahm meinen Bericht sehr aufmerksam auf.³⁶⁷

366 Vgl. Keitel, W: a.a.O., S. 290.

367 Vgl. hierzu: Schnurre, K.: a.a.O.

Persönlich sagte mir Schnurre vor seinem Tode noch, er habe sich bei Vater mit den Worten gemeldet: «Herr Reichsminister, ich gratuliere Ihnen: Sie haben den Krieg gewonnen!» Schnurre glaubte, mit dem Handelsvertrag die deutschen Probleme der Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung für die Kriegsfertigung gelöst zu haben. Damit war der Krieg gegen die «Seemächte» USA und Grossbritannien lange durchzuhalten; Vertragserfüllung durch die UdSSR natürlich vorausgesetzt. Schnurre stellt den Vertrag in nach dem Kriege gefertigten «Erinnerungsnotizen» wie folgt dar:

Der Handelsvertrag vom 10. Januar 1941 war seinem Umfang nach erheblich grösser als der erste Vertrag mit den Russen und umfasste auf der Basis von Gegenseitigkeit Lieferungen der Sowjet-Union an uns, die auf lange Sicht unsere Nahrungsmittelversorgung und die Versorgung mit Rohstoffen weitgehend sicherten. Futtermittel, Rohöl, Baumwolle, Phosphate, Eisenerze und Schrott, Chromerz, Edelmetalle (Platin), Buntmetalle und anderes im Werte von 640 Mio. Gold-Mark, wozu noch Lieferungen aus abgelaufenen Verträgen kamen. Von besonderer Bedeutung war die Regelung der Transitfrage. Diese Abmachungen ermöglichten es uns, Rohstoffe, die durch sowjetische Vermittlung im Fernen Osten und im Pazifischen Raum gekauft wurden, auf schnellstem Weg über Sibirien nach dem Reich zu befördern. So rollte noch in den allerletzten Stunden vor Kriegsausbruch ein Zug mit Kautschuk von der chinesischen Grenze nach Berlin. Die Käufe im Fernen Osten und im Pazifischen Raum wurden auf Goldbasis abgewickelt, sie betrafen Kautschuk, Buntmetalle, Seiden und andere für die deutsche Kriegswirtschaft unentbehrliche Rohstoffe. [...]

Voraussetzung wäre natürlich, dass wir auch unsere Lieferungen an industriellen Ausrüstungen erfüllten. Hierfür brauchte ich zur Unterstützung dieser Seite des Abkommens seine, Ribbentrops Unterstützung und die entsprechenden Führerweisungen, dass die Lieferungen vorrangig bzw. gleichrangig mit militärischen Fertigungen ausgeführt würden. Ribbentrop hörte sehr aufmerksam zu und gab verschiedentlich zu erkennen, dass er sich auf den Boden der Erfüllung dieses Vertrages stellte. Als ich ihm sagte: «Herr Reichsminister, dies ist jetzt die Grundlage einen für Deutschland erfolgreichen Frieden zu schliessen», hörte er sich auch dies an, ohne sich dagegen zu wenden.

Schnurre schreibt weiter, dass Molotow und Mikojan, als er sich von ihnen nach den Verhandlungen verabschiedet habe, «der Hoffnung Ausdruck gaben, dass auf der Basis dieser Verträge eine weitere Ausweitung und Festigung der gegenseitigen Beziehungen erfolgen würde». Schnurre forderte dazu auf, den Krieg zu beenden; er sollte dies später gegenüber Hitler noch einmal wiederholen, allerdings ohne zu bedenken, dass ein Friedensschluss keineswegs allein in der Macht der deutschen Führung lag. Friedensangebote an die englische Regierung hatte es seit dem 1. September 1939 reichlich ge-

geben.³⁶⁸ Wenn diese Regierung unter ihrem Premier Churchill den Krieg unter allen Umständen fortsetzen wollte, gab es keine Möglichkeit, sie zum Frieden zu zwingen. Forderte «diese Konstellation» aber nicht geradezu ein nunmehr gelassenes Verhandeln nach allen Seiten? Hatte man nicht endlich die Gelegenheit, die eigene Rüstung in Ruhe unter Einbeziehung der Kapazitäten, die nunmehr im deutschen Einflussbereich lagen, zu organisieren und auf einen ausreichenden Stand zu bringen? Nicht zuletzt wäre der Aufbau von Reserven an Rohstoffen eine wichtige Aufgabe gewesen, um für alle Fälle und Eventualitäten gerüstet zu sein. Gerade die «Lagevorträge» Raeders weisen immer wieder die grossen Schwierigkeiten in der Rohstoffversorgung aus. Aber lassen wir Schnurre weiter über die Bemühungen berichten, die von Vater unternommen wurden, den Krieg mit Russland zu verhindern:

Herr von Ribbentrop bedankte sich für den erfolgreichen Abschluss der russischen Verhandlungen. Er würde mich für einen der nächsten Tage beim Führer anmelden und ich möchte – das wäre seine Bitte – dem Führer genau in der gleichen Weise den Inhalt und die Tragweite des Handelsvertrages vortragen. Er selbst würde mich begleiten und durch seine Anwesenheit dokumentieren, dass er meine Auffassung teile.

IV. Bereits am nächsten Tage, am 25. Januar 1941, flog Ribbentrop mit mir nach Salzburg und am folgenden Tage, am 26. Januar 1941, fuhren wir gemeinsam auf den Berghof, wobei mir die Aufgabe zufiel, Hitler im gleichen Sinne vorzutragen, wie ich dies vorher bei Ribbentrop getan hatte. Hitler empfing uns zunächst allein in einem kleinen Arbeitszimmer im Berghof. Ich legte ihm den Vertrag auf den Tisch, auch wieder mit einer erläuternden Analyse, und trug ihm – wie vorher bei Ribbentrop – den Inhalt des Vertrages vor. Er hörte aufmerksam zu, stellte zwischendurch einige Fragen über Persönlichkeiten und über den Stand der Roten Armee und zeigte sich auch an den Einzelheiten des Abkommens interessiert. Ich wiederholte ihm, dass nunmehr das Tor nach Osten weit offen wäre, wir selbst im pazifischen Raum durch russische Vermittlung unsere Rohstoffe kaufen könnten. Die Russen hätten allen pessimistischen Prognosen zum Trotz das Transportproblem für Massengüter einwandfrei gelöst. Auch der Transitverkehr vom Fernen Osten durch Sibirien funktioniere gut. Die englische Blockade sei sinnlos geworden. [...] und schloss damit:

«Mein Führer, dies ist die feste Grundlage für einen ehrenvollen und grossen Frieden für Deutschland.»

Er gab auf diese gewagte Bemerkung von mir keine Antwort. Als ich ihm davon sprach, dass sowohl in Moskau wie auch in Berlin Gerüchte im Umlauf seien, dass Deutschland einen Krieg mit Sowjetrussland vorbereitete, sprang er auf und stellte in heftiger Form in Abrede, dass er einen Krieg gegen Russland plane. Ich solle – wie jeder andere – solchen Gerüchten auf das Energischste entgegenreten. Er werde keinen Krieg gegen Russland führen. Als ich dann Hit-

368 Dies betont vor allem Stefan Scheil; vgl. Eskalation, S. 170 ff.

ler bat, Weisungen an die in Betracht kommenden wirtschafts- und militärischen Stellen zu geben, damit auch die vertraglich vereinbarten Lieferungen nach der Sowjet-Union fristgerecht ausgeführt werden könnten, wurde er sehr zögernd und meinte, dass er dies nicht tun könne. Vorrang hätten auch im gegenwärtigen Stadium die militärischen Fertigungen. Er müsse an die Lage in Afrika, in Albanien und Griechenland denken und könne nicht zugunsten russischer Lieferungen Verzögerungen in Kauf nehmen.

Damit war trotz seiner Erklärungen, einen Krieg gegen die Sowjet-Union nicht zu planen, für mich klar, dass die Chance, die ich aufgezeigt hatte, nicht genutzt würde und das Verhängnis seinen Lauf nehmen würde.

Herr von Ribbentrop hatte mich bei meinem mehrstündigen Vortrag mehrfach unterstützt. Seine Haltung bei dieser Unterhaltung zeigte einwandfrei, dass er jedenfalls zu diesem Zeitpunkt ein Gegner des russischen Krieges war. Dass er sich nicht durchsetzen konnte, lag an dem endgültigen Entschluss Hitlers, sich in das russische Abenteuer zu stürzen, dessen Tragweite er wie auch seine Berater weit unterschätzte.³⁶⁹

Vater schreibt:

[...] ich hatte grosse Mühe, ja es bedurfte ernster Auseinandersetzungen, um im Januar 1941 seine [Hitlers] Genehmigung zum Abschluss des deutsch- sowjetischen Handelsvertrages zu erhalten. Er [Hitler] war von anderer Seite stark gegen dieses Vertragswerk beeinflusst worden. Ich hatte schon damals das Gefühl, mit meiner Russenpolitik allein zu stehen.³⁷⁰

Dass Schnurre in seiner obigen Niederlegung mit «Beratern» die militärischen Ratgeber Hitlers meinte, ergibt sich aus seinen weiteren Ausführungen:³⁷¹

Ergänzend möchte ich noch meinen anschliessenden Besuch bei Generalfeldmarschall Keitel und Generaloberst Jodl erwähnen.³⁷² Ich schilderte das Ergebnis der Moskauer Verhandlungen und die grossen Vorteile, die sich für Deutschland daraus ergaben: Sicherung der Rohstoffversorgung und Nahrungsmittelreserve und weitgehende wirtschaftliche Handlungsfreiheit im Osten.

Leider hätten sich die Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg mit Russland verdichtet, und ich möchte doch – ebenso wie ich dies bei Hitler, Ribbentrop und Göring getan hätte – meine Argumente dagegen mit allem Nachdruck vertiefen. [Schnurre führt als Argument die Weite des Raumes, die strengen Winter, die Schlammperiode, das fast unermessliche Menschenreservoir an und erwähnt

369 Schnurre, K.: a.a.O.

370 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 237.

371 Schnurre, K.: a.a.O.

372 In einem persönlichen Gespräch nannte Schnurre General Walter Warlimont als einen weiteren Teilnehmer der Unterredung.

die Argumente Coulaincourts³⁷³ gegenüber Napoleon.] Meine Darlegungen fanden leider taube Ohren. Jodl erwiderte, das sei alles in den Planungen berücksichtigt. Es würde sich aber aller Voraussicht nach nur um einen kurzen Krieg handeln. Es sei aber die einmalige geschichtliche Gelegenheit, die ständige russische Bedrohung im Rücken zu zerschlagen.

Vater hat dann doch noch erreicht, wie er es Schnurre zugesagt hatte, dass Hitler den deutschen Botschafter in Moskau, Schulenburg, noch einmal empfing. Die Unterredung fand am 28. April 1941 statt. Sie blieb im Sinne von Vaters Bemühungen ohne Erfolg. Über den Vortrag Schulenburgs bei Hitler schreibt Hewel:³⁷⁴

F: Empfang Schulenburg.³⁷⁵
Oberflächl. Gespräch über Russland [...] Chef krank.

Vater wird aus psychologischen Gründen nicht an dem Gespräch teilgenommen haben. Hitler sollte von Schulenburg unter vier Augen noch einmal alle Argumente gegen den Russlandkrieg hören. Es geht aus dem Tagebuch nicht hervor, ob Hewel an dem Gespräch teilgenommen hat und ob die Charakterisierung als «oberflächliches Gespräch» von ihm oder von Hitler stammt.

Inzwischen hatte Mussolini, wie Hewel in seinem Tagebuch vermerkt, ebenfalls eine ergebnislose Unterredung mit Franco, die das Ende der Unternehmungsplanung «Felix» gegen Gibraltar bedeutete. Nun war Hitlers Entschluss endgültig gefasst, den Präventivkrieg, wie er es sah, gegen Russland zu führen. Hewel vermerkt in seinem Tagebuch, dass Vater an der Unterredung zwischen Hitler und Schulenburg nicht teilnahm, da er «krank» gewesen sei. Es scheint mir ausgeschlossen, dass Vater an einem Gespräch über eine entscheidende Weichenstellung der von ihm vertretenen deutschen Politik aus Gesundheitsgründen nicht teilgenommen hat, wahrscheinlich waren es, wie gesagt, psychologische Gründe, die ihn veranlassten, dem Gespräch fernzubleiben. Er war gegenüber Hitler nachdrücklich darauf festgelegt, den geplanten Krieg gegen Russland zu verhindern; so wollte er das Gespräch mit Schulenburg im Hinblick auf Hitlers Mentalität wohl nicht durch seine Teilnahme belasten. Hitler sollte unbefangen ohne ihn – also Ribbentrop als Zeugen – mit Schulenburg unter vier Augen das Gespräch führen, in dem noch

373 Gemeint ist der französische General und Staatsmann Marquis Armand Augustin Louis de Caulaincourt, Herzog von Vicenza (1773-1827). Er riet Napoleon von einem Krieg mit Russland ab.

374 Hewel, W.: Tagebuch 1941 zum 28. April 1941.

375 Seidl, Alfred: Die Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion 1939-1941, 251 Dokumente, Schulenburgs Niederlegung über den Verlauf des Gespräches mit Hitler, Dok. Nr. 231, S. 379.

einmal alle Argumente, die gegen den Krieg mit Russland sprachen, vorgebracht werden konnten. Hitler war bekanntlich gegen einen Widerspruch vor Zeugen recht empfindlich geworden. Schulenburgs Niederschrift über die halbstündige Unterhaltung mit Hitler weist aus, dass er versucht hat, Hitlers Misstrauen gegenüber der Sowjetunion zu zerstreuen. Warum sonst hätte ihn Vater zu Hitler geschickt, ein ohnehin ungewöhnliches Verfahren, noch dazu, da Vater dem Gespräch fernblieb! Hitler blieb, wie man der Niederschrift entnehmen kann, von Schulenburgs Argumentation unbeeindruckt.

Unter demselben Datum, an dem die Unterredung zwischen Hitler und Schulenburg stattfand, dem 28. April 1941, erging ein Fernschreiben Weizsäckers an Vater. Er hatte von Weizsäcker für die Unterredung Hitler-Schulenburg eine Zusammenfassung der Argumente angefordert, die gegen einen deutsch-russischen Krieg sprachen. Weizsäcker schloss das Schreiben mit dem Hinweis ab: «Diese Stellungnahme ist ganz kurz gefasst, da der Herr Reichsaussenminister sie binnen kürzester Frist gewünscht hat.»

Die nachrichtendienstlichen Erkenntnisse über Russland waren auf deutscher Seite gering oder entsprachen nicht mehr den Tatsachen. Vor allen Dingen über den Umfang der russischen Rüstung bestand kein zutreffendes Bild. Nur so ist die haarsträubende Unterschätzung der Roten Armee zu erklären. General Paulus, als Gehilfe Halders mit den Planungen für einen eventuellen «Ostfeldzug» beauftragt, glaubte am 17. September 1940 den Feldzug mit 128 Divisionen führen zu können, und schätzte die russische Stärke auf 180 Divisionen. Unabhängig von diesen zahlenmässigen Fehlgriffen, dies sei hier gesagt, stellten auch diese angenommenen 180 Divisionen eine bedrohliche Grösse dar. Nach dem Krieg wurde Paulus von den Sowjets im Nürnberger Prozess zu der auswendig gelernten Aussage gezwungen, es habe 1941 keine sowjetische Bedrohung vorgelegen. Veröffentlichte Abhörprotokolle aus der Gefangenschaft zeigen jedoch, dass Paulus in Diskussionen mit anderen Gefangenen zugab, den von ihm entworfenen Angriff damals als «Präventivkrieg» aufgefasst zu haben.³⁷⁶ Die deutschen Offiziere trauten sich in jedem Fall einen Sieg über die Rote Armee zu. Generalmajor Marcks, der als Chef des Stabes der 18. Armee, die während des Westfeldzuges an der russischen Grenze sicherte, zunächst mit der Erstellung einer Studie über die Möglichkeit eines Feldzuges im Osten beauftragt worden war, glaubte, den Feldzug in 9 bis 17 Wochen abschliessen zu können. Guderian schreibt in seinen Erinnerungen: «Halder will Russland in 8-10 Wochen niederwerfen!» Der deutsche Militärattache in Moskau, General Köstring, schrieb an Halder, die Russen bräuchten nach den Säuberungen vier Jahre, bis ihre Armee wieder «auf

³⁷⁶ Vgl. Reschin, Leonid: Feldmarschall im Kreuzverhör, Berlin 1996, S. 233 f.

die frühere Höhe kommt». Sein Vertreter während einer Krankheit, Hans Krebs, teilt sein Urteil: «Erscheinungsbild negativ», «Offizierskorps schlecht», «es werde 20 Jahre brauchen, bis die alte Höhe wieder erreicht wird».

Am 20. Mai 1941, also gut vier Wochen vor Beginn des Krieges mit der Sowjetunion, befindet Halder, «das Risiko, im Oktober ohne ausgebildeten Ersatz dazustehen, kann getragen werden». Nicolaus von Below merkte in seinen Aufzeichnungen an, dass seitens der Heerespitze nicht der geringste Widerspruch gegen die Planungen für einen Russlandkrieg gekommen wäre. Natürlich erinnerte sich Hitler an die skeptische Zurückhaltung seiner Heeresführer gegenüber einem Feldzug im Westen. Hitler aber hatte den Manstein-Plan durchgesetzt und Recht behalten. Nun endlich, nach dem überraschenden Erfolg im Westen, glaubte die Generalität in den Russen einen Gegner vor sich zu haben, dem sie sich weit überlegen fühlte und gegen den vorzugehen sie daher keine Bedenken zu haben brauchte. Wie hatte doch Köstling aus Moskau am 8. August 1940 geschrieben? Er sei der Ansicht, «dass wir den Russen in absehbarer Zeit weit überlegen sind». Die Realität sollte freilich eine andere sein. Ich erinnere mich, um hier eine bezeichnende Episode zu nennen, wie mir meine Mutter halblaut im Lazarett Hohenlychen im September 1941, als die «Sondermeldung» von der erfolgreich abgeschlossenen Kesselschlacht von Kiew verkündet wurde, zuraunte: «Nun wird die Laune ‚oben‘ [im Führerhauptquartier Wolfsschanze in Ostpreussen] wieder besser werden. Sie [Hitler und seine militärischen Berater] waren doch sehr nervös darüber, wie gut der Russe kämpft.»

Aber zurück zur Generalität: Das Überlegenheitsgefühl der deutschen Wehrmacht hatte sich nach den bisherigen militärischen Erfolgen natürlich erheblich gesteigert. Die Versuchung, die Russen nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges zu beurteilen, war gross; vor allen Dingen, da bisher nichts zu erkennen gewesen war, was darauf hingewiesen hätte, dass sich diese Massstäbe erheblich verschoben hatten. Die Schwierigkeiten der Roten Armee im Winterkrieg mit Finnland 1939/40 bewirkten ein Übriges. Der Gesandte Dr. Paul Schmidt (Leiter der Presse- und Informationsabteilung im Auswärtigen Amt) hat persönlich gehört, wie Guderian zu Hitler äusserte: «Mein Führer, erst in den Weiten Russlands wird die deutsche Panzerwaffe zeigen können, was sie zu leisten vermag!»³⁷⁷

Dieses Überlegenheitsgefühl hatte auch die Truppe. Ich spreche mich selbst als kleiner Truppenoffizier nicht frei davon. Vor dem Westfeldzug hatten wir alle die Bilder des Ersten Weltkrieges vor Augen, nicht zuletzt die Ar-

377 Mitteilung des ehemaligen Gesandten Dr. Paul Schmidt-Carell an den Verfasser.

tilleriesüberlegenheit der Alliierten, die das berüchtigte Trommelfeuer ermöglichte; im Russen glaubten wir den leichteren Gegner vor uns zu haben. Wir wurden eines Besseren oder viel mehr eines Schlechteren belehrt! Wie stark sich Hitler militärisch gegenüber der Sowjetunion fühlte, geht aus einer Niederlegung Vaters in Nürnberg hervor, in der es heisst:³⁷⁸

Nach dem Ausbruch des deutsch-russischen Krieges, im Sommer 1941, versuchte ich Japan zum Kriegseintritt gegen Russland zu gewinnen und zur Aufgabe der Singapur-Absichten zu veranlassen. Mir schien es wichtig, dass Japan auf diese Weise festgelegt würde und nicht etwa gegen die amerikanischen Philippinen vorgehe, was vor dem Niederringen Russlands die USA als neuen Gegner auf uns ziehen könnte.

Vater schreibt, Hitler hätte ihm «ernste Vorwürfe wegen eines diesbezüglichen Télégrammes nach Tokio» gemacht, er hoffe, mit «Russland allein fertigzuwerden». Wie hatte er noch am 20. Juni 1941 zu Hewel gesagt? «Er wünschte, 10 Wochen weiter zu sein», was nur heissen konnte, er hoffte, nach 10 Wochen den Erfolg des Feldzuges absehen zu können. Allerdings war er sich des Risikos in gewissem Umfang bewusst, wie unter anderem aus den oben bereits zitierten Aufzeichnungen Walter Hewels hervorgeht.³⁷⁹ Am 23. Juni findet sich die merkwürdige Eintragung «Russland doch noch Fragezeichen». Spiegeln sich in dieser Eintragung Vaters Bedenken gegen den Krieg mit Russland wider, in die Hewel als Vertreter des Aussenministers bei Hitler naturgemäss eingebunden war?

An dieser Stelle möchte ich noch auf eine oft gestellte Frage eingehen: Warum ist Hess nach England geflogen? Vater ist sich bis zuletzt nicht darüber im klaren gewesen, ob Hitler davon gewusst hat. Er sagte nur einmal zu Mutter, «wenn ich sicher wäre, Hitler habe davon gewusst, träte ich zurück, denn so kann man keine Aussenpolitik betreiben».

Denkbar ist natürlich, dass Hitler Hess den Gedanken nahegelegt hat, ohne ihn direkt aufzufordern. Wie dem auch sei, merkwürdig erscheint es, dass die Engländer die Akten seiner Vernehmungen bis weit in dieses Jahrhundert gesperrt haben. Hess hat offenkundig konkrete Verhandlungsthemen vorgeschlagen, und zwar mit dem Ziel, die Feindseligkeiten zu beenden. Er ist, wie neue Dokumentenfunde belegen, auch durch englische Signale dazu gebracht worden, einen solchen Flug für aussichtsreich zu halten.³⁸⁰ Die Familie Hess hat übrigens immer die Auffassung vertreten, es sei die englische Regierung gewesen, die die Freilassung des alten Mannes verhindert habe, und nicht die Russen, ganz abgesehen von den mysteriösen Begleitumständen des Todes

378 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 248.

379 Hewel, W.: Tagebuch 1941, Eintragung 20. Juni: Risiko «verschlossene Tür».

380 Vgl. Allen, Martin: Churchills Friedensfalle, Stegen 2003.

des Neunzigjährigen am 17. August 1987 während einer britischen Verwaltungsphase im Spandauer Gefängnis.

Wie schon ausgeführt, konnte ich aus den Gesprächen mit den Eltern bereits damals entnehmen, dass für einen Frieden mit England die deutsche Seite gegebenenfalls bereit gewesen wäre, Polen in einem gewissen Umfang wiedererstehen zu lassen. Dafür war Grossbritannien angeblich in den Krieg gegangen, ohne sich dessen im späteren Verlauf des Krieges noch zu erinnern, als Churchill und Roosevelt Polen den Sowjets überliessen.

Am 21. Januar 1941 vermerkt das Kriegstagebuch des OKW, man wisse nicht, «ob der Führer noch an der Durchführung des Unternehmens Barbarossa festhalte», nachdem Halder am 18. November 1940, also nach dem Molotow-Besuch in Berlin, vermerkte, dass die «russische Operation anscheinend zurückgestellt [wird]».

Noch einmal ein Hinweis auf Hitlers Arbeitsweise. Die grossen Figuren der Weltgeschichte haben ihre tatsächlichen Pläne und Absichten oft lange bei sich behalten oder verschleiert. Das galt in unserer Zeit sowohl für Roosevelt und für Stalin. Dieses Recht mag man auch Hitler zugestehen. Hier liegt die entscheidende Schwierigkeit, rückblickend seine Motive zu erforschen. Bismarck soll einmal geäussert haben, er lasse niemanden in die letzten Falten seines Gehirns blicken. Da es keine eingehende systematische Diskussion des russischen Problems in dem Führungskreis Hitlers gegeben hat, ist es besonders schwierig, seine Beweggründe zu klären. Die Fähigkeit, sich souverän kontroverse Meinungen kompetenter Berater anzuhören, ja die unterschiedlichen Auffassungen in gemeinsamen Konferenzen herauszuarbeiten, um alle Aspekte eines Problems kalkulieren zu können und seine Verantwortungsträger nach einmal gefasstem Entschluss überzeugend und geduldig zu motivieren, war in Hitlers Persönlichkeitsstruktur nicht angelegt oder zum Zeitpunkt der entscheidenden Entschlüsse um die Wende der Jahre 1940/41 verkümmert. Ganz ohne Zweifel liegt in dieser persönlichen Eigenschaft Hitlers einer der Gründe für die Katastrophe, die er ausgelöst hat.

Als weiterer Grund für den Angriff auf die Sowjetunion wird naturgemäss immer die sogenannte «weltanschauliche» Motivation angeführt. Auch dieses Argument findet nicht nur in seinem Buch, sondern auch in seinen Reden während der Kampfzeit und noch als Regierungschef durchaus eine Stütze. Der strikt antibolschewistische Kurs Hitlers hatte eine innenpolitische und aussenpolitische Komponente. Im Innern war die kommunistische Organisation nach der Regierungsübernahme Hitlers schnell beseitigt worden. Aussenpolitisch bedeutete die Sowjetunion die eine Komponente des neuen europäischen Gleichgewichtes, in dem – nach deutscher Vorstellung – die Koopera-

tion der drei westeuropäischen Mächte England, Frankreich und als «*pièce de résistance*» Deutschland der Sowjetmacht die Waage halten sollten.

Die Lage des Reiches, auch nach dem erfolgreichen Westfeldzug, war nicht in dem Masse konsolidiert, dass Hitler sich aus Gründen der Ideologie in einen Zweifrontenkrieg gestürzt hätte. Dass er nach Beginn des Russlandkrieges das ideologische Moment propagandistisch ausschalten liess, spricht nicht gegen die Feststellung, dass ideologische Motive seinen Entschluss, Russland anzugreifen, nicht ausgelöst haben. Noch am 8. März 1940 schrieb Hitler an Mussolini:

Russland erlebt seit dem endgültigen Siege Stalins ohne Zweifel eine Wandlung des bolschewistischen Prinzips in der Richtung auf eine nationale russische Lebensform, [...]. Die Möglichkeit der Herstellung eines tragbaren Zustandes zwischen den beiden Ländern [Deutschland und Russland] ist heute unzweifelhaft gegeben. [...]

Wenn aber der Bolschewismus sich zu einer russisch-nationalen Staatsideologie und Wirtschaftsideoe entwickelt, dann stellt er eine Realität dar, gegen die zu kämpfen wir weder Interesse noch einen Anlass besitzen.³⁸¹

In diesem Schreiben spiegeln sich die Überzeugung Vaters nach seinen Verhandlungen mit Stalin wider, in Moskau werde traditionelle, imperialistische russische Politik betrieben, die sogenannte «Weltrevolution» werde dieser Politik – als willkommenes Instrument – untergeordnet. Vater schrieb in Nürnberg:

Die grosse Sorge des Führers bestand darin, im weiteren Verlauf des Krieges in eine Ost-West-Zange, in einen menschen- und materialzersplitternden Zweifrontenkrieg gigantischen Ausmasses verwickelt zu werden. Er hoffte, sich im Osten Luft verschaffen zu können bis zu dem Zeitpunkt, in dem das englisch-amerikanische Potential im Westen zum Einsatz kommen würde.

Dies war die wichtigste Überlegung Adolf Hitlers, wie er sie mir nach Beginn des russischen Krieges 1941 erläutert hat. Er hat sich zum Angriff entschlossen in der Hoffnung, die Sowjetunion schon nach wenigen Monaten ausschalten zu können. Sein Irrtum über Russlands Potential und die Amerikas Hilfe war verhängnisvoll. Ganz sicher war er sich aber selbst nicht, denn er sagte mir damals ausdrücklich: «Wir wissen nicht, welche Kraft dahinterliegt, wenn wir die Türe im Osten wirklich aufstossen müssen.» [...]

Ich wiederhole: Gegenüber der Gefahr eines Angriffes von zwei Seiten sah der Führer den einzigen Ausweg in einer vorherigen Erledigung der Sowjetunion. Er hat vor allem deshalb angegriffen, um nicht selbst gleichzeitig von West und Ost angepackt zu werden, wie es dann später doch eingetreten ist. In einem gemeinsamen Angriff der drei Weltmächte sah Adolf Hitler den Verlust des Krieges.³⁸²

381 ADAP. Serie D. Band VIII. 1. Dok. Nr. 663. S. 689.

382 In dem Lagevortrag des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine vor Hitler am 27. Dezember 1940 äusserte Hitler gegenüber Raeder: «[...] Allgemein aber muss bei der

Einmal mehr stellt Vater fest, dass die fatale Unterschätzung der russischen militärischen Stärke der eigentliche Grund für den Verlust des Krieges war.

Heute wird immer wieder die Frage gestellt, ob Stalin das Reich 1941 oder 1942 angegriffen hätte. Die kühnsten Versionen behaupten, der deutsche Angriff sei dem sowjetischen nur um Tage oder Wochen zuvorgekommen. Diese These,³⁸³ die nunmehr sogar von russischer Seite aufgestellt³⁸⁴ und gestützt wird, erscheint mir nur bedingt plausibel, das heisst insoweit, als mit einem russischen Angriff oder zumindest sehr starkem Druck auf die deutsche Position ohne Zweifel jederzeit zu rechnen gewesen wäre, falls sich die deutsche Wehrmacht in anderweitigen Operationen festgelegt hätte. Insofern ist die Feststellung vollkommen richtig, dass Verträge mit Stalin keinerlei Schutz vor einer überraschenden Aggression bedeutet hätten. Das beweist unter anderem die Kriegserklärung an Japan im Jahre 1945, mit dem die Sowjetunion noch 1941 einen Nichtangriffspakt geschlossen hatte, aber auch Länder wie Finnland, Estland, Lettland, Litauen – und Polen – erlebten trotz ihrer gültigen Nichtangriffspakte mit der UdSSR den Einmarsch der Roten Armee. Hitler hatte immerhin den Nichtangriffspakt mit Polen aufgrund des polnisch-englischen Paktes vom April 1939 noch in aller Form für nichtig erklärt, da dessen gegen Deutschland gerichtete Bestimmungen sich schwerlich mit dem deutschpolnischen Nichtangriffspakt vertrugen. Allerdings war dies wohl in erster Linie als Warnung in dem Verhandlungspoker mit Polen gedacht, was immerhin die deutschen Vorschläge zu Verhandlungen mit Polen vor Kriegsbeginn beweisen. Gegen Russland ist allerdings auch Hitler ohne entsprechende vorherige Kündigung der Verträge vorgegangen.

Viel wichtiger erscheint mir der Gesichtspunkt, dass die Russen, wenn sie das Reich 1941 in einer intakten Position angegriffen hätten, gerade das getan hätten, was Stalin 1939 mit der «Kastanienrede» abgelehnt hatte, nämlich «für gewisse Mächte die Kastanien aus dem Feuer zu holen». Stalin musste davon ausgehen, dass ein Angriff auf die kriegserfahrene und bewährte deutsche Wehrmacht für ihn ein ganz aussergewöhnliches militärisches Risiko darstellen musste. Selbst wenn es ihm gelungen wäre, der deutschen Wehrmacht schwere Verluste zuzufügen, hätten sich die beiden Heere doch gegenseitig so geschwächt, dass die USA mit ihren unverbrauchten Streitkräften bereits damals zum Schiedsrichter der Welt aufgerückt wären. Es wäre also

jetzigen politischen Entwicklung (Russlands Neigung, sich in Balkanangelegenheiten zu mischen) unter allen Umständen der letzte kontinentale Gegner beseitigt werden, [...]» aus Wagner, G.: a.a.O., S. 174; Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 239 ff.

383 Vgl. Schustereit, Hartmut: a.a.O., S. 100f.

384 Suworow, Viktor: Stalins verhinderter Erstschiess, Selent 2000.

genau das eingetreten, was Stalin durch die Verträge mit dem Reich 1939 vermeiden wollte.

Dem wird entgegengehalten, dass die Rote Armee 1941 ohne Zweifel offensiv an der Westgrenze aufmarschiert war. Die russische «Dampfwalze» stand in der Tat unter Dampf, aber damit ist die Frage, ob und gegebenenfalls wann sie angerollt wäre, nicht mit Sicherheit beantwortet. Stalin wird sich die Entwicklung anders vorgestellt haben, als sie tatsächlich verlaufen ist. Die deutschen Erfolge im Westen haben ihn überrascht. Die Schiedsrichterrolle, die er im Auge gehabt haben mag, war zunächst jedenfalls in weite Ferne gerückt. So sah das Verhandlungsprogramm, das Molotow im November 1940 mit nach Berlin brachte, eine Reihe von Wünschen oder besser Forderungen vor, über die hart mit der Sowjetunion zu verhandeln gewesen wäre. Stalin hätte auch nie Skrupel gehabt, Druck auszuüben. Druck ausüben kann man aber nicht, wenn man sich Hunderte von Kilometern hinter der Grenze in eine ausgebaute Verteidigungslinie (Stalinlinie) begibt, sondern Druck übt man mit Angriffsarmeen aus, die an die Grenze vorgeschoben sind. Immerhin wollten die Russen in Berlin nicht nur über Finnland, das ohnehin zu ihrer «Einflussphäre» gehörte, sondern auch über die Dardanellen, Bulgarien, Jugoslawien, die «Donaukommission» und schliesslich über die Ostseeausgänge sprechen. Letzteres soll Hitler ganz besonders irritiert haben. Andererseits wurde mit den Russen im Januar 1941 ein Handelsvertrag ausgehandelt, der eine gewisse Konsolidierung der deutschen Rüstungswirtschaft ermöglicht hätte, trotz immer wieder auftretendem Rückstand in den deutschen Lieferungen an die Sowjetunion. Man war also mit den Russen im besten Sinne «on speaking terms».

Was war deutscherseits gegen die Errichtung von russischen Stützpunkten an den Dardanellen einzuwenden? Die Türkei hatte sich im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg für neutral erklärt. Deutschland hatte keine Verpflichtung, ihre Interessen wahrzunehmen, nicht einmal moralisch! Das einzige Argument, allerdings ein durchaus schwerwiegendes, die Russen «coûte que coûte» so weit wie möglich vom Balkan fernzuhalten, war die Sicherung des rumänischen Öls, auf das die deutsche Kriegführung angewiesen war. Es lag für die russischen und damit – nach Hitlers Befürchtungen – auch für die britischen Luftstreitkräfte relativ nahe.

Aber rechtfertigte diese Sorge ein «Vabanquespiel» gigantischen Ausmasses? Nur die völlige militärische Unterschätzung des sowjetischen Gegners und eine Überschätzung der eigenen Möglichkeiten erklärt in meinen Augen diesen verhängnisvollen Entschluss! Kannte Hitler nicht die Unzulänglichkeiten der deutschen Rüstung? Allein die Tatsachen, die ich aus ureigenster Erfahrung, sozusagen am eigenen Leibe, erlebt habe, sind sehr bezeichnend.

Ich werde bei den Schilderungen meiner persönlichen Erlebnisse darauf zurückkommen.

Hitler war ein grosses Risiko eingegangen, als er die politische Entwicklung in Osteuropa im Sinne einer Abwehrfront gegen die Sowjetunion vorantrieb, solange er noch einen vermeintlichen Rüstungsvorsprung hatte. Man muss ihm zugute halten, dass ihm nichts anderes übrigblieb. Nun hatte er sich die starke zentraleuropäische Position erkämpft, da er einen Gegner nach dem anderen getrennt geschlagen und sich dabei auf diplomatischem Wege den Rücken freigehalten hatte. Damit hatte er eigentlich die Zeit gewonnen, um seine nunmehr erweiterten Ressourcen und seine Rüstung effizient zu organisieren und sie vor allen Dingen auf den notwendigen Stand zu bringen, also das sträflich Versäumte nachzuholen. Möglicherweise hätte sich der Krieg in Europa totgelaufen. Die «angelsächsischen Seemächte» hätten kaum eine Chance gehabt, gegen intakte militärische Positionen des Reiches in Europa unter der Rückendeckung durch Russland erfolgreiche Invasionsoperationen zu unternehmen. Ob Stalin ihnen unter diesen Umständen durch einen Angriff auf das Reich die «Kastanien aus dem Feuer geholt hätte», darf als fraglich bezeichnet werden. In letzterem Falle hätte Hitler dann aber wirklich die psychologischen Voraussetzungen vorgefunden, den grössten Teil Europas hinter sich zu scharen, denn die Russen wurden letztlich von den europäischen Völkern eben mehr gefürchtet als die Deutschen.

Die aggressiven Töne, die Stalin bei Reden vor Offizieren der «Roten Armee» anschlug, brauchen kein Beweis für bereits beschlossene militärische Aktionen der Sowjetunion gegen das Reich zu sein. Eine Armee wie die russische, die schwere «Säuberungen» hinter sich hatte, musste vor allen Dingen moralisch wieder aufgerichtet werden und das nötige Selbstvertrauen vermittelt bekommen. Das ist nur mit einer Angriffsdoktrin möglich. Angriffsgeist bedeutet Überlegenheitsgefühl, Initiative des Handelns, denn nur im Angriff kann letztlich ein Krieg gewonnen werden, eine erfolgreiche Verteidigung kann die Voraussetzungen dafür schaffen; aber letztlich muss der Feind angegriffen werden, wenn man ihn schlagen will! Wenn Stalin Russland an den grossen Entscheidungen der Weltpolitik beteiligen wollte, musste er über eine Armee verfügen, die sich diese Angriffsdoktrin zu eigen gemacht hatte. Selbst wenn Stalin mit einem deutschen Angriff rechnete, musste er der Roten Armee eine Angriffsmentalität vermitteln, denn auch in der Verteidigung des russischen Riesenreiches kam es in den entscheidenden Phasen auf die Angriffsfähigkeit der Roten Armee an. Dass Stalin im Winter 1940-1941 in offensiver Gruppierung an seiner Westgrenze aufmarschierte, braucht daher nicht unbedingt zu heissen, dass ein Angriff seitens der Sowjetunion unmittelbar bevorstand. Er wäre allerdings jederzeit möglich gewesen! Wie schon

gesagt, Stalin hätte nicht die geringsten Bedenken gehabt, aus einer schwierigen Situation des Reiches Nutzen zu ziehen. Moralische Skrupel hätten ihn mit Sicherheit nicht geplagt.

Die Russen haben sich immer als harte und geschickte Verhandler erwiesen. Der Aufmarsch der «Roten Armee» wie auch Stalins Freundschaftsbeteuerungen am Vorabend des deutschen Angriffs und anderes mehr waren «part of the game» und als solches zu verstehen. Hitler hatte nach seinem eigenen Eingeständnis nicht die Zähigkeit und Geduld, um zu versuchen, aus den russischen Wünschen und den deutschen Interessen einen beide Seiten befriedigenden «deal» herauszufiltern. Er fürchtete immer neue russische Forderungen und einen später dennoch folgenden russischen Angriff, wie Vater – oben zitiert – im Rückblick schrieb.

Aus dieser Ausgangsposition zäh mit den Russen zu verhandeln, um eine Abgrenzung der deutschen Interessen gegenüber den russischen zu finden, war Vaters Konzeption. Er wollte die Zusammenfügung des «Kontinentalblocks», wie man es heute nennt, und zwar unter Einbeziehung Sowjetrusslands! Schlimmstenfalls wäre es – aus politischen und militärischen Gründen – immer noch vorteilhafter gewesen, die Russen gegen eine wohl vorbereitete deutsche Abwehrposition angreifen zu lassen, als sich in der Rolle des Angreifers den Weiten Russlands auszusetzen. Hätte Stalin aber «va banque» gespielt, um dem Westen nunmehr «die Kastanien aus dem Feuer zu holen»?

Ein weiterer Gesichtspunkt soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Er wird im Jahre 1943 noch einmal eine Rolle spielen, als es darum ging, sich mit angeblichen russischen Friedensfühlern auseinanderzusetzen. Stalin hatte zu Vater während der Verhandlungen in Moskau eine bemerkenswerte Äußerung getan: «Ich werde niemals dulden, dass Deutschland schwach wird.» Vater schreibt dazu:

[...] Aus ihr sprach unzweideutig das Bewusstsein der militärischen Stärke der Sowjetunion und die Absicht, im Falle eines für Deutschland unglücklichen Kriegsverlaufes einzugreifen. Diese Äußerung, dessen Entsinne ich mich genau, wurde von Stalin in einer so spontanen Form vorgebracht, dass sie gewiss seiner damaligen Überzeugung entsprach. Mich überraschte besonders die Selbstsicherheit hinsichtlich der Roten Armee, die aus den Worten Stalins zu sprechen schien.³⁸⁵

Wenn man dieser Bemerkung tatsächlich eine bestimmte politische Bedeutung beimessen will – Vaters Hinweis, dass sie spontan und glaubwürdig gelungen habe, spricht dafür –, dann kann sie letztlich nur bedeutet haben, dass Stalin zum Ausdruck bringen wollte, er lege Wert auf die Existenz des Macht-

385 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 206 ff.

faktors Deutschland, um Russland nicht allein mit den beiden angelsächsischen Weltmächten konfrontiert zu sehen.

Wenn man davon ausgeht, dass Stalin über das amerikanische Potential besser unterrichtet war als Hitler und die deutschen militärischen und wirtschaftlichen Kommandostellen, dann erscheint diese Bemerkung plausibel, da er davon ausgehen musste, dass ihm die USA, verbunden mit Grossbritannien, wenn es hart auf hart ginge, entscheidend überlegen waren. Diese Entwicklung hat Präsident Reagan knappe 50 Jahre später zu Ende geführt, mit dem Erfolg, dass Russland als Supermacht zunächst einmal ausgeschieden ist. Wenn Stalin 1940 beim Kauf eines schweren Kreuzers («Lützow») von Deutschland die Bedingung gestellt hat, deutscherseits müssten Ingenieure zur Verfügung gestellt werden, die seinen Leuten zu zeigen hätten, wie man schwere Schiffe baue bzw. wichtige Armierungen und Feuerleitgeräte herstelle,³⁸⁶ dann passt das in dieses Bild. Diese Überlegungen, das heisst ein gewisses Interesse der Sowjetunion nicht nur an der technologischen, sondern auch an einer politischen Potenz des Reiches, haben 1943 bei Vater eine Rolle gespielt, als er mit Hitler darum rang, Friedenssondierungen mit den Russen einzuleiten. Die Geschichte der letzten Jahre mit den spektakulären Veränderungen in Sowjetrußland hat diese Überlegungen deutscherseits, ausgehend von dem Ausspruch Stalins zu Vater, eindrucksvoll bestätigt. Die Sowjetunion war dem zielbewusst eingesetzten amerikanischen Potential auf die Dauer nicht gewachsen.

Vater hat sich in Nürnberg zu den möglichen Überlegungen Stalins bei Abschluss des Paktes wie folgt geäußert:

Meine persönliche Meinung geht dahin, dass Stalin die Verständigung mit Deutschland zunächst als ein besonders gutes Geschäft ansah, das es ja tatsächlich auch war. Ferner mag er wohl auch der Überzeugung gewesen sein, dass Russland bei einem Kriege zwischen Deutschland und den Westmächten nichts verlieren könne. Vielleicht glaubte er im Westen an die Möglichkeit eines jahrelangen Schützengrabenkrieges wie 1914-18. Würde der Krieg von langer Dauer sein, und Deutschlands Position dadurch schwächer werden, so war das Reich dann wirtschaftlich und ernährungsmässig umso mehr auf russische Hilfe angewiesen [...].

[...] Der schnelle deutsche Sieg im Westen war dann sicherlich eine Überraschung für Stalin. Noch während unseres Vormarsches in Frankreich wurde eine neue Tendenz in der sowjetischen Politik uns gegenüber fühlbar, und damit begann die tragische Entwicklung, die zum Ausbruch des deutsch-russischen Krieges [...] führte.³⁸⁷

386 Mitteilung des Gesandten K. Schnurre an den Verfasser.

387 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 208.

Aber noch einmal zurück zur Vorgeschichte des Verhängnisses: Um das Verhältnis zu Russland für den weiteren Verlauf des Krieges zu klären und auf eine erweiterte Grundlage zu stellen, schrieb Vater am 13. Oktober 1940 einen ausführlichen Brief an Stalin. Der wichtigste Absatz dieses Briefes lautete:

Zusammenfassend möchte ich sagen, dass es auch nach der Auffassung des Führers die historische Aufgabe der vier Mächte der Sowjetunion, Italiens, Japans und Deutschlands zu sein scheint, ihre Politik auf längste Sicht zu ordnen und durch Abgrenzung ihrer Interessen nach säkularen Massstäben die zukünftige Entwicklung ihrer Völker in die richtigen Bahnen zu lenken.³⁸⁸

Mit diesem Brief lud Vater Molotow zu einem Gegenbesuch in Berlin ein. Die Einladung wurde angenommen. Vater erhoffte sich sehr viel von diesem Besuch, aber er stellt in seinen letzten Aufzeichnungen resigniert fest:

Leider kam es anders. Der Besuch Molotows in Berlin stand nicht unter einem so glücklichen Stern, wie ich es gewünscht hatte.³⁸⁹

Vaters Vorstellungen liefen wie erwähnt auf die Bildung eines kontinentalen Blocks heraus, der durch Anschluss Russlands an den Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Japan und Italien geschaffen werden sollte. Hitler hatte sich die Konzeption zunächst zu eigen gemacht und Molotow in längeren Ausführungen dargelegt. Noch am 26. September, also einige Wochen vorher, erklärte er Raeder in diesem Sinn:

Russland aber werde er zu veranlassen suchen, energisch gegen Süden – Persien, Indien – vorzugehen, um dort den Ausweg zum Ozean zu erhalten, der für Russland wichtiger sei, als die Positionen in der Ostsee.³⁹⁰

Molotow ging jedoch auf diese Anregungen kaum ein. Er lenkte das Gespräch immer wieder auf Finnland, Bulgarien, die Dardanellen, die Ostseeausgänge und schliesslich auf die Donaukommission zurück. Allerdings ging Molotow, wie Stefan Scheil betont, wesentlich über diese Punkte hinaus, als er das im Vorjahr unterzeichnete Abkommen über die Interessensphären als «überholt und erschöpft» bezeichnete und es im Auftrag Stalins damit praktisch kündigte.³⁹¹ Molotow und Hitler verbissen sich ein wenig in die Finnlandfrage, wobei Vater in seinen Aufzeichnungen feststellt, dass Molotow in diesem Punkt nach dem in Moskau geschlossenen Geheimabkommen über die «In-

388 Abgedruckt in Seidl, Alfred: a. a.O., S. 236, Dok. Nr. 171, sowie in Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 230 f.

389 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 231.

390 Wagner, G. (Hrsg.): a.a.O.; Vortrag vom 26. September 1940.

391 Vgl. Scheil, Stefan: Eskalation, S. 131.

teressensphären» durchaus «im Recht» war. Vater bezeichnete in seinen Aufzeichnungen die Einstellung des Führers als «ausserpolitisch ausgesprochen unbequem». Weiter vermerkt Vater: «Hitler gewöhnte sich an, in seinem Kreis fast demonstrativ von den ‚tapferen Finnen‘ zu sprechen.»

Vater versuchte das Gespräch zwischen Hitler und Molotow, das sich über die finnische Frage festgezogen hatte, wieder in Gang zu bringen. Das Problem war die Nickelversorgung der deutschen Rüstungsindustrie, die ganz von den finnischen Nickelgruben bei Petsamo abhängig war. Man kann der Aufzeichnung zwischen den Zeilen die Sorge Vaters über den Verlauf des Gespräches entnehmen. Er wusste aus Erfahrung, dass Hitler kein geduldiger Verhandler war. Es lag ihm daher alles daran, das Verhältnis zu Russland nicht ernstlich zu gefährden und mit den Russen für den weiteren Verlauf des Krieges eine enge Bindung aufrechtzuerhalten.

Lassen wir noch einmal Vater zur Vorgeschichte des Russlandkrieges sprechen:

Molotow versprach mir schliesslich [gelegentlich eines Gespräches unter vier Augen im Luftschutzbunker des Auswärtigen Amtes bei Molotows Berliner Besuch], über einen russischen Beitritt zum Dreimächtepakt mit Stalin zu sprechen. Gleichzeitig sagte ich Molotow zu, mit dem Führer noch einmal den Gesamtkomplex der deutsch-sowjetischen Beziehungen zu erörtern, um einen Ausweg aus den gegebenen Schwierigkeiten zu finden.

Da Molotow bereits am nächsten Tag zurückfahren musste, ergab sich keine weitere Gelegenheit zu Aussprachen. [...] Auf diplomatischem Wege über die deutsche Botschaft in Moskau wurden nach der Abreise Molotows zunächst Besprechungen über das Projekt eines russischen Beitritts zum Dreimächtepakt aufgenommen. Die Sowjet-Regierung liess uns wissen, dass sie eine solche Möglichkeit nicht ganz ausschliessen wolle, stellte aber ausser freier Hand in Finnland auch die Forderung eines Primates, d.h. einer Garantie mit gewissen militärischen Rechten in Bulgarien und wünschte ausserdem militärische Stützpunkte an den Meerengen der Türkei.

Über diese russischen Wünsche und Bedingungen habe ich im Dezember 1940 eine eingehende Aussprache mit Adolf Hitler gehabt. Ich habe ihm dabei auf das Allerdringendste ein Entgegenkommen gegenüber der Sowjetunion empfohlen und ihm eine Einigung ungefähr auf der von Stalin geforderten Basis vorgeschlagen. Die Balkanfragen sollten – auch mit Italien – weiter geklärt und der Versuch gemacht werden, aus dem Dreimächtepakt einen Viermächtepakt mit Russland zu machen. Falls uns dies gelinge, kämen wir in günstige Position; eine solche Konstellation würde die USA neutralisieren sowie England isolieren und es im Nahen Osten bedrohen. Durch ein derartig starkes Bündnissystem – jedenfalls nicht ohne ein solches – könnte noch eine schnelle diplomatische Beendigung des Krieges mit England ermöglicht werden. Ein neues Friedensangebot an

England, zu dem wir auch dann noch freie Hand hätten, wäre in einem solchen Falle aussichtsreicher als nach Dünkirchen. Allerdings müsse man Russland Opfer bringen.

Hitler machte mir bei dieser Aussprache den Eindruck, als ob er in der finnischen Frage vielleicht nachgiebiger als bisher wäre, aber die russische Forderung hinsichtlich Bulgariens hielt er schon wegen des Königs Boris, der sich niemals darauf einlassen werde, für unerfüllbar. Adolf Hitler äusserte die Ansicht, dass mit einer sowjetischen militärischen Einflussnahme in Bulgarien der ganze Balkan, vor allem auch Rumänien mit seinen Ölgebieten automatisch unter russischen Einfluss kommen müsse. Russland militärische Stützpunkte an den Dardanellen zuzubilligen, hielt er deshalb für unmöglich, weil auch Mussolini sich kaum damit einverstanden erklären würde. Auf meine nachdrücklichen Vorstellungen hat er aber damals doch keine absolut ablehnende Haltung eingenommen, ja er sagte mir zum Schluss der langen Besprechung, die im Luftschutzkeller der Reichskanzlei stattfand, im Hinblick auf einen Kompromiss mit Russland, die hoffnungsvollen Worte: «Ribbentrop, wir haben ja schon manches zusammen geschafft, vielleicht werden wir auch dieses noch zusammen zustandebringen.»³⁹²

Ich habe die Szene bereits angedeutet. In Stettin, kurz nach dem 20. April 1941 (der Tag, an dem ich Offizier wurde), besuchte mich Mutter in unserem Verladehafen nach Norwegen. Mutter widersprach nicht, als ich sie fragte, ob es möglicherweise Krieg mit Russland gäbe. Sie sah grau und verfallen aus, ich schob es auf ihre ständigen Kopfschmerzen infolge chronischer Nebenhöhlenentzündungen. An diesem Tag, dem 28. April 1941, hatte der Besuch des Grafen Schulenburg bei Hitler stattgefunden, von Hewel in seinem Tagebuch als «oberflächliches Gespräch» vermerkt. Die Würfel waren wohl gefallen; es würde zum Krieg mit Russland kommen.

Vater wäre zu Zugeständnissen an die Sowjetunion bereit gewesen, Hitler war es nicht. So nahm das Verhängnis seinen Lauf! Vater berichtet in seinen Aufzeichnungen von einem Gespräch mit Hitler in dessen Sonderzug bei Wien nach Beginn des Balkanfeldzuges, der am 6. April 1941 durch den von Russland und England begünstigten Putsch in Jugoslawien ausgelöst worden war. Vater hat Hitler den berühmten Ausspruch Bismarcks vorgehalten – Mutter erzählte es mir sorgenvoll –, dass sich «der liebe Gott bei Präventivkriegen nicht in die Karten sehen [liesse]».

Nach einem halben Jahr der deutschen «Pyrrhussiege» in Russland wird Hewel am 24. Dezember 1941 in seinem Tagebuch notieren:

Gedrücktes Weihnachten. F. [Führer] mit seinen Gedanken woanders. Keine Kerzen angesteckt.

392 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 235 f.

Am 31. Dezember 1941 schreibt Hewel:

Schlechte Nachrichten von der Front. Kaluga-Kertsch. Abendessen zu spät. Abends beim Führer. Schläft; gedrückte Stimmung. 11.40 [23.40 Uhr] Feldmarschall Kluge ruft an – Führer telefoniert 3 Stunden. Jahresende fällt aus!! [...] 2.30 zum Führer zum Tee. F: «Ich bin froh, ganz grosse Schwierigkeiten lösen zu können. Möge mir 1942 ebensoviel Glück bringen wie 1941. Die Sorgen können bleiben. Es ist bisher immer so gewesen, dass ganz schwere Zeiten die Vorbereitungen zu ganz grossen Ereignissen waren.» [...]

7) Symphonie von Bruckner. Keine Stimmung.³⁹³

Das klingt anders als die «10 Wochen», von denen Hitler unmittelbar vor Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion zu Hewel gesprochen hatte. In diesen Eintragungen schlägt sich die Überraschung nieder, die die Kampfkraft und der Widerstandswille der Roten Armee Hitler bereitet haben. Das zitierte Gespräch mit Kluge hatte das Festhalten am gewonnenen Gelände zum Inhalt, auf das sich Hitler versteift hatte. Diese Strategie war im ersten Russlandwinter sogar noch mehr oder weniger richtig, zumindest in der grossen Linie. Noch führte das Festhalten an einmal gewonnenem Raum nicht zur grossen Vertrauenskrise in die militärische Führung, wie es ein Jahr später nach Stalingrad der Fall sein wird. Ein schwerer Fehler Hitlers im ersten Russlandwinter war es aber ohne Zweifel, bewährte Befehlshaber wie zum Beispiel Guderian abzulösen, weil sie sich in besserer Kenntnis der Lage an der Front über die «Haltebefehle» aus dem Führerhauptquartier hinweggesetzt hatten.

Rückblickend betrachtet begann nun die «Wende» gegen Deutschland, die «Peripetie», die «Schicksalswende» der antiken Tragödie! Wie würde Hitler diese Erkenntnis «bewältigen»? Würde er in der schwierigen Situation, in die er sich selbst gebracht hatte, angemessen und nüchtern reagieren? Würde er versuchen, den Verhandlungsspielraum, den er ohne Zweifel um die Jahreswende 1941/42 bis zu einem gewissen Grade noch besass, zu nutzen? Hitler war sich der Feindschaft des US-Präsidenten gegenüber dem Reich wohl bewusst. Der bekannte republikanische Senator Robert A. Taft hatte noch im Frühsommer 1941 wörtlich erklärt, dass es Roosevelts Ziel sei, «die Entwicklung weiter und weiter in Richtung auf Krieg zu treiben, ohne das Volk zu befragen».³⁹⁴ Hitler war ohne Zweifel der «Getriebene» im weltpolitischen Spiel. Unter dem 11. Juli 1941 trug Hewel in sein Tagebuch ein, Hitler habe ihm gegenüber, also ganz persönlich, von «... diesem Kampf, bei dem ich von Etappe zu Etappe gezwungen wurde», gesprochen.

³⁹³ Hewel, W.: Tagebuch (1941).

³⁹⁴ New York Times, 28. Mai 1941.

Mir war im Winter 1941/42, ich lag in einem Lazarett bei Berlin, mit einem Mal klar, dass Mutter nicht mehr an ein befriedigendes Ende des Krieges glaubte. Ich habe es oben bereits dargestellt: Sie hatte mir – mit einem grauen verfallenen Gesicht – nicht widersprochen, als ich sie in Stettin fragte, ob es nun gegen Russland ginge; es war ein erstes Indiz. Vom grossen Ernst, mit dem sie im Lazarett bemerkte, man wäre «oben» (im Führerhauptquartier) doch sehr nervös gewesen über die Widerstandskraft der Russen, bis hin zur unüberhörbaren Kritik an der deutschen Aussenpolitik überhaupt verlief eine erkennbare Indizienkette. Ihre Kritik richtete sich nicht gegen Vater. Mutter wusste natürlich genauestens Bescheid über seinen Kampf gegen einen Krieg mit Russland. Als Hitler nun auch noch den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte, fand sie ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Nachdem Roosevelt Japan durch wirtschaftliche Strangulation zum Erstschlag gebracht hatte, tat Hitler ihm unverständlicherweise den Gefallen, den USA den Krieg zu erklären. Die Entscheidung hat Hitler wohl spontan gefällt und seine Beweggründe sind bis heute nicht abschliessend geklärt. Bei Eintreffen der Nachricht von dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor habe Hitler spontan ausgerufen: «Jetzt ist Deutschland gerettet!» Mutter berichtete es mir mit grosser Sorge. Vater nimmt für sich in Anspruch, von dem Eintritt in den Krieg gegen Amerika abgeraten zu haben.³⁹⁵ Das erscheint plausibel. Ein Aussenminister, der sich immer wieder dem Krieg gegen Russland entgegenstellte, wird keinen Zweifrontenkrieg befürworten.

Derselbe Aussenminister wird kein Jahr später aus Anlass der Landung der Alliierten in Nordafrika Hitler vorschlagen, sofort in Verhandlungen mit den Russen einzutreten. Einen Vorschlag, den er noch vor Stalingrad vortrug. Bereits um Weihnachten 1941 wurde ich Zeuge eines Gespräches zwischen Vater und Himmler. Da Vater Weihnachten nicht nach Berlin gekommen war, besuchte ich ihn nach meiner Genesung vor dem Abgang zur Truppe in seinem ostpreussischen Quartier. Aus irgendeinem Grunde erschien Himmler bei Vater zu einer Besprechung und blieb zum Essen. Im Verlauf der Unterhaltung bei Tisch – wir assen zu dritt – erklärte Vater Himmler sehr ernst und nachdrücklich, im kommenden Sommer müsse das russische Problem gelöst werden. Das bedeutete *sous entendu*: wenn nicht militärisch, dann diplomatisch! Himmler äusserte sich nicht dazu.

Himmler hat, wie mir Mutter damals berichtete, wohl im Laufe des Jahres 1942 bei Vater vorgefühlt, ob Vater zu Aktivitäten hinter Hitlers Rücken zu gewinnen sei. Vater sei nicht darauf eingegangen; er habe Himmler für die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit gehalten, in der damaligen Situation ei-

395 Vgl. Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 249 f.

ne andere Politik neben der offiziellen zu beginnen. Vater wäre aller Wahrscheinlichkeit nach in Himmlers Messer gelaufen. Es fehlte jede Vertrauensgrundlage für ein so diffiziles Unterfangen. Er hat aber die Tatsache dieser Sondierung Himmlers auch nicht zu einer Intrige gegen Himmler benutzt. Mutter war immer der Meinung, Himmler habe Kontakt zu den Verschwörern des 20. Juli gehabt, sie aber nach Fehlschlägen des Attentates sofort fallen gelassen. Eine erschöpfende Klärung dieser immer wieder aufgetretenen Gerüchte steht bis heute noch aus. Es ist aber erklärbar, dass Himmler zu seinem eigenen Schutz nunmehr versuchte, Vater auszuschalten.

Die Kriegserklärung an die USA war der zweite fatale Fehler, den Hitler im Jahre 1941 beging. Er hat es Roosevelt leichtgemacht, nunmehr sofort dem europäischen Kriegsschauplatz die Priorität der amerikanischen Kriegführung zuzuweisen. Dabei hatte Hitler keinerlei Veranlassung, sich sofort den Japanern anzuschliessen, sie hatten es im Hinblick auf ihren Nichtangriffspakt bei seinem Vorgehen gegen Russland auch nicht getan. Die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten bedeutete praktisch das Ende der deutschen Aussenpolitik, so weit sie jedenfalls vom Aussenminister mitbestimmt werden konnte. Die Aktivitäten des Aussenministers reduzierten sich auf zähes Bemühen, Hitlers Einverständnis für Friedensfühler in Richtung Sowjetunion zu erreichen, was ohne Hitlers Zustimmung keinen Sinn gehabt hätte. Nach der Forderung nach «unconditional surrender», der «bedingungslosen Kapitulation», verkündet durch Roosevelt in Casablanca, hatte nach Vaters Meinung nur der Versuch gegenüber den Russen eine Chance.

Hitler hatte Vaters ersten Vorschlag, sofort mit den Russen Gespräche aufzunehmen, nachdem die Alliierten in Westafrika gelandet waren, brüsk abgelehnt. Vater stellte das Gespräch, das in Hitlers Sonderzug stattfand, wie folgt dar:

Bei der anschliessenden Unterredung hielt ich in knappen Worten folgenden Vortrag: Die englisch-amerikanische Landung sei ernst. Sie zeige, dass man sich grundlegend in den feindlichen Tonnageziffern und damit in den Möglichkeiten unserer U-Boot-Kriegführung geirrt habe. Wenn es nicht gelinge, die Anglo-Amerikaner wieder aus Afrika zu vertreiben, was mir im Hinblick auf unsere Transport-Erfahrungen im Mittelmeer sehr zweifelhaft erscheine, sei Afrika mit der Achsenarmee verloren, das Mittelmeer in den Händen der Feinde und das sowieso schon schwache Italien in schwierigster Lage. Ich sei der Auffassung, der Führer brauche eine ganz entscheidende Entlastung für die Kriegführung, und ich bäte daher um sofortige Vollmacht für eine Verbindungsaufnahme mit Stalin über die sowjetische Botschafterin in Stockholm Mme. Kollontay wegen eines Friedensschlusses – und zwar, wenn es sein müsste, unter Aufgabe der grössten Teile des im Osten eroberten Gebietes.

Kaum hatte ich von einer Aufgabe der Ostgebiete gesprochen, als der Führer auf das Heftigste reagierte. Adolf Hitler sprang mit hochrotem Kopf auf, unterbrach mich und sagte mit unerhörter Schärfe, er wüschte mit mir ausschliesslich über Afrika und über nichts anderes zu sprechen. Die Form, wie er das sagte, machte mir im Augenblick eine Wiederholung meines Vorschlages unmöglich. [...]

Zu dieser Zeit – vor der Katastrophe von Stalingrad – hätten wir noch eine ungleich günstigere Position für Verhandlungen mit Moskau gehabt, als bald darauf. Acht Tage später kam der russische Angriff, der Zusammenbruch unserer Verbündeten am Don, und dann die Katastrophe der 6. Armee in Stalingrad, [...] ³⁹⁶

Vater schreibt weiter:

Nach dem Verrat der Badoglio-Regierung im September 1943 unternahm ich einen neuen sehr energischen Vorstoss. Diesmal zeigte Hitler sich nicht so ablehnend. Er ging mit mir an eine Karte und zeichnete selbst eine Demarkationslinie ein, auf die man sich mit den Russen einigen könnte. Als ich um Vollmacht bat, wollte er sich die Frage noch bis zum nächsten Morgen überlegen. Aber am nächsten Tage war es doch wieder nichts. [...] Ich fühlte Kräfte am Werke, die Hitler stets von Neuem in seiner unnachgiebigen Haltung gegen eine Verständigung mit Stalin bestärkten.

Als Mussolini nach seiner Befreiung ins Führerhauptquartier kam, äusserte sich der Führer zu meiner Überraschung ihm gegenüber, er wolle sich mit Russland einigen. Auf meine daraufhin vorgebrachte Bitte um Weisung, bekam ich jedoch keine präzise Antwort, und bereits am nächsten Tage verweigerte er wiederum jede Fühlungnahme. Er bemerkte offenbar meine grosse Niedergeschlagenheit, denn er suchte mich kurze Zeit später in meinem Quartier auf und sagte mir im Fortgehen plötzlich: «Wissen Sie, Ribbentrop, wenn ich mich heute mit Russland einige, packe ich es morgen wieder an – ich kann halt nicht anders.» Fassungslos antwortete ich: «So kann man keine Aussenpolitik treiben, denn so wird alles Vertrauen verloren.» In meiner Ohnmacht, hieran etwas ändern zu können, ergriff mich ein Grauen vor der Zukunft. ³⁹⁷

Nach Stalingrad scheint Hitler geneigter gewesen zu sein, vage russische Signale aufzunehmen. Aber immer wieder brachte er die Einschränkung an, zunächst brauche er einen militärischen Erfolg als Verhandlungsbasis. War das zu spät und mit zu schwachen Kräften im Sommer 1943 angesetzte Unternehmen «Zitadelle» der Versuch, einen begrenzten militärischen Erfolg zu erzielen, um die von Hitler verlangten Voraussetzungen herbeizuführen, tatsächlich Verhandlungen mit den Russen aufnehmen zu können?

³⁹⁶ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 262 f.

³⁹⁷ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 264f.

«Unternehmen Zitadelle»

Ich sollte an dieser Stelle ein wenig meine Erlebnisse als kleiner Panzeroffizier in den Monaten Februar bis Juli 1943 darstellen, in einer berühmten Panzerdivision, die an allen Schwerpunkten und Brennpunkten eingesetzt war, denn sie illustrieren, wenn man so will als Spiegelbild zur politischen Lage des Reiches, die dramatische militärische Situation auf recht eindrucksvolle Weise. In diese Zeitspanne fiel die Katastrophe von Stalingrad, die Rückeroberung Charkows und eben das sogenannte «Unternehmen Zitadelle», von dem Hitler sich wohl den angestrebten militärischen Erfolg versprach, der an sich mit der Wiedergewinnung von Charkow bereits vorlag!

Vater hatte, wie bereits erwähnt, einmal mehr, nachdem die Front im Osten wieder stabilisiert erschien, einen Vorstoss bei Hitler unternommen. Er wollte sein Einverständnis für eine Sondierung erreichen, ob die Aussicht bestände, mit den Russen Gespräche über einen Waffenstillstand führen zu können. Die spektakuläre Rückeroberung von Charkow hatte nach Vaters Meinung die deutsche Verhandlungsposition wieder gestärkt, die Gelegenheit sollte genutzt werden. Ich wusste um Vaters Hoffnungen auf den Erfolg der militärischen Operationen. Ich meine, wir, die Soldaten, hätten alles uns Mögliche getan, um zum Erfolg zu kommen.

Der spätere Botschafter der Bundesrepublik in Moskau, Horst Groepper, bestätigte mir gegenüber die Versuche Vaters, bei Hitler Friedensfühler durchzusetzen. Er sei designiert gewesen, die ersten Fühlungen in Stockholm zu unternehmen. Er habe Schulenburg und Hilger bei einer Mission auf dem Balkan im Zug getroffen, die ihm erklärt hätten, «wir hofften, Sie in anderer Richtung fahren zu sehen». Groepper bestätigte ausdrücklich, die Aktion sei von Vater initiiert worden, aber an Hitler gescheitert.

Man hatte uns im Sommer 1942 vom Truppenübungsplatz Sennelager in den Bereitstellungsraum für die Sommeroffensive in Südrussland transportiert, um uns nach ein paar Tagen den ganzen Weg zurück bis in den Raum westlich von Paris zu verlegen. Wir wunderten uns etwas, ohne zu ahnen, dass wir die passiven Zeugen eines gravierenden Verstosses gegen eine elementare strategische Regel wurden, die da heisst, an den entscheidenden Schwerpunkten so stark wie nur möglich aufzutreten, gegebenenfalls unter Inkaufnahme von Risiken an anderer Stelle. So fehlten unter anderem die drei SS-Divisio-

nen für die Sommeroffensive; man überliess die Sicherung der langen Flanke am Don Verbündeten, massierte sich vor Stalingrad und schuf so eine klassische «Cannae-Situation»,³⁹⁸ nur leider eben zugunsten des Gegners. Nach meiner zweiten Verwundung, die einen mehrmonatigen Lazarettaufenthalt erforderlich machte, war ich zu Anfang des Jahres 1942 zur neu aufgestellten Panzerabteilung der «LeibStandarte» versetzt worden, die nunmehr den Status einer «Panzergrenadierdivision» erhielt, um dann erst gegen Ende des Jahres 1942 zur Panzerdivision umgerüstet zu werden. So viel zur angeblich besseren Bewaffnung der SS-Divisionen: Ausgerüstet waren wir mit dem alten Panzer IV, der dem russischen T-34 in jeder Beziehung unterlegen war. Erst im späten Jahr 1942 wurden uns Wagen mit einer längeren Kanone ausgeliefert, veranlasst durch das Auftreten eben dieses T-34, der eine böse Überraschung für die deutsche Panzerwaffe darstellte. Der Nachteil des Panzer IV im Hinblick auf Motoren, Panzerung und Geländegängigkeit wurde allerdings etwas kompensiert durch den Kommandanten, über den der T-34 nicht verfügte, der aber für die Führung des Panzers Vorteile bot.

Vorausschicken muss ich, dass aus der 1., der 2. und der 3. SS-Panzerdivision im Laufe des Jahres 1942 das I. SS-Panzerkorps gebildet worden war. Zum Kommandierenden General wurde der Obergruppenführer und General der Waffen-SS Paul Hausser ernannt. Hausser war bereits im Ersten Weltkrieg Generalstabsoffizier und ist 1931 als Kommandeur der Kriegsschule der Reichswehr in Dresden in Pension gegangen. 1934 wurde er Inspekteur der SS-Verfügungstruppe und war schliesslich der dienstälteste General der Waffen-SS. Hausser hat die Qualität der Waffen-SS entscheidend geprägt.

Einige Worte zur Waffen-SS: Bei Kriegsausbruch bestand sie aus vier Infanterie-Regimentern (mot. [motorisiert]), einem Artillerie-Regiment und Divisionseinheiten (Pionier-Bataillon, Aufklärungs-, Nachrichten- und Panzerabwehrabteilung). Erst nach dem Polenfeldzug wurden zwei Infanteriedivisionen (mot.) gebildet. In den Russlandkrieg ging die Waffen-SS bereits mit fünf Infanteriedivisionen. Die Truppe rekrutierte sich ausschliesslich aus Freiwilligen und war daher entsprechend motiviert, was immer die Voraussetzung für besondere militärische Leistungen darstellt, die zweifellos den ganzen Krieg über immer wieder erkennbar waren.

Im Verlauf des Krieges wurde die Waffen-SS immer weiter vergrössert. Wir Angehörige der Waffen-SS beobachteten die Entwicklung mit wachsen-

398 Bei Cannae in Süditalien schlug Hannibal ein weit überlegenes römisches Heer, das sich ihm gegenüber massiv in der Mitte konzentriert aufgestellt hatte, indem er sein Heer in der Mitte schwächte und mit den starken Flügeln die Römer in der Flanke angriff, sie schliesslich umfasste und vernichtete.

der Skepsis. Schliesslich gab es sozusagen «zwei Heere» (ein grosses und ein kleines), was ohne Zweifel nicht der Notwendigkeit entsprach, alle Kräfte des Reiches straff zusammenzufassen. Dazu kam ein psychologisches Moment. Das Heer musste sich fragen, ob es nicht mehr gut genug war. Ich habe immer ein gewisses Verständnis für die Ressentiments des Heeres gegenüber der Waffen-SS gehabt, obwohl es nicht zutrifft – was immer wieder behauptet wird –, dass sie besser ausgerüstet gewesen wäre als die Heeresdivisionen. Aus der Sicht einer pferdebespannten Infanteriedivision waren alle motorisierten Einheiten besser ausgestattet. Eines aber darf ich feststellen: als Nachbarn in schwierigen Lagen sahen uns alle Divisionen des Heeres gern. Wenn daher ehemalige Heeresoffiziere sich heute diffamierend über die Waffen-SS äussern, verstossen sie gegen die stille Kameradschaft aller Frontsoldaten zu allen Zeiten, die bereit waren, ihr Leben für ihr Land einzusetzen, gleichgültig, unter welcher «couleur» sie gekämpft haben.³⁹⁹

Nun erst, im Januar 1943 – wahrscheinlich viel zu spät –, wurde das Korps in Eiltransporten aus Frankreich nach Russland in den Raum Charkow verlegt, um sich der anbrandenden russischen Offensive entgegenzustellen. Ich hatte über die Weihnachtsfeiertage Urlaub bekommen, da wir immer noch in Frankreich lagen. Kaum in Berlin, erhielt ich den Rückruf zur Truppe, ich sollte als Vorkommando für das Panzerregiment nach Russland fahren. Durch Zufall traf ich auf der Wilhelmstrasse unseren Divisionskommandeur Sepp Dietrich; ich meldete ihm, dass ich im Begriff war, zur Truppe zurückzukehren. «Du fährst vorher noch zum Vater nach Ostpreussen!» lautete sein klarer und liebenswürdiger Befehl. So fuhr ich stehend, die Züge überfüllt, zu Vaters Quartier im Umkreis des Führerhauptquartiers nach Steinort. Nach Stunden erschien Vater, von der «Wolfsschanze» kommend, sehr ernst mit den Worten: «Der Führer hat jetzt entschieden, die 6. Armee hält Stalingrad, Göring hat die Luftversorgung garantiert!»

Wir luden bei grosser Kälte in Ljubotin, einem Vorort von Charkow, unsere Panzer aus, um sofort im Nachtmarsch nach Merefa südlich von Charkow dirigiert zu werden. Es gingen die wildesten Gerüchte um, wie weit der Russe bereits vorgestossen war. Die armen Eisenbahner, die unsere Transportzüge zu rangieren hatten, fragten immer wieder bei uns nach, ob ihre Sicherheit noch gegeben sei, denn sie hatten keinerlei Möglichkeit, sich zu verteidigen. Teilweise stellten wir bereits unerfreuliche Auflösungserscheinungen fest. Versprengte italienische Soldaten irrten oft hilflos über die verschneiten Strassen. Die armen Kerle waren für den russischen Winter nicht ausgerüstet

399 Besonders unerfreulich Schmückle, seinerzeit Oberstleutnant und Pressereferent des Verteidigungsministers Strauss, aber auch Philipp v. Boeselager und andere.

und der Sowjetarmee an Bewaffnung und Ausrüstung hoffnungslos unterlegen. Aber auch das deutsche Heer sah bei Rückzügen nicht immer gut aus; es war halt nie «geübt» worden. So ging damals bei uns die Geschichte um, der Leiter eines Heeresverpflegungsamtes habe die Herausgabe von Verpflegung mit der Begründung abgelehnt, «es sei bereits alles zur Sprengung aufgenommen worden».

Nördlich und südlich von den Russen umgangen, wurden die 1. und 2. SS-Panzerdivision während der nächsten Tage in Charkow eingeschlossen; die 3. SS-Panzer-Division befand sich noch im Antransport. Der Führerbefehl für das I. SS-Panzerkorps lautete, dass Charkow «bis zum letzten Mann» zu halten sei. Dieser Befehl wurde von den vorgesetzten Kommandobehörden des Heeres (Armeeabteilung Lanz) trotz energischer Gegenvorstellungen unseres Kommandierenden Generals Hausser immer wieder bestätigt, was binnen kurzem zur Vernichtung der beiden voll ausgerüsteten, hervorragend ausgebildeten und unverbrauchten Divisionen geführt hätte.⁴⁰⁰ Schliesslich setzte sich Hausser über den Führerbefehl hinweg und gab den Befehl, die Stadt zu räumen und den Einschliessungsring aufzubrechen. Den ersten Stoss sollte die Aufklärungsabteilung der Leibstandarte unter ihrem damals bereits legendären Kommandeur Meyer – dem berühmten «Panzer-Meyer» – führen. Die Panzerkompanie, der ich als Zugführer angehörte, war «Panzer-Meyer» für das Durchbrechen der Einschliessung unterstellt worden.

An einem frostklaren Morgen standen wir auf der schneebedeckten Dorfstrasse bei Merefä bereit, um nach Südosten anzutreten. Aus der Panjebude, vor der ich im Turm meines Panzers stand, dessen Motor warmlief, trat der Kommandierende General mit dem Kartenbrett unter dem Arm heraus – in der Truppe wegen des uneingeschränkten Vertrauens in seine Führung nur «Papa Hausser» genannt – und schüttelte «Panzer-Meyer» noch einmal die Hand. Es war die Befehlsausgabe für den Ausbruch. Auf meine Ehrenbezeugung wünschte er mir zum Turm hinauf «Viel Glück!». Wir konnten es gebrauchen, lautete unser Auftrag doch, tief in die Flanke des russischen Vormarschs hineinzustossen, um dem Korps Luft für den Ausbruch aus dem Kessel zu schaffen. Unmittelbar vorher hatte Haussers Nachrichtenoffizier ihm, wohl etwas aufgeregt, einen erneuten Befehl von Lanz vorgelegt, der den

400 General Hubert Lanz wird in der Nachkriegsliteratur als mutiger Mann dargestellt, der sich sinnlosen Haltebefehlen widersetzt habe. Das ihm unterstellte SS-Panzerkorps hat damals von dieser Einstellung nichts bemerken können. Noch am 14. Februar 1943 erging der Funkspruch Nr. 624 an das Generalkommando SS-Panzerkorps: «Panzer-Korps hält gemäss Führerbefehl bis zum letzten Mann seine jetzige Stellung an der Ostfront von Charkow, gez. Lanz.» Siehe dazu auch Romedio G. Graf Thun-Hohenstein in Poeppel, Hans/W.-K. Prinz von Preussen/Hase, K.-G. von (Hrsg.): Die Soldaten der Wehrmacht, München 1998, S. 107.

Führerbefehl des «Haltens bis zum letzten Mann» einmal mehr bestätigte. Hausser hat ihn mit den Worten beruhigt: «Um meinen alten Kopf ist es nicht schade, aber um Euch Junge!» Er spielte damit auf das Risiko an, wegen Nichtbefolgung eines mehrfach gegebenen «Führerbefehls» vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man denkt an die Situation zwischen dem berühmten Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz in der Schlacht bei Zornsdorf und dem Adjutanten Friedrich des Grossen, der – nach dem mehrmals vergeblich gegebenen Befehl zu attackieren – schliesslich die Drohung des Königs überbrachte, der General hafte mit seinem Kopf dafür, nunmehr mit den Schwadronen anzugreifen. Vergleichbar mit Haussers Äusserung die Antwort des Generals Seydlitz: «Nach der Schlacht steht mein Kopf Seiner Majestät zur Verfügung, während der Schlacht brauche ich ihn noch zum Wohle Seiner Majestät!» Seydlitz wartete richtigerweise mit dem Kavallerieangriff, bis sich die russische Infanterie in der Verfolgung der geschlagenen Preussen auf dem Schlachtfeld aufgelöst hatte, um sie dann in einer überraschenden Kavallerieattacke zu stellen und zu vernichten. Seydlitz verwandelte die sich bereits abzeichnende Niederlage Friedrichs in einen glänzenden Sieg.

Zurück in den Kessel von Charkow: «Meyers wilde verwegene Jagd» brach los. Ein langgestrecktes, vom Feind besetztes Dorf vor uns musste durchstossen werden. Der strikte Befehl Meyers lautete durchzufahren, ohne sich um feindliches Feuer zu kümmern; es galt, «Raum zu gewinnen», um dem Korps schnellstens den Weg freizumachen. Für uns Panzerleute war das weniger problematisch als für die Schwimmwagen der Aufklärungsabteilung. Doch fiel der Spitzenpanzer sofort durch einen Treffer aus. Ich hatte die Spitze zu übernehmen, unmittelbar hinter mir fuhr «Panzer-Meyer» im offenen Kübelwagen. So schnell wie unsere schwerfälligen Panzer IV in dem hohen Schneefahren konnten – für den russischen T-34 bedeutete der Schnee dank seiner breiteren Ketten und stärkeren Dieselmotoren kein Problem –, stiessen wir nach Südosten tief in das russische Hinterland vor. Nach dem Durchstossen der russischen Linien hatten wir zunächst kaum noch Feindberührung.

Bei einfallender Dämmerung erreichten wir den Ort Jefremowka. Meyer rief mir zu: «Fahr durch und sichere am anderen Ortsrand!» Da der Ort nicht feindbesetzt war, verliess ich am Ortsausgang den Panzer. Während ich die Wagen einwies, rief mir mein Richtschütze zu, auf der Strasse näherte sich ein Gefährt. Soweit in der Dämmerung zu erkennen war, handelte es sich um einen einzelnen Pferdeschlitten. In der Annahme, es sei ein Bäuerlein aus dem Dorf, das nach Hause käme, schlenderte ich dem Gefährt entgegen, griff mit einem lauten «Stoj» in die Zügel. Mit Schrecken stellte ich fest, dass schwer-

bewaffnete russische Soldaten auf dem Schlitten sassen, wahrscheinlich ein Spähtrupp.

In solchen Situationen kann man erstaunlich schnell denken. So erinnerte ich mich blitzlichtartig einer Erzählung meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg, der eine vergleichbare Situation schilderte. Sein Schwadronschef, ein Rittmeister von Asseburg, hatte auf einer Fernpatrouille ein Scheunentor geöffnet und sah sich plötzlich Russen gegenüber. Er gab dem nächststehenden Russen eine harte Ohrfeige. Das gleiche tat ich und schlug dem Kutscher des Schlittens mit voller Kraft ins Gesicht, so dass er rückwärts in seine Leute fiel, dort das gewünschte Durcheinander hervorruhend, gleichzeitig rief ich «Achtung, Russen!» und schlug wild um mich. Meine Leute waren in ihren Panzern nur wenige Meter entfernt. Wenn sie schiessen wollten, musste ich aus dem Gewühl heraus und warf mich daher in den Schnee. Die Russen, genauso überrascht wie ich, liefen in der einsetzenden Dunkelheit davon. Nur einer wollte mir ans Leder. Er stand mit der Maschinenpistole zwei Meter entfernt und schoss Einzelfeuer auf mich, rechts in den Schnee, links in den Schnee, ich wand mich wie ein Aal, bis ich einen Schlag zwischen den Schulterblättern spürte und mir die Luft wegblieb. Nun lief auch dieser Russe weg. Der Arzt stellte einen Einschuss im rechten Schulterblatt und einen im linken Oberarm an der Schulter fest, beides offenbar Steckschüsse. Die damals berühmte S. E. E.-Spritze (eine Mischung aus Morphinum und Kreislaufmitteln) liess mich in tiefen Schlaf sinken. Ausser mir lag auf dem Verbandsplatz in der Panjebude noch ein verwundeter Soldat der Aufklärungsabteilung.

Am nächsten Morgen hatte ich eine Auseinandersetzung mit dem Arzt, deren Bedeutung ich erst durch Zufall Monate später erkennen konnte. Ich hatte Fieber und war dadurch in meiner Wahrnehmungsfähigkeit etwas reduziert, wozu die erwähnte Spritze das ihrige beitrug. So hatte ich das Motorengeräusch eines Flugzeuges nicht wahrgenommen, als der Arzt eilig in den Raum trat und mir eröffnete, ein Fieseler-Storch sei auf der Dorfstrasse gelandet und habe Sprit gebracht, da wir längst abgeschnitten und eingeschlossen seien. Dieses Flugzeug werde mich nunmehr zur Einlieferung in ein Kriegslazarett mitnehmen. Ich wies den Arzt darauf hin, es wäre doch nicht gut, wenn ich als Offizier vor einem Mannschaftsdienstgrad ausgeflogen würde. Kurz angebunden bedeutete er mir, er als Truppenarzt bestimme die Schwere der Verwundung und damit auch die Reihenfolge des Abtransportes. Damit hatte er ohne Zweifel recht. Auf meine Gegenvorstellungen hin erteilte er mir schliesslich den «dienstlichen Befehl» zu fliegen, wozu er die Befugnis hatte. Ich habe ihm daraufhin ganz freundlich bedeutet, dass ich dann leider den Befehl verweigern müsste. Einen Moment glaubte ich den Ausdruck tiefen Verständnisses in der dienstlichen Miene des Arztes feststellen zu können,

als er sich mit den Worten «Sie sind ein sturer Bock!» abwandte und den Befehl gab, den verwundeten Landser in die Maschine zu verladen⁴⁰¹. Es landete auch kein Flugzeug mehr bei uns, als uns in den folgenden Tagen allmählich das Wasser bis zum Halse stieg. Lediglich Versorgungsbomben wurden abgeworfen, auch sie nur ein Tropfen auf den heissen Stein, wenn sie überhaupt zu bergen waren.

Am fünften Tag, der Sprit ging zu Ende, die Munition ging zur Neige, gab «Panzer-Meyer» jedem nicht mehr gehfähigen Verwundeten – es war inzwischen bei den tagelangen Kämpfen wieder eine grössere Anzahl geworden – eine Pistole. Jeder Verwundete sollte sich erschiessen können, ehe die Rotarmisten ihn massakrieren würden. Es gab Beispiele dafür. In der Nacht wollte er versuchen, sich mit der Kampfgruppe zu Fuss zu den eigenen Linien durchzuschlagen; in dem tiefen Schnee ein verzweifelttes Unternehmen!

Da man mir auf dem Verbandsplatz die ganze Oberbekleidung vom Leib geschnitten hatte, war ich nur mit einem Mantel bekleidet und froh entsetzlich, wenn ich ins Freie musste. So hielt ich mich meistens in der Panjebude des Gefechtsstandes auf. Meine Verwundung machte mir unter diesen Umständen nicht einmal sehr zu schaffen; der ganze Oberkörper war zwar blau und grün unterlaufen, aber ich hatte eigentlich keine besonderen Beschwerden, ausser den lokalen Schmerzen an den Einschusslöchern. Mein Panzer, der nur noch mit dem Maschinengewehr schiessen konnte, weil die Kanone ausgefallen war, stand als Gefechtsstandsicherung vor Meyers Panjebude, da die «Bolleros» – wie die Landser aus einem unerfindlichen Grunde die Russen bezeichneten (möglicherweise sollte hiermit die Bezeichnung «Bolschewisten» ironisiert werden) – immer wieder in den Ort drängten. Noch konnten wir sie mit unserem Turm-MG niederhalten, bis die braven Grenadiere sie wieder aus dem Ort geworfen hatten. Am späten Nachmittag hörte ich Meyer am Funkgerät rufen: «Max, es geht um die Abteilung!» Er sprach über Sprechfunk mit Max Wünsche, dem Kommandeur der I. Abteilung unseres Panzer-Regimentes, die sich zu uns durchkämpfte. In der schon einsetzenden Abenddämmerung erreichte er uns tatsächlich im letzten Moment, kämpfte den Einschliessungsring der Russen nieder, so dass «Panzer-Meyers» Kampfgruppe im Laufe der Nacht mit allen Fahrzeugen und Verwundeten die eigenen Linien wieder erreichen konnte.

Die beiden Einschüsse in den Schultern hatten sich inzwischen geschlossen; so blieb ich bei der Kompanie. Um die Steckschüsse in der Brust würde man sich später kümmern müssen. Wochen später, nach Abschluss der Kämpfe um Charkow, schickte mich unser Arzt in das Feldlazarett, um mal

401 Meyer, Kurt: Grenadiere, München 1956, S. 172.

«nachzuschauen», wo die Kugeln eigentlich verblieben seien. Dort stellte man mich auf den Kopf und wieder auf die Beine, konnte sie aber nicht finden. Der Schuss – aus nächster Entfernung, das heisst aus weniger als zwei Metern abgegeben – muss auf seinem Weg quer durch den ganzen Oberkörper offensichtlich nur Weichteile erwischt haben. Vielleicht rührte daher der überdimensionale Bluterguss, der den ganzen Oberkörper noch wochenlang in allen Farben schillern liess. Nachdem der Storch aus dem «Kessel», wie man ein vom Gegner eingeschlossenes Areal damals bezeichnete, abgeflogen war, hatte mein Kompaniechef Astheger zu mir gesagt: «Deine Männer haben sich gefreut, dass du bei ihnen geblieben bist!» Damals war dieses Verhalten eines Offiziers, vergleichbar mit dem Kapitän eines sinkenden Schiffes, der es eben gemäss seines Ehrenkodexes als Letzter verlässt, eigentlich eine Selbstverständlichkeit; heute wird man dafür, jedenfalls in der Bundesrepublik, kaum mehr Verständnis finden.

Wenige Tage später fiel ein Kompanieführer, und ich musste die 7. Kompanie in dem Augenblick übernehmen, als der Gegenangriff auf Charkow begann. Ich kannte die Kompanie gut, da ich ein halbes Jahr Zugführer in ihr gewesen war. Wir hatten einige Erfolge. Der Abteilungs-Kommandeur sagte mir, er habe mich nach Abschluss der Kämpfe zum «Deutschen Kreuz in Gold» einreichen wollen. Der Regiments-Kommandeur habe aber gemeint, in meinem Falle solle es nicht so schnell gehen. Man blieb eben «so herum» oder «so herum» der «bunte Hund»! Ich sollte es gleich noch einmal erfahren. Bei einem feucht-fröhlichen Abend bei einer Nahaufklärergruppe der Luftwaffe nach Abschluss der Kämpfe um Charkow hörte ich, wie hinter mir der Kommodore unseren ersten Generalstabsoffizier fragte: «Wie ist denn der?» Die Frage liess mich hellwach werden. Wie oft mag sie hinter meinem Rücken gestellt worden sein? Unser Ia, wie der Erste Generalstabsoffizier bei der deutschen Wehrmacht bezeichnet wurde, antwortete: «Wir wollten ihn mit einem Storch verwundet aus einem Kessel ausfliegen, er ist aber nicht geflogen!» Ich bin wie von der Tarantel gestochen aufgesprungen und habe zugegebenermassen in recht unmilitärischer Form unserem Ersten Generalstabsoffizier bittere Vorwürfe gemacht. Ich wäre in eine unmögliche Situation gebracht worden, wenn ich nicht mehr die Möglichkeit gehabt hätte, mich gegen den Flug aus dem Kessel zu wehren. Dieser souveräne Mann sagte nur ganz ruhig und freundlich: « Sie brauchen sich nicht aufzuregen. Sie sind nicht geflogen. Sie sind damit voll und ganz einer der Unseren und nicht der Sohn Ihres Vaters!» Aber man musste es eben doch beweisen! Da die Russen mit «prominenten» Gefangenen oft gegen deren Willen Propaganda machten, wollte man bei der Division verhindern, dass ich tot oder lebendig den Russen in die Hände fiel.

Es folgten Wochen erbitterter Abwehrkämpfe. Der Entschluss Haussers, Charkow aufzugeben, hatte die Voraussetzungen geschaffen, die russischen Angriffsspitzen, die auf das Schwarze Meer zielten, in der Absicht, am Donez ein «Super-Stalingrad» herbeizuführen, abzuschneiden und zu vernichten. Manstein wird in seinen Memoiren den Leistungen Haussers und denen des SS-Panzerkorps nicht gerecht, obwohl der gegen den Führerbefehl von Haussers gefasste Entschluss, Charkow aufzugeben und die beiden Divisionen zu retten, die Voraussetzung für Mansteins Operation war, die bereits auf Dnjepropetrowsk vorstossenden Russen abzufangen und zu vernichten. Unsere Division hatte die Aufgabe, dieser Operation den Rücken zu decken. Es waren teilweise nur noch Infanterieschleier, die die eigenen Linien darstellten, da die schweren Verluste der wochenlangen Kämpfe bis zu diesem Zeitpunkt nicht ersetzt werden konnten. Die armen Infanteristen sahen bei grim-miger Kälte wochenlang kein Haus.

Anfang März sollten nun auch wir zum Gegenangriff antreten. Der Marsch in die Bereitstellungsräume bei Schneesturm machte erhebliche Schwierigkeiten. Unsere Panzer IV kamen trotz ihrer im Verhältnis zum T-34 schmalen Ketten gerade noch durch die Schneewehen; nicht aber unsere Räderfahrzeuge. Es blieb nichts anderes übrig, als sie durch die Panzer ziehen zu lassen; ein recht groteskes Bild, aber leider keine Ausnahme. Wir stiessen auf Walki vor. Hier überraschten wir, als Spitzenkompanie eingeteilt, wie schon erwähnt, ein sich absetzendes russisches Infanterie-Regiment in einer Senke. Wir wüteten mit unseren MG's unter den Russen! Die Rollen waren endlich vertauscht. Am nächsten Morgen wurden wir auf Ljubotin angesetzt. Wieder war meine Kompanie, die nur noch über drei Panzer IV verfügte, Spitzenkompanie. Wir stiessen auf eine russische Pak-Front (Panzerabwehrkanonen), die wir erstaunlicherweise ohne Verluste niederkämpfen konnten. Nachmittags am Ortsrand von Ljubotin wieder eine Pak-Front. Auch diese schossen wir schnell ohne Verluste zusammen, so dass mir die drei Panzer immer noch zur Verfügung standen. Allerdings verfügten wir nun über keine Sprenggranaten mehr, die zur Bekämpfung von ungepanzerten Zielen wie Panzerabwehrkanonen unerlässlich sind. Ljubotin, ein kilometerlanger Ort, lag vor uns und wimmelte von Russen, die man im Schnee überall gut erkennen konnte. Während ich noch überlegte, was zu tun sei – wir hatten im Moment keine Funkverbindung zum Kommandeur und standen in einer Senke –, meldete sich der Wagen hinter mir über Funk, ich solle mal eine Luke aufmachen, der Kommandeur des 1. Grenadierregimentes, Witt, stünde an meinem Wagen.

Witt, bereits Eichenlaubträger, war einer der besten Regimentskommandeure der Infanterie, mit denen ich zu tun hatte, grossen persönlichen Mut mit

hervorragendem taktischem Können verbindend. Witt strahlte Vertrauen in seine Führung aus, eine der wichtigsten Eigenschaften militärischer Führer im Kriege. Er war im offenen PKW zur Panzerspitze vorgefahren und rief mir zu: «Ribbentrop, wir müssen den Ort haben!»

Witt war in der Division hochangesehen. Ich unterstand ihm zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht. Da der Ort genommen werden musste, sollte die Chance, in die russische Absetzbewegung hineinzustossen, genutzt werden. Das hiess ohne Sprenggranaten, aber auch ohne Befehl meines Kommandeurs zu fahren. Mit dem lakonischen Funkbefehl an die beiden anderen Wagen «Folgen!» traten wir an. Ich wusste, sie würden bedingungslos folgen, und wenn es in die Hölle ginge. Darauf konnte ich mich verlassen; und es sollte eine Höllenfahrt werden. Der weitausgedehnte Ort steckte voller Russen, und wir fuhren mit drei einsamen Panzern mitten in sie hinein, mit den Maschinengewehren nach allen Seiten feuernd. In den damaligen Panzern hatte man allerdings keine Chance, während schneller Fahrt auf holprigen Dorfstrassen irgendeine gezielte Maschinengewehrgarbe abzugeben. Die moralische Wirkung der drei wild um sich schießenden, vorwärtsstürmenden Panzer musste also genügen. Ein tapferer Grenadierpionier war auf meinen Panzer geklettert und fuhr nun mit uns mitten unter die Russen in ein «Himmelfahrtskommando». Er rettete wahrscheinlich sich und uns das Leben, denn als wir mitten im Ort um eine Wegebiegung fuhren, standen wir auf 10 m vor einer feuerbereiten schweren russischen Panzerabwehrkanone, deren Mannschaft allerdings wohl ebenso überrascht war wie wir. Sie hatte offensichtlich nicht damit gerechnet, dass wir schon so weit im Ort standen. Mein Richtschütze schoss sofort mit der Kanone, die allerdings nur noch eine Panzergranate geladen hatte, in der Hoffnung auf die moralische Wirkung oder einen Zufallstreffer; vielleicht hat er sie sogar getroffen, wir konnten es nicht feststellen. Der Pionier sprang geistesgegenwärtig vom Panzer und warf den Russen eine Handgranate vor die Füße; sie flüchteten. Das hätte leicht schiefgehen können! Nun gab es kein Halten mehr, nur nicht stehenbleiben; in Bewegung zu bleiben war unsere einzige Chance. In halsbrecherischer Fahrt jagten wir drei Panzer durch das kilometerlange Dorf, mitten in russische Kolonnen hinein, die auseinanderstoben. Stollmeyer, der Kommandant des Panzers hinter mir, stand schliesslich im Turm seines Wagens und schoss noch mit der Pistole in die Russen; sein Wagen erhielt einen Volltreffer. Gott sei Dank aber nur von einer Sprenggranate, die dem Panzer nichts anhaben konnte, aber ein kleiner Splitter durchschlug seine Backe, eine an sich ungefährliche, aber äusserst schmerzhaft und unangenehme Verwundung. Er blieb trotzdem bei der Kompanie. Leider fiel dieser tapfere Offizier ein paar Tage später. Wir ersparten den Grenadieren, sich mühsam durch den langen Ort kämpfen zu

müssen. Ausfälle hatten wir keine, alle drei Wagen waren noch einsatzbereit. Es war wieder einmal gutgegangen!

Als wir den Ausgang des Ortes erreicht hatten, wurden wir angehalten; wir drehten nach Norden ab. Charkow sollte nördlich umfasst werden. Es wurde ein fürchterlicher Marsch, mittlerweile war es stockdunkel geworden; Schnee fiel, und die Karten waren miserabel. Wir mussten noch in der Nacht das Dorf Dergatschi nördlich von Charkow erreichen, das am Morgen angegriffen werden sollte. Es gelang mit etwas «Nase» und viel Glück.

Der Angriff musste wegen Überschwemmungen auf einer engen Dorfstrasse geführt werden. Meine Kompanie wurde wieder als Spitzenkompanie angesetzt, ich selbst fuhr Spitze. Das ist an sich nicht die Aufgabe eines Kompanieführers, aber als «neuer Chef» für die Kompanie doch sehr motivierend, wenn der «Alte» (einundzwanzig Jahre alt!) in haarigen Situationen selbst als erster Wagen fährt! Es waren ja immer nur noch drei Panzer IV! Hier erlebten wir wieder einmal, wie hilflos Panzer vor allen Dingen in Ortschaften gegen Infanterie sind. Rechts und links der Dorfstrasse sahen wir durch die Fugen von Bretterzäunen die russischen Soldaten zum Greifen nahe, ohne ihnen viel anhaben zu können. Sie warfen Handgranaten über die Zäune und schossen mit Panzerbüchsen auf die Sehschlitze. Ein Russe schoss hervorragend, und zwar genau in meinen vorderen Sehschlitz. Der Block aus Sicherheitsglas (Kinonblock) rettete mir das Leben, aber er zersplitterte, und ich war nach vorne – in Hauptrichtung – auf einmal blind. Der Kinonblock musste nun auch noch ausgewechselt werden, denn ohne nach vorne sehen zu können, waren keine Panzer zu führen. Es gelang dank der eingespielten Besatzung. Das war durchaus nicht gemütlich! Plötzlich erhielt der Panzer, verbunden mit einem fürchterlichen Krach, einen regelrechten Stoss. Ich dachte bei mir, jetzt steht hier irgendwo ein Feindpanzer oder eine Pak, die mit uns auf der engen Dorfstrasse leichtes Spiel haben werden. Da meldete aber mein zweiter Wagen, er habe mir einen Russen, der mit einem sogenannten «Molotow-Cocktail» (Brandflüssigkeit) auf den Panzer habe springen wollen, mit einer Sprenggranate heruntergeschossen. Das verdammte MG 34 hatte mal wieder Hemmung gehabt, so dass ihm nur die Kanone blieb. Eine Sprenggranate mit ihrem hochempfindlichen Zünder konnte dem Panzer selbst nichts anhaben.

Ich entschloss mich jetzt, im schnellsten Tempo den Ort zu durchfahren, und zwar trotz des Risikos, in einen Hinterhalt zu geraten. Es blieb uns nichts anderes übrig. Und wieder ging es gut. Wir zersprengten am Ortsausgang sich absetzende russische Infanterie und griffen sofort in raschem Zugriff den nächsten Ort Tscherkasskoje an. Wir durften dem Russen keine Zeit geben, sich wieder festzusetzen. Ihn am Laufen zu halten, war angesichts unserer lä-

cherlich geringen Kräfte die einzige Chance, um die grosse Rollbahn von Charkow nach Norden zu unterbrechen und auf Charkow einzudrehen. Wieder ging es in schnellstmöglichem Tempo durch das Dorf. Dann drehten wir auf der Strasse Bjelgorod-Charkow nach Süden auf Charkow ein. Auf der Höhe des Flugplatzes erwischten wir noch einen russischen Panzer, der sich retten wollte. Mein Richtschütze Borgsmüller schoss ihn mit einem sauberen Schuss von hinten ab.

Am nächsten Morgen lagen wir am Stadtrand von Charkow fest. Eingegrabene T-34 Panzer waren von uns nicht auszuschalten, da wir wegen des Geländes an die Strasse gebunden waren. Nun fuhr ein «Tiger» unseres Regimentes vor, und schoss in einem wilden Feuerkampf auf kurze Entfernung sechs dieser T-34 ab, bis er einen unglücklichen Treffer auf die Optik im Turm erhielt und dadurch kampfunfähig wurde. Gegen Abend gaben die Russen auf. Wir fuhren mit der vorgehenden Infanterie in die Stadt. Vor dem «Roten Platz» stiessen wir auf eine Sperre, die durch einen verlassenen KW-1 (ein schwerer russischer Panzer) geschlossen worden war. Da ich als erster Wagen fuhr, musste ich den Russen aus dem Durchgang ziehen, um uns den Weg freizumachen. Mein zweiter Panzer mit Stollmeyer fuhr durch die Sperre, um die Infanterie weiter zu begleiten. Ich rief ihm noch zu, vorsichtig zu sein, denn in den Strassen konnte überall eine versteckte Pak oder gar ein Panzer lauern. Ein paar Augenblicke später fegten Panzergranaten die Strasse entlang. Ich ahnte Böses. Tatsächlich war Stollmeyer ein paar hundert Meter weiter auf eine zweite Sperre gestossen, in der ein noch bemannter T-34 stand. Er erhielt einen Treffer in den Turm und fiel, wie schon erwähnt, mit seinem Richt- und Ladeschützen. Fahrer und Funker konnten sich aus dem Panzer retten. Und wieder war mir, wenn man so will, das Schicksal hold! Wäre ich als zweiter Panzer gefahren, was als Kompanieführer durchaus angemessen gewesen wäre, hätte Stollmeyer an meiner Stelle den russischen Panzer aus der Sperre gezogen, und ich wäre wahrscheinlich das Opfer des lauernenden T-34 geworden. Die Nacht über stand ich mit meinen nun wieder drei Wagen (einer war aus der Werkstatt nach vorne gekommen) zwischen den turmartigen Gebäuden der «Schwerindustrie» am Nordrand des «Roten Platzes». Die strenge puristisch-funktionale Architektur des grosszügig angelegten Platzes wirkte im Mondlicht unerhört eindrucksvoll, ja surrealistisch, aber auch beklemmend. Wir froren entsetzlich und hungerten, da keine Versorgung nachgekommen war; dazu kam der Tod eines meiner besten Offiziere. Sein «ehernes Grab», wie es in einem Panzerlied so treffend heisst, stand ausgebrannt und schwarz etwa 150 m vor uns. Der grosse Erfolg, auf dem «Roten Platz» zu stehen, bedeutete im Augenblick keinen rechten Trost! Es war deprimierend. Die Stadt aber war knapp sechs Wochen nach Haussers Nichtbefolgen eines mehrfach gegebenen Führerbefehls unter für uns schwe-

ren, aber erfolgreichen Kämpfen wieder in deutscher Hand. Andere Teile der Division waren von Westen in die Stadt eingedrungen und bis zum Zentrum durchgestossen.

Ein kurzer Ruhetag wurde uns gegönnt. Ich benutzte ihn, um auf einem Hauptverbandsplatz nördlich von Charkow nach den Verwundeten meiner Kompanie zu sehen. Der Verbandsplatz war in Panjebuden untergebracht, die Verwundeten lagen oft nicht einmal auf Stroh, Mann neben Mann, alles schwer verwundete. Es herrschte ein unbeschreiblicher Gestank. Ärzte und Sanitäter standen am Rande des physischen Zusammenbruchs angesichts der unzähligen Verwundeten aus den schweren Kämpfen. Hier war das ganze Elend des Krieges bedrückend sichtbar. Wer von Krieg spricht, sollte einmal auf Hauptverbandsplätzen gewesen sein oder, noch besser, als Verwundeter dort gelegen haben. Die Eindrücke, die ich im Laufe des Krieges immer wieder an diesen Schmerzensorten in mich aufgenommen habe, gehörten zu den eindrucksvollsten, aber auch deprimierendsten des Krieges.

Im Frühjahr besuchte ich den Soldatenfriedhof Charkow Nord, am Eingang der Stadt in der Nähe des Flugplatzes, um nach den Gräbern meiner gefallenen Soldaten zu sehen. Ich kam gerade dazu, wie der Gräberoffizier der Division etwa 120 Gefallene, die hier aufgereiht lagen, zu identifizieren versuchte. Es handelte sich um eine Grenadierkompanie, die während der turbulenten Abwehrkämpfe bei Räumung der Stadt in einer Balka (Schlucht) von den Russen gestellt worden war. Sie war nach verzweifelter Gegenwehr – um jeden Mann lagen unzählige Geschosshülsen – von den Russen überrannt worden. Die Russen hatten die Grenadiere nackt ausgezogen, teilweise gefesselt, teilweise massakriert und schliesslich erschossen. So waren sie von einem Suchkommando gefunden worden. Die Winterkämpfe um Charkow waren von aussergewöhnlicher Härte.

Schon wenige Tage nach Einnahme der Stadt traten wir nach Norden an und wurden dem Schützenpanzer-(SPW-)Bataillon unter dem später legendären Jochen Peiper unterstellt. Die «SPW-Leute» vermerkten den angenehmen Feuerschutz, den wir ihnen geben konnten, als wir am späten Nachmittag wieder einmal auf eine Pak-Front stiessen, die wir schnell und erfreulicherweise wieder ohne Verluste ausschalten konnten. Die längere 7,5-cm-Kanone, die in den alten schwerfälligen Panzer IV eingebaut worden war, stellte eine vorzügliche Waffe dar; die Kommandanten und Richtschützen, die den Feuerkampf des Panzers zu führen hatten, waren nunmehr erfahrene Panzerleute. Die Stellungen der russischen Panzerabwehrkanonen waren, von der Abendsonne beleuchtet, hervorragend zu erkennen. Wie kamen in tiefem Schnee über eine Höhe, als es vor uns an einem Dorfrand mehrfach aufblitzte und die Granaten neben einem SPW vor uns einschlugen, ihn Gott sei Dank

verfehlend. In wenigen Augenblicken hatte mein bewährter Richtschütze Borgsmüller zwei russische Geschütze ausser Gefecht gesetzt. Die übrigen wurden genauso schnell Beute der beiden anderen Panzer. Die SPW-Leute winkten uns dankbar zu. Sprechen konnten wir über Funk nicht miteinander. Das möglich zu machen, sollte die deutsche Rüstung den ganzen Krieg über nicht fertigbringen!

Am nächsten Morgen traten wir bei strahlendem Sonnenschein – endlich einmal in der Luft begleitet von drei Schlachtfliegern (Me 110) – wieder mit Peiper zusammen auf Bjelgorod an. Schnell durchstießen wir die russischen Sicherungen, um dann in schnellster Fahrt nach Norden zu preschen. Unterwegs überraschte unsere «wilde Jagd» eine russische Panzeransammlung in einem Dorf, die wir ausschalteten, ohne uns allerdings lange aufzuhalten, getreu der Maxime: «Was ihr euch erfahrt, braucht ihr euch nicht zu erkämpfen!» Es galt, Bjelgorod zu erreichen.

Generalfeldmarschall Erich von Manstein irrt in seinen Memoiren, wenn er die Einnahme von Bjelgorod der Panzerdivision «Grossdeutschland» zuerkennt. Ich selbst führte den Spitzenpanzer, der mit den SPWs unserer Division «Leibstandarte» als erster in Bjelgorod einfuhr; dabei noch einige russische Fahrzeuge, deren Besatzungen überrascht wurden, vernichtend. Am Nachmittag fuhren wir einen kleinen Angriff nach Westen, um der Division «Grossdeutschland», die links von uns eingesetzt war und offenbar stärkeren Widerstand zu überwinden hatte, Luft zu verschaffen.

Um den Erfolg weiter auszubauen und bis Kursk durchzustossen, reichten aber offenbar die Kräfte nicht. Ein Vorstoss unserer gepanzerten Gruppe unter Peiper traf am nächsten Morgen auf stärkeren Widerstand und wurde abgebrochen. Dabei erhielt ein SPW einen Volltreffer und brannte aus. Der Führer dieses SPWs war einer von Peipers bewährtesten Unterführern. Da das Schicksal der Besatzung beim Absetzen nicht voll geklärt werden konnte, bat Peiper um Freiwillige, die mit einem Panzer noch einmal vordringen sollten, um das Schicksal der Besatzung des brennenden SPWs zu klären. Es war anzunehmen, dass die Russen den Versuch wiederum mit einem Artilleriefeuerüberfall begleiten würden, so wie sie es bereits getan hatten. Die Erkundung konnte also durchaus zu einem Himmelfahrtskommando werden. Unter diesen Umständen war es misslich, als Kompanieführer einen unserer drei Wagen dafür zu bestimmen; so fuhr ich denn selbst und konnte aufgrund mitgebrachter Uniformteile einwandfrei feststellen, dass die gesamte Besatzung gefallen sei. Erstaunlicherweise störten die Russen mein Suchen nicht durch einen erneuten Feuerüberfall. Peiper war sehr dankbar!

Während des «Unternehmens Zitadelle» ergab sich noch einmal die Gelegenheit, Peipers Anerkennung zu gewinnen, die mehr bedeutete als jegliche

Auszeichnung. Ich fuhr mit meiner Kompanie im Schützenpanzer-Bataillon Peipers, als wir unvermittelt auf eine ausgedehnte russische Pakfront stiessen, die Peiper, ohne zu zögern, husarenmässig aus der Bewegung angriff. So ein Angriff auf eine Front schwerer Panzerabwehrkanonen bedeutete ein nachhaltiges Erlebnis! Man fährt sozusagen direkt in die Mündungen der feindlichen Kanonen; ein Treffer konnte absolut tödlich sein! Selber zu schiessen war sinnlos und hatte bei dem damaligen Stand der Panzerschiesstechnik allenfalls moralische Wirkung. Die einzige Chance bestand darin, in Bewegung zu bleiben. Man löste sich innerlich ein wenig von sich selbst beim Bestehen des aussergewöhnlichen Risikos. Peipers schnelles Zupacken hatte die Russen überrascht. Sie wurden überrollt und ihre Kanonen zerstört. Peiper verfügte über eine Eigenschaft, die Friedrich der Grosse mit dem «coup d'œil» des Befehlshabers bezeichnete; er verstand darunter den schnellen Blick für die Lage und die sich daraus ergebenden taktischen Möglichkeiten. Peiper sagte zu uns nach dem Angriff, zwischen den zerstörten russischen «Ratsch-Bum»⁴⁰²-Kanonen stehend: «Ribbentrop, Sie würden wir gerne zu uns [zu seinem SPW-Bataillon] übernehmen.» Er meinte damit natürlich auch die ganze Kompanie. Aus Peipers Mund bedeutete das eine denkbar grosse Anerkennung.

Man muss sich vor Augen halten, diese Gegenoffensive im März 1943, die Charkow wieder in unseren Besitz brachte und zu einem erheblichen Geländegewinn führte, wurde mit inzwischen ausgebrannten Divisionen geführt, die wochenlange schwerste Abwehrkämpfe hinter sich hatten, und zwar ohne Ersatzzuführung an Mannschaften, Waffen und Gerät. Immer noch war die Qualität der Truppe und ihrer Führung ein Moment der Überlegenheit gegen die zahlenmässige Übermacht der Russen; selbst mit unserem rückständigen alten Panzer IV fühlten wir uns den Russen überlegen, wir führten beweglicher, und wir schossen besser. Ohne Zweifel aber hat die Truppe in diesem Sinne und nicht zuletzt, das ist besonders zu betonen, aufgrund ihrer Einsatzbereitschaft die oberste Führung allmählich zu sehr «verwöhnt»! Man forderte uns deshalb immer mehr ab, bis es eben nicht mehr zu vollbringen war! Den motorisierten Divisionen und Panzerdivisionen ging es im Frontalltag in mancher Hinsicht noch etwas besser als den pferdebespannten Infanteriedivisionen, die durch Hitze und Kälte bis zum Kaukasus und wieder zurück marschieren mussten. Peiper stiess mit seinem Schützenpanzerwagen-Batail-

402 Als «Ratsch-Bum» wurde eine russische 7,62-cm-Kanone bezeichnet, da man unter ihrem Beschuss erst den scharfen Geschosknall, der wie «Ratsch» klang, hörte und erst danach den dumpfen Abschussknall «Bumm». Sie soll angeblich eine deutsche Konstruktion gewesen sein. Es war die Waffe der Russen, die wir Panzerleute am meisten fürchteten.

lon in einem beinahe tollkühnen Stoss im Februar 1943 bis zum Donez durch, um einer sich im Fussmarsch durchschlagenden Infanteriedivision (320.) die Hand zu reichen. Ihr Kommandeur – Generalleutnant Georg Postel – konnte sein Ressentiment gegen die Waffen-SS, seine Retter, nicht ganz unterdrücken; sein Dank an Peiper war die etwas herausfordernd vorgebrachte Frage nach Verpflegung.

Ich erinnere mich eines bedrückenden Erlebnisses während des «Unternehmens Zitadelle» so gut, dass ich Ort und Datum noch genau angeben kann. Am 11. Juli 1943, es war ein Tag vor der grossen Panzerschlacht von Prochorowka, auf die ich zu sprechen kommen werde, als auf einen Gefechtsstand im Durchlass⁴⁰³ unter dem Bahndamm, der am folgenden Tag noch eine Rolle spielen sollte, ein gefangener russischer Leutnant eingebracht wurde. Er sah nebenbei aus wie der letzte Germane, gross und blauäugig, und zeigte durchaus die Haltung eines Offiziers. Eine Zigarette und ein Schnaps entspannten die Atmosphäre, und es entwickelte sich eine Unterhaltung zwischen ihm und uns über die Aussichten dieses Krieges, die nicht mehr den Charakter einer Vernehmung hatte. Auf einmal sagte er: «Russisches Soldat schlechte Verpflegung und guttes Moral, deutsches Soldat gutte Verpflegung und schlechtes Moral.» Natürlich bezogen wir die Äusserung nicht auf uns selbst, aber wir waren tief betroffen. Unterschwellig empfanden wir, Stalingrad bedeutete den Beginn einer Krise des Vertrauens in die oberste Führung. Ohne die bolschewistische Bedrohung und die Forderung Roosevelts und Churchills nach «bedingungsloser Kapitulation» wäre der Krieg möglicherweise früher beendet worden.

War das Stoppen der russischen Offensive sowie der deutsche Gegenschlag, welcher zur Rückeroberung Charkows führte, nicht bereits das Erfolgsmoment, das in Hitlers Augen die Voraussetzung dafür darstellen konnte, um nun ohne zu grossen Gesichtsverlust gegebenenfalls Fühler in Richtung russische Führung ausstrecken zu können? Nach Vaters Meinung eröffnete die erfolgreiche Konsolidierung der Ostfront und die Wiedereinnahme von Charkow bereits diese Voraussetzung. Aber Hitler bestand auf die Durchführung des «Unternehmens Zitadelle».

Die oberste Führung wollte sich also keine Zeit nehmen, um die erfahrenen Divisionen des Heeres und der Waffen-SS in Ruhe wieder aufzufrischen, um Reserven bereitzustellen und um über strategische Optionen nachzudenken, wie und wo sie optimal eingesetzt werden könnten. Eine wesentliche Maxime deutscher Militärtheorie, die auf allen Ebenen galt, war die Forderung, sich wenn nur irgendetwas möglich nie die Initiative aus der Hand nehmen zu lassen. Man könnte sie durchaus als «Dogma» bezeichnen. So begannen schon bald

403 Dieser Durchlass wird in der im Folgenden erwähnten ZDF-Sendung über die Panzerschlacht von Prochorowka gezeigt, allerdings in anderem Zusammenhang.

die Vorbereitungen für das «Unternehmen Zitadelle». Das Ziel war, den weit in die deutsche Front vorspringenden «Kursker Bogen» abzukneifen, das heisst, die russischen Truppen, die in ihm eingesetzt waren, abzuschneiden und zu vernichten und darüber hinaus die Front zu begradigen. So weit die operativen Zielsetzungen.

Diese Offensive mit «begrenztem Ziel», wie es im Fachjargon heisst, was bedeutet, dass mit ihr keine kriegsentscheidenden Ziele verbunden wurden, ist in unserer Division intensiv vorbereitet worden. In grossen Sandkästen war das für die Division vorgesehene Angriffsgelände nachgeformt worden. Die Angriffsdispositionen wurden mit allen Führern einschliesslich der Kompanieführer immer wieder in allen Varianten durchgesprochen. Der deutschen Führungsmaxime, dass Kenntnis der Lage und der Führungsabsichten die Voraussetzungen für adäquates und gegebenenfalls selbständiges Handeln auf allen Führungsebenen darstellen, wurde voll entsprochen. Die Offensive selbst allerdings, das heisst die beiden Backen der Zange, die den «Kursker Bogen» abkneifen sollte, wurden nördlich von Bjelgorod und südlich von Orel an den beiden Punkten angesetzt, an denen jeder phantasielose Fähnrich den Angriff zunächst einmal erwartet oder ausgelöst hätte. Die deutsche militärische Führung war unter Hitlers Oberbefehl einfalllos geworden.

Selbst wir Kompanieführer erhielten Einblick in die Feindlagekarten. Sie verhieszen nichts Gutes. Die roten Signaturen, die die russischen Verteidigungsanlagen und Truppenverbände auf der Karte markierten, wurden immer zahlreicher und dichter, je länger der Angriffsbeginn hinausgeschoben wurde. Es hiess, Hitler wolle unbedingt die Neukonstruktion eines Panzers, den sogenannten «Panther», eingesetzt wissen.⁴⁰⁴ Eine Neukonstruktion, die ihre Kinderkrankheiten noch nicht abgelegt hatte.

Hitler hatte am Vorabend des Angriffes einen wie üblich etwas pathetischen Tagesbefehl an die Truppe erlassen, in dem meiner Erinnerung nach auf die ausserordentliche Bedeutung dieser Schlacht hingewiesen wurde, obwohl es sich eindeutig um keine kriegsentscheidende Operation mehr handelte. Es könnte das Indiz dafür sein, dass er sich aus der begrenzten Operation den militärischen Erfolg versprach, den er zu diesem Zeitpunkt Vater gegenüber als Voraussetzung für den Versuch bezeichnet hatte, mit den Russen in Verhandlungen einzutreten. So traten wir erst am 5. Juli 1943 gegen einen in vollem Umfang abwehrbereiten Gegner an, dem man die Zeit gelassen hatte, sich optimal auf den deutschen Angriff vorzubereiten. Das SS-Panzerkorps hatte im Schwerpunkt der südlichen Angriffsfront die Russen an ih-

404 Noch einmal zur angeblich besseren Bewaffnung und Ausrüstung der Waffen-SS-Divisionen: Die Panther-Abteilungen für das «Unternehmen Zitadelle» blieben ausschliesslich dem Heer vorbehalten; die Waffen-SS-Divisionen erhielten erst später Panther-Abteilungen.

rer stärksten Stelle anzugreifen, eben genau da, wo sie unseren Angriff erwarteten. Tagelang kämpften wir uns durch immer neue Verteidigungsanlagen, Minenfelder, Panzergräben. Immer wieder zerschlugen wir mit Panzern geführte Gegenangriffe. Die eigentliche deutsche strategische Konzeption sah vor, dass die Infanteriedivisionen der vorderen Linie die Breschen in die feindlichen Verteidigungslinien schlagen würden, durch die dann die intakten Panzerdivisionen in das feindliche Hinterland stossen sollten. Diese reinen Infanteriedivisionen hatten keine Chance, sich gegen die russischen Verteidigungsstellungen, die immer wieder durch eingegrabene T-34 verstärkt worden waren, durchzusetzen. So mussten sich die Panzerdivisionen unter erheblichen Verlusten den Weg selber freikämpfen.

Am 11. Juli endlich überwandten wir, vor dem Städtchen Prochorowka kämpfend, noch einmal einen langen und tiefen Panzergraben und hatten damit die vielen Verteidigungslinien des Gegners durchbrochen. Wir erwarteten in unseren Wagen den Angriffsbefehl auf Prochorowka, das in Sichtweite vor uns lag. Wir beobachteten allerdings mit unseren starken Gläsern, über das Flüsschen Pschel hinweg, bei unserer linken Nachbardivision bereits massive, von Panzern ausgeführte Gegenangriffe der Russen. Darin lag auch der Grund, dass der Befehl, Prochorowka zu nehmen, noch nicht erteilt werden konnte. So standen wir ungeduldig auf einem Höhenrücken zwischen der Pschelniederung und der Bahnlinie Charkow-Kursk. Wo blieb der Angriffsbefehl? Nichts ist unangenehmer, als exponiert unter feindlichem Beschuss aufgestellt zu sein, ohne etwas tun zu können. In solchen Momenten sagte ich manchmal zum Ladeschützen: «Mach' mir ein Brot.» Er verwahrte die Verpflegung der Besatzung in einer Patronenkiste. Sie war zu seinen Füßen unter dem Hülsensack, der die abgefeuerten Granathülsen aufnahm, verstaut. Die Besatzung bestand aus fünf Mann. Im Turm der Kommandant, das war in diesem Fall ich selbst. Links unter und vor mir der Richtschütze. Der Kommandant musste ihn durch präzise Zielansprache schnellstens an die jeweiligen Ziele heranführen, da er durch seine Zieloptik nur einen beschränkten Gesichtskreis zur Verfügung hatte. Diese Zusammenarbeit zwischen Kommandant, Richtschütze und Fahrer war oft eine Frage des Überlebens. Der Fahrer musste laufend dirigiert werden, dabei hatte er jede geringste Deckungsmöglichkeit auszunutzen und sich vor allen Dingen nicht festzufahren. Er war im Grunde der wichtigste Mann der Besatzung, da er für die Fahrbereitschaft des Wagens verantwortlich war. Mit Richtschütze, Fahrer und Funker war der Kommandant über die Bordsprechanlage verbunden. Der Ladeschütze sah und hörte nichts, hatte aber dafür zu sorgen, dass die Kanone jeweils mit der richtigen Granate (Spreng- oder Panzergranate) geladen war

und das Maschinengewehr möglichst immer funktionsfähig war. Der Funker musste jeweils den Sender umstellen, je nachdem, ob ich mit den Wagen der Kompanie oder mit dem Abteilungskommandeur sprechen wollte, mit seinem MG hatte er gegebenenfalls feindliche Infanteristen zu bekämpfen. Von jedem einzelnen Mitglied der Besatzung konnte Leben und Tod abhängen. Man wird sich vorstellen können, wie diese Umstände zusammenschweissen.

Der Ladeschütze bückte sich also, um nach seiner Verpflegungskiste zu greifen, als es einen scharfen Knall im Kampfraum gab. Der Ladeschütze richtete sich auf und hielt mir seinen blutenden Arm hin. Er insbesondere und wir alle hatten wieder einmal grosses Glück gehabt. Eine leichte Panzerabwehrkanone der Russen hatte uns aus der Flanke beschossen und die rechte Seite des Turmes durchschlagen. Das Geschoss hatte sich an unserer Kanone zerlegt und den Ladeschützen schwer verwundet. Hätte er sich nicht gerade gebückt, wäre er tot gewesen, das Geschoss hätte ihn voll getroffen.

Die Angriffstage, die hinter uns lagen, hatten uns bereits schwere Verluste gekostet. Von 22 Wagen in meiner Kompanie, mit denen ich am 5. Juli angetreten war, standen mir am 12. Juli morgens noch 7 einsatzbereit zur Verfügung. Die übrigen waren entweder abgeschossen worden oder zur Reparatur in der Werkstatt. Ausser mir war noch ein Offizier in der Kompanie übriggeblieben.

Die russische Seite erwartete den deutschen Angriff bestens vorbereitet. Obendrein tat die deutsche Führung den Sowjets auch noch den Gefallen, genau an den erwarteten Brennpunkten anzugreifen. Sie hatte sich des Überraschungsmomentes begeben und tat schliesslich das vom Gegner Erwartete. Hatte man deutscherseits die Lehren der Kriegsgeschichte vergessen, dass gegen einen überlegenen Feind nur das Aussergewöhnliche bzw. das Überraschende Erfolg verspricht? War nicht gerade der Erfolg des Westfeldzuges der beste Beweis für diese Maxime?

Die Russen hatten dazu noch den Vorteil der sogenannten «Inneren Linie», das heisst, sie konnten ihre Reserven auf kurzen Wegen an die jeweils bedrohten Frontabschnitte dirigieren. Genau auf der Sehne des «Kursker Bogens» hatten sie bei Sary Oskol ihre Eingreifreserve, die 5. Garde-Panzerarmee, positioniert. Deutscherseits standen dagegen keine nennenswerten operativen Reserven zur Verfügung, um den Angriff nach Durchbrechen der russischen Befestigungsanlagen «aus der Tiefe zu nähren», wie der Fachausdruck für das Ausweiten sich anbahnender Erfolge durch Zuführung weiterer Kräfte lautet.

Bis zum 11. Juli 1943 war es dem SS-Panzerkorps, in der Mitte der Angriffsfront eingesetzt, gelungen, weit in die russische Front einzudringen. An der Spitze dieses Keiles stand am Abend des 11. Juli die «gepanzerte Gruppe» der 1. SS-Panzerdivision, der sogenannten «Leibstandarte», zu der auch mei-

ne Kompanie gehörte. Wir waren an einem langgestreckten Hinterhang hinter einem russischen Panzergraben zur Ruhe übergegangen, um das Aufschliessen der beiden Nachbardivisionen abzuwarten. Am nächsten Morgen sollte dann Prochorowka, eine wichtige Etappe auf dem Wege nach Kursk, genommen werden.

Am Morgen des 12. Juli liess sich bereits sehr früh das unregelmässige Knattern des Zweitakt-DKW-Kraftrads des Melders bei der Abteilung vernehmen; es bedeutete eigentlich immer einen neuen Auftrag. Ich lag mit meiner Besatzung unter dem Panzer in tiefstem Schlaf, war aber bei dem unangenehmen Motorengeräusch gewohnheitsmässig sofort hellwach. Im Unterbewusstsein realisierte ich, als ich unter dem Panzer hervorkroch, dass die Front unruhig war. Ich hörte Infanterie- und Artilleriefeuer, Flugzeuge beider Seiten waren in der Luft. Da ertönte auch schon der Ruf: «Kompanieführer zum Kommandeur!» Mein Kommandeur wies mich an – offensichtlich aus tiefem Erschöpfungsschlaf geweckt –, da die Infanterie vermeintliche Panzergeräusche beim Gegner gehört haben wollte, sollte ich einmal nachsehen. Ich befahl meiner Kompanie «Gefechtsbereitschaft». Mit dem Beiwagenkraftrad (B-Krad) suchte ich den Kommandeur des vor uns auf der Höhe in Stellung liegenden Infanteriebataillons auf. Die Abstimmung ergab keine neuen Erkenntnisse, auch er verfügte über keine präzisen Meldungen. So liess ich einen bewährten Unterführer mit dem B-Krad auf dem Infanteriegefechtsstand zurück, damit er mich gegebenenfalls sofort in die Lage einweisen konnte.

An dem wunderschönen Sommermorgen ging ich nun zu Fuss den Hang zu meinen Panzern hinunter. Der Kompanieoffizier meldete die inzwischen vollzogene Gefechtsbereitschaft. Mein Ladeschütze reichte mir eine Schnitte und einen Becher heissen «Muckefuck». Der Spiess hatte gerade noch rechtzeitig, wie sich dann herausstellen sollte, die Morgenverpflegung nach vorne gebracht. Innerlich fluchte ich ein wenig, denn eigentlich war meine Kompanie am Vorabend bei der Befehlsausgabe vom Kommandeur als Reservekompanie eingeteilt worden, und wir hatten daher gehofft, einmal ein paar Stunden Schlaf zu haben; stattdessen sahen wir uns nun dieser unklaren Lage ausgesetzt, die ständige Gefechtsbereitschaft erforderte.

Es würde wieder ein warmer Sommertag werden, die Sonne brannte bereits. Wie heiss der Tag werden würde, sollte ich ein paar Augenblicke später blitzartig erkennen, als sich vor uns auf der Höhe eine violette Rauchwand erhob. Sie war verursacht durch sogenannte «Rauchbündelatronen», dem für diesen Tag befohlenen Zeichen für «PanzerWarnung». Die grosse Anzahl der in den Himmel geschossenen violetten Rauchbündel zeigte an, dass offenbar ein massiver Panzerangriff der Russen anlief. Da sah ich in einer dichten Staubwolke meinen Kompanietruppführer im Krad den Hang herunterrasen,

immer die Faust in die Höhe stossend – das Zeichen für «Sofort antreten!». Sollte es die 5. Gardepanzerarmee sein, die in das Schlachtgeschehen eingriff und von deren Positionierung bei Sary Oskol wir wussten? Wir sollten es schnell erfahren!

Ich hatte längst das Nötige befohlen. In diesem Augenblick galt es – ohne Befehle abzuwarten –, sofort zu reagieren. Wir jungen Offiziere waren in der grundlegenden deutschen Führungsmaxime ausgebildet, gegebenenfalls im Rahmen des allgemeinen Auftrags und der vorgegebenen Lage selbständig zu handeln, wenn es erforderlich war. Man nennt diesen Grundsatz heute «Auftragstaktik». In der Offiziersausbildung wurde man immer wieder vor neue Lagen gestellt und aufgefordert, dazu eine «Beurteilung der Lage» und sofort einen entsprechenden «Entschluss» zu formulieren. «Beurteilung der Lage und Entschluss» waren das eigentliche Erfolgsgeheimnis der deutschen Armee.

Ich rief meinem ebenso tapferen wie sympathischen Kompanieoffizier Malchow zu: «Wir setzen uns an den Hinterhang und schiessen die Russen ab. Staffele dich [mit deinem Zug] etwas links!» Wir hatten keinen unmittelbaren Anschluss an die Nachbardivision; eine grosse Chance für die Russen, uns auszuflanieren, die sie aber erstaunlicherweise nicht mit dem nötigen Nachdruck wahrnahmen.

Wie auf dem Exerziergelände entwickelte sich die Kompanie in grösstmöglicher Geschwindigkeit den Hang hinauf. Diese jungen Soldaten, die in den Panzern sassen bzw. sie führten, nahmen routiniert wie alte Krieger ihre Plätze in der Gefechtsformation ein, es liess einem das Herz ein wenig höher schlagen! Wir überfuhren eine kleine Geländewelle. Vor uns auf etwa 100 m der Hinterhang, an dem ich mit meinem Wagen in Stellung gehen wollte. Da erkannten wir links in einer Senke auf 800 m uns umfassende russische Panzer. Für unsere erprobten Richtschützen die ideale Entfernung, schnell gingen mehrere T-34 in Flammen auf.

In diesem Augenblick erschienen keine hundert Meter vor uns, die eigene Infanteriestellung überrollend, 10, 20, 30 und mehr T-34-Panzer – in voller Fahrt und mit aufgesessener Infanterie auf uns zukommend. «Aus!» murmelte ich bei mir, wir hatten keine Chance mehr! Die beiden Wagen unmittelbar rechts neben mir erhielten auch sofort Volltreffer und brannten lichterloh.⁴⁰⁵ Ich sah noch, wie einer meiner besten Kommandanten aus dem Turm springen konnte. Wir haben nie wieder etwas von ihm gesehen. So etwa musste es der Infanterie in früheren Jahrhunderten zumute gewesen sein, wenn eine Kavallerieattacke auf sie zu brauste. Längst hatte ich den links unter mir sitzen-

405 In einem Fernsehfilm des ZDF über den Tag von Prochorowka schildert ein russischer Panzerkommandant die beiden Abschüsse.

den Richtschützen in die rechte Seite getreten, was «Dreh die Kanone schnellstens nach rechts, höchste Gefahr!» bedeutete, eine beinahe automatische Reaktion! Da hörte ich auch schon meinen Fahrer Schüle über die Bordsprechanlage rufen: «Obersturmführer, sehen Sie sie? Rechts! Rechts! Da kommen sie!» Ich sah sie nur zu gut, und schon hatte der Richtschütze den ersten Schuss aus dem Rohr, und ein T-34 explodierte regelrecht. Wir schossen auf kürzeste Entfernung, 20-30 Meter, noch zwei oder drei T-34 ab. Dann fuhren sie rechts und links an uns vorbei, zum Greifen nahe; man sah in die Gesichter der aufgesessenen russischen Infanteristen, und immer weitere brausten über die Geländewelle vor uns. Unsere Rettung war, dass die T-34 zu diesem Zeitpunkt keinen Kommandanten im Turm hatten. Der T-34 wurde vom Richtschützen geführt, der über keinen Rundblick verfügte wie wir. So sah er vom Gefechtsfeld nur den kleinen Ausschnitt, den er mit seiner – schlechten – Optik gerade anvisierte. Die Russen hatten uns infolgedessen offenbar noch nicht entdeckt, obwohl wir in hellstem Sonnenlicht auf freiem Feld standen.

Aber schon im nächsten Augenblick änderte sich die Situation dramatisch. Ein T-34 hatte uns erkannt und blieb etwa 30 m rechts vor uns, leicht in der Federung wippend, stehen. Die Kanone drehte sich auf uns, so dass ich direkt in die Mündung sah, nicht ohne sofort «Vollgas, marsch, marsch!» in das Kehlkopfmikrofon zum Fahrer gerufen zu haben. Wir mussten, unsere einzige Chance, sofort aus dem Sichtbereich des Russen verschwinden! Wie schon einmal ausgeführt, auch in tödlichen Situationen kann man blitzartige Gedanken haben. Mir schoss der folgende Gedanke durch den Kopf: Das letzte, was Du von dieser Erde mitnehmen wirst, ist ein Feuerball, nämlich der Schuss aus der Kanone des Russen, abgefeuert aus 30 m Entfernung, das heisst: absolut tödlich! Schüle, mein Fahrer – er war einer der besten Fahrer des Regimentes – bekam unseren schwerfälligen Panzer IV sofort in Gang. Er hatte natürlich immer einen Gang für alle Fälle eingelegt, und wir fuhren jetzt mit voller Fahrt den russischen Panzerpulk entgegen. Wir passierten den Russen auf wenige Meter, während er verzweifelt versuchte, seine Kanone mitzudrehen. Wir entschwanden aber rechtzeitig seinem Sichtfeld. Während rechts und links immer neue russische Panzer auf wenigen Metern vorbeifuhren, machten wir kurz hinter unserem «Kontrahenten» kehrt und setzten ihm aus einer Entfernung von 5 m eine Panzergranate auf den Turm, der den T-34 regelrecht auseinanderfliegen liess. Sein Turm wäre beinahe noch auf unsere Kanone gefallen. Ich murmelte in die Bordsprechanlage: «Der versucht nicht mehr, uns abzuschossen!» Mein Richtschütze nickte grinsend. In solchen Augenblicken wird einem nicht bewusst, dass man gerade vier russische Panzersoldaten, die auch für ihr Vaterland kämpften, ins Jenseits befördert hat, hier galt nur das unerbittliche «Du oder Ich!».

Was bedeutet: «Wenn einer von uns beiden zum Teufel geht, dann schon lieber du!» Meine beiden anderen Panzer standen brennend unmittelbar neben uns.

Und doch war mir klar bewusst, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit waren wir als nächste dran. Unsere einzige Chance bestand jetzt nur noch darin, unbedingt in Bewegung zu bleiben, da der einzelne russische Panzer bei seinen schlechten Sichtverhältnissen keinen Überblick haben konnte. So fuhren wir im russischen Panzerrudel auf die eigene Abteilung zu,⁴⁰⁶ die an dem erwähnten Panzergraben etwa 800 m weiter hinten aufgestellt war und nun begann, auf die den Hang herabfahrenden Russen Scheibenschüssen zu veranstalten. Unter meinem an diesem Tag etwas lächerlichen Decknamen «Kunibert» funkte ich laufend über Sprechfunk die anderen Kompanien an, sie möchten uns nicht abschiessen, wir führen im russischen Pulk. Wir schossen derweil immer wieder einen russischen Panzer nach dem anderen ab, wenn sie uns überholten. Sie waren eben viel schneller und beweglicher als unsere alten Panzer IV. Da rief der Ladeschütze: «Ich brauche Panzergranaten!» Dazu muss man wissen, in der Beengtheit des Panzerkampftraums standen dem Ladeschützen etwa 18-20 Granaten sofort griffbereit zur Verfügung, davon aber ein Teil sogenannte Sprenggranaten, wie oben bereits beschrieben. Sie waren nur gegen ungepanzerte Ziele zu verwenden. Die übrige Granatausstattung des Panzers war über den ganzen Wagen verteilt. Nun mussten dem Ladeschützen unter extremsten Bedingungen immer wieder aus allen Ecken des Wagens Panzergranaten zugereicht werden. Man muss sich klar machen, was das bedeutete: eine solche sogenannte Granatpatrone war etwa einen Meter lang und in der Enge des Panzers äusserst sperrig. Der Fahrer musste sie während der Fahrt aus der Halterung nehmen und zurückreichen, der Richtschütze seine Optik verlassen, was in diesem Moment dazu führte, dass die Besatzung des Wagens völlig wehrlos war. Jedes Mal, wenn wieder

406 Auch das wird durch einen beteiligten russischen Panzeroffizier in der ZDF-Sendung erwähnt. Die Grenadiere, die rechts von uns am sicheren Bahndamm lagen, haben das Geschehen beobachten können. Einer schrieb mir nach dem Krieg: «[...] Wir haben den Vorgang genau so zu viert gesehen [...], alle vier haben wir diesen Vorgang nicht begreifen können. Ihr Karussellfahren um den T-34 habe ich auch beobachtet, das war schon früher. Wir haben mächtig gelacht, wie Sie den ausgetrickst haben [...]. Ich sah, wie Sie als erster mit Ihren P-IVs [Panzer IV] vorfuhren und einer nach dem anderen abgeschossen wurde, nicht ohne reichlich Beute unter den Angreifern gemacht zu haben. Plötzlich sah ich, dass auf einmal ein P-IV gemeinsame Sache mit den Russen machte. Er fuhr voll ihren Angriff in Richtung Panzergraben mit und schoss auch laufend in Richtung seiner Kameraden. Bis ich plötzlich mitkriegte, dass dieser ‚verrückte Hund‘ einem seiner neuen Freunde nach dem anderen den Todeschuss verpasste. Die Russen haben dies absolut nicht mitgekriegt [...].» (Schreiben des ehern. Oberscharführers Wilhelm Rogmann [Freiberg i. Sa.] vom 7. Januar 1991 und 3. Februar 1991.)

eine Granate im Rohr war, blieben wir stehen und schossen den nächsten T-34 ab. Nur ich als Kommandant hatte einen Rundblick und sah die «Kameraden der anderen Seite» wenige Meter neben uns herfahren oder uns überholen. Wenn uns einer von ihnen wahrnehmen würde, wäre endgültig «Feierabend» gewesen. Im Grunde hatten wir immer noch keine Chance zu überleben. Einmal überholte uns auf wenige Meter ein Russenpanzer mit angehängter Panzerabwehrkanone und aufgesessener Infanterie. Die Rotarmisten erkannten uns und blickten entsetzt direkt in unsere Kanonenmündung. «Bleib stehen!» lautete das Kommando an den Fahrer, und schon war der Schuss draussen, auf höchstens 20 m ein verheerender Volltreffer. Mein neuer Richtschütze Hoppe (mein bewährter Richtschütze Felden war krankheitshalber wenige Tage vorher ausgefallen, Borgsmüller bereits nach Abschluss der Kämpfe um Charkow zur Kriegsschule kommandiert worden) schoss ausgezeichnet, unterstützt durch den Fahrer Schüle, der mit fabelhaftem Geschick den schwerfälligen Panzer durch das Chaos brennender Russenpanzer und eigener Fahrzeuge lenkte. Der Funker Bergner wütete mit seinem Maschinengewehr unter der russischen Infanterie⁴⁰⁷, während der Ladeschütze Trautmann nichts sehen konnte, aber mit grösster Ruhe die Granaten aus den entlegensten Winkeln des Wagens ergriff, um die Kanone möglichst schnell

407 Das Tagebuch meines Funkers Bergner ist mir erst im Juli 2001 von seinem Bruder zur Verfügung gestellt worden. Bergner selbst wurde später schwerverwundet aus einem Panzer geborgen und in einen Sanitätspanzerwagen verladen, der unmittelbar darauf einen Volltreffer erhielt, dem auch Bergner zum Opfer fiel. Er schreibt zum 12. Juli 1943 Folgendes: «Panzeralarm für alle. Sofortiges Eingreifen erforderlich. [...] Mit unseren 7 verbliebenen Panzern von 22, aus den vergangenen Tagen. Wir fahren schnell auf die Anhöhe, wo die Infanterie lila Rauchbündelpatronen schießt, in einer solchen Menge, dass wir annehmen müssen, es handelt sich um einen grösseren Panzerangriff. Und plötzlich sind sie auch da. 20 Meter neben uns ein T-34 und dann vor uns, nur noch Panzer, wie bei einer wildgewordenen Viehherde. Ein Grollen, Rasseln, Dröhnen, Staub und Rauch, weit und breit. Es wurde beinahe Nacht. Bedeutete das unser aller Ende? Ein plötzlicher Schrecken, [...]. Schnell erholten wir uns von diesem Schock. Und schon blieb einer aus der Masse auf der Strecke. Wir schossen auf kürzeste Distanz. Mitten im Panzerpulk drehten wir um und schossen sie von hinten ab. Ohne grosses Aufsehen. Die aufgesessene russische Infanterie bemerkte uns einige mal, doch da war es schon zu spät für sie und mein MG tat das Seinige dazu. Die grosse Gefahr bestand darin, zwischen den abgeschossenen Panzern hindurchzukommen, ohne abgeschossen zu werden; auch von den Panzern der anderen Kompanien, die ihrerseits im Panzergraben in Stellung gegangen waren. Innerhalb einer halben Stunde hat unser damaliger Richtschütze Kurt Hoppe 14 russische Panzer abgeschossen. Nach einer Stunde hat in dem Kampfabschnitt von ca. 500 x 1.000 Meter unserer Abteilung [...] über 125 abgeschossene Feindpanzer. Mittags fahren wir auf die Höhe, auf der die Russen uns überraschen wollten. Es ist ihnen aber nicht gelungen. Wir kommen uns vor wie nach einem Sieg gegen eine grosse Übermacht.»

wieder zu laden; unser Leben hing davon ab. Ziele gab es auf kürzeste Entfernung rings um uns mehr als genug. Jetzt bewährte sich die intensive Gefechtsausbildung unserer Jungens! Der oft verspottete Gefechtsdrill war die Voraussetzung dafür, dass selbst in äusserster Gefährdung und unter extremsten Bedingungen jeder Handgriff exakt ausgeführt wurde! Wer kann heute noch die Faszination verstehen, die es damals bedeutete, mit einer hervorragend eingespielten Mannschaft bedrohlichste Situationen wie diese erfolgreich durchgestanden zu haben, wenn – ja wenn – einem das Quentchen Glück treu blieb und man überleben durfte! Der erklärte Dank der Besatzung am Abend des Tages für die Führung ihres Wagens in dieser wilden Schlacht war die schönste Anerkennung.

Auf dem etwa 800 m tiefen und etwa 400 m breiten Feld spielte sich ein wahrer Höllensabbat ab. Die Russen fuhren, wenn sie überhaupt so weit kamen, in ihren eigenen Panzergraben, wo sie natürlich eine leichte Beute unserer Abwehr wurden. Überall brennende russische Panzer, teilweise übereinander gefahren, durch das brennende Dieselöl einen dichten schwarzen Qualm verursachend, dazwischen die abgesprungenen russischen Infanteristen, die verzweifelt versuchten, sich zu orientieren und das leichte Opfer unserer Grenadiere und Artilleristen wurden, die ebenfalls auf diesem Gefechtsfeld standen. Wir überfuhren die armen Kerle, die von ihren Panzern abgesprungen waren, teilweise einfach von hinten, denn sie rechneten natürlich nicht damit, dass ein deutscher Panzer in ihrem Panzerrudel mitfuhr. Das Ganze stellte eine apokalyptische Szenerie dar, wie man sie in dieser Verdichtung im Kriege sehr selten erlebte! Die angreifenden russischen Panzer – es sollen über hundert gewesen sein – wurden restlos vernichtet. Ein beteiligter russischer Panzeroffizier erklärte denn auch in der erwähnten ZDF-Sendung: «Sie fuhren in den Tod!» Unser Kommandierender General, der bereits erwähnte «Papa Hausser», soll die abgeschossenen Russenpanzer an einem der nächsten Tage mit einem Stück Kreide gezählt haben, so unwahrscheinlich erschien ihm die gemeldete Abschusszahl. Da die abgeschossenen Russen aber alle hinter der vordersten Linie standen, konnte er sich vergewissern. Die Meldungen über abgeschossene Panzer unterlagen immer einer gewissen Problematik, wenn mehrere Waffengattungen (Panzer, Panzerabwehr, Artillerie usw.) an Panzerabschüssen beteiligt waren. Da jeder der Beteiligten gerne einen Abschuss für sich reklamierte, ergaben sich mitunter Doppelzählungen.

Wir hatten mit unserem Wagen schliesslich hinter einem abgeschossenen T-34 Stellung bezogen und uns von hier aus an der Vernichtung der restlichen russischen Panzer beteiligt. Da schrie der Richtschütze auf: «Mein Auge!» Wir hatten einen unglücklichen Treffer genau auf den Austritt in der Front-

panzerung, der für die Optik des Richtschützen wichtig war, erhalten. Die Optik wurde mit grosser Wucht nach hinten herausgedrückt und verletzte den Richtschützen, der gerade visierte, schwer. Damit waren wir gefechtsunfähig. Ich nahm den Wagen aus der Kampflinie und fuhr einige 100 m nach hinten in Deckung. Dort kam mir zufällig ein Wagen meiner Kompanie entgegen, der gerade aus der Werkstatt kam. Ich konnte einfach umsteigen, musste aber meine eingespielte Besatzung, den Richtschützen ausgenommen, mitnehmen, was zu Protesten der zurückbleibenden Besatzung führte. So gross war damals die Einsatzbereitschaft auch der von der Luftwaffe überstellten Männer, die nicht freiwillig zu uns gekommen waren (heute aber genauso diffamiert werden wie die Freiwilligen). Man muss sich das klarmachen, die Jungens übersahen von unserem Standort aus das Gefechtsfeld – ein Inferno –, und doch wollten sie bei ihren Kameraden bleiben und sich einsetzen.

Es wurde ein eindrucksvoller Abwehrerfolg erkämpft. Der sofort angesetzte Gegenstoss, an dem ich mit dem Ersatzwagen teilnehmen konnte, brachte die alten Stellungen bereits am Mittag fast vollständig wieder in unsere Hand, bei erstaunlich geringen eigenen Verlusten. Die Abteilung hatte nur drei oder vier Totalausfälle an Panzern zu beklagen, darunter die beiden Wagen, die gleich zu Beginn des russischen Angriffs unmittelbar neben mir abgeschossen worden waren. Wir konnten eigentlich stolz sein, wenn man auf das Gefechtsfeld blickte, das mit unzähligen ausgebrannten russischen Panzerwracks übersät war. Den Überraschungsangriff auf die am weitesten vorgedrungene deutsche Angriffsspitze – mit Teilen der 5. Garde-Panzerarmee, die über Nacht herangeführt worden war – hat die russische Führung ganz unverständlich angesetzt. Die Russen mussten zwangsläufig in ihren eigenen Panzergraben fahren, der sogar in den von uns erbeuteten Karten deutlich eingezeichnet war.

So wichtig aber die Vernichtung von über 100 russischen Panzern auch war, der Kampftag markierte den Umschwung der Schlacht. Es machte uns sehr nachdenklich, welche Massierung an Panzern die Russen auf die Beine brachten. Unsere Panzerabteilung, die naturgemäss den Hauptanteil an den vernichteten russischen Panzern verbuchen konnte, obwohl die Grenadiere mit Nahbekämpfungsmitteln und die Artillerie in direktem Schuss im Rahmen ihrer Möglichkeiten auf das Tapferste mitgewirkt hatten, verfügte an diesem Tage schätzungsweise noch über ca. 25 Kampfwagen. Die berühmte «Panzerschlacht von Prochorowka» am 12. Juli 1943 soll die grösste Panzermassierung auf engstem Raum während des ganzen Krieges gewesen sein. Stalin wollte angeblich den Befehlshaber der 5. sowjetischen Gardepanzerarmee, General Rotmistrow, der uns angegriffen hatte, vor ein Kriegsgericht stellen. Er hätte aus unserer Sicht gute Gründe dafür gehabt. Die russischen Schilderungen der Schlacht – «das Grab der deutschen Panzerwaffe» – haben

mit der Realität nichts zu tun. Wir hatten aber das untrügliche Gefühl, dass sich die Offensive festgefahren hatte. Wir sahen keine Chance mehr für uns, gegen die Übermacht des Gegners weiter Boden zu gewinnen, es sei denn, es würden neue starke Kräfte zugeführt werden. Die aber standen nicht zur Verfügung.

Rückblickend war das Unternehmen «Zitadelle» ein Fehler. Zum falschen Zeitpunkt, das heisst zu spät, und mit zu schwachen Kräften angesetzt. An Abschnitten, in denen der Gegner den Angriff erwartete, verbrauchten sich die gerade wieder aufgefrischten Panzerdivisionen, die nunmehr zur Abwehr des russischen Gegenschlages, der mit grosser Wucht geführt wurde, nicht mehr zur Verfügung standen. Die grossen taktischen Erfolge, die das SS-Panzerkorps als Schwerpunktgruppe der Offensive erstritten hatte, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass «Zitadelle» in einer schweren Niederlage endete. Die Gegenoffensive der Russen warf die deutsche Front weit zurück und führte wieder an den Rand des Zusammenbruchs. Die Voraussetzung für Friedensfühler, wie Hitler es sah, konnte nicht geschaffen werden. Die Phantasielosigkeit, mit der das «Unternehmen Zitadelle» angesetzt worden war, kennzeichnete nunmehr das Agieren der deutschen Führung bis zum endgültigen Eintritt der Katastrophe.

Ab 1941 gab es auch keine deutsche Aussenpolitik mehr, die diesen Namen verdient hätte. Hitler verbot immer wieder, trotz fortgesetzten Drängens des Aussenministers, das Sondieren von Verhandlungsmöglichkeiten mit den Russen. Er war ab 1942 ein starr gewordener, im Grunde gebrochener Mann, der zu diesem Zeitpunkt nicht mehr die Beweglichkeit aufbrachte, Wege aus dem Verhängnis zu suchen. So blockierte Hitler nicht nur vernünftige militärische Entschlüsse, sondern auch seinen Aussenminister, der immer wieder drängte, politische Lösungen auszuloten; Schritte, die ohne Hitlers Einverständnis keinerlei Erfolgsaussichten gehabt hätten.

Ich sollte an dieser Stelle eine Begebenheit am Rande erwähnen, die unter dem Gesichtspunkt von Kontakten mit der sowjetischen Seite vielleicht einige Bedeutung hätte bekommen können. Der Sohn Stalins war 1941 als Oberleutnant in deutsche Gefangenschaft geraten. Er lief in den Stacheldrahtzaun des Gefangenenlagers und wurde durch einen Wachposten erschossen. Mutter bezeichnete damals mir gegenüber den Vorfall als «schlimme Panne», Vater wäre ausser sich! Sie machte Himmler dafür verantwortlich, allerdings nicht in dem Sinne, dass Himmler den Tod des Gefangenen gewollt habe, sondern dass er nicht ausreichend für die Sicherheit der «Geisel» gesorgt habe! Natürlich dachte Vater an die Möglichkeiten einer eventuellen späteren Kontaktaufnahme mit den Sowjets. Himmler habe den Sohn Stalins mit gefangenen englischen Offizieren zusammengesperrt, die ihm gezielt das Leben

in der Gefangenschaft schwer gemacht hatten. Aus Verzweiflung sei er schliesslich in den «Draht» gelaufen. Der Enkel Stalins, Jewgenij Dschugaschwili, der Sohn des gefangenen Oberleutnants, hat mir diese Version in einem Telefongespräch als zutreffend bestätigt.

Mit Blick auf den Angriff auf die Sowjetunion stehen heute zwei Positionen diametral gegenüber. Die opportune «political correctness» sieht in dem Überfall auf die «friedfertige» Sowjetunion den Versuch, den hybriden Welt-herrschaftsanspruch Hitlers zu verwirklichen. Die entgegengesetzte Auffassung sieht in dem Angriff auf die Sowjetunion den notwendigen «Präventivschlag», um dem sowjetischen Angriff zuvorzukommen.

So stellt sich als erstes die Frage: Hätte Russland uns tatsächlich angegriffen? Es gibt Meinungen, die von lediglich einigen Wochen sprechen, die der deutsche Angriff dem sowjetischen zuvorgekommen sei. Sie können ohne Zweifel für ihre Argumentation die Tatsache anführen, dass, wie oben bereits angeführt, der russische Aufmarsch in offensiver Gliederung erfolgt war bzw. kurz vor dem Abschluss stand. Stalin wollte aktiv in die europäische Politik eingreifen, gegebenenfalls mit Druck oder gar durch Drohung mit Gewalt. Dafür musste er im Hinblick auf die langen russischen Aufmarschwege frühzeitig dislozieren. Davon ist nicht unbedingt eine akute, zu erkennende Angriffsabsicht abzuleiten. Ein Angriff auf Westeuropa wäre allerdings nach abgeschlossenem Aufmarsch jederzeit aus dem Stand möglich gewesen.

Die zweite Frage, die sich anschliesst, hätte zu lauten: Wäre die militärische Lage des Reiches bei einem Angriff der Roten Armee auf eine intakte, abwehrbereit gegliederte, kriegserfahrene deutsche Wehrmacht tatsächlich so viel ungünstiger gewesen als im Falle des präventiven Angriffs nach Osten? Zugegebenermassen spielte ohne Zweifel die mögliche Gefährdung der rumänischen Ölquellen eine Rolle in Hitlers Überlegungen.

Die politische Position des Reiches in Europa aber hätte sich mit einem sowjetischen Angriff schlagartig zum Positiven verändert. Dann wäre es für die europäischen Völker deutlich geworden, dass ihre eigentliche Gefährdung nicht durch Deutschland hervorgerufen wurde, sondern durch die rote Macht im Osten. Auf der Grundlage eines europäischen Statutes, das den europäischen Völkern ihre Selbstbestimmung garantiert hätte, wären sie wahrscheinlich zu grossen Kriegsanstrengungen zu bewegen gewesen. Es wäre mit einem Schlage offensichtlich geworden, dass nur das Reich Europa gegen die Sowjetunion schützen konnte. Diese Tatsache hätte das Gewicht der gefürchteten deutschen «Hegemonialmacht» relativiert.

Wenn man glaubt, das militärische Gewicht der Sowjetunion so gering einschätzen zu dürfen, und die Auffassung hegt, sie gegebenenfalls in kürzester Zeit niederwerfen zu können, braucht man ihren Angriff eigentlich nicht zu fürchten, sondern hätte den Spielraum gehabt, geduldig und zäh zu verhandeln, ehe man in das Risiko eines Zweifrontenkrieges eintritt. Die überraschenden Erfolge der Wehrmacht in den Feldzügen gegen Polen und Frankreich haben der Fehlbeurteilung durch Hitler und die Generalität offensichtlich Vorschub geleistet, ebenso wie die Schwierigkeiten der Roten Armee im finnisch-russischen Krieg.

Hitler hat mit seinem Angriff auf die Sowjetunion ohne Zweifel Roosevelt und den USA in die Hände gearbeitet, indem er ihrem späteren Rivalen Russland die Hauptlast des Kampfes gegen Deutschland aufbürdete und damit die Sowjetunion gravierend schwächte. Gerade das hatte Stalin, ich verweise nochmals auf die «Kastanienrede» vom 3. März 1939, vermeiden wollen. Nach der Konsolidierung der Frontlage im Frühjahr 1943 war der Zeitpunkt gekommen, den Sowjets gegenüber eine Friedensinitiative zu ergreifen. Dazu war Hitler aber nicht bereit und wohl auch nicht mehr in der Lage. Hatte der Ausspruch Stalins gegenüber Vater, «Ich werde nie dulden, dass Deutschland schwach wird», noch eine hintergründige Bedeutung? Ob es gelungen wäre, die politische Szene im Sinne echter Verhandlungen mit der Sowjetunion wieder in Bewegung zu setzen, ist sicher fraglich. Vielleicht aber hätte sich eine Chance ergeben, die fast zweijährige Agonie bis zum Untergang zu vermeiden. Schlimmer hätte es nicht kommen können.

Hitler

Ein Kapitel dieser Niederschrift muss daher dem Mann gewidmet sein, den ich bereits oben als «Schicksal» bezeichnet habe, nämlich Hitler.

Wer war dieser Mann, der für meinen Vater Joachim von Ribbentrop und für das gesamte deutsche Volk zum Schicksal wurde? Vielleicht könnte man den Bogen noch weiter spannen und fragen, ob sein Erscheinen auf der weltgeschichtlichen Bühne nicht auch die Wende im Schicksal des Marxismus sowjetischer Prägung eingeleitet hat, der damit zunächst einmal seine reale politische Machtbasis verlor?

Man wird nach den Anzeichen zu fragen haben, die doch ohne Zweifel bereits in seiner Jugend aufgetreten sein müssen, als Hinweise auf die Rolle, die dieser Mann einmal in der Weltpolitik spielen würde. Man müsste den aussergewöhnlichen Lauf seines Lebens schildern können, der als Vorbereitungsphase seines späteren Aufstieges zu erkennen gewesen sein müsste. Vor allen Dingen im Ersten Weltkrieg sollte sich doch unter den damals herrschenden Ausnahmeverhältnissen angedeutet haben, welchen Kalibers dieser Mann ist.

Nichts in dem angesprochenen Sinne ist festzustellen, was auch nur in geringem Masse bis zum Ende des Ersten Weltkrieges die spätere Rolle Hitlers hätte erahnen lassen. Er war ohne Zweifel ein aussergewöhnlich tapferer Soldat und erhielt – eine grosse Seltenheit – bereits zu Beginn des Jahres 1917 als einfacher Gefreiter das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen. Sein Regiment war ausschliesslich in den schweren Abwehrschlachten an der Westfront eingesetzt, die Verluste entsprechend hoch. Und doch erschien Hitler seinen Vorgesetzten als nicht geeignet, auch nur eine Gruppe von zehn Mann zu führen, im allgemeinen die Position eines Unteroffiziers; aber auch Gefreite wurden oft mangels einer genügenden Anzahl Unteroffiziere mit der Führung einer Gruppe beauftragt. Man stelle sich das einmal vor! Der grosse Führer, nach der Goebelsschen Propaganda sogar «der grösste Feldherr aller Zeiten», dem Millionen folgten, wurde trotz einer für einen einfachen Soldaten hohen Auszeichnung nicht für geeignet befunden, eine Gruppe von zehn Soldaten auf dem Gefechtsfeld zu führen.

Jeder Frontoffizier weiss – das gleiche galt für den Zweiten Weltkrieg –, wie oft ein Kompanieführer aufgrund der grossen Verluste gezwungen war, jeden Mann, auch den jüngsten, der nur halbwegs geeignet erschien, in die

Position eines Führers zu bringen, ganz einfach, weil keine geeignete Person mehr zur Verfügung stand. In meiner Kompanie hatte ich Panzerkommandanten, die kaum 18 Jahre alt waren und in schwersten Einsätzen ihre Panzer wie «alte Krieger» führten.

Hitlers Lebensweg bis zum Kriegsausbruch – er war bei Beginn des ersten Weltkrieges 25 Jahre alt – ist bis auf sein Einzelgängertum durch nichts gekennzeichnet, das seiner späteren Rolle als «Führer» des Reiches entsprochen hätte. Er selbst schreibt zwar, dass er in dieser Zeit unendlich viel gelesen habe, aber welcher geschichtliche Akteur ist schon durch das Lesen von Büchern dazu veranlasst worden, in das Getriebe der Weltgeschichte einzugreifen?

Man mache es sich noch einmal klar, um welches Phänomen es sich hier handelt! Ein Mann, dem man, wie schon gesagt, trotz grosser Bewährung in schwersten Schlachten die Eignung zum Führer einer Gruppe – der kleinsten Einheit des infanteristischen Kampfes – abspricht, ist fünf Jahre später der Initiator eines Putsches gegen die Reichsregierung und marschiert als ehemaliger Gefreiter, den berühmten General Ludendorff sozusagen an der Hand, auf die Feldherrnhalle zu! Keine zehn Jahre später ist er Kanzler des Deutschen Reiches und schwingt sich in kürzester Zeit zum absoluten Alleinherrscher auf. Es gibt ein Klassenfoto von Hitlers Schulklasse in Linz. In der obersten Reihe steht er in der Mitte von fünf Schülern, die Arme vor der Brust verschränkt. Wenn man seinen weiteren Lebenslauf kennt, vermag man in der eingenommenen Pose etwas von dem späteren Machtanspruch zu ahnen. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges aber ist in diesem Sinne nach aussen hin nichts wahrzunehmen.

Für einen Mann, dem man bei aller Aversion gegen seine Person eine grosse Tapferkeit nicht absprechen kann, hätte es doch eine auf ihn zugeschnittene Herausforderung sein können, das kämpferische Geschehen in seinem kleinen Rahmen in die Hand zu nehmen, um sich als tatsächlicher «Führer» zu beweisen. Die deutsche militärische Ausbildung hatte doch gerade die Entwicklung von Eigeninitiative bis hinunter zum Unterführer, ja bis zum Einzelkämpfer zum Ziel. Dieser Einzelkämpfer sollte in der Lage sein, sich jeder Situation anzupassen und gegebenenfalls im Rahmen des erteilten Auftrages selbständig zu handeln. Der Begriff des «Kadavergehorsams» stammt aus dem frühchristlichen Mönchstum, nicht aber aus der preussisch-deutschen Armee!

Sicher, zum Melder nahm man sich nicht die dümmsten Soldaten! Man erwartete schon, dass in jeder Situation mitgedacht wurde; gegebenenfalls waren Meldungen oder überbrachte Befehle auch einmal zu interpretieren. Auch mussten diese Soldaten in allen Verhältnissen ihren Weg finden, auch im schlimmsten Feuer. Dies erforderte also besonders bewährte Soldaten. Oft wurden sie aber schnell Gruppenführer, eben aufgrund der gezeigten Eigen-

schaften, so dass Hitlers Verharren in der Einzelrolle merkwürdig bleibt. Gerade in existentiell äusserst gefährlichen Situationen bricht doch das Charisma einer Führernatur durch. Ein Charisma, über das Hitler – als Redner – im politischen Kampf in höchstem Masse verfügte und das er bewusst einsetzte; ja, dieses rhetorische Charisma war die Basis seiner politischen Existenz. Angst kann es doch ganz offensichtlich nicht gewesen sein, dass er sich nicht als «Führer» profiliert hat. Napoleon hatte sich immerhin bereits als unbekannter junger Artillerieoffizier bei der Belagerung von Toulon ausgezeichnet und damit seine Karriere begonnen.

Welche Art von Persönlichkeitsveränderung ist bei Hitler nach der Entlassung aus dem Lazarett eingetreten? Der «einfache Soldat» schliesst sich einem kleinen Häuflein von Männern aus einer Vorstadt Münchens an, die die Verhältnisse im Reich ändern wollen. Er setzt sich innerhalb kurzer Zeit an die Spitze dieser sogenannten «Partei»; 1921 führt er sie bereits mit «diktatorischen Vollmachten». Wie ein Terrier griff dieser Mann nunmehr gleichzeitig den organisierten internationalen Marxismus und die Siegermächte von Versailles an, mit nichts in den Händen als der visionären Überzeugung, das «Richtige» zu tun, und einer sich schnell entwickelnden Rednergabe. Mit der Selbstsicherheit und Beharrlichkeit eines Propheten hämmerte Hitler den immer grösser werdenden Scharen seiner Zuhörer die Thesen ein, mit denen Deutschland «gerettet» werden sollte. Man tue seine Reden nicht als demagogisches Geschrei ab. Sie passen nicht mehr in den Stil der heutigen Zeit, damals aber rissen sie Millionen von Menschen in Deutschland mit, schienen einen Ausweg aus der verzweifelten Lage des Reiches angesichts ratloser demokratischer Parteien und übermächtiger Siegerstaaten zu bieten und machten in wenigen Jahren aus Hitler den Führer der stärksten Partei. Die sich rapide verschlechternden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verschafften ihm den Resonanzboden für seine Reden.

Es ist eine Erfahrung, die man im Leben immer wieder macht: Wichtiger als das, was man sagt, ist oft, wie man etwas sagt. Das gilt in ganz aussergewöhnlichem Masse für Hitlers Reden. Ihre Erfolge sind nur aus der Zeit heraus zu verstehen und zu begreifen. Hitler stand das Wort zur Verfügung und, wie er selbst schreibt, das für Volksreden notwendige Pathos hat er sich schnell angeeignet. Das Entscheidende war aber wohl das persönliche Engagement, das er spüren liess und seinen Zuhörern vermitteln konnte. Die Leidenschaftlichkeit seines Vortrages, die gelegentlich – aus heutiger Sicht – an Hysterie grenzen konnte, war nicht nur Schauspielerei. Das haben seine Zuhörer gespürt. Das war, in den jeweiligen Momenten wenigstens, so gemeint, wie es von Hitler gesagt wurde. Diese Leidenschaftlichkeit steht nur einem

Menschen zur Verfügung, der die Sicherheit des Visionärs in sich trägt und daher so überzeugend auf seine Zuhörer wirkt. Derartige Redner mit Charisma und Überzeugungskraft sind wir heute nicht mehr gewohnt.

Seine aussergewöhnliche Begabung zum Redner hatte Hitler wohl erst jetzt an sich entdeckt. Sie hatte ohne Zweifel entscheidenden Anteil an seinem Weg zur Macht, seine Rednergabe erscheint als Derivat einer visionären Persönlichkeit. Hitler war ein Rhetor! Man halte das fest. Seine Rednergabe hatte ihn aus dem Dunkel kleinster Verhältnisse in das gleissende Licht der Öffentlichkeit und der Politik geführt. Ganz ohne Zweifel verdankte er ihr die ersten Erfolgserlebnisse in seinem Leben. Er spürte, wie seine Reden ihm Macht über die Menschen gaben, sie gingen mit und, in Wechselwirkung vermittelten sie ihm wiederum jene Sicherheit des Auftritts, die der Erfolg beschert. In den 1920er Jahren soll er sich selbst noch als «der Trommler» bezeichnet haben. Reden im Sinne Hitlers hiess überzeugen wollen, den Zuhörer veranlassen, den Standpunkt des Redners zu akzeptieren und ihm gemäss zu handeln. Das war sein Erfolgsschema!

Die SA war das zeitgemässe Instrument, um sich gegebenenfalls gegenüber dem kommunistischen Strassenterror vernehmbar machen zu können. Die beste Rhetorik ist zu unnütz, wenn der Redner von kommunistischen Schlägern vertrieben wird. Die SA hatte ihm die Plattform zu sichern, von der er seine Stimme hören lassen konnte. Das war ihre erste Aufgabe! Hitler hat dieser grossen Organisation einsatzbereiter Männer, welche ihm in der Kampfzeit die Strasse gegen die Kommunisten freigekämpft haben, nach dem 30. Juni 1934 keine motivierende Tätigkeit mehr zugewiesen. Ein Versäumnis des Staats- und Parteiführers.

Als Hitler in die Politik einstieg, war er nichts und konnte er nichts – im bürgerlichen, beruflichen Sinne. Er hatte nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Er konnte also auf volles Risiko gehen, und er ging es. In seiner politischen Laufbahn lief er immer wieder grosse Risiken. Zunächst musste er sie laufen und hatte Erfolg, bis er schliesslich mit dem Angriff auf die Sowjetunion «va banque» spielte und scheiterte.

Hitlers faszinierende Ausstrahlung auf die Massen und sein Gespür dafür, «worauf es dem Wähler ankommt», gepaart mit einem ausgesprochenen Machtinstinkt, hat ihn alle Führungskrisen und innerparteilichen Putschversuche während der Kampfzeit durchstehen lassen. Er war sich aber der gefährdeten Position, in der er sich immer befand, durchaus bewusst. Er führte die Partei mit «diktatorischen Vollmachten» und eben nicht aufgrund eines innerparteilich-demokratisch zustande gekommenen Konsens. Diktatoren aber können durch eine «Fronde» gestürzt werden. Sie zu verhindern, war eine entscheidende, aber oft übersehene Maxime seiner «Innen-» und vor al-

lem seiner «Personalpolitik», vom Beginn der «Kampfzeit» der Partei an bis zu seinem Ende in den Trümmern Berlins.

Seine Position als «Führer» der Partei musste er auf seinem Weg zur Macht ständig neu etablieren. Er verdankte sie seiner Persönlichkeit, seiner Ausstrahlung, der Rednergabe und taktischem Geschick. Figuren wie Röhm und Strasser einzubinden und unter seiner Kontrolle zu halten, bedingte ein ausgeprägtes Machtbewusstsein. Röhm hatte ihm die SA organisiert, Strasser die Parteiorganisation aufgebaut. Beide wussten, Hitler war das Zugpferd; beide waren gegebenenfalls aber auch bereit, eigene Wege einzuschlagen.

Wie stark er sich der Wechselwirkung zwischen seiner Person und den Massen seiner Zuhörer bewusst war, wie er ihre Reaktionen registrierte und sich gegebenenfalls durch sie bestätigt fühlte, zeigt eine eigene Beobachtung aus der damaligen Zeit. Ich hörte einer Radiorede Hitlers, meiner Erinnerung nach in Stuttgart, zu. In dieser Rede bekräftigte Hitler unter spontanem und auffallend starkem Beifall der Zuhörerschaft seinen Verzicht auf Elsass-Lothringen. In Kenntnis der geschilderten Bemühungen Vaters registrierte ich nicht nur diese Passage der Rede mit Befriedigung, sondern auch die erstaunlich lebhafteste Zustimmung der Zuhörerschaft – es handelte sich wohlgerne um eine Massenveranstaltung. Kurze Zeit darauf erzählte mir Vater, der an der Veranstaltung teilgenommen hatte, Hitler habe nach der Rede zu ihm geäußert: «Haben Sie gemerkt, wie sie [die Zuhörer] mitgegangen sind?» Sicher hat diese Wechselwirkung mit den Massen und die Rücksicht auf ihre Wünsche und Hoffnungen Hitler davon abgehalten, sofort bei Ausbruch des Krieges tatsächlich den «totalen Krieg» zu proklamieren,⁴⁰⁸ was zum Beispiel die Frauendienstpflicht eingeschlossen hätte.⁴⁰⁹ Er war im Umgang mit den Massen im Grunde zeitlebens Populist.

In welchem Masse Hitler auf seine Rednergabe baute, beweist seine Absicht im Jahre 1936, selbst zu der Völkerbundsitzung zu fahren, die nach der Wiederherstellung der vollen deutschen Souveränität im Rheinland in London einberufen worden war. Deutschland sollte sich dort «verantworten». Hitler dachte daran, dort persönlich den deutschen Standpunkt zu vertreten. Sein Auftritt wäre zu einem eklatanten Misserfolg geworden, da, wie Vater festgestellt hat, die Verurteilung Deutschlands von vornherein feststand, und hätte einen schweren Prestigeverlust für ihn persönlich und das Reich bedeutet. Der Rhetor aber glaubte an die Überzeugungskraft seiner Rede, selbst vor

408 Vgl. Klein, Burton: a.a.O.

409 Todt wollte «die Angelegenheit der Frauendienstpflicht aus politischen Gründen zur Zeit nicht in Erwägung gezogen» sehen. Siehe Schusterscheit, H.: a.a.O., S. 27 und S. 159, Anm. 72, Chef Rü, Aktenvermerk bei Reichsminister Dr. Todt am 9. 1.1941 Berlin, den 10. Januar 1941, Bl. 3, ebd.

einem derartigen Gremium. Es sei an dieser Stelle noch einmal auf Hitlers Wunsch hingewiesen, sich nach seiner Regierungsübernahme sowohl mit dem britischen (Baldwin) als auch mit dem französischen Regierungschef (Daladier) zu treffen. Er hoffte, seine Überzeugungskraft im Sinne eines Westarrangements einsetzen zu können. Mit Mühe konnte mein Vater Hitlers Wunsch verhindern, sich im Frühjahr 1941 auf eine «Redeschlacht» mit Roosevelt einzulassen.⁴¹⁰ Hewel notiert in seinem Tagebuch unter dem 28. Mai 1941:

Rooseveltrede. Schwach, aber propagandistisch gefährlich. Man muss den Mann daran hindern, immer ungestraft weiter zu gehen. Chef [Ribbentrop] zum Führer. Langes Gespräch über dieses Thema. Führer möchte sehr gerne sprechen, schon weil es ihm Spass macht.⁴¹¹ RAM [Reichsaussenminister] fürchtet Ausartung in Redeschlacht + Nichtankommen der Führerrede in USA. Hin- und herziehen.

So verhält sich doch kein «Jasager», möchte man sagen! Wieder einmal möchte Hitler sein Erfolgsrezept aus dem innenpolitischen Kampf auf diplomatischem Terrain einsetzen, zur Verzweiflung seines Aussenministers, wie man zwischen den Zeilen lesen kann. So sehr er an seine Fähigkeit glaubte, überzeugen oder «überreden» und dadurch motivieren zu können, so ungeduldig wurde er, wenn er spürte, das er die angestrebte Wirkung auf seinen Gesprächspartner verfehlte. Die Gespräche mit Franco und Molotow sind verhängnisvolle Beispiele.⁴¹²

Man kann den Hitler der sogenannten «Kampfzeit», also bis 1933, als parteipolitischen Werbefachmann ersten Ranges charakterisieren. Man denke nur an die Parteifarbe «Braun», die in ihrer ästhetischen Hässlichkeit als Schockfarbe unübersehbar war, an das ebenso einfache wie eingängige Symbol des Hakenkreuzes, an das leuchtende «Rot» seiner Fahnen, die er selbst entworfen hatte. Er war ein sehr befähigter Propagandist, natürlich in seiner Zeit und unter den gegebenen Umständen, aber mit aussergewöhnlichem Erfolg. Formulierungen wie «Gemeinnutz geht vor Eigennutz», «Volksgemeinschaft» oder «Arbeiter der Stirn und der Faust» waren einprägsam und plausibel. Sie konnten von jedem akzeptiert werden.

Natürlich war Hitler ein Demagoge. Das Wort bedeutete im alten Athen «Führer des Volkes». Der negative Sinn wurde dem Begriff im 19. Jahrhun-

410 Siehe Eintragung in Hewels Tagebuch vom 28. Mai 1941.

411 Vgl. die berühmte Rede Hitlers vor dem Reichstag am 28. April 1939, mit der er eine «Botschaft» Roosevelts beantwortete, der provozierende «Anfragen» an die Reichsregierung gerichtet hatte. Eine brillante Rede, die ihm offensichtlich «Spass machte»! Ob sie der diplomatischen Situation angemessen war, darf bezweifelt werden, siehe Domarus. M.: a.a.O.. S. 1148 ff..

412 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 47f. und S. 233.

dert durch die «Reaktion», verkörpert durch Metternich, beigelegt und damit die Exponenten des liberal gesonnenen Bürgertums diffamiert. Heute spricht man von «Populismus» und meint das gleiche. Natürlich wusste der «Führer des Volkes», dass die Menschen hören und wissen wollten, «wo es lang geht». Sie brauchten eine Zukunftsperspektive, die aufzeigte, wie endlich alles besser werden könnte. Hitler hatte die nötige Phantasie, Visionen zu formulieren. Man denke an seine Vorstellung vom deutschen Volk als einem Volk von Autofahrern in für jeden erschwinglichen Wagen, denen die modernsten Strassen zur Verfügung stehen sollten. Die heute immer wieder vorgebrachte Behauptung, die Reichsautobahnen seien aus strategischen Gründen erbaut worden, ist völlig abwegig. Jeder Panzersoldat weiss um den grossen Verschleiss, der damals an Panzerfahrzeugen auftrat, wenn sie einem längeren Landmarsch – noch dazu auf Betonstrassen – ausgesetzt wurden. Man muss Hitler im Gegenteil vorwerfen, anstelle einer konsequenten Aufrüstung die knappen Ressourcen des Reiches für den «Luxus» von Autostrassen usw. eingesetzt zu haben. Hitler ging nach seinem Regierungsantritt an die Verwirklichung seiner Vision des autofahrenden deutschen Volkes, was nicht für seine Kriegslust spricht. Übrigens tauchten erst im Verlaufe des Krieges mit Russland die ersten VW-Kübelwagen bei der Truppe auf. Das Volkswagenwerk war nicht unter rüstungstechnischen Gesichtspunkten konzipiert worden, unverständlicherweise nicht, könnte man beinahe sagen. Dabei hatte der «Gefreite» Hitler bereits 1925 in seinem Buch «Mein Kampf» die Vision eines künftigen Krieges unter weitgehender Verwendung motorisierter Truppen niedergelegt. Ohne Zweifel hat Hitler weder die vierspurige Autobahn erfunden, die eine Idee der Weimarer Zeit war, damals aber wegen Geldmangel und Mutlosigkeit in der Schublade blieb, noch ist es seine ureigenste Idee gewesen, in einem künftigen Krieg selbständig operierende, reinrassige motorisierte Verbände zu verwenden. Beides aber hat er dann realisiert.⁴¹³ An zukunftsträchtigen Ideen hat es im Übrigen nie gemangelt, die Schwierigkeit liegt immer in ihrer Verwirklichung.

Spontane Aktionen, zunächst zweifellos gut vorbereitet und konsequent ausgeführt, waren Hitlers Feld. Die subtile und durchdachte, planmässige Koordinierung einer modernen Staats- und Regierungsapparatur lag ihm nicht. Dieser mühseligen Detailarbeit entzog er sich oft durch Monologe in zukunftsbezogener Attitüde; eine gravierende Belastung der deutschen Reichsführung in einer extrem schwierigen aussenpolitischen Lage. Er scheute aber auch die Delegation dieser Aufgabe an einen «Regierungschef», ein Weg, den zum Beispiel Franco und de Gaulle zu ihrer Entlastung gewählt hatten. Er fürchtete wohl um seine dominierende Position, da er, ein völlig unsyste-

413 Hitler, A.: Mein Kampf, S. 748 f.

matischer Arbeiter, über kein System verfügte, einer selbständig arbeitenden Regierung geplante Vorgaben zu geben und ihre Realisierung laufend zu überprüfen und sich in die dafür erforderliche Systematik einzubinden.

In seinen visionären Äusserungen redete er sich im Sinne der heutigen «Historiker» gelegentlich um «Kopf und Kragen», besonders da oft von seinen Ausführungen, selbst vor kleinem Kreise und in bedeutungsvollsten Angelegenheiten, keine autorisierten Protokolle angefertigt wurden. So sind den missverstandenen und oft auch bewusst verzerrten Wiedergaben und Interpretationen seiner Darlegungen alle Möglichkeiten eröffnet worden, wofür das sogenannte «Hossbach-Protokoll» ein besonders gutes Beispiel ist. Dieses Dokument nimmt in der Nachkriegsgeschichtsschreibung eine Schlüsselstellung unter der unzutreffenden Bezeichnung «Hossbach-Protokoll» ein und steht im Mittelpunkt des «Beweismaterials» gegen Hitler in dem Sinne, er habe die Absicht gehabt, einen Krieg herbeizuführen. Es ist von dem damaligen militärischen Adjutanten Hitlers, Friedrich Hossbach, fünf Tage nach einer Sitzung am 5. November 1937, an der ausser Hitler und Hossbach noch Göring, Blomberg, Neurath, Fritsch und Raeder teilgenommen hatten, auf den 10. November 1937 datiert worden. Das ist, wie gesagt, fünf Tage später. Er hat es nicht in der Reichskanzlei, sondern im Kriegsministerium angefertigt. Es ist nicht erkennbar, wann die Niederschrift begonnen und wann sie abgeschlossen wurde. Es handelt sich demnach nicht um ein Protokoll, sondern um eine nachträglich verfasste Gedächtnisniederschrift. Sie ist von keinem der Beteiligten zur Bestätigung des Inhalts abgezeichnet worden.

Nach diesem «Dokument» soll Hitler den Anwesenden erklärt haben, der für die Erhaltung der rassischen Substanz des deutschen Volkes auf die Dauer nötige «Lebensraum» sei nur mit Gewalt zu erwerben. Nach längeren Ausführungen in diesem Sinne soll er konkretisiert haben:

Zur Verbesserung unserer militärischen Lage müsse in jedem Falle bei einer kriegerischen Verwicklung unser erstes Ziel sein, die Tschechei und gleichzeitig Österreich niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens im Westen auszuschalten [...].

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillierte Analyse des sogenannten «Hossbach-Protokolls» vorzunehmen, daher sei nur festgestellt: von der Niederschrift Hossbachs liegt weder das Original noch eine Abschrift vor. Die amerikanische Anklagevertretung in Nürnberg hat lediglich die Fotokopie eines Mikrofilms vorgelegt. Der Mikrofilm ist ebenfalls unauffindbar. Von der Fotokopie sind allerdings verschiedene, voneinander abweichende Fassungen veröffentlicht worden.

Keiner der Beteiligten hat den in Nürnberg vorgelegten Wortlaut uneingeschränkt verifiziert. Ein Oberst Graf Kirchbach will die Niederschrift Hossbachs im Winter 1943/44 in den Akten des Generalstabes entdeckt haben. Er hat sie abschreiben lassen und die Kopie einem Verwandten, Herrn von Martin, übergeben, der sie während des Nürnberger Prozesses an die Engländer gelangen liess. Weder Kirchbach noch Martin haben den in Nürnberg vorgelegten Text eindeutig verifiziert. Beide bezeichnen sich als Sympathisanten der Konspiration, was auch schon aus der Tatsache zu entnehmen ist, dass den Alliierten von ihnen die Niederschrift zur Verfügung gestellt wurde.⁴¹⁴

Ein weiterer Gesichtspunkt ist zu berücksichtigen, jedenfalls sollte er nicht unerwähnt bleiben. Hossbach war ein Vertrauter Becks. Beck widersetzte sich bekanntlich der Politik Hitlers und wird kein halbes Jahr später zusammen mit dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, v. Weizsäcker, zu den erklärten Deutschlandfeinden Winston Churchill und Robert Vansittart Kontakt aufnehmen, um sie zu einer harten Haltung gegenüber dem Reich zu veranlassen, als, wie oben bereits dargestellt, Voraussetzung für einen Militärputsch. Zur Auslösung dieses geplanten Putsches benötigte man naturgemäss die Mitwirkung wenigstens eines Teiles der Befehlshaber im Heer. Ist der Verdacht völlig von der Hand zu weisen, dass Hossbach die Akzente in der Niederschrift in dem Sinne gesetzt hat, die Befehlshaber gegen Hitler und seine Politik einzunehmen? Es war immerhin Landes- und Hochverrat, der von der Konspiration ins Auge gefasst und später auch tatsächlich begangen wurde. Sollte die Niederschrift, die Hossbach für Beck anfertigte, vielleicht als Alibi und Rechtfertigung für diese Vorhaben gedacht gewesen sein? Halder, der Nachfolger von Beck als Chef des Generalstabs des Heeres und dessen enger Mitarbeiter, wurde mit der Begründung «entnazifiziert»: «Das Verhalten von Halder 1938 war vollendeter Hoch- und Landesverrat.»

Davon aber einmal abgesehen: Bei Lichte betrachtet, drehen sich die Ausführungen, die Hitler laut Hossbach gemacht haben soll, im Wesentlichen um das strategische Problem der Tschechoslowakei. Österreich sah Hitler wohl im Hinblick auf dessen deutsche Bevölkerung und ihrer grossen Sympathie für ihn selbst und seine Partei als das geringere Problem an; insoweit ist es ohnehin nicht plausibel, dass er gemeint haben soll, Österreich «niederwerfen» zu müssen. Die Tschechoslowakei aber stellte, im Hinblick auf ihre

414 Kluge, Dankwart: Das Hossbach-,Protokoll*. Die Zerstörung einer Legende, Leoni am Starnberger See 1980, S. 36 ff. Die Schrift Kluges gibt im Übrigen eine eingehende Darstellung der Entstehung der Hossbach-Niederschrift und ihrer Hintergründe sowie der Veränderungen, denen der Text unterzogen wurde, die zu verschiedenen veröffentlichten Fassungen geführt haben.

Bündnisse mit Frankreich und der Sowjetunion (die «Kleine Entente mit Polen und Jugoslawien» bestand ebenfalls noch), eine Bedrohung des Reiches in gravierender Form dar. Es muss einem Staatschef zugestanden werden, im engsten Kreise seiner militärischen bzw. aussenpolitischen Berater Überlegungen über Möglichkeiten anzustellen, eine solche Gefahr zu neutralisieren oder bei passender Gelegenheit zu beseitigen. Er hätte sich mit Recht schweren Vorwürfen ausgesetzt, wenn er dies unterlassen hätte.

Ein weiteres wichtiges Indiz für die offenbar geringe Wichtigkeit dieser Ansprache – aus Hitlers Sicht – ist seine Antwort auf Hossbachs Versuch – wie dieser mehrfach behauptete –, Hitler veranlasst haben zu wollen, das handschriftliche Gedächtnisprotokoll zur Kenntnis zu nehmen. Hitler habe es mit Hinweis auf Zeitmangel abgelehnt. Offensichtlich ist die Sitzung auf Wunsch Blombergs anberaumt worden, um Probleme der Rohstoffversorgung der einzelnen Wehrmachtsteile zu besprechen und zu lösen. Nachgeordnete Fachleute warteten im Vorzimmer. Soweit erkennbar, hat die Sitzung kaum zu sachlichen Lösungen geführt, und zwar nicht einmal in organisatorischer Hinsicht im Sinne von Festlegung klarer Kompetenzen, wozu Hitler ohnehin nur schwer zu bewegen war. Auch über Termine zur Herstellung eines bestimmten Rüstungsstandes ist nicht gesprochen worden.

Immerhin sollte die aussenpolitische Lage zum Zeitpunkt dieser Sitzung nicht ausser acht gelassen werden. Die militärische Achse Paris-Prag-Moskau bedeutete eine schwere Bedrohung des Reiches. Grossbritanniens Haltung war, soweit erkennbar, dem Reich gegenüber nicht positiv (was Hitlers Londoner Botschafter Ribbentrop wenige Wochen später expressis verbis berichten wird). Polen betrieb unter dem Deckmantel des deutsch-polnischen Nichtangriffspaktes ungerührt seine auf Entdeutschung ausgerichtete Volkstumspolitik weiter, und – last but not at least – Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, hatte in der sogenannten «Quarantäne-Rede» gerade ohne aktuellen aussenpolitischen Anlass eine eindeutige Position gegenüber dem Reich bezogen. Man wird nicht umhin können einzuräumen, dass es für den deutschen Regierungschef hinreichend Grund gegeben hat, sich Gedanken über den «Pfahl im deutschen Fleisch» bzw. das «Flugzeugmutter Schiff», wie ein französischer Minister die Tschechoslowakei aufgrund ihrer Paktspolitik bezeichnet hat, zu machen.

Vielleicht hat Hitler seinen rhetorischen Gäulen die Zügel etwas schiessen lassen, um sich der lästigen Aufgabe zu entziehen, zwischen rivalisierenden Ressortchefs klare Entscheidungen treffen zu müssen; in diesem Fall offenbar über die Verteilung der für die Rüstung der einzelnen Ressorts notwendigen Rohstoffe. Derartige Entscheidungen hat Hitler gescheut. Ganz besonders

mag das für diesen Fall gelten, in dem einer seiner vertrautesten Gefolgsleute, nämlich Göring, selbst «Interessenvertreter» war.

Ich habe die gravierende aussenpolitische Notlage Deutschlands bei Hitlers Regierungsantritt ausführlich dargestellt. Sie zu beseitigen und die Position des Reiches im Zentrum Europas zu konsolidieren, erforderte die Zusammenfassung aller Ressourcen im weitesten Sinne. Zu motivieren waren im Besonderen die führenden Gruppen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Diese Kreise gehörten in der Mehrzahl nicht zu den im innenpolitischen Kampf um die Macht bewährten Gefolgschaften Hitlers. Sie also galt es zu gewinnen und zu motivieren. Hitler musste den Schritt vom Parteidemagogen zum Staatsmann vollziehen. Als Grundlage zur Motivierung aller Schichten betrachtete er die nationalsozialistische «Weltanschauung».

Es ist schwer zu definieren, was eigentlich unter der vielzitierten «nationalsozialistischen Weltanschauung» oder dem «Nationalsozialismus» zu verstehen ist. Ich habe einmal in einem englischen Internierungslager einem Gauleiter diese Frage gestellt. Er sprach in irgendeinem Zusammenhang von der «Idee» (des Nationalsozialismus), und ich erlaubte mir die Frage, was eigentlich darunter zu verstehen sei. Etwas erstaunt meinte er zunächst, ich hätte doch auf der «Napola» Entsprechendes lernen müssen. Diese Antwort decouvierte bereits ein wenig seine Unsicherheit. Auf meine Antwort, ich hätte gewisse Vorstellungen, worum es sich bei der sogenannten «Idee des Nationalsozialismus» handelte, aber er als Gauleiter sei doch viel kompetenter in derlei Fragen als ich kleiner ehemaliger Truppenoffizier. Nun warf er mir, etwas ägriert, die beiden Begriffe «Blut und Boden» hin. Meine etwas provokante Replik, darunter könne man auch die Weltanschauung eines afrikanischen Negerstammes verstehen, beendete zunächst einmal die Unterhaltung. Bei diesem Gauleiter handelte es sich um einen gebildeten Mann, der unter den höchst unerfreulichen Umständen, in denen wir in den englischen Nissenhütten auf kleinstem Raum vegetierten, ein durchaus angenehmer Leidensgenosse war. Die kleine Episode veranschaulicht aber auch, wie verschwommen, und zwar selbst in hohen Parteikreisen, die Vorstellungen dessen waren, was unter der vielfach zitierten «nationalsozialistischen Weltanschauung» zu verstehen war. In der Praxis war der Nationalsozialismus ein System, auf dem Hitler seine Alleinherrschaft begründete. Die einzige wirkliche «weltanschauliche» Komponente im Nationalsozialismus war eigentlich nur die unselige Rassentheorie mit ihrem immanenten Antisemitismus.

Wie verworren sich die Vorstellungen oft darstellten, zeigt folgende Erfahrung, die ich selber machen konnte. In Ilfeld kam es in unserer Klasse zur Diskussion, als unser ausgezeichnete Geschichtslehrer Winkelmann die harte Sachsenpolitik Karls des Grossen recht fertigte. Unsere Klasse hatte

sich aber für Karl als «Sachsenschlächter» entschieden. Winkelmann schlug uns letztlich mit List, indem er in der nächsten Geschichtsstunde eine Rede Hitlers vom Parteitag 1935 mitbrachte, in der Hitler die deutschen Kaiser des Mittelalters – gemeint war eindeutig «Karl der Grosse» – in Schutz nahm, da sie im Sinne der «Volkwerdung» mit notgedrungen hartem Vorgehen die verschiedenen germanischen Stämme in ihr Reich zwangen. Wir waren höchst überrascht, konnten wir doch nicht wissen, dass Hitler diese Meinung sogar recht häufig und energisch gegen andere Einschätzungen wie Himmlers und Rosenbergs vertrat.⁴¹⁵ Ich darf feststellen, er überzeugte uns tatsächlich mit dem Argument, man könne Geschichte nur aus der Zeit heraus, in der sie spielt, beurteilen. Kaum zwei Jahre später sollte ich auf der Kriegsschule der Waffen-SS, als sich wieder eine Diskussion über «Karl den Sachsenschlächter» ergab, «auffallen», wie man beim Militär zu sagen pflegte, was meistens bedeutete, im negativen Sinne.

Auf dieser Offiziersschule der Waffen-SS in Braunschweig war wöchentlich nur eine Dreiviertelstunde sogenannter «weltanschaulicher Unterricht» angesetzt, da die militärische Ausbildung allem voranging. Dieser kurz bemessene Unterricht wurde von einem sogenannten «Weltanschauungs-Scheich», wie wir unseren «Weltanschauungslehrer» wegen seiner nichtmilitärischen Funktion respektlos bezeichneten, gegeben, der allerdings einen militärischen Rang bekleidete und damit Vorgesetzter war. Eines Tages nun vertrat auch er die These «Karl der Sachsenschlächter». Er mag damit auf der Linie Himmlerscher Geschichtsbetrachtung gelegen haben, ich aber wusste von Hause aus um die Absicht der deutschen Regierung – jedenfalls Vaters – , mit Frankreich die Versöhnung einzuleiten, wobei gerade Karl der Grosse als verbindendes Element und Integrationsfigur gedacht war!⁴¹⁶ Ich widersprach also dem Weltanschauungslehrer mit den Argumenten, die uns Winkelmann in Ilfeld vorgehalten hatte. Der Mann wurde schnell irritiert und verbot mir schliesslich das Wort, wozu er als militärischer Vorgesetzter die Macht hatte, was mich aber in meiner jugendlichen Rechthaberei – ich zählte 19 Lenze – ärgerte.

So erinnerte ich mich unseres Geschichtslehrers und besorgte mir beim nächsten Ausgang besagte Rede Hitlers, die natürlich leicht zu bekommen war, und präsentierte sie dem Weltanschauungslehrer beim nächsten Unterricht, so dass er sich natürlich vor dem ganzen Hörsaal etwas blamiert vor-

415 Sie war auch ein stetes Thema Hitlers in den Tischgesprächen der Kriegsjahre.

Vgl. Picker, Dr. Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942, Stuttgart 1963, passim.

416 Ich erinnere mich eines Leitartikels auf der ersten Seite im «Völkischen Beobachter», dem offiziellen Parteiblatt, unter dem Titel «Das Erbe Karl des Grossen» (Verfasser Dr. Nonnebruch).

kam. Da seine Stunden denkbar langweilig abliefen, war eine gewisse Schadenfreude des Hörsaals nicht zu übersehen.

Zwei Tage später wurde ich im «Dienstanzug», das hiess mit Stahlhelm und «umgeschnallt», beim Lehrgruppenkommandeur zum Rapport befohlen, der mich etwas barsch fragte, warum ich im weltanschaulichen Unterricht «Opposition machen» würde? Ich legte ihm den Vorfall dar, worauf er mir sagte: «Lassen Sie den Mann doch in Frieden.» Ich meine, er hätte sogar ebenfalls den Ausdruck «Weltanschauungs-Scheich» gebraucht. Unser Lehrgruppenkommandeur war ein ausgezeichnete Troupier, dem die sogenannte «Weltanschauung» recht gleichgültig war. Ich folgte seinem Rat und hielt daraufhin meinen Mund. Der «Weltanschauungslehrer» wurde bald darauf abgelöst, sicher nicht wegen dieses Vorfalls. Sein Nachfolger war ein hochgebildeter Mann, der uns die deutsche Geschichte – wohlgemerkt, ohne viel Ideologie – vortrug und der es verstand, sie für uns wirklich lebendig werden zu lassen.

Der Ausgangspunkt der Hitlerschen Konzeption war die konsequente Gegnerschaft zum Marxismus, in welcher Erscheinungsform er auch auftrat. Er setzte ihm den Nationalismus – damals von allen Völkern und Staaten der Erde als eine Grundlage ihrer Existenz betrachtet – entgegen, erweitert zum «nationalen Sozialismus», für den er den Begriff der «Volksgemeinschaft» benutzte, der mit dem dogmatischen Sozialismus marxistischer Prägung nichts gemein hatte, wenn es auch durchaus in der NSDAP «linke» Strömungen gab, die aber in keiner Weise in irgendeiner Form organisiert waren.

Diesem Ausgangspunkt seines politischen Kampfes um die Macht, die er auf legalem Wege zu erreichen versprach, wird man die Tragfähigkeit schwerlich absprechen können. Ein «nationaler Sozialismus» war geeignet, den Konsens weiter Volksschichten zu finden, einschliesslich der Arbeiterschaft. Das sogenannte «Sozialistische» im Nationalsozialismus wäre heute mit «sozial» zu bezeichnen, eben zur Unterscheidung von «Sozialismus» im Sinne von Marx, ohne mich hier in Definitionen verlieren zu wollen. Die kommunistischen Wähler – bei der Reichspräsidentenwahl im Jahre 1932 über 5 Millionen – wählten die Kommunisten aus wirtschaftlicher Not. Für sie war auch ein «nationaler Sozialismus» durchaus akzeptabel, wenn in seinem Zeichen ihre Lage verbessert würde.

Mit der Gabe des Visionärs hat Hitler dieses Konzept entworfen. Er musste diesem politisch immer schon recht unsicheren Volk – unsicher im Sinne von nationaler Identität – eine Vision geben. Die Gegensätze «national» und «sozialistisch» («sozial») wurden von ihm in der «Volksgemeinschaft» aufgelöst, in der eben jeder an seinem Platz zum Wohle der Gemeinschaft (und damit auch zu seinem eigenen Wohl) seine Funktion zu erfüllen hatte. Er versprach auf der nationalen Ebene die Wiederherstellung der Gleichberechtigung.

gung Deutschlands und seiner Verteidigungsfähigkeit und auf der sozialen Ebene die Überwindung der Arbeitslosigkeit und des Klassenkampfes. Die soziale Komponente sollte die erforderliche «Geschlossenheit» des deutschen Volkes herstellen, um es in die Lage zu versetzen, den Kampf um seine Gleichberechtigung und um die Sicherung seiner immer gefährdeten zentral-europäischen Lage durchzustehen. Die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, in dem die «Heimatfront» nach damals gängiger Auffassung zerbrochen war, spielten hier ohne Zweifel eine massgebliche Rolle. Hier liegen aber auch die Wurzeln der Repression, die im Laufe des Dritten Reiches und vor allem im Kriege immer stärker in Erscheinung traten. Sie sollte die Geschlossenheit des Volkes aufrechterhalten, wirkte sich aber in wichtigen Zirkeln oft kontraproduktiv aus! Zur extrem gefährdeten aussenpolitischen Lage des Reiches, die hier bereits dargestellt wurde, kam die innere Bedrohung durch die militante, äusserst aktive Kommunistische Partei Deutschlands, die, von Moskau gesteuert, im Ernstfall durchaus als «verlängerter Arm» dieser imperialen Macht einzustufen war.

Darüber hinaus muss darauf hingewiesen werden, dass die gesellschaftliche Struktur der führenden Kreise in Deutschland nicht homogen war. Alle gesellschaftlichen, religiösen und ideologischen Richtungen waren vertreten. Für alle Gruppierungen aber – mit Ausnahme der extremen Linken – war die Vorgabe «Antibolschewismus» und «Gleichberechtigung» für das Reich eine mögliche Motivation.

Der Ideologe Hitler aber befrachtete diesen allgemein zu akzeptierenden gemeinsamen Nenner für einen nationalen und sozialen Konsens mit einer Ideologie, die er glaubte, dem deutschen Volk oktroyieren zu müssen, um es, wie er meinte, den zersetzenden Einflüssen des «jüdisch bestimmten Bolschewismus» entziehen zu können. Seine Ideologie beanspruchte in zunehmendem Masse Akzeptanz bis weit in die privaten Lebensbereiche des Einzelnen hinein. Auf der Grundlage seiner Rassentheorie basierte, wie gesagt, seine «Weltanschauung». In der «germanischen Rasse», was auch immer er darunter verstand, sah Hitler die «positive» Komponente, vielleicht in der Absicht, der immer labilen Mentalität seiner Landsleute ein etwas festeres Fundament zu geben. Die negative Seite wurde in seinen Augen durch die «jüdische Rasse» verkörpert. Da Hitler Bolschewismus und Judentum gleichsetzte, hat er den Bogen von seinem realen und einleuchtenden Ziel, nämlich der Bekämpfung des Marxismus-Leninismus, zu seiner utopischen Rassentheorie geschlagen. In Marxismus, Judentum und Internationalität sah er eine Gefährdung der «blutmässigen» und «seelisch-geistigen» Substanz des deutschen Volkes, das er gegen diese Einflüsse immunisieren wollte. Vater schreibt, alle seine noch so stichhaltigen Argumente gegen Hitlers Vorstellung einer welt-

weiten jüdischen Ost-West-Verschwörung gegen das Reich hätten Hitler nicht von dieser Auffassung abbringen können. Es gelingt selten oder nie, Visionäre von ihren Visionen abzubringen!

Aus dieser Festungsmentalität heraus, die sich nachvollziehbarerweise nach dem Ersten Weltkrieg unter dem Diktat von Versailles und unter dem Eindruck der perfekten Einkreisung des entwaffneten Reiches gebildet hatte, sah er in jeder Abweichung von seiner «weltanschaulichen» Linie eine innere Gefahr und damit eine äussere Gefährdung. Sie hatte im Ersten Weltkrieg seiner Meinung nach letztlich zur schwindenden Kampfbereitschaft geführt und die Niederlage eingeleitet. «Festungsmentalität» entspringt immer einer gewissen Notstandslage, das heisst einer Schwächesituation. Man darf Hitler und seiner Regierung diese Notstandssituation für den Zeitpunkt seiner Regierungsübernahme durchaus zubilligen, als er die kommunistischen Kader rücksichtslos zerschlagen liess und ihre Funktionäre festsetzte. Die Kommunisten waren der verlängerte Arm einer imperialen und aggressiven ausländischen Macht, die abzuwehren Hitler angetreten war.

Gegen das schnelle Zerschlagen der kommunistischen Organisationen erhoben sich im Land wenig Einwände. Die Weimarer Republik war dazu nicht imstande gewesen; und auch ihren Parteistreitereien weinte nicht zuletzt deswegen kaum jemand eine Träne nach. Hitler hat nach seinem Regierungsantritt seine verfassungsmässigen Rechte ohne Zweifel überschritten. Immerhin hatte aber der Reichstag das Ermächtigungsgesetz mit Mehrheit gebilligt, einschliesslich der Stimmen von Brüning, Theodor Heuss und anderen. Ein Staatsmann hätte sich dieser Ausnahmerechte des Notstandes mit grosser Behutsamkeit bedient. Das Feindbild des Kommunismus hätte ihm als Basis gedient, die verschiedenen Gruppierungen des Gemeinwesens hinter sich zu bringen und zu vereinigen. Gegen den Bolschewismus und für die deutsche Gleichberechtigung, sprich die Abwehrbereitschaft gegen den Sowjetbolschewismus, waren wie gesagt alle gesellschaftlichen Gruppen in Deutschland zu gewinnen, in erster Linie aber die Kreise, auf die sich Hitler stützen musste, wenn er aussenpolitisch die deutsche Gleichberechtigung durchsetzen wollte. Wenn diese führenden Kreise in Wehrmacht, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft und nicht zuletzt in den Kirchen auch nicht von vornherein zu Hitlers Gefolgschaft gehörten, so sahen sie in ihm – zunächst jedenfalls – die dem Kommunismus vorzuziehende Alternative. Hitler musste wissen, dass er auf diese Führungsgruppen des Reiches angewiesen war. Die loyale Gefolgschaft der «etablierten Eliten» war eine absolute Notwendigkeit. An ein «Auswechseln» der führenden Gruppen war im Hinblick auf den Zeitdruck, unter dem Hitler infolge der aussenpolitischen Zwänge, die er nicht ausgelöst hatte, stand, nicht zu denken.

Kein Staatsmann kann seine politischen Vorstellungen ohne die Gefolgschaft einer Führungsgruppe, die die Schlüsselpositionen in seinem Sinne besetzt, verwirklichen. Ganz besonders gilt das in schwierigen Lagen. Man ist versucht, an den Grossen Kurfürsten und seine Nachfolger zu erinnern, die das Gefüge ihres Staates mit einer klaren Konzeption fest strukturiert hatten. Sie hatten die Autorität der Krone wohl wie einen «rocher de bronze» («ehernen Fels») etabliert, aber zugleich den Adel – die damals staatstragende Schicht – durch das Besetzen der Beamten- und Offizierspositionen ausschliesslich mit Angehörigen dieser Schicht in die Pflicht genommen und auf sich eingeschworen. Seine wirtschaftliche Basis wurde gesichert. Dafür hatten die Angehörigen dieser Kaste dem Monarchen treu zu dienen und sich, wenn es denn sein musste, auch für ihn totschiessen zu lassen. Diener des Staates zu sein, war das Vorrecht und die Verpflichtung der Mitglieder dieser Kaste. Dies verband sie mit dem Monarchen; zudem der gleiche Lebensstil und die gleichen Lebensauffassungen. Sie fühlten sich, wie auch der Herrscher, dem übergeordneten Prinzip des Staates, also dem Gemeinwohl, verpflichtet. Sie identifizierten sich mit ihrem Staat in der Person des Monarchen.

Selbstverständlich war das keineswegs. Ursprünglich, das heisst in der mittelalterlichen Geschichte, stand der niedere Adel im allgemeinen gegen den Hochadel, dieser in Gestalt der Landesfürsten. Als der erste Hohenzoller, der Burggraf von Nürnberg, mit der Mark Brandenburg belehnt wurde, nahm er auf seinem Wege nach Norden zwei sogenannte «Feldschlangen» mit, riesige Kanonenrohre, mit denen entsprechende Kugeln verschossen wurden, die geeignet waren, auch dicke Mauern zu durchbrechen. Der Adel in Brandenburg hatte nämlich nicht gerade auf seinen neuen Landesfürsten «gewartet». Mit den beiden «Feldschlangen» schoss er zunächst einmal die Burg der Herren von Quitzow in Friesack zusammen, um sich Respekt zu verschaffen. Ich habe als Junge im Ratskeller von Königsberg in Ostpreussen gesessen, der «Das Blutgericht» hiess, weil an dieser Stelle der Grosse Kurfürst fünf Frondeure aus dem ostpreussischen Adel hatte aufhängen lassen, an der Spitze einen Herrn von Kalckstein. Ein Nachfahre von ihm hat mit mir 1939 Abitur gemacht. Den gehängten Kalckstein soll übrigens eine auffallend stark gebogene Nase geziert haben; sein Nachfahre war interessanterweise mit einer ähnlich charakteristischen Nase gesegnet. Er war ein ebenso sympathischer Kamerad wie guter Reiter. Leider ist auch er gefallen. Ich will mit diesen Ausführungen auf die Bedeutung des Verhältnisses von Führungsgruppen zu ihrem Souverän hinweisen. Die Machtfülle Hitlers entsprach, ja überschritt die eines absoluten Monarchen in vielerlei Hinsicht, aber gerade deshalb war er auf eine loyale Führungsmannschaft angewiesen.

Hitler aber war nicht der Staatsmann, der, an diese Tradition der preussischen Könige anknüpfend, die führenden Schichten des Reiches auf die von ihm gesetzten aussenpolitischen Ziele eingeschworen hat, damit sie ihm auf dem gefahrenvollen Weg, den er einschlagen musste, folgten. Wohlgemerkt nicht, um die «Weltherrschaft» zu erringen, sondern um eine halbwegs gesicherte Existenz des Reiches in der Mitte Europas zu etablieren. Es bestanden dafür im Grunde die besten Voraussetzungen. Die aussergewöhnliche Krise, in der sich das Reich bei der Machtübernahme Hitlers befand, nämlich die Sorge, von der bolschewistischen Flut verschlungen zu werden, hatte weite Kreise für einen neuen Anfang bereitgemacht. Hier galt es anzusetzen.

Der «Führer-Staatsmann» hätte diese Aufgabe erkennen müssen. Ihre Lösung war die Voraussetzung dafür, wirklich alle Kräfte auf das von ihm vorgegebene Ziel konzentrieren zu können. Dieser «Führer» aber war ein Visionär, der sich ein antimarxistisches Weltbild aufgebaut hatte und glaubte, nur durch eine Veränderung der «Weltanschauung» der Menschen, wie es genannt wurde, sei der Kampf gegen die «bolschewistisch-jüdische» Internationalität zu führen. Mit der Unduldsamkeit des Visionärs versuchte er das deutsche Volk in seinem Sinne zu indoktrinieren und setzte sich damit vielfach in einen Gegensatz zu den etablierten Gruppen der Gesellschaft, die er brauchte und die im Grunde durchaus bereit waren, sich seiner aussenpolitischen Zielsetzung anzuschliessen. Aus dieser Unduldsamkeit heraus und obendrein in der geschilderten Festungsmentalität befangen, wurde der Oktroyierung seiner Weltanschauung durch geheimpolizeiliche Mittel der nötige Nachdruck verliehen. Das aber führte schliesslich zu einer Rechtsunsicherheit, wie sie in einem kultivierten Staat in der betriebenen Form auf die Dauer nicht erträglich ist. Die Gefahr, verhaftet zu werden, ohne den Rechtsweg zur Verfügung zu haben, um sich dagegen wehren zu können, erzeugte eine Rechtsunsicherheit, die schliesslich zu subversiven Aktivitäten führen musste!

Das Schlimmste aber war letztlich die potentielle Unberechenbarkeit des Diktators. Hitlers Wort war Gesetz, und er beanspruchte diese Position ausdrücklich. Wer sich selbst zum «Obersten Gerichtsherrn des deutschen Volkes» ernannt und im eigenen Namen eine Reihe von Erschiessungen ohne Verfahren vollstrecken lässt, kann sich dieses Recht jederzeit erneut nehmen. Hitler vermittelte vielen Angehörigen gerade der führenden Kreise des Reiches, auf die er angewiesen war, eben nicht die immer von den Menschen angestrebte Sicherheit für ihre Lebensumstände und Lebensbedingungen. Ein unkontrollierter Alleinherrscher ist von vornherein kein Garant dieser Sicherheit, es sei denn, er unterwirft sich selbst verbindlichen Spielregeln, die nur auf rechtsstaatlicher Grundlage aufgestellt werden können.

Es sei in diesem Zusammenhang nebenbei an einen Vorgang erinnert, der ein bezeichnendes Beispiel für die Willkür des Diktators darstellt, nämlich an die völlig unverständliche Entlassung aller Angehörigen ehemaliger in Deutschland regierender Fürstenhäuser aus der Wehrmacht im Jahre 1941. Unmittelbar betroffen war von dieser Massnahme zwar nur ein kleiner Personenkreis. Aber gerade der war im Sinne seiner Familientradition bereit, sich voll für Deutschland einzusetzen. Es drängte sich damals der Gedanke auf, welche Personengruppen als nächste einer weiteren Willkürmassnahme des Diktators unterliegen würden? Die Aktionen gegen Juden lagen auf der gleichen Linie. Niemand garantierte dieser oder jener Gruppierung, dass sie nach einem gewonnenen Krieg nicht aus irgendeiner Eingebung des «Führers» heraus misslieblich werden könnte und gravierende Nachteile hinzunehmen hätte.

Die «Rassentheorie» – vor allen Dingen im Hinblick auf ihre immanente Wertkomponente – war nicht plausibel und erschien als dogmatische Willkür. Es bestand durchaus die Erkenntnis, dass es unterschiedliche Rassen gab, aber man hielt eine praktizierte Rassenpolitik für eine Utopie. Selbst innerhalb der Waffen-SS ging der schnoddrige Spruch über die so stark propagierte «nordische Rasse» um, dass nämlich ihre Hauptmerkmale die drei grossen «B's» seien, was «blond, blauäugig und blöd» bedeute. Die beiden Supermächte USA und Russland konnten Ideologien vorweisen, die auf der ganzen Welt für ihre Träger werbend wirken konnten, die nationalsozialistische Rassentheorie aber stiess alle nichtnordischen Rassen zurück! Im Übrigen: Wer die Rasse und ihren Erhalt als politische Zielsetzung auf sein Panier schrieb, musste eigentlich gerade das jüdische Volk als vorbildliches Beispiel begreifen, immer wieder ausgewiesen im Alten Testament. Das phänomenale Zusammengehörigkeitsgefühl dieses Volkes ist in der Geschichte einmalig, aber auch das Problem! Die jüdische religiöse Tradition ist, trotz immer neuer Verfolgungen, mit einer Zeitspanne von über 3000 Jahren die älteste noch «lebende» auf der Welt.

Da sich der Staat am Anfang der 1930er Jahre gegenüber den aggressiven und von Moskau gesteuerten Kommunisten in einer Notwehrsituation befand, hat man in der deutschen Öffentlichkeit das rigorose Durchgreifen gegen die Kommunistische Partei und ihre Funktionäre durchaus verstanden. Die Ereignisse des 30. Juni 1934 dagegen, die zu einer Reihe von Erschiessungen ohne Gerichtsverfahren führten, waren nicht geeignet, das Vertrauen in die Herrschaft Hitlers in eben den Kreisen, die er für seinen Kampf um die deutsche Gleichberechtigung brauchte, zu festigen. Rückblickend stellte sich die Aktion Hitlers vom 30. Juni 1934 als verhängnisvoll und obendrein als unnötige Brutalität dar. Sofern Röhm und Genossen bzw. Schleicher tatsächlich

mit einer «auswärtigen Macht» konspiriert haben, wäre ein Gerichtsverfahren viel überzeugender gewesen. Im Übrigen hätte man sie jederzeit durch Hausarrest oder Festungshaft isolieren können. Churchill hat den britischen Faschistenführer Sir Oswald Mosley und seine Frau jahrelang ohne jeden Rechtstitel eingesperrt gehalten. Das britische Regierungssystem ist durch diese illegale Massnahme nicht erschüttert worden. Das Ausserkraftsetzen verfassungsmässiger Persönlichkeitsrechte ist ein gefährliches Unterfangen, weil es Unzufriedenheit und Opposition, die in jedem Regierungssystem selbstverständlich vorhanden sind, unter die Oberfläche drückt und damit viel gefährlicher macht. Das gilt ganz besonders für betroffene Gesellschaftsschichten oder Eliten, die verantwortliche Positionen im Staatsgefüge innehaben.

Man sage nicht, das wären theoretische Überlegungen. An zwei entscheidenden Punkten ist die deutsche Aussenpolitik im geheimen von «innen» mit verhängnisvollen Folgen durchkreuzt worden. Ohne die Aktivitäten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt v. Weizsäcker, des Chefs des Generalstabes des Heeres (Beck), des Chefs der Abwehr (Canaris) und ihrer Helfer (man darf sie getrost als Exponenten konservativer Kreise bezeichnen), die der englischen und der polnischen Regierung den Militärputsch gegen Hitler versprochen, wenn es zum Kriege käme, wäre die Einigung mit Polen auf der Grundlage der aussergewöhnlich massvollen deutschen Vorschläge – vor allen Dingen nach Abschluss des deutsch-russischen Paktes – wahrscheinlich zu erreichen gewesen.

Später waren es, wie oben bereits dargestellt, wieder der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (Weizsäcker) und der Chef der Abwehr (Canaris), die Hitler die Chance nahmen, sich mit aller Kraft im Mittelmeer gegen England zu wenden, indem sie hinter dem Rücken der Reichsregierung Franco abrieten, sich an die Seite des Reiches zu stellen, Gibraltar zu nehmen und damit die englische Position im Mittelmeer aus den Angeln zu heben, was wahrscheinlich zum Einlenken Grossbritanniens geführt und den verhängnisvollen Russlandkrieg vermieden hätte. Es geht aus den zur Verfügung stehenden Dokumenten eindeutig hervor, dass erst, als es für Hitler eindeutig erkennbar wurde, nicht auf Franco rechnen zu können, und ihm damit die Option, Grossbritannien im Mittelmeer entscheidend treffen zu können, nicht mehr offenstand, der endgültige Entschluss, Russland präventiv anzugreifen, gefasst worden ist. Diese beiden Aktionen von Spitzenfunktionären des Reiches haben die Politik Hitlers in entscheidenden Momenten durchkreuzt und jene verhängnisvolle Entwicklung eingeleitet, die zum Verlust des Krieges in eine Katastrophe epochalen Ausmasses führte. Sie sind nur die folgenschwersten Interventionen des sogenannten «Widerstandes gegen Hitler».

Zu den wichtigsten Institutionen in Deutschland zählten damals ohne Zweifel die Kirchen. Man sollte denken, sie zum Bündnispartner gegen den atheistischen Bolschewismus zu gewinnen, wäre nicht schwer gewesen. Die Querelen mit den Kirchen aber waren nicht geeignet, dem Reich und seinem Regime in der Welt Freunde zu schaffen. Dabei wollten beide Kirchen sicher nicht unter bolschewistische Herrschaft geraten! Aber sie wussten andererseits auch nicht, was sie von dem Diktator Hitler zu erwarten hatten, sollte er in seiner Herrschaft unangefochten bleiben.

So war das Verhältnis zwischen den Kirchen und dem Regime oft ein gespanntes. Der Ideologe in Hitler erhob über die Seelen des von ihm geführten Volkes einen «Totalitätsanspruch». Er stürzte damit Teile des deutschen Volkes, und auch hier wieder gerade die der führenden Schichten – aber nicht nur sie – in Gewissenskonflikte. Ich habe als junger Kompaniechef, zu diesem Zeitpunkt 22 Jahre alt, ein für mich damals sehr bemerkenswertes Erlebnis gehabt. Wir stellten 1943 die Panzerdivision «Hitler-Jugend» auf. Die Mannschaften rekrutierten sich vorwiegend aus bereits wehrdienstpflichtigen Angehörigen der Hitler-Jugend, die sich freiwillig gemeldet hatten. Diese Männer wurden uns jungen Offizieren von Sepp Dietrich (mittlerweile Kommandierender General des Panzerkorps «Leibstandarte») ganz besonders ans Herz gelegt. Wir hätten uns bei aller Konsequenz der Ausbildung als Erzieher und Jugendführer zu verstehen, ja bis zu einem gewissen Grade den Vater zu vertreten.

So wies mich eines Tages einer meiner Offiziere auf einen jungen Soldaten hin, der dem Dienst nicht mit der gleichen fröhlichen Bereitschaft folgte wie seine Kameraden. Es handelte sich um einen Oberschlesier mit einem polnischen Namen. Ich ahnte, worum es sich drehte, als sich der einen bedrückten Eindruck machende junge Mann bei mir meldete. Er fasste schnell Vertrauen, und auf meine Frage, was ihn denn beschwere, erklärte er ganz offen, nicht zur Messe gehen zu können. Die weitere Unterhaltung ergab, er habe sich wohl freiwillig zur Waffen-SS gemeldet, da die ganze Klasse es getan habe, denn er habe sich nicht getraut, als einziger zurückzustehen, was er eigentlich gerne getan hätte, da es immer hiesse, die SS sei kirchenfeindlich. Der Vater sei gefallen. Seine Mutter habe ihn mit der Mahnung verabschiedet: «Bewahre dir deinen Glauben!» Es hat keinerlei Mühe gekostet, von meinem Regimentskommandeur die Genehmigung zu bekommen, den jungen Soldaten sonntags mit einem Kraftrad in die nächste Kirche zur Messe zu schicken, wohlgerichtet in eine französische, denn wir lagen zu diesem Zeitpunkt auf einem Truppenübungsplatz des Heeres in Frankreich. Der Kommandeur war wie ich der Meinung, man sollte dem Jungen, der vor schweren seelischen Belastungen bei den kommenden Einsätzen stand, die Ausübung seiner Religion ermöglichen.

Steht dieses Beispiel nicht beinahe *pars pro toto* für die Gewissenslage vieler Deutscher? Einerseits das Vaterland, das sich in einem Existenzkampf auf Leben und Tod befand, und andererseits ein Regime, das viele wegen ihres Glaubens in Gewissenskonflikte stürzte. Einer der besten Freunde unserer Eltern war Graf Schönburg, «Ernstl», wie er genannt wurde. Er war bereits als Student in den 1920er Jahren oft und gerne in unserem Hause gesehen. Wir Kinder liebten ihn sehr. Er gehörte schliesslich beinahe zur Familie. Ich entsinne mich gut, dass er 1932 – während der beiden Wahlgänge für den Reichspräsidenten – erklärte, es werde früher oder später einen grossen Endkampf zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten geben. Er glaube an den Sieg der Nationalsozialisten, denn die sächsischen Arbeiter – er kam aus Sachsen – seien «helle» und in der Mehrzahl für Hitler; und die wüssten im allgemeinen, wohin der Zug führe. Ich war mit meinen elf Jahren sehr beeindruckt von der von ihm erwarteten Zuspitzung der innerdeutschen Situation.

Es muss wohl in den Jahren 1935/36 gewesen sein, als Vater «Ernstl» Schönburg bat – er war katholisch –, Kontakt zu katholischen Kreisen in England herzustellen, um auch in diesen für ein deutsch-englisches Bündnis zu werben. Ich entsinne mich nur allzu deutlich der traurigen Betroffenheit Vaters, als er Mutter erzählte, «Ernstl» habe sich zu einer Mitarbeit im Hinblick auf das gespannte Verhältnis des Regimes zur katholischen Kirche nicht in der Lage gesehen. Vater war eben der Meinung, und nur aus diesem Grunde hatte er sich Hitler angeschlossen, die Aussenpolitik habe absoluten Vorrang, auch vor innenpolitischen Unzuträglichkeiten, denn von ihr hänge letztlich die Existenz des Gemeinwesens ab. Dessenungeachtet wurde Schönburg Reserveoffizier und ist am ersten Tag des Polenfeldzuges für sein Land, mit dessen Regime er nicht einverstanden war, gefallen. Sein Tod ging Vater ganz ausserordentlich nahe. Schönburgs Schicksal steht für die Zwangslage vieler Deutscher: einerseits die latente Gefährdung des Reichs in seiner europäischen Mittellage, andererseits ein Regime, dem aus den verschiedensten Gründen grosse Vorbehalte entgegengebracht wurden. Zehn Vettern 1. Grades meiner Frau sind gefallen. Sie waren praktizierende evangelische Christen und lehnten Hitlers Regime ab.

Vater hat Hitler vorgeschlagen, der katholischen Kirche Zutritt zum besetzten Russland zu gewähren. Ich erinnere mich deshalb so genau an Mutters Schilderung, weil sich mir aus ihrer Feststellung, «das wäre der jahrhundertalte Traum der katholischen Kirche», das Verhältnis der orthodoxen Kirche zur katholischen damals überhaupt erst erschlossen hat. Unnötig festzustellen, dass Vaters Anregung kein Erfolg vergönnt war, wobei Hitler immerhin die Anweisung gab, die unter Stalin geschlossenen Kirchen in der Ukraine wieder zu öffnen.

Eine andere Gruppe, man könnte hier beinahe das Wort «Kaste» anwenden, die naturgemäss für Hitler und seine Politik von ganz besonderer Bedeutung war, stellte die Generalität des Heeres dar. Die Loyalität der bewaffneten Macht ist in einer Diktatur immer von ganz besonderer Wichtigkeit, denn sie verfügt über das technische Potential, den Diktator zu stürzen. Der Generalität oblag es, die Wiederbewaffnung so schnell wie möglich auszuführen, um die Risikophase möglichst kurz zu halten. Sie entstammte der alten kaiserlichen Armee. Diese Kreise waren im eigentlichen Sinne konservativ. Es war ihnen gelungen, die soldatische Tradition des deutschen Heeres über den Zusammenbruch von 1918 hinaus und durch die Wirren der Weimarer Republik hindurch zu erhalten. Eine gewisse soldatische Tradition, die auf der überlieferten Bereitschaft beruht, gegebenenfalls sein Leben für sein Land hinzugeben – da kann man sich heute drehen und wenden, wie man will –, wird immer die geistige Grundlage einer Armee bleiben müssen, wenn sie ihre Aufgabe, den Schutz des Landes nach aussen, erfüllen soll.

Die ehemaligen kaiserlichen Offiziere hatten in der «Reichswehr», wie sich das Heer in der Weimarer Zeit nannte, eine Kaderarmee geschaffen und damit die Grundlage gelegt, ohne welche später die Wiederaufrüstung unter Hitler so schnell nicht möglich gewesen wäre. Der «Zeitfaktor» spielte eine ganz entscheidende Rolle dafür, durch wen und in welcher Form die Aufrüstung durchgeführt werden sollte. Gegenüber der Vorstellung Röhm's, ein Milizheer unter Einbeziehung der SA aufzubauen, entschied sich Hitler folgerichtig für die konservative Generalität und das von ihr geprägte Offizierskorps. Nur so war in verhältnismässig kurzer Zeit eine Heeres Vermehrung zu verwirklichen und die «Risikophase» möglichst kurz zu halten. Hitler hatte die Vor- und Nachteile dieser Entscheidung abzuwägen und ihnen Rechnung zu tragen. Die soldatischen Tugenden, die die «kaiserlichen» Offiziere aufrechterhalten hatten, wiesen aber auch eine negative Kehrseite auf. «Alte Zöpfe», die nicht mehr in ein modernes, von der «Volksgemeinschaft» geprägtes Heer passten, wurden, sicher teilweise mit Arroganz und Überheblichkeit, verteidigt und aufrechterhalten.

Ein Grundzug des deutschen Heeres war ohnehin, dass es Neuerungen reserviert gegenüberstand, was erst recht galt, wenn sie technischer Natur waren. Der Chef des Grossen Generalstabes, Schlieffen, hatte vor dem Ersten Weltkrieg mit dem Kriegsministerium darum ringen müssen, aus der schweren Artillerie eine Feldtruppe zu machen. Grossvater erzählte die Geschichte von dem kaiserlichen General, der sich gegen die Einführung des Maschinengewehrs ausgesprochen habe, weil dadurch das einheitliche Bild der Marschkolonnen gestört würde. Nicht ohne Grund spottete man im deutschen Heer

nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 über die neue Ausgehuniform der Soldaten als «Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisrock». Aus eigener Erfahrung seien die Tarnjacken und Stahlhelmbezüge angeführt, mit denen jeder Soldat der Waffen-SS ausgerüstet war. Auf den ersten Blick war zu erkennen, welche Vorteile sie dem Soldaten auf dem Gefechtsfeld brachten. Wie viele deutsche Soldaten sind dem wohl grauen, aber dennoch in der Sonne glänzenden Stahlhelm zum Opfer gefallen. Darüber hinaus gab die Tarnbekleidung noch zusätzlich einen gewissen Schutz gegen Niederschläge und Feuchtigkeit. Selbst im Krieg wurden sie beim Heer nicht eingeführt. Für die Bundeswehr, wie für alle Armeen der Welt, sind sie heute eine Selbstverständlichkeit.

Zurück zu Hitlers Verhältnis zur Generalität des Heeres. Wir haben die «Risikophase», die jeder «Wiederaufrüstung» angesichts hochgerüsteter Nachbarn immanent ist, eingehend dargestellt. Dieser gefährliche Abschnitt war 1938 noch nicht abgeschlossen. Man kann sagen, auch der Polenkrieg begann bei noch keineswegs vollendeter Rüstung. Die Bedenken der Heerespitzen zu diesem Zeitpunkt, ein Kriegsrisiko einzugehen, sind vom militärisch-fachlichen Standpunkt aus bis zu einem gewissen Grade zu verstehen. Unter aussenpolitischen Gesichtspunkten spielten aber die Zeitfaktoren die entscheidende Rolle. Es blieb Hitler keine andere Wahl, als die Position des Reiches in Zentraleuropa möglichst schnell möglichst stark zu machen, nachdem sein Konzept der engen Kooperation mit den beiden Westmächten nicht zu verwirklichen gewesen war, und zwar ehe die potentiellen Gegner mit ihren politischen und militärischen Vorbereitungen so weit fortgeschritten waren, dass sie dem Reich entgegentreten konnten. Dabei sollten auch die notwendigen psychologischen, sprich propagandistischen Vorbereitungen nicht vergessen werden, die in Demokratien eine grosse Rolle spielen. Die Einstimmung der Briten auf einen möglichen Krieg gegen Deutschland hatte von 1937 auf 1938, wie ich oben geschildert habe, erhebliche Fortschritte gemacht. Noch viel gravierender war die entsprechende Beeinflussung der öffentlichen Meinung in den USA durch Roosevelt, die intensiv und konsequent betrieben wurde.

Hitler wollte, ich erkläre es dezidiert einmal mehr aus meiner damaligen Kenntnis heraus, für das Sudetenland keine militärische Konfrontation oder gar einen Krieg wagen (was hätte ihm ein Krieg bringen sollen?). Gerade deshalb hat er geblufft und Stärke demonstriert. Er hat das Spiel nach aussen hin gut gespielt, ich darf hinzufügen: mit Hilfe seines Aussenministers, der ihm die Godesberger Konferenz gerettet hat (was Hitler ihm bewegt dankte). Man darf sich aber fragen, ob er gegenüber der Heeresführung die notwendige Überzeugungsarbeit geleistet hat, um zu erreichen, dass sie sich mit seinen aussenpolitischen Entschlüssen identifizierte.

Man vergesse nicht, dass die deutschen militärischen Führer des Jahres 1938 den Verlust des Ersten Weltkrieges erlebt hatten. Das Reich war in den Ersten Weltkrieg mit der besten Armee der Welt gegangen und letztlich unterlegen. Nun riskierte eine ihnen und ihrem Denken nicht vertraute Figur unter Umständen die gleiche Konfrontation mit einem Instrument, das heisst einer Wehrmacht, die noch nicht den Stand erreicht hatte, und zwar weder materiell noch ausbildungsmässig, den die Generalität nach ihren strengen Massstäben für erforderlich hielt, um eine solche Politik betreiben zu können. Den alten kaiserlichen Offizieren steckte die Niederlage von 1918 noch tief in den Knochen. Sie schoben der Aussenpolitik des Kaiserreiches mit einem gewissen Recht die Schuld an dem verlorenen Krieg zu. Natürlich übersahen die deutschen Militärs dabei geflissentlich das entscheidende Versagen der deutschen militärischen Führung in der Marneschlacht 1914. Ihr Verlust bedeutete nach Lage der Dinge bereits den Verlust des Krieges. Nunmehr lief die Zeit gegen die «Mittelmächte». In dieser Lage die Schlacht von Verdun als «Abnutzungsstrategie» zu konzipieren und zu führen, darf als weitere gravierende Fehlentscheidung der deutschen Heeresführung im Ersten Weltkrieg bezeichnet werden. Es liegt mir nicht daran, die militärischen Probleme der deutschen Kriegführung von 1914-1918 zu rekapitulieren, es kommt mir hier nur darauf an, aufzuzeigen, wie sehr sich die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges auf die Einstellung der Generalität gegenüber Hitlers Aussenpolitik auswirkten. Es ist eine bekannte Erfahrung der Historie, dass die meisten Generale immer den vergangenen Krieg vorbereiten,⁴¹⁷ und an einem verlorenen Krieg tragen Militärs ohnehin nie Schuld.

Ich habe es schon erwähnt, Hitler hatte bereits 1925 in seinem Buch niedergelegt, dass die Motorisierung in einem modernen Krieg eine überragende Bedeutung erhalten werde.⁴¹⁸ Im Zuge der Wiederaufrüstung setzte er die Schaffung operativ einzusetzender Panzerverbände durch. Er fand unter den Offizieren der Reichswehr modern denkende Anhänger der Theorie, den zermürbenden Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges durch motorisierte Grossverbände zu überwinden. Er stiess dabei aber wohl auf Widerstand seitens Fritschs und Becks⁴¹⁹ sowie Teilen der Generalität; jedenfalls wurde bei uns zu Hause damals darüber gesprochen. Der operative Einsatz unabhängiger, sprich nicht an Fusstruppen gebundener, motorisierter und gepanzerter Verbände wurde zwar unter Fachleuten, die eher als Aussenseiter galten, diskutiert, zur Realisierung im Sinne ihrer Aufstellung und vor allen Dingen ihrer

417 Keitel, W.: a.a.O., S. 424f.

418 Hitler, A.: a.a.O., S. 748-749.

419 Siehe Guderian, Heinz: Erinnerungen eines Soldaten, Heidelberg 1951, S. 25 f.

Einbeziehung in die strategischen Führungsgrundsätze hatte sich bis dahin aber noch keine bewaffnete Macht entschliessen können.

Für die europäischen Staaten hätte Hitlers antibolschewistische Motivierung Veranlassung zu weitgehender Unterstützung der Politik des Reiches sein können, wenn ihnen die Sicherheit einer selbstbestimmten Existenz nach Abwehr der bolschewistischen Gefahr garantiert worden wäre. Eine grosszügige europäische Charta in diesem Sinne war Hitler nicht mehr abzurufen, obwohl sich im Laufe des Krieges mit Russland zeigte, dass es aller verfügbaren europäischen Kräfte bedurft hätte, um der von den Angelsachsen unterstützten Sowjetmacht zu widerstehen.

Hewel vermerkt in seinem Tagebuch unter dem 13. Oktober 1941:

RAM [Reichsaussenminister] beim F. [Führer]
Erste Gedanken über europäische Demonstration. [...]

In einer Aufzeichnung meines Vaters heisst es:⁴²⁰

Berlin, den 21. März 1943

Betrifft: Europäischer Staatenbund.

Ich bin der Meinung, dass man, wie ich dem Führer in meinen vorausgegangenen Notizen bereits vorschlug, möglichst bald, und zwar sobald wir einen bedeutenden militärischen Erfolg zu verzeichnen haben, in ganz konkreter Form den Europäischen Staatenbund proklamieren sollte. [...]

Zunächst kämen als Staaten in Betracht: Deutschland, Italien, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Finnland, Slowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Kroatien, Serbien, Griechenland und Spanien (?). Dazu würden, falls der Führer beabsichtigen sollte, in den von uns besetzten Teilen Europas selbständige Staaten entstehen zu lassen, auch diese kommen. [...]

Die Gründung eines Europäischen Staatenbundes würde folgende politische Vorteile für uns haben:

- 1) Es würde unseren Freunden und Bundesgenossen die Sorge nehmen, dass sofort bei Friedensschluss bei allen ein deutscher Gauleiter eingesetzt wird.
- 2) Es würde den Neutralen die Sorge nehmen, dass sie bei Kriegsende Deutschland einverleibt werden.
- 3) Es würde Italien die Sorge nehmen, dass das mächtige Deutschland Italien an die Wand drücken wolle.
- 4) Es würde, wenn der Führer sich dazu verstehen will, aus bestimmten besetzten Gebieten noch eine Anzahl mehr oder weniger selbständiger Staaten zu machen, die dann trotzdem restlos in unserem Machtbereich sein würden, den Erfolg haben, dass eine starke Beruhigung und Anspannung der Kräfte für unseren Krieg in diesen Ländern eintreten würde.

[Die Punkte 5-7 beziehen sich auf die propagandistischen Auswirkungen in England, den USA und Russland.]

420 ADAP, Serie E, Bd. V, Dok. Nr. 229.

8) Es würde sowohl in Frankreich als auch sonst in den besetzten Gebieten in der Richtung wirken, dass diese Länder zweifellos ganz anders zu den Kriegsanstrengungen auf personellem und materiellem Gebiet beitragen würden als bisher. [...]

Zum Zeitpunkt dieser Niederlegung Vaters war im Gegenschlag gegen die vordringenden Russen Charkow zurückerobert worden. Ich habe die Kämpfe geschildert. Ein «militärischer Erfolg» stand sozusagen zur Verfügung. Der «Europäische Staatenbund» nach Vaters Vorstellung war aber bei Hitler dennoch nicht durchzusetzen. Im Gegenteil reagierte er ein Jahr später genau entgegengesetzt, als er für die französischen Nordwest-Departements und Belgien statt der bisherigen Militärverwaltung eine Zivilverwaltung einrichten liess, die natürlich grosse Befürchtungen im obigen Sinne auslösen mussten. Laval will zu Hitler gesagt haben:⁴²¹

Sie wollen den Krieg gewinnen, um Europa zu errichten, aber errichten Sie doch Europa, um den Krieg zu gewinnen!

Bereits am 24. November 1941 enthielt Hewels Tagebuch die Eintragung: «Führer nicht zufrieden mit Rede RAM.» Es handelte sich um die Rede vor den europäischen Staatsoberhäuptern aus Anlass der Verlängerung des Antikominternpaktes. Der deutsche Aussenminister konnte nichts mehr bewirken. Er hatte eben leider mit seinen Bedenken gegen den Angriff auf die Sowjetunion recht behalten!

Wenn schon im Inneren das Reiches die verfassungsmässigen Rechte eingeschränkt oder gar aufgehoben waren, konnte man von den europäischen Völkern kaum erwarten, ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände des Reiches und seines «Führers» zu legen. Die Deportationen der Juden aus den besetzten Ländern führten den europäischen Völkern die Gefahr einer späteren Willkürherrschaft Berlins drastisch vor Augen. Es sei hier allerdings festgestellt, dass aber auch die geschilderten Aktivitäten hoher Beamter und Offiziere und ihrer Helfershelfer nicht zu entschuldigen sind. Sie hätten Hitler – gegebenenfalls unter Einsatz ihres Lebens – beseitigen können! Aber auch die Aktivitäten der Konspiration entlasten Hitler keineswegs. Um mich einmal mehr modern auszudrücken: Ein «Manager» muss das Instrument, mit dem er seine Politik oder seine Geschäfte betreibt, vor allen Dingen in seiner personellen Komponente genau kennen. Damit leite ich zu einer weiteren folgenschweren, ja verhängnisvollen Schwachstelle in Hitlers Regime über: Hitler hatte überhaupt kein Regierungs- oder, modern ausgedrückt, Managementsystem, ausser vielleicht – wenn man es «System» nennen will – des

421 Mazower, Mark: Hitlers Imperium, München 2009, S. 331.

altrömischen Prinzips «divide et impera», mit dem jede mögliche Gefährdung seiner persönlichen Machtposition von vornherein verhindert werden sollte.

Alle mächtigen Figuren der Weltgeschichte haben sich mit dem Problem intensiv auseinandersetzen müssen: Wie regiere ich das Gebilde, über das ich herrsche, und mit welchem System kann ich die entscheidenden Befugnisse in der Hand behalten und die erforderlichen Informationen zutreffend und zeitgerecht erhalten? Man führe sich beispielsweise die aussergewöhnlichen Verwaltungsprobleme des weitausgedehnten Reiches Karls des Grossen unter den damaligen Kommunikationsverhältnissen vor Augen. Oder man blicke auf die Verwaltungsprobleme des Römischen Reichs der Antike. Caesar, Augustus und Diokletian, um nur einige zu nennen, waren in ihrer Zeit höchst effiziente Organisatoren und Verwaltungsfachleute, die das Riesenreich unter den damaligen technischen Bedingungen fest im Griff hatten. Bei Augustus ist übrigens besonders bemerkenswert, wie er mit kluger Behutsamkeit und Geschick die senatorische «Elite» Roms in seine Hand bekam – damit das Schicksal Caesars vermeidend.

Wenn man Hitler zugute halten kann, dass er die aussenpolitischen Probleme Deutschlands nicht selbst aufgeworfen hatte, sondern sie vorfand und er sich unter ganz aussergewöhnlich schwierigen Umständen mit ihnen in seiner Politik auseinanderzusetzen hatte, so stellt sich die Frage, ob er diese Probleme mit einer straffen Organisation, effizienter Zusammenfassung aller Ressourcen und einer umfassenden, integrierten Planung angegangen ist. Hat Hitler – als Grundlage für seine Entschlüsse – jederzeit einen Überblick über die materielle Lage des Reiches gehabt? Hat er eindeutig spezifizierte Vorgaben ausgegeben und Ziele gesetzt?« Hat er laufend die Verwirklichung der Vorgaben und das Erreichen der gesetzten Ziele überprüft und gegebenenfalls eingegriffen? Hat er seine Entschlüsse nach eingehender Beratung mit den zuständigen Verantwortungsträgern gefasst und klare Verantwortlichkeiten festgelegt? Diese Fragen wird man verneinen müssen. Hitler hatte keine systematisch aufgestellte Planung der Gesamtressourcen des Reiches erstellen lassen und erst recht kein System, mit dem er die Realisierung einer Soll-Planung laufend anhand der «Ist-Komponente» überprüft hätte. Es gab keinen «Rüstungsplan» (und dementsprechend auch keinen «Kriegsplan»).⁴²² Es fehlte die integrierte Gesamtplanung unter Setzung von Prioritäten bzw. unter Berücksichtigung der personellen und materiellen Möglichkeiten des Reiches und der aussenpolitischen Notwendigkeiten.

Wenn Hitler es versäumt hat, eine alle Möglichkeiten und Notwendigkeiten integrierende Planung erstellen zu lassen, um die knappen Ressourcen des

422 Siehe Schustereit, H.: a.a.O., S. 10f.

Reiches optimal für die Rüstung einzusetzen, dann mag das unter anderem beweisen, dass er eben nicht mit einer militärischen Auseinandersetzung rechnete, geschweige denn, sie bewusst herbeiführen wollte. Aber die Lage des Reiches war in jedem Fall ausserordentlich gefährdet, da sowohl die USA als auch Sowjetrussland zu seinen Gegnern zu zählen waren. Einer Planung für den «Ernstfall», wenn er schliesslich nicht zu vermeiden gewesen wäre, hätte Hitlers ganzer «architektonischer und sozialer Luxus» wie Parteibauten, Autobahnen, die Neugestaltung Berlins, KdF-Schiffe usw. zum Opfer fallen müssen, um schliesslich alle Ressourcen für die Rüstung einzusetzen.⁴²³

Ein Cliché ist in diesem Zusammenhang auch die überall als feststehend geltende Behauptung, Hitler habe die Arbeitslosigkeit nur durch Aufrüstung beseitigt. Nur Laien, die keinerlei Vorstellung von den organisatorischen, personellen und materiellen Problemen einer Vergrösserung der Streitkräfte haben, können das behaupten. Jeder volkswirtschaftlich ein wenig Gebildete weiss, dass es keiner Aufrüstung bedarf, um eine Wirtschaft in Gang zu setzen.⁴²⁴ Als die Aufrüstung 1935 nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht einsetzte, gab es kaum noch Arbeitslose in Deutschland. Der Autobahnausbau aber wurde erst 1943 gestoppt.

Die Wehrmacht ging in den Polenkrieg mit zu geringen Munitionsbeständen. Es gab im Polenkrieg eine «Munitionskrise»! Man stelle sich das bitte vor: das angeblich «kriegslüsterne Ungeheuer» Hitler geht ohne Munitionsreserven in den Krieg. Er löst das Problem auf für ihn typische Weise, indem er einen weiteren Beauftragten ernannte. In diesem Falle liess er gleich ein neues Ministerium errichten. Erst kurz vor den beginnenden Operationen des Jahres 1940 wurde Fritz Todt – der Autobahnbauer – zum Minister für «Bewaffnung und Munition» ernannt; wahrscheinlich eine zweckmässige Entscheidung. Aber Todt hatte nicht jene Vollmachten, die später seinem Nachfolger Speer erst viel zu spät unter dem Druck der Not eingeräumt werden sollten.

Hitler hat einmal zu Vater gesagt: «Wissen Sie, Ribbentrop, mein Gehirn fängt an zu arbeiten, wenn Schwierigkeiten entstehen oder Hindernisse sich mir entgegenstellen.» Eine aufschlussreiche Einlassung, die zeigt, wie ungern Hitler sich in ein systematisches Angehen von Problemen einbeziehen liess. Planung aber bedeutet immer systematische Arbeit im Voraus und ist in modernen Staatswesen unentbehrlich. Diese «Schularbeiten» zu erledigen, lag Hitler nicht. Er hatte dafür kein System.

423 Klein, Burton: a.a.O., S. 24ff.

424 Reinhardt, Fritz (Hrsg.: Ralf Wittrich): Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit im Dritten Reich. Das Sofortprogramm 1933/34.

Ausserordentlich aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist, bereits des Öfteren zitiert, wieder das Tagebuch Hewels. Manchmal vermerkt Hewel – noch während des Russlandkrieges –, über welche Themen allgemeiner Art sich Hitler ausgelassen, geredet oder doziert hat. Man fragt sich, wann er eigentlich das riesige Pensum an Arbeit erledigt hat, das er sich selbst durch die Konzentrierung der Entscheidungsbefugnisse auf seine Person auferlegt hat, ohne ein System eingerichtet zu haben, das ihn dazu in die Lage versetzt hätte. Im letzten Kriegsjahr wird er sich darüber beschweren, «belogen und betrogen» worden zu sein; ein disqualifizierendes Bekenntnis für jeden Mann an der Spitze, auf welcher Ebene auch immer. Ein Spitzenmann darf sich eben nicht nachhaltig belügen und betrügen lassen – allerdings bedeutet diese Feststellung auch kein Alibi für «Lügner» und «Betrüger» ...

Bezeichnend für Hitlers «Regierungsstil» war, dass er nie Sitzungen (beispielsweise des Kabinetts) einberief, in denen die anstehenden Regierungsprobleme eingehend diskutiert werden konnten, gegebenenfalls Entscheidungen zu fällen gewesen wären oder die Aktivitäten der Ressorts koordiniert wurden. Vater wurde zu Beginn des Jahres 1938 Aussenminister. Ich habe es bereits erwähnt, er hat an keiner Sitzung des Reichskabinetts teilgenommen, weil keine einberufen worden sind. Hitler führte lieber Einzelgespräche. Dieses «System» führte naturgemäss zu enormen Reibungsverlusten, Animositäten und schliesslich zu einer Rivalität zwischen den führenden Männern, Institutionen und Organisationen, die oft sachliche Entscheidungen nicht mehr zulies. Hitler schien der Meinung zu sein, diese Konstellation garantiere ihm seine Führungsrolle; ohne Zweifel hatte er dadurch die Möglichkeit, einen Mitarbeiter gegen den anderen auszuspielen, wenn es ihm opportun erschien.

Hitler war nicht der grosse Koordinator, eine der wichtigsten Aufgaben jedes Spitzenmannes; er betraute aber auch niemanden mit dieser Aufgabe. Schon vor dem Krieg ging in Regierungskreisen der Witz um, die Tätigkeiten der Ministerien, der obersten Reichsbehörden und der Parteiorganisationen stellten sich als «NS-Kampfspiele» dar. (Die eigentlichen «NS-Kampfspiele» waren sportliche Veranstaltungen, die in Nürnberg am Rande des Reichsparteitages veranstaltet wurden.) Der Führerstaat Hitlers war kein monolithischer Block, als den ihn die NS-Propaganda gerne darstellte. Die Reibungsverluste in Hitlers Diktatur waren wahrscheinlich nicht geringer als in den verachteten Demokratien! Man sprach früher im Reich vom Partikularismus der deutschen Länder. In der Zeit des Dritten Reichs konnte man durchaus vom Partikularismus der Organisationen, Institutionen und Behörden bzw. von dem ihrer Repräsentanten sprechen.

Das Hitlersche Führungssystem ist in einer Äusserung des Generals Walter von Reichenau umrissen, der nicht zu den Gegnern Hitlers gehörte, der aber

die Problematik des «Führerstaates» zutreffend erkannt hatte:

Die Macht verkörpert sich in dem einen – das ist eine Realität! Und wenn dem nachts etwas einfällt oder geschickt beigebracht wird, hindert ihn nichts, das am andern Morgen als verbindliche Weisung herausgehen zu lassen. Wer am Kamin um ihn sitzt, gleichgültig, was er ist, hat mehr Einfluss als jeder Minister, von uns Soldaten gar nicht zu reden. [...] ⁴²⁵

Das könnte Vater geschrieben haben. Auch Vater musste täglich neu um seinen Einfluss kämpfen, er musste «da sein»! Reichenau hat recht: was wissen die sogenannten Historiker heute von diesen Realitäten, die sich, wie Reichenau damals schon ganz richtig festgestellt hat, an Akten und «Denkschriften» festhalten und dabei in der Regel die Umstände ausblenden, unter denen die qualifizierten Berater Hitlers versuchen mussten, die in ihren Augen richtigen und notwendigen Entscheidungen zu erhalten.»

An der Spitze des Reiches stand ein geschichtliches Phänomen. Aber es hat den Schritt vom aussergewöhnlichen Propagandisten seiner Visionen zum organisierenden, integrierenden und motivierenden Staatsmann nicht vollzogen, der in der rauhen aussenpolitischen Wirklichkeit nunmehr mit der notwendigen systematischen Detailarbeit alle seelischen, geistigen und materiellen Kräfte des Volkes auf das Ziel, nämlich die Erringung einer konsolidierten und gesicherten Position in der Mitte Europas, zu konzentrieren hatte.

Musste er sich ideologisch mit allen und jedem anlegen, anstatt alle antibolschewistischen Kräfte auf das eine Ziel, also die Abwehr des Marxismus-Bolschewismus, zu konzentrieren? Man muss das verneinen. Hitler hatte es nicht verstanden, alle antibolschewistischen Kräfte zu integrieren und sie als seine «Gefolgsleute» zu gewinnen. Sicher waren viele «Ewiggestrige» darunter, wie Reichenau sie bezeichnet hat, handfeste Reaktionäre, die nicht begriffen hatten, dass die Hitlersche «Volksgemeinschaft» in ihrem Sinne das kleinere Übel war als die bolschewistische Machtübernahme, bei der für diese Kreise – wie man gesehen hat –, aber auch für unendlich viele andere der «Laternenpfahl» sicher war. Die sogenannten Konservativen haben ohne Zweifel oft die Zeit nicht begriffen und grosse Schuld auf ihre Häupter geladen. Bezeichnend für ein Motiv dessen, was sich «Widerstand» nennt, ist die Äusserung Halders:

⁴²⁵ Röhricht, Edgar: Pflicht und Gewissen. Erinnerungen eines deutschen Generals 1932 bis 1944, Stuttgart 1965; zitiert nach der Niederschrift des Oberst Günther von Below (Bruder des Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below).

Ich darf daran erinnern, dass die Entstehung dessen, was wir Widerstand nennen, zurückzuführen ist auf die konservative Grundeinstellung des Offizierkorps [...].⁴²⁶

Man darf zunächst einmal fragen: Widerstand gegen was, wen und wo? Es darf festgestellt werden, dass die Generalität gegen den kriegsentscheidenden Fehler Hitlers, den Angriff auf die Sowjetunion, keinen Widerstand geleistet hat, vor allen Dingen Halder als Generalstabschef nicht.

Hitler hatte in zwei wichtigen militärischen Fragen – den meisten Fachleuten gegenüber – recht behalten. Er hatte die Aufstellung selbständig operierender, grosser motorisierter Verbände erzwungen, und er hatte sich entgegen dem Oberkommando des Heeres für den «Manstein-Plan» entschieden, der zu dem sensationellen Erfolg im Westen führte. In diesem Zusammenhang ein Blick auf Hitlers Personalpolitik. Wenn man Hitler zugute halten muss, das Überraschungsmoment des «Manstein-Planes» im Gegensatz zur Heeresführung sofort erkannt zu haben, so erscheint es unverständlich, sich den Erfinder des «Sichelschnittes» nicht sofort dadurch «gesichert» zu haben, dass er ihn – in welcher Stellung auch immer – in seine Nähe zog. Er liess zu, dass Manstein, während dessen Plan verwirklicht wurde, in der Heimat die Neuaufstellung eines Armeekorps (m. W. auch noch eines bespannten, nicht motorisierten) vornehmen musste. Ich verweise auf Hitlers Äusserung im Februar 1945 im Bunker Vater und mir gegenüber, «der Manstein kann am besten mit Armeen operieren». Sollte Hitler Mansteins strategische Fähigkeiten intuitiv erkannt und gefürchtet haben, sich einen «Rivalen» heranzuziehen? Warum hat Hitler Manstein später nicht zum «Oberbefehlshaber Ost» des russischen Kriegsschauplatzes gemacht? Im Ersten Weltkrieg wurde diese Position von dem Gespann Hindenburg/Ludendorff – in die Militärgeschichte eingegangen mit der Abkürzung «Ober-Ost» – eingenommen. Diese Lösung garantierte eine einheitliche und relativ «frontnahe» Beurteilung der Lage und die Planung entsprechender koordinierter Massnahmen. Sollte Hitler gefürchtet haben, ein «Oberbefehlshaber Ost» hätte ihn zu Entscheidungen gegen seinen Willen zwingen können? Eine im Hinblick auf das fehlende Vertrauensverhältnis zwischen Hitler und der Gesamtheit der Generalität durchaus realistische Überlegung.

Man muss immer wieder diese Frage stellen: Hat Hitler sich ausreichend persönlich mit seinen militärischen Führern beschäftigt, um sie für die neuen Möglichkeiten einzunehmen, die sich seiner Meinung nach – und da hatte er durchaus Recht, wie sich zeigen sollte – für operativ eingesetzte Panzerver-

426 Aussage Halders in seinem Spruchkammerverfahren am 15. September 1948 (BA/MA N 220/64) zitiert aus Hartmann, Christian: Halder – Generalstabschef Hitlers 1938-1942, Paderborn 1991, S. 346.

bände ergeben würden? Hat er sich die Zeit genommen und sich die Mühe gemacht, seine «Pappenheimer», das heisst seine Generalität, in ihren Qualifikationen und in ihrer Einstellung gut kennenzulernen und einer Prüfung zu unterziehen, sie also reden zu lassen, sie andererseits aber auch zu motivieren und an aussenpolitischen Gedankengängen und Notwendigkeiten teilhaben zu lassen?

Es wäre wichtig gewesen, sie von der Zwangsläufigkeit seiner Politik überzeugt zu haben, gerade weil er – Hitler – die abgeschlossene Aufrüstung nicht abwarten konnte. Hat er die Mehrzahl seiner militärischen Führer davon überzeugt, dass er den riskanten Weg gehen musste, um eben ohne Krieg den abwehrbereiten zentraleuropäischen Block zu schaffen, der sich zwischen den Weltmächten USA und Sowjetrußland würde behaupten können? Hat sich der grosse Demagoge in die Psyche dieser zum grossen Teil erkonservativen Offiziere, man kann sie sicher zum Teil durchaus als im damaligen Sinne «reaktionär» bezeichnen, hineinversetzen und sich auf ihre Mentalität einstellen können, um sie zu überzeugen und zu gewinnen oder um sich von den Unverbesserlichen zu trennen? Keitel behauptet in seinen Erinnerungen, Hitler habe im März 1941 die Ansprache an die für den Russlandfeldzug vorgesehenen Befehlshaber mit den Worten geschlossen: «Ich verlange nicht, dass die Generale mich verstehen, aber ich fordere, dass sie meinen Befehlen gehorchen!»⁴²⁷ Wenn sie tatsächlich in dieser Formulierung ausgesprochen wurden, werfen sie ein fatales Licht auf das Verhältnis des Obersten Befehlshabers zu seiner Generalität. Von «Motivierung» angesichts eines Waffenganges, von dem Hitler der Ansicht war, dass, wenn er nicht gelänge, «ohnehin alles verloren» sei, kann nicht die Rede sein, geschweige denn von einem Vertrauensverhältnis!

Die konservative Einstellung gewisser gesellschaftlicher Gruppierungen musste der Staatsmann berücksichtigen, wenn er auf die Mitarbeit dieser Gruppen nicht verzichten wollte. Stalin konnte es sich leisten, die Köpfe der Roten Armee in einem Anlauf abzuschlagen. Er tat es im eigentlichen Sinne des Wortes. Hitler hingegen konnte es sich in seiner Zwangslage nicht einmal erlauben, sie in corpore kaltzustellen. Wenn Hitler richtig erkannt hatte, «dass sich mir die Kreise, die ich für den Wiederaufbau brauche, in der Kampfzeit nicht angeschlossen haben», wie er einmal zu Frau von Below gesagt haben soll, dann musste er nun, nachdem er der allmächtige «Führer» des Reiches geworden war, alles daransetzen, sie zu gewinnen, vor allen Dingen, da er sie in ihren traditionell führenden Positionen in Heer und Verwaltung belies – im Hinblick auf den aussenpolitisch bedingten Zeitdruck sogar belassen musste. Jedenfalls war alles zu vermeiden, was ihm diese Kreise weiter ent-

427 Keitel, W.: a.a.O., S. 316.

fremdet hätte. Visionäre und Propheten aber sehen immer nur «Freunde» oder «Feinde» ihrer Überzeugungen. Das mag auch für Hitler gegolten und damit die Schaffung einer Vertrauensgrundlage mit eben den Kreisen, die ideologisch nicht seine «Gefolgsleute» waren, erschwert oder überhaupt verhindert haben. Nicht umsonst sprach man in Kreisen, die dem Regime ablehnend gegenüberstanden, von der «inneren Emigration in das Heer». Daraus ist die Einstellung von Teilen des höheren Offizierkorps gegenüber dem Regime ersichtlich. Die Inkonsequenz, die Wehrmacht grundsätzlich von Überwachungsmaßnahmen auszunehmen, zeigt einerseits Naivität, andererseits aber eine positive Einschätzung des Offizierkorps durch Hitler, der sich eine Konspiration mit dem potentiellen Gegner, wie sie dann tatsächlich geübt wurde, nicht vorstellen konnte. Dieses Verbot von Überwachungsmaßnahmen hatte zur Folge, dass die landesverräterischen Umtriebe, in die die Abwehr und auch der Generalstabschef des Heeres bereits seit 1938 verwickelt waren, nicht verhindert werden konnten. Sie sind der Reichsführung erst aus den Untersuchungen nach dem Attentat des 20. Juli 1944 bekannt geworden. Sie haben unter anderen zur Hinrichtung von Canaris und Oster geführt. Was in dieser Hinsicht vor und während des Krieges geschehen ist, lässt sich nur errahnen, soweit es nicht inzwischen publiziert worden ist. Man denke nur an den Stellvertreter von Canaris, General Oster, der 1940 laufend die geplanten Angriffstermine dem holländischen Militärattaché Sas mitteilte und damit expressis verbis hohe deutsche Verluste in Kauf nahm. Bis heute ist «Werther»⁴²⁸ nicht endgültig entlarvt; über ihn sind offenbar alle deutschen militärischen Planungen während des Russlandkrieges an das sowjetische Oberkommando gelangt.

Die Führung des Heeres hatte bis dahin bei allen aussenpolitischen und militärischen Entschlüssen Hitlers Bedenken angemeldet. Ich zitiere Vater, bei der Erklärung der allgemeinen Wehrpflicht hatte das Heer Bedenken gegen 36 Divisionen, die die Signatarmächte des Versailler Vertrages nicht hinnehmen würden. Als die Tatsache als solche akzeptiert wurde, waren es auf einmal nicht genug. Ich erinnere mich gut, wie Vater dies uns lachend berichtete. Die Bedenken Fritschs gegen eine schnelle Aufrüstung, die nun einmal aussenpolitisch erforderlich war, habe ich bereits erwähnt, ebenso die Spannungen zwischen Hitler und der Heeresführung während der Sudetenkrise. Das Heer hatte damals bereits den Staatsstreich geplant. Auch gegenüber dem Angriff im Westen hatte die Generalität teilweise erhebliche Bedenken. Nur Russland glaubte das Heer in einigen Wochen niederwerfen zu können! Wie-

428 Name einer russischen Spionageorganisation.

der mögen hier die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, den «vorangegangenen Krieg», mitgespielt haben.

Sollte der Ausgangspunkt für die von Halder zitierte zurückhaltende oder gar negative Haltung konservativer Offiziere Hitler und seinem Regime gegenüber nicht auch bis zu einem gewissen Grade in der von ihm propagierten «Volksgemeinschaft» zu suchen sein, von der sie sich in ihren persönlichen Lebensbereichen stärker betroffen fühlten als durch die Aussenpolitik Hitlers? Sollte die Ausschaltung aus dem Bereich der aussenpolitischen Entscheidungsfindung mehr im Vordergrund gestanden haben als aussenpolitische Bedenken grundsätzlicher Art? Kann man von der Hand weisen, dass bei manchem einfach die reaktionäre Attitüde der Beweggrund war, der zur Ablehnung des «Gefreiten» und seiner «Volksgemeinschaft» führte? Wie hatte sich doch Kleist-Schmenzin, der mit Churchill und Vansittart konspirierende Spross alter preussischer Aristokratie, zu seinem Standesbewusstsein geäußert: «Der Adel muss beharren auf der durch Jahrhunderte ausgebildeten Herrenart, dem Herrengefühl, dem unbedingten Gefühl, oben zu sein.»⁴²⁹

Der «kleine Korporal» Bonaparte kannte seine Generalität. Er hatte unter den damaligen Verhältnissen die Möglichkeit, sich seine Generale selbst zu «machen». Er konnte sie aussuchen und heranziehen. Der «böhmische Gefreite» Hitler hatte diese Möglichkeit nicht oder jedenfalls im Hinblick auf die aussenpolitischen Zwangslagen nur bedingt; umso mehr hätte er sich mit ihnen beschäftigen müssen, um sie kennenzulernen und beurteilen zu können. Sicher, die Beeinträchtigung der bürgerlichen Rechte war ein schwerwichtiges Argument gegen sein Regime. Aber neigten nicht viele Konservative durchaus zu einem autoritären Regiment – wenn auch unter ihrem eigenen entscheidenden Einfluss?

Über das älteste und effizienteste Managementsystem verfügte ohne Zweifel die deutsche Armee. Ich habe das deutsche Führungssystem bereits kurz erwähnt. Ihm zugrunde lag die fundamentale Erkenntnis, dass der höchste «Wirkungsgrad» einer eingesetzten Truppe nur zu erreichen war, wenn jeder Kämpfer an seinem Platz in der Lage war, im Sinne des jeweiligen Auftrages an seine Einheit gegebenenfalls auch selbständig zu handeln, wenn es erforderlich war. Die «Leere des Schlachtfeldes»⁴³⁰ – im Gegensatz zu den massiert eingesetzten Truppen im 19. Jahrhundert – verlangte und bedingte dieses «Mitdenken» bis hinunter zum einfachen Soldaten. Das deutsche militärische Führungssystem, durchgehend praktiziert vom Armeeführer bis zum letzten

429 Siehe «Der Spiegel», 13. April 1998, S. 76.

430 Der Begriff kursierte bereits in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg als Charakterisierung des modernen Gefechtsfeldes.

Grenadier, stellte den effizientesten Rahmen zur Verfügung, um auch unter schwierigsten Umständen einen optimalen Einsatz der Truppe zu gewährleisten, was zugleich immer bedeutete: bei geringstmöglichen Verlusten! In der grundlegenden Truppenvorschrift (HdV 300) für das Heer im Verbands der deutschen Wehrmacht stand der bemerkenswerte Satz: «Es kann in einer schwierigen Situation besser sein, etwas Falsches zu tun, als gar nichts zu tun!» Eine Ermunterung der deutschen Truppenführer aller Dienstgrade zu eigener Initiative und selbständigem Handeln, der angestrebten Grundmaxime der deutschen Führungsgrundsätze.

Spitzenleute in Politik und Wirtschaft halten sich klugerweise aus den Details heraus und beschränken sich darauf, die grosse Linie der Politik oder Geschäftspolitik festzulegen. Sie überwachen die Fortschritte und behalten sich das «Controlling» – wie man es heute nennt – vor. Diese Praxis hält den ersten Mann aus der Verantwortung für Detailfragen heraus und schützt ihn vor Überlastung, ohne ihn allerdings von der Gesamtverantwortung zu entbinden. Hitler ging – wohl nach einem falsch verstandenen «Führerprinzip» – im Lauf der Zeit den genau umgekehrten Weg. Anstatt unter seiner Führerschaft eine verantwortliche Regierung zu etablieren, die die laufenden Aufgaben erledigen musste – die er zur Rechenschaft ziehen konnte und mit Hilfe derer er gegebenenfalls auch einmal einen «Sündenbock» hätte finden können – hat er immer mehr Sündenböcke entlassen, dann aber statt einer Neu-besetzung vieler Posten die Zuständigkeiten an sich gezogen. Schliesslich übernahm er auch noch die Führung einer Heeresgruppe im fernen Kaukasus. Es versteht sich von selbst, dass er so keine Funktion effizient wahrnehmen konnte.

De Gaulle und Franco haben ihren Regierungsstatus in ersterem Sinne strukturiert, ganz zu schweigen von Stalin, der als unumstrittener und absoluter Machthaber der Sowjetunion bis 1941 lediglich «Generalsekretär» der Partei war und keine staatlich verankerte Position innehatte. Als Generalsekretär der Partei stellte er sozusagen die oberste Kontrollinstanz dar, und mehr brauchte es nicht, um ihm als starker Persönlichkeit die absolute Macht in dem Sowjetreich zu sichern. Hitler löste Probleme durch Ernennung von «Sonderbeauftragten», die ihm meistens noch persönlich unterstanden, oft als «oberste Reichsbehörden»; sie beriefen sich auf die berühmten oder berühmtesten «Führerbefehle», ohne dass sie in einen fest gegliederten Organisations- und Kontrollrahmen eingefügt gewesen wären. Deshalb war ihre Tätigkeit auch nicht koordiniert und unterlag keiner laufenden Kontrolle.

Ein weiteres dramatisches Beispiel für Hitlers Personaldispositionen stellt sich in der Person Görings dar. Im Frieden wurde er mit Funktionen und Ämtern belastet, die kein Gott hätte effizient ausfüllen können. Allein die beiden wichtigsten Aufgaben, mit denen er betraut war, waren mehr als «full time

jobs»: als Oberbefehlshaber der Luftwaffe trug er die Verantwortung dafür, dass aus dem Nichts in kurzer Zeit eine schlagkräftige Luftwaffe entstand und als «Beauftragter für den Vierjahrsplan» hatte er die gesamte Rohstoffversorgung des Reiches sicherzustellen und die Rohstoffe zu verteilen. Dass beide Funktionen obendrein zu erheblicher Interessenkollision führen würden, war vorauszusehen, wie wir bereits dargestellt haben. Schon die Luftschlacht über England im Spätsommer 1940 war ein Warnzeichen und hätte Hitler veranlassen müssen, sich eingehend mit der Entwicklung der Luftwaffe und ihrer Führung zu beschäftigen. Spätestens nach den ersten schweren alliierten Luftangriffen wären personelle Konsequenzen zu ziehen gewesen.

Wenn bei Hitler im Hinblick auf seinen Regierungsstil und seine Personalpolitik von einer Kontinuität gesprochen werden kann, dann bestand diese einerseits im Festhalten an Leuten, die er für treu ergeben hielt, und andererseits in der Mehrgleisigkeit auf allen Gebieten, um keine Machtakkumulationen entstehen zu lassen. Das Verhindern von Gruppierungen, die ihn möglicherweise zu Entscheidungen hätten zwingen können, welche nicht in seinem Sinne waren, scheint das Grundprinzip seines «Regierungssystems» gewesen zu sein. Eines «Systems», das in seinem Sinne ohne Zweifel bis zum Ende «erfolgreich» gewesen ist. Bedauerlicherweise stellte es aber auch eine der entscheidenden Facetten in Hitlers Persönlichkeitsstruktur dar, die die Katastrophe, in die er Deutschland stürzte, mitbedingt haben.

Hitlers Regierungszeit ist in zwei Hälften einteilbar. Die erste Phase umfasst die Jahre von 1933 bis Ende 1940. Ab 1941 konnte eine fortschreitende Persönlichkeitsveränderung bei Hitler beobachtet werden. Vater formulierte, dass «der Führer in seinen Auffassungen immer starrer [wurde]». War der Hitler des Jahres 1942 – von den späteren Phasen des Krieges gar nicht zu reden – noch derselbe wie jener der Jahre bis 1940? Im Winter 1939/40 war es Hitler, der die Durchführung des Manstein-Planes für den Feldzug im Westen befahl, gegen einen mislaunigen Generalstabschef. 1943 wurde das berühmte «Unternehmen Zitadelle» so phantasielos angesetzt, dass jeder bessere Kadett den deutschen Angriff an den festgelegten Schwerpunkten hätte erwarten können. Konnte der Hitler, welcher 1940 den entscheidenden Entschluss zur Verschiebung der konzentrierten Schwerpunktbildung in die Mitte der Angriffsfront im Westen gefasst hatte noch mit jenem des Jahres 1942 verglichen werden, der einerseits die Kräfte seiner Armee zersplitterte, indem er gleichzeitig eine Offensive an die Wolga und in Richtung Kaukasus befahl, um sich andererseits schliesslich an dem Renommienamen «Stalin-grad» festzubeissen und den Russen damit die Gelegenheit zu einem vernichtenden Gegenschlag eröffnete?

Es seien noch zwei weitere Entscheidungen Hitlers angeführt, und zwar als Beispiele – man kann es nur so bezeichnen – zunehmender Irrationalität. Gemeint ist einmal, dass Hitler verlangte, den im Prinzip bereits existierenden «Düsenjäger» Me 262 als Bomber zu konzipieren, und zum anderen die Aufstellung von sogenannten «Luftwaffen-Felddivisionen», in denen das nicht mehr benötigte Bodenpersonal der Luftwaffe im Erdkampf eingesetzt werden sollte. Die letztere Entscheidung ist möglicherweise auf das wachsende Misstrauen gegenüber dem Heer zurückzuführen, dem man Görings «nationalsozialistische» Luftwaffen-Soldaten nicht ausliefern wollte (divide et impera?). Militärisch gesehen war die Aufstellung dieser Luftwaffenfelddivisionen ein Aberwitz. Die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften waren völlig kriegsunerfahren, nicht annähernd im nötigen Umfang ausgebildet, oft nicht einmal von erfahrenen Offizieren geführt; das heisst, auch die Kommandeurstellen wurden mit Luftwaffenoffizieren besetzt. Diese Divisionen zerplatzten teilweise regelrecht, wenn sie in schwere Kämpfe verwickelt wurden. Wären diese Luftwaffensoldaten, anstatt sie in eigenen Divisionen kämpfen zu lassen, auf die bewährten Divisionen des Heeres verteilt worden (was zu Beginn des Jahres 1943 im allgemeinen noch geschah), hätten sie durchaus effiziente Kämpfer abgeben können. Ich weiss, wovon ich rede: Nach der Wiedereinnahme von Charkow erhielt die Panzerdivision «Leibstandarte» 6.000 Mann «ausgekämmtes» Bodenpersonal der Luftwaffe als Ersatz. Diese Männer kamen nicht freiwillig zur Waffen-SS, sie wurden einfach zu uns versetzt. Dem Panzerregiment wurden 600 Mann, Unteroffiziere und Männer, zugewiesen. Ich wurde beauftragt, mit einigen unserer erfahrenen Panzerleute diese Luftwaffensoldaten in wenigen Wochen zu einsatzbereiten Panzersoldaten auszubilden. Ich darf rückblickend feststellen, dieses Ziel ist erreicht worden. Da ich im Rahmen des «Unternehmens Zitadelle» wieder eine Kompanie zu führen hatte, die wie die anderen Kompanien mit «Luftwaffenleuten» aufgefüllt worden war, kann ich es beurteilen. Sie haben genauso brav und effizient ihre Pflicht getan wie die freiwillig zur Waffen-SS gestossenen Soldaten. Sie werden nebenbei bis heute – ohne Unterschied – wie alle Soldaten der Waffen-SS diffamiert.

Was für Hitler das bestimmende Moment war, aus der Me 262 einen Bomber machen zu wollen, weiss ich im Einzelnen nicht. Ich erinnere mich aber noch sehr gut daran, wie mir Vater diese Tatsache bei meinem Besuch in seinem Quartier in Ostpreussen im Sommer 1944 – halb verzweifelt, halb resigniert – mitteilte, als ich ihm von der erdrückenden Luftherrschaft der Alliierten an der Invasionsfront berichtete. Schliesslich war ich selber weit im Hinterland, noch unmittelbar vor der beginnenden Invasion, durch einen Tiefflieger schwer verwundet worden. «Der Führer will aus dem Düsenjäger ei-

nen Bomber machen!» Nun hatten wir beides nicht, nämlich weder Schutz vor den alliierten Bombenteppichen noch Luftunterstützung im Erdkampf. Beide Entscheidungen sind rational nicht nachvollziehbar.

Es wird bis heute immer wieder über Hitlers Gesundheitszustand in den verschiedenen Phasen seiner Regierungszeit gerätselt. Aus eigener Anschauung kann ich nur das beisteuern, was ich über seinen offenkundigen körperlichen und geistigen Verfall bereits berichtet habe. Die Rolle seines «Leibarztes» Morell ist bis heute nicht unumstritten. Meine Schwester Bettina wurde während eines Urlaubs als Rote-Kreuz-Schwester von Professor Eppinger in Wien von einer Sepsis geheilt. Eppinger war ein international renommierter Internist. Er war einmal nach Moskau gerufen worden, um Stalin wegen Herzbeschwerden zu untersuchen. Als 1944 Zar Boris von Bulgarien schwer erkrankte, wurde Eppinger zu ihm gerufen. Er bestätigte den deutscherseits gehegten Verdacht, Boris – er galt als sehr deutschfreundlich – sei vergiftet worden. In Berlin hielt man es damals für nicht ausgeschlossen, dass Angehörige des italienischen Königshauses – Boris war mit einer Tochter des italienischen Königs verheiratet – ihre Hände im Spiel gehabt hätten.

Mutter benutzte die Gelegenheit, Eppinger zu bitten, ob er bei Gelegenheit einmal einen seiner Oberärzte nach Ostpreussen zu Vater entsenden könne, um ihn gründlich zu untersuchen. So erschien Oberarzt Dr. Lainer im Quartier Vaters. Gelegentlich eines Genesungsurlaubes im August 1944 lernte ich diesen vergnügten Österreicher kennen und freundete mich in der kurzen Zeit, die zur Verfügung stand, mit ihm an. Er hatte in Ostpreussen Morell seinen Besuch gemacht und, wie er sich ausdrückte, «einmal in Morells Medikamentenkoffer geschaut»; ausserdem habe er sich mit Morell offen darüber unterhalten, welche Medikamente dieser «dem Führer spritzen» würde. Er machte Mutter damals darauf aufmerksam, dass diese Medikamente in ihren Wirkungen noch ganz unerprobt seien und die Medikamentierung des Führers nicht zu verantworten sei! Unerwähnt bleiben sollte auch nicht, dass der erste Mann meiner Frau bereits vor dem Krieg ein langjähriger Patient Morells war. Laut der Einschätzung Morells durch ihren Mann war Morell ein ausgesprochener Gegner Hitlers, und man habe eigentlich immer darauf gewartet – meine Frau hatte im Jahre 1943 geheiratet –, dass Morell Hitler endlich «unschädlich» machen würde. Aber selbst wenn Morell Hitler bewusst falsch behandelt haben sollte, so bedeutet das keine Entlastung Hitlers in seiner geschichtlichen Verantwortung. Krankheit akzeptiert die Historie nicht als Entschuldigung für Fehlentscheidungen oder gar Katastrophen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an Grossvater Ribbentrop, der den Standpunkt vertrat: «Wer im Alter von 40 Jahren nicht in etwa weiss, was ihm gesundheitlich frommt, dem hilft auch kein Arzt!»

Stichwort: Fehlentscheidungen und Katastrophen. Welche Reaktionen löst die Einsicht in die im Winter 1941/42 äusserst prekär gewordene Kriegslage bei dem «Grössten Feldherrn aller Zeiten» aus? Scharf er die führenden Persönlichkeiten aus den militärischen, politischen und wirtschaftlichen Bereichen um sich, um alle Kräfte des Reiches und seines Einflussgebietes nunmehr überlegt und effizient einzusetzen? Vermittelt er seiner Führungsmannschaft das nötige Vertrauen in seine Sache, um überall die notwendigen, grossen Anstrengungen auszulösen, die zum Überleben erbracht werden müssen? Bezieht er die Völker Europas in den Kampf gegen die Sowjetunion, der in jedem Fall als ein Abwehrkampf bezeichnet werden muss, mit ein, indem er ihnen eine klare Garantie für ihren nationalen Status nach dem Kriege gibt? Keineswegs, Hitler verfährt diametral entgegengesetzt. Er löst seine bewährtesten militärischen Führer ab, weil sie vor Ort in besserer Kenntnis der Lage Entscheidungen gegen seinen Willen treffen, unter ihnen Guderian, einen der Schöpfer der deutschen Panzertruppe und derjenige General, der den «Manstein-Plan» – gegen die Widerstände seiner Vorgesetzten – zum überwältigenden Erfolg gebracht hatte.⁴³¹

Anstatt sich persönlich zu entlasten und sich ganz auf die oberste politische und militärische Führung zu konzentrieren, übernimmt er zusätzlich noch den Oberbefehl über das Heer und schliesslich auch noch über eine Heeresgruppe – nach den in über hundert Jahren bewährten Führungsprinzipien der deutschen Armee «eine Sünde wider den Heiligen Geist». Nie, aber auch nie hätte beispielsweise ein Bataillonskommandeur gleichzeitig eine Kompanie seines Bataillons geführt, und wenn er stattdessen einen Unteroffizier mit der Führung der Kompanie beauftragt hätte, was nebenbei oft genug im Krieg der Fall gewesen war. Bei dem bereits erwähnten Bankett, das Mussolini für Hitler und die deutsche Delegation anlässlich des Staatsbesuches in Italien 1938 gab (und Mutter als in diesem Falle «erste deutsche Dame» neben Mussolini plazierte war), unterhielten sich die beiden Staatsführer unter anderem über die jeweilige Organisation ihrer militärischen Oberkommandos. Mutter erzählte nach ihrer Rückkehr, Hitlers Darlegungen wären nicht überzeugend gewesen, und fügte hinzu: «Er schien aber selbst nicht sehr zufrieden mit seiner Lösung gewesen zu sein!» Diese intuitive Feststellung einer Frau, die zu diesem Zeitpunkt Hitler gegenüber ohne Zweifel als «gutwillig» bezeichnet werden kann und die von militärischer Organisation keine Ahnung hatte, ist aufschlussreich.

431 Guderian schreibt in seinen Erinnerungen, der Kommandeur der «Leibstandarte» Sepp Dietrich hätte sich als erster nach der Kommandoenthebung bei ihm gemeldet und ihm seine Verbundenheit gegen die «Leute oben» bezeugt! Siehe Guderian, H.: a.a.O., S. 247.

Jetzt wirken sich die Schwächen Hitlers, die wir vorstehend analysiert haben, immer verhängnisvoller aus. Hitler mischt sich immer mehr in Details ein; trotzdem gelingt ihm immer weniger! Sein Versagen als politischer und militärischer «Führer» ruft den radikalen Ideologen in ihm auf den Plan. Jetzt erst wird der «Judenstern» eingeführt und es beginnen die Deportationen. Hitler sperrt sich andererseits gegen jeden der Friedensfühler, die auszustrecken sein Aussenminister immer wieder vorschlägt. Jetzt schlägt er nur noch um sich, soweit er noch die Möglichkeit dazu hat. Jetzt kreiert er in immer zunehmenderem Masse sein negatives Image, das heute oft den Blick auf die Zwangsläufigkeiten verstellt, denen seine, das heisst die deutsche Politik zu Beginn seiner Regierungsübernahme unterlag.

Hitler muss schon sehr früh – meiner Ansicht nach spätestens im November 1941 – die Erkenntnis gedämmt haben, der Angriff auf Russland war ein entscheidender Fehler. Die Krise der Ostfront bei beginnendem Winter, die spontanen Tagebucheintragungen Hewels über die Stimmung im Führerhauptquartier im Dezember 1941, der spontane Ausruf bei Eintreffen der Nachricht des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor («Nun ist Deutschland gerettet!») Als Mutter ihn mir berichtete, legte sie wieder die Hand vor den Mund; die Geste deutete nunmehr Entsetzen an) – alle diese Symptome beweisen den tiefen Schock, den die offenkundige Fehleinschätzung der russischen Stärke und der Umweltbedingungen, unter denen die deutsche Armee in Russland Krieg zu führen hatte, bei Hitler ausgelöst hat. Immer weniger zeigte er sich der Öffentlichkeit, schon gar nicht bei Massenveranstaltungen – sicher mit dem guten Argument, seine Zuhörer nicht der möglichen Luftbedrohung aussetzen zu wollen –, aber auch an der Front bei der Truppe liess er sich nicht mehr sehen. Nur einmal ist er im Januar 1943 kurz an den Südbeschnitt zu Manstein geflogen, wobei man ihm bei diesem Anlass zugestehen muss, dass er seinen Offizieren aus seiner Sicht völlig zu Recht misstraute. Sie trachteten ihm nach dem Leben und legten ihm bei einer passenden Gelegenheit mit Sprengstoff gefüllte Cognacflaschen ins Flugzeug, die lediglich aus Zufall nicht explodierten.

Militärisch spielt er wieder und wieder «va banque». 1943 «verbrannte» das Unternehmen «Zitadelle» die gerade aufgefrischten Panzerdivisionen, die zur Abwehr der sowjetischen Sommeroffensive 1943 bitter fehlten. Die «Ardenennenoffensive» im Dezember 1944 bedeutete angesichts der Kräfteverhältnisse und der Versorgungslage ein nicht zu verantwortendes Hasardspiel. Als Regimentsadjutant des Panzerregimentes der rechten Flügeldivision hatte ich detaillierten Einblick in die Vorbereitungen und habe als Abteilungsführer «hautnah» die hoffnungslose Unterlegenheit von Menschen und Material und

nicht zuletzt der fehlenden Unterstützung aus der Luft erlebt, die der Offensive in meinen Augen von vornherein nicht die geringste Chance liess. Daran änderten auch die ersten Erfolge nichts, die durch Überraschung im Süden des Angriffsraumes erzielt werden konnten. Dass diese Operation im Westen angesichts der gleichzeitig in gewaltiger Überzahl zur Endoffensive gegen Berlin aufmarschierten Roten Armee geführt wurde, unterstreicht, wie unrealistisch Hitlers Vorstellungen des operativen Ziels waren.

Das deutsche Volk gehörte, dies sei hier festgestellt, mit Sicherheit zu den Hauptleidtragenden des Hitler-Regimes. Es hat ihn zu Beginn der 1930er Jahre bedächtig und mit Vorbehalten – er hatte vor 1933 nie die absolute Mehrheit erreicht – den Kommunisten und damit dem Bolschewismus vorgezogen. Eine dritte Alternative hatte das deutsche Volk angesichts des Versagens der Weimarer Republik und des «Versailler Vertrages» nicht mehr. Das vielgeschmähte deutsche Volk hatte damit eine historische Entscheidung getroffen, wenn man sich ausmalt, welche Konsequenzen ein bolschewistisches Deutschland für Europa und die Welt bedeutet hätte.

So verbindet sich unlösbar mit Hitler eine deutsche Katastrophe, die nur mit der des Dreissigjährigen Krieg vergleichbar ist. Ein derartiges Verhängnis, wie es das deutsche Volk getroffen hat, muss ein echter Staatsmann mit allen Mitteln zu verhindern suchen. So ist Hitler, um das ganz klar und deutlich auszusprechen, nicht entschuldbar, geschweige denn zu rehabilitieren. Ob die Tabuisierung, die seiner Gestalt in Deutschland heute auferlegt wird, im Sinne der geschichtlichen «Bewältigung» förderlich ist, mag füglich bezweifelt werden.

Das nüchterne, historische Fazit der zwölfjährigen Herrschaft Hitlers aber ist die Erkenntnis: Einem Einzelnen die absolute und unkontrollierte Macht zu überlassen, stellt einfach ein zu grosses Risiko dar. Die Auseinandersetzung mit Kontrollorganen, in welcher Form auch immer, ist erforderlich, um Fehlentscheidungen oder gar Willkür zu verhindern, von den möglichen Auswirkungen gesundheitlicher Probleme ganz zu schweigen. Man steht bewundernd vor der politischen Klugheit Roms, die für existenzbedrohende Situationen, um ihnen effizient zu begegnen, die Institution des «Diktators» kannte. Allerdings wurde dem «Diktator» dieses «Amt» nur für ein Jahr anvertraut, nicht zuletzt aus der Erkenntnis heraus, dass es ausserordentlich schwierig ist, einen einmal etablierten Alleinherrscher wieder loszuwerden. Dabei darf nicht übersehen werden, dass diese Institution in Rom durch eine mehr oder weniger homogene Führungsschicht geschaffen worden war, gegen die zu regieren ein Diktator zumindest im republikanischen Rom keine Chance gehabt hat. Man denke an das Schicksal Caesars! Das sogenannte Dritte Reich verfügte über keine homogene Führungsschicht, die Hitler zu

einem früheren Zeitpunkt zum Aufgeben oder mindestens zur Änderung seiner Politik hätte zwingen können. Und doch, wenn man wie Hegel in den geschichtlichen Persönlichkeiten Werkzeuge des Weltgeistes sieht, der sich ihrer für seine Zwecke, die uns verborgen bleiben, bedient, dann hat Hitler den Bolschewismus stalinistischer Prägung in die Arena gezwungen. Es blieb Stalin nunmehr nichts anderes übrig, als für die grosse Westmacht USA «die Kastanien aus dem Feuer zu holen». Gerade das aber hatte Stalin vermeiden wollen.

Ich kann milde lächeln, und ich räume es ein mit einer leichten Arroganz in meiner Seele, wenn deutsche Historiker wie zum Beispiel Andreas Hillgruber von Hitlers «Stufenplan» zur Erringung der Weltherrschaft sprechen und damit aus der Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit eine Märchenstunde machen, ganz zu schweigen von den albernen «Puppenspielen» ihrer zeitgenössischen Nachfolger. Ich wusste damals von Anfang an um die fatale Schwäche der deutschen Position. Nur aus ihr heraus ist der Ansatz von Hitlers Politik zu verstehen.

Hitler stellte ab einem gewissen Zeitpunkt für die Deutschen die Alternative zur bolschewistischen Lösung der übermächtigen Probleme Deutschlands dar. Das war seine Rolle in der Weltgeschichte. «Der Wirbelsturm zusammentreffender Umstände», um hier eine Formulierung aus Dostojewskis «Dämonen» noch einmal aufzunehmen, hat ihn an die Macht gebracht. Aus meiner Sicht ist das Tabu, mit dem Hitler heute belegt wird, nicht verständlich. Hitler ist – noch einmal nach seinem Selbstverständnis – verantwortlich für eine Katastrophe, die das deutsche Volk getroffen hat und die nur mit dem Dreissigjährigen Krieg vergleichbar ist. Das ist durchaus sachlich feststellbar und bedarf keiner grotesken Übertreibungen und falscher oder gar alberner Darstellungen, die obendrein oft geeignet sind, nationale Belange zu schädigen und Hitlers Verantwortlichkeit zu verwischen.

Vater

Ein Unglück für den Toten, dass ihn der Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Friedrich von Schiller, Geschichte des Dreissigjährigen Krieges

Wer war nun eigentlich dieser Aussenminister, dieser Ribbentrop, der mit der Ernennung zum «Reichsaussenminister» zu Beginn des Jahres 1938 formell der erste aussenpolitische Berater Hitlers wurde? Er übernahm damit nunmehr eine Position, in die er in den vergangenen Jahren bereits in zunehmendem Masse hineingewachsen war. Er war aber zu keiner Zeit der ausschliessliche aussenpolitische Gesprächspartner Hitlers, welcher sich bekanntlich nicht in Ressortzuständigkeiten einbinden liess. Ohne Zweifel aber hat Vater für lange Passagen der deutschen Aussenpolitik das Ohr Hitlers gehabt, und damit Einfluss auf eine Aussenpolitik, die, wie er es während des Nürnberger Prozesses ausdrückte, «ein anderer bestimmte». Gemeint ist damit Hitler. Vater wollte sich mit dieser Formulierung vor dem Gericht der Sieger nicht der Verantwortung für die deutsche Aussenpolitik entziehen – er übernahm sie vor dem Gericht *expressis verbis* –, sondern seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, sich in späteren Phasen der deutschen Politik mit seinen Beurteilungen und Folgerungen nicht durchgesetzt zu haben.

In seiner grossen Rede vor dem Reichstag nach dem Westfeldzug dankte Hitler erst nach der Generalität dem Mann, der «seine aussenpolitischen Weisungen» ausgeführt habe. Vater erhielt das Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse, ein Orden, der für die nichtkämpfenden Angehörigen der Wehrmacht vorgesehen war; in meinem Regiment erhielt ihn beispielsweise der Regimentsingenieur. Es war in Kenntnis der Verhältnisse beinahe etwas kränkend für Vater und vielleicht auch so beabsichtigt! Noch am 30. Januar 1939 hatte Hitler in seiner bekannten Reichtagsrede davon gesprochen, dass «es in erster Linie die ebenso richtige wie kühne Beurteilung und im Einzelnen hervorragende Behandlung aller aussenpolitischer Probleme durch den Parteigenossen von Ribbentrop war, die mir in der zurückliegenden grossen Zeit eine ausserordentliche Hilfe für die Durchführung dieser meiner Politik bedeutete». Das Verhältnis zwischen beiden unterlag bereits seit Beginn ihrer Zusammenarbeit immer wieder erheblichen Schwankungen. Gemeinsame Er-

folge einerseits, unterschiedliche Auffassungen andererseits und natürlich Intrigen von allen Seiten sorgten immer wieder für «Stimmungswechsel». Hitler war Intrigen durchaus zugänglich, sie waren die Ursache für Störungen in den wechselvollen Beziehungen zwischen den beiden Männern. Letztlich aber waren die fundamentalen Meinungsverschiedenheiten in der Russlandpolitik der Grund für das sich immer mehr verdunkelnde Verhältnis.

Immerhin hatte Vater der deutschen Aussenpolitik bedeutsame Impulse gegeben. Das grosse Arrangement mit England war für Hitler und ihn das grosse Ziel, aber dank Vaters Einflusses war Hitler dann auch zur dauernden Verständigung mit Frankreich bereit. Vater war der Initiator des Antikominternpaktes, der Deutschland aus der jahrelangen Isolierung führte. Schliesslich war er es, der den zunächst widerstrebenden Hitler veranlasste, den Vertrag mit der Sowjetunion zu schliessen und damit die Einkreisung Deutschlands, die vor dem Abschluss stand, zu durchbrechen und die Position des Reiches entscheidend zu verbessern. Darin sah er wohlgemerkt die Voraussetzung dafür, die osteuropäischen Probleme auf dem Verhandlungswege, das heisst friedlich lösen zu können.

Wer war dieser Mann, der aus einer komfortablen Assiette als selbständiger und erfolgreicher Kaufmann, die er sich wohlgemerkt selbst geschaffen hatte, in die Politik geriet und sein Schicksal mit einem aussergewöhnlichen geschichtlichen Phänomen – man mag zu diesem stehen, wie man will – verband, um dann am Galgen zu enden? «Von der Parteien Hass und Gunst verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!» Diese berühmte Formulierung Schillers stellen Historiker und Biographen gern an den Anfang von Darstellungen historisch umstrittener Persönlichkeiten. Es wäre eine völlig falsche Wahl, wollte ich die Schilderung des politischen Wirkens meines Vaters und die Darstellung seiner Persönlichkeit mit diesem Zitat beginnen. In der Geschichtsschreibung über Hitlers Aussenpolitik wird das Bild seines Aussenministers durch Hass und Verleumdung bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Von der «Gunst», die Schiller neben den «Hass» stellt – und sei es nur im Sinne einer halbwegs wahrheitsgemässen Darstellung der Rolle, die Vater gespielt hat –, ist nicht das Geringste zu verspüren. So bietet sich mit Blick auf Joachim von Ribbentrop das weniger bekannte Wort des chinesischen Weisen Konfuzius als Anfang einer Niederschrift an: «Wo alle loben, muss man prüfen, wo alle tadeln, muss man prüfen!»

Die heute gängigen Urteile über Hitlers Aussenminister beinhalten so ungefähr alle denkbaren negativen Eigenschaften. Man ist geneigt, sich zu fragen, wie ein Mann, der so dumm, eingebildet, aufgeblasen, arrogant, feige, schwach, unehrlich, heuchlerisch, ehrgeizig, angeberisch, taktlos, charakterlos und schliesslich nach Joachim Fest auch noch so «borniert» gewesen sein soll, es fertiggebracht hat, nach dem Ersten Weltkrieg in kurzer Zeit ein be-

deutendes Handelshaus – das erste und grösste in seiner Branche – in Deutschland aufzubauen, wohlgernekt ohne die finanzielle Unterstützung seines Schwiegervaters Henkell. Man wird sich ganz besonders zu fragen haben, wie es diesem Mann bei den zitierten Eigenschaften möglich war, ab 1920 in wenigen Jahren einen in- und ausländischen Freundeskreis um sich zu sammeln, der für seinen späteren Eintritt in die grosse Politik gerade die Voraussetzung und die Plattform darstellte. Bemerkenswerterweise darf festgestellt werden, dass gerade die bedeutendsten seiner ausländischen Freunde ihm über Krieg und Hinrichtung hinaus die Treue bewahrt haben. Ich sollte mich 1948 in nicht gerade angenehmer französischer Gefangenschaft ihrer Hilfe erfreuen dürfen. Diese Freunde unseres Vaters im In- und Ausland waren der Ausgangspunkt seiner politischen Laufbahn.

Wir werden also zunächst zu untersuchen haben, welche Eigenschaften Ribbentrops Persönlichkeitsbild ausmachten, um die Frage anzuschliessen, wer hat ihm eigentlich die schlechten Eigenschaften zugeschrieben – und, vor allen Dingen, aus welchem Grund. Wir werden die berühmte Frage zu stellen haben, die vom römischen Konsul L. Cassius vor über 2000 Jahren den römischen Richtern eingeschärft wurde: «Cui bono?» – «Wem nützt es?» Warum wurde und wird Vater verleumdet bis auf den heutigen Tag? Wir werden die Hintergründe dieser Kampagne aufzuhellen und ihre Hintermänner zu benennen haben.

«Wo alle tadeln, muss man prüfen!» – Das Verdammungsurteil über Ribbentrop ertönt zunächst einmal aus allen Kreisen, die im sogenannten «Dritten Reich» eine Rolle gespielt haben, mit welcher politischen Einstellung auch immer, ob Anhänger Hitlers oder Gegner, sie alle verdammen den Ausenminister Hitlers, wenn auch, wie sich zeigen wird, aus sehr unterschiedlichen Motiven. Es sei an dieser Stelle noch einmal auf die vielgeübte Praxis hingewiesen, nach der sich Historiker, Biographen und Memoirenschreiber einfach aufeinander beziehen, sprich schlicht voneinander abschreiben⁴³² und den jeweils anderen als Quelle angeben. Ein Blick in das Quellenverzeichnis und die dazugehörigen Anmerkungen bzw. Fussnoten in der einschlägigen Literatur zeigt das sehr deutlich. Auf diese Weise erscheinen die gleichen falschen Darstellungen, Verleumdungen, Irrtümer und Missverständnisse immer wieder und werden schliesslich vom Leser als wahr unterstellt. «Aus Lügen werden durch längeren Gebrauch nicht Wahrheiten, aber Tatsachen!»,⁴³³ wie es ein erfahrener Mann formuliert hat. Ich werde Beispiele dafür ange-

432 Siehe die vermeintliche «Notiz für den Führer», die Reinhard Spitzky bei Papen abgeschrieben hat. Vergleiche mit Seite 144, Fussnote 155.

433 Mann, Heinrich: Zur Zeit von Winston Churchill, Neuauflage Frankfurt 2004.

ben. Nur sehr wenige Personen konnten im Hinblick auf Hitlers Arbeitsstil, keine Sitzungen einzuberufen, aus eigener Kenntnis die Rolle beurteilen, die Vater tatsächlich in den Beratungen mit Hitler gespielt hat. Sie sind alle längst tot. Die Besprechungen zwischen Hitler und Vater fanden ausserdem oft unter vier Augen statt.

Wer also war dieser Ribbentrop, als Mensch und natürlich als Politiker, der, noch nicht vierzig Jahre alt, in den Mahlstrom der grossen Politik geriet, die ihm zum Schicksal werden sollte? Wer war er und woher kam er, als im Januar 1933 die Politik nach ihm griff, um ihn nicht mehr loszulassen?

Der Weg in die Politik

Da neben allem anderen auch unser Familienname Gegenstand von Polemik geworden ist, will ich von vorn beginnen. Ich erinnere mich nicht mehr, bei welcher Gelegenheit uns Kindern, meiner Schwester Bettina und mir, der Familienstammbaum der Familie Ribbentrop oder Ribbentrup, wie wir im Mittelalter hiessen, in die Hände kam. Ich muss etwa zehn Jahre alt gewesen sein. Ich war wohl Sextaner – in einer Epoche, in der ein deutsches Gymnasium noch bestrebt war, seinen Schülern eine möglichst breite Grundlage an Allgemeinbildung zu vermitteln –, als unser Klassenlehrer Dr. Lüders seinen Schülern aufgab, etwas über die Herkunft ihrer Familiennamen in Erfahrung zu bringen. Ich hatte diese Aufforderung wohl entweder vergessen, oder die Eltern, die ich hätte fragen können, waren nicht anwesend. Jedenfalls stand ich, als die Reihe an mich kam, etwas über unseren Familiennamen vorzutragen, peinlicherweise mit leeren Händen vor der Klasse. Lüders half mir aus der Klemme und meinte: «Ihr müsst aus Westfalen stammen, die Endung ‚-trop‘ in eurem Namen weist mit grosser Sicherheit darauf hin.»

Unser Vater, natürlich sofort von mir darüber befragt, bestätigte lebhaft die Vermutungen meines Klassenlehrers; und es stellte sich heraus, er war vor gar nicht langer Zeit mit Mutter auf dem «Ribbentrup» gewesen, so wird der schöne, 400 Morgen grosse Hof, in der Nähe von Bad Salzuflen gelegen, noch heute genannt. Dieser war ihm zum Kauf angeboten worden. Es handelte sich um ein schönes, arrondiertes Anwesen, das genau genommen im «Lippischen» lag. Vaters damalige Entscheidung, den Hof nicht zu kaufen, war, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, ohne Zweifel richtig, denn die grosse Weltwirtschaftskrise stand bevor. Vaters vorsichtige Dispositionen haben uns die schlechten Jahre gut überstehen lassen, obwohl mir die Sparmassnahmen zu Hause noch gut in Erinnerung geblieben sind. Während des Krieges stand der Hof noch einmal zum Verkauf. Vater meinte jedoch, im Kriege könne er als Minister kein Land kaufen.

Der Hof wird in einem «Heberegister» der Abtei Herford vom Ende des 12. Jahrhunderts zum ersten Mal unter dem Namen «Ricbrachtinctorpe» erwähnt. In den ältesten Urkunden wird bereits ein «Heinrich de Ricbrachtinctorpe» erwähnt. Der Nachweis, es handele sich bei ihm um einen unmittelbaren Vorfahren, lässt sich genealogisch allerdings nicht führen. Um 1300

waren die ursprünglich vier Höfe in einer Hand zu einem sogenannten «Meierhof» vereinigt worden. Im 16. Jahrhundert nannten wir uns «Meyer zu Ribbentrop». Unser Grossvater Richard wies uns, seine Enkel, darauf hin, unsere Vorfahren seien immer «Freie» gewesen, also nicht «hörig», wie es damals oft der Fall war. Unsere französische Erzieherin heftete den Stammbaum an die Wand unseres Kinderzimmers, nicht ohne darauf hinzuweisen, eine solche Familientradition bedeute die Verpflichtung, etwas zu leisten – letzteres mit unüberhörbarem Appell an prompte und zuverlässige Erledigung der Schularbeiten.

Eine interessante Figur unter unseren Vorfahren war Friedrich von Ribbentrop. Seine Arbeit für den preussischen Staat hat noch einen Bezug zur Gegenwart. Er war der Schöpfer der preussischen «Oberrechnungskammer», Vorläufer des Reichsrechnungs- bzw. Bundesrechnungshofes. Im Rahmen der Heeresreform von 1806 hat er das Militärbeamtentum geschaffen; mit anderen Worten: er hat die «Zahlmeister» erfunden. Mit Blücher entstand eine Freundschaft, nachdem er in der Schlacht an der Katzbach 1813 eingegriffen hatte, als bei den jungen preussischen Truppen eine Unordnung entstand, die er mit Energie und Härte überwand. Blücher machte ihn zum Verwaltungschef für die besetzten Gebiete in Frankreich. In dieser Funktion hatte er den durch Napoleon geraubten Kunstbesitz zurückzuführen. Sein Verhandlungspartner auf französischer Seite war der bekannte Direktor des Louvre, Dominique Denon. In welch chevaleresken Formen er seine Aufgabe erledigte, zeigt ein Brief, den er an Denon schrieb, bevor er Paris verliess, um nach Preussen zurückzukehren. In dem Brief heisst es unter anderem: «... wie unangenehm unsere dienstlichen Beziehungen auch für Sie gewesen sein mögen, sie haben nur dazu gedient, meine persönliche Hochachtung für einen Wissenschaftler zu vergrössern, dessen wertvolle Bekanntschaft gemacht zu haben, ich mich glücklich schätze.»⁴³⁴ In dem Dankesbrief Denons ist zu lesen: «... Unter Leuten, die dafür geschaffen sind, sich zu schätzen, lösen die dienstlichen Beziehungen persönliche Verbindungen aus, und diese wiederum lassen Freundschaft entstehen.»⁴³⁵ Dieser Vorfahre war es auch, der die Quadriga des Brandenburger Tores in Paris aufspürte und ihre Rückkehr nach Berlin veranlasste.⁴³⁶

434 Savoy, Bénédicte: Kunstraub – Napoleons Konfiszierungen in Deutschland und die europäischen Folgen, Wien 2011, S. 193 und S. 461, Anm. 173, Sauvier Charles: Les conquêtes artistiques de la Révolution et de l'Empire, Paris 1902, S. 159.

435 Chatelain, Jean: Dominique Vivant Denon et le Louvre de Napoléon, Paris 1973, S. 253.

436 Siehe auch die FAZ vom 3. Januar 2004; Savoy, Bénédicte: a.a.O., S. 163f. und S. 457, Anm. 49, Cullen, Michael/Kieling, Uwe: Das Brandenburger Tor, ein deutsches Symbol, Berlin 1999, S. 44-45.

Ein weiterer Vorfahre sei erwähnt, nicht nur weil er ein tapferer Offizier war und immerhin als Hauptmann der Artillerie bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen im deutsch-dänischen Krieg von 1864 den sehr selten verliehenen Orden «Pour le Mérite» erhielt, sondern weil wir adoptierte Nachkommen von ihm geworden sind. Karl Barthold Siegmund Ribbentrop erhielt als Batteriechef in der Garde-Artilleriebrigade diesen ebenso schönen wie bedeutenden Orden wegen – wie es in dem Verleihungsvorschlag heisst – grosser Ruhe, Umsicht und Entschlossenheit bei der Führung seiner Batterie während der Erstürmung der Düppeler Schanzen, die den Krieg entschied. Er hat in grosser Bescheidenheit an seine Frau geschrieben:

Ich achte den Orden, unseren höchsten Kriegsorden, so hoch, dass ich ihn mir selbst gewiss nicht gegeben haben würde, und kann nur beschämt über die Gnade meines Königs an all die anderen braven Kameraden denken, die die Auszeichnung gewiss besser verdient haben als ich.

Der Bruder unseres Grossvaters Ribbentrop erhielt den „Pour-le-Mérite“ als Generalleutnant und Divisionskommandeur im Ersten Weltkrieg und hat in einem kurzen Divisionstagesbefehl seiner Division mitgeteilt, er habe den Orden für die Tapferkeit der Division verliehen bekommen.

Der bei den Düppeler Schanzen ausgezeichnete Hauptmann wurde später General und geadelt. Daher rühren die beiden gekreuzten Kanonenrohre in unserem Wappen. Er hat an der weiteren Entwicklung der preussisch-deutschen Artillerie erheblichen Anteil gehabt. Der spätere Kaiser Friedrich soll einmal zu ihm gesagt haben: «Na, Ribbentrop, Ihr Name wird auch einmal in der Geschichte unvergessen sein!» Dieser Ausspruch Kaiser Friedrichs hat sich allerdings weniger bei dem braven General, sondern in Umkehrung des Sinngehaltes bei dessen Adoptivenkel, meinem Vater, verwirklicht. Unser Vater wurde von einer Tochter des Generals im Jahre 1925 adoptiert. Was ist über diese Adoption – übrigens ein gar nicht ungewöhnlicher Vorgang – nicht alles an Gehässigem und Diffamierendem geäussert worden! Von Goebbels wird die Äusserung über Vater kolportiert: «Seinen Adel hat er sich gekauft, sein Vermögen erheiratet.»

Der General Karl von Ribbentrop hatte einen Sohn und eine Tochter. Dem Sohn waren Kinder versagt geblieben. Auf dem Totenbett seines Vaters, des Generals, hatte er ihm versprochen, durch Adoption eines Familienmitgliedes den Adel dieses Familienzweiges – es bestand keine Deszendenz zu Friedrich von Ribbentrop, dem Generalintendanten – zu erhalten. So war er schon vor dem Ersten Weltkrieg an Grossvater Richard herantreten und schlug ihm vor, ihn zu adoptieren. Dieser aber, wie wir noch sehen werden, ein eigenwilliger Mann, gab dem Vetter einen Korb.

Der schlug nun vor, den ältesten Sohn von Grossvater, unseren Onkel Lothar – den Bruder unseres Vaters – zu adoptieren. Da die beiden Brüder aber bereits in Kanada lebten, kam es vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr dazu.

Kurz nach dem Kriege, 1919, starb Lothar an Lungentuberkulose in der Schweiz. Vater kam ebenfalls erst 1919 aus der Türkei nach Deutschland zurück. Die Inflation war in vollem Gang und die Familienmitglieder plagten zunächst andere Sorgen als mögliche Adoptionen. Nach einer allgemeinen Konsolidierung der Verhältnisse griff der Sohn des Generals – er hiess Siegfried von Ribbentrop – den Gedanken der Adoption wieder auf. Inzwischen aber hatte er eine Tochter, die seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, adoptiert. So kam man schliesslich überein, seine Schwester, die Tochter des Generals, sollte Vater adoptieren. Diese von uns geschätzte Tante Gertrud wohnte in Naumburg, wo auch unsere Grosseltern lebten. Sie war mit irdischen Gütern nicht gesegnet, unverheiratet, und die Inflation entwertete ihre Ersparnisse, so dass Vater sie bereits längere Zeit unterstützte. Das setzte er nach der Adoption natürlich fort; ganz abgesehen davon wurde er durch die Adoption bekanntlich ohnehin unterhaltspflichtig (was Goebbels offensichtlich nicht begriffen hatte). Im Übrigen zeigte Tante Gertrud, wie damals üblich, die Adoption ordnungsgemäss der Adelsgenossenschaft an.

Hierzu sei noch erwähnt: Siegfried von Ribbentrop und seine Schwester Gertrud sollten das von ihrem Vater ererbte Adelsprädikat auf seinen Wunsch an einen Zweig der Familie weitergeben, dessen Angehörige sich auf dem «Schlachtfeld» bewährt hatten. Drei Generationen: mein Urgrossvater, mein Grossvater und mein Vater, hatten das Eiserne Kreuz 1. Klasse in den Kriegen von 1870/71 bzw. 1914/18 verliehen bekommen. Die Bereitschaft der «führenden Schichten» der damaligen Zeit, sich für ihr Land zu engagieren und, wenn erforderlich, auch das Leben einzusetzen, spielte noch eine grosse Rolle und stellte bis zum letzten Krieg ein wichtiges Korrektiv zu dem mit der rasanten Entwicklung der Technik einhergehenden Materialismus dar.

Es sei aber auch ein Kuriosum der Familie nicht übergangen, da es sich hierbei um einen indirekten Vorfahren mit dem nicht unbekanntem Vornamen Adolf handelt. Dieser Adolf von Ribbentrop ging als preussischer Regierungsrat während der Revolution von 1848 zu den Aufständischen über und floh nach Niederschlagung der Revolution nach Frankreich, wo er in den Kreis von Karl Marx geriet, der ebenfalls als Emigrant dort lebte. Arnold Ruge, ein radikaler Demokrat, schrieb damals an Max Duncker, der wie er ein Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt, der «Paulskirche», war: «... Es war im Anfänge eine Bekanntschaft von ihm, die ich noch kultiviere, in seiner [Marx] Gesellschaft, ein Herr v. Ribbentrop, ...» Es ist amüsant, wie

Duncker, der zu dieser Zeit in Paris mit Marx zusammen die Deutsch-Französischen Jahrbücher herausgab, in seinem Brief fortfährt:

Nun habe ich diese [Marxsche] Schule zu bestehn, und es könnte hübsch werden, wenn ich ins Geschirr zu gehen die Lust hätte. Wir sind hier aber gerade genug blamiert, und Marx namentlich ist durch seinen Zynismus und seine rohe Anmassung den Franzosen ein Horreur. Er hält dafür, diese ganze Bildung des existierenden Frankreich müsse untergehen, und da die neue Menschheit anfangs nur roh und inhuman sein könne, so nimmt er sogleich diese Tugenden an. – Die französischen Ouvriers [Arbeiter] sind unendlich humaner als dieser Humanist ab inhumanitate [aus Inhumanität].⁴³⁷

Ein bemerkenswertes Urteil über Marx, das durch die Geschichte blutig bestätigt werden sollte. Ich beschränke mich darauf, diese drei Vorfahren zu beschreiben. Ein wenig spiegelt sich in ihnen die preussische Geschichte der letzten 200 Jahre wider. Am Rande bliebe allenfalls zu erwähnen, dass ein weiterer Vorfahre den «Westfälischen Frieden» im Jahre 1648 für den Grafen von Lippe unterschrieben hat.

Unser Vater soll als Jüngling und junger Mann so etwas wie ein «Liebling der Götter» gewesen sein. Sie hatten ihm eine vielseitige Begabung zuteil werden lassen. Er war aussergewöhnlich musikalisch, verfügte über das absolute Gehör und trug sich als Dreizehnjähriger mit dem Gedanken, Geiger zu werden, als er in Metz gelegentlich eines Konzertes seine Geige spielte und dabei aussergewöhnlichen Erfolg hatte. In seine Erinnerungsskizzen schreibt Vater über seine Mutter und seine Liebe zur Musik:

Sie war ebenso wie mein Vater hochmusikalisch und spielte wunderbar Klavier. Stundenlang musste sie mir vorspielen, während ich wie gebannt in einer Ecke sass und immer nur wieder hören und hören wollte. Meine Mutter war rührend in ihrer Liebe und Bereitwilligkeit, meine ewigen Bitten zum Vorspielen zu erfüllen.

Nüchternheit gegen sich selbst und das verzweiflungsvolle Risiko, eine Künstlerlaufbahn einzuschlagen, ohne die Sicherheit zu haben, eine grosse Karriere machen zu können, veranlassten ihn, noch als Gymnasiast der künstlerischen Laufbahn zu entsagen. Ein Schüler des berühmten Geigers Joachim, der Vater Geigenunterricht gab, hatte das Verdikt «hochbegabt» gesprochen, aber er liess Zweifel daran, ob die Begabung für den grossen «Durchbruch», wie man heute sagt, ausreichen würde. Musik berührte Vater zutiefst. Es muss im Jahre 1934 gewesen sein. Ich durfte die Eltern in ein Konzert in der Berliner Philharmonie begleiten. Wilhelm Furtwängler dirigierte in Hitlers Gegenwart die 9. Symphonie von Beethoven, mit dem damals berühmten Bru-

⁴³⁷ Enzensberger, Hans Magnus (Hrsg.): Gespräche mit Marx und Engels, Erster Bd., Frankfurt/Main 1973, S. 30 f.

no-Kittel-Chor. Diese Veranstaltung war insofern bemerkenswert, als sie die «Versöhnung» Furtwänglers mit dem «Regime» besiegelte. Die Verstimmung war, wie ich damals hörte, wegen Furtwänglers Eintreten für Hindemith und seine jüdische Sekretärin entstanden.

Ich ging dank unsere Klavierlehrerin Fräulein Munding gut vorbereitet in das Konzert. Selbst für mich dreizehnjährigen Jungen, der ich nicht annähernd die Musikalität unseres Vaters geerbt hatte, war die Aufführung ein unerhörtes Erlebnis. Nach dem Konzert durfte ich mit den Eltern in dem bekannten Berliner Lokal «Horcher» zu Abend essen. Vater war still und in sich gekehrt und sagte plötzlich zu Mutter: «Empfindest du nicht, dass das [er meinte Beethoven] ein schwer ringender Mann war?» Mutter, die kein so intensives Verhältnis zur Musik hatte – sie war ein «Augenmensch» –, reagierte, seine Aufgewühltheit erkennend, liebevoll. Ich nahm Vaters Ausspruch in mich auf, ohne ihn mit meinen dreizehn Jahren in vollem Umfang verstehen zu können, aber die Vorstellung des um die Ausführung und Vollendung seines Werkes «ringenden» Künstlers war nunmehr vorgegeben und hat oft geholfen, mir ein Kunstwerk zu erschliessen, gerade dann, wenn es sich auf den ersten Blick oder beim erstmaligen Hören als spröde erwies. Die Musikalität unseres Vaters ging – wie so oft – Hand in Hand mit einer aussergewöhnlichen Begabung für Sprachen. Er sprach Französisch und Englisch fehlerfrei, Englisch, wie mir gesagt wurde, auch ohne Akzent.

Er muss wohl schon als junger Mann einen aussergewöhnlichen Charme ausgestrahlt haben. Grossvater erzählte einmal schmunzelnd, in Arosa habe Vater sich in eine ausnehmend hübsche Engländerin verliebt, die aber einige Jahre älter war, als unser damals 15 Jahre alter Vater. Auch ihr sei der Jüngling offensichtlich nicht ganz gleichgültig gewesen, so dass Grossvater die «Geschichte unterbunden» habe. Vater sei daraufhin wütend ganz allein auf das «Hörnli» gestiegen, eine damals wohl nicht ganz ungefährliche Unternehmung, nach dem Motto: «Es geschieht meinen Eltern ganz recht, wenn ...»

Vater hat den grössten und wichtigsten Teil seiner Jugend im Ausland verbracht. Nach seiner selbstgewählten Pensionierung zog Grossvater Ribbentrop nach Arosa. Unsere Grossmutter war an Tuberkulose gestorben. Die Schweiz, Frankreich, England, die USA und Kanada waren die Länder, in denen Vater bis zum Kriegsausbruch 1914 lebte. Während des Krieges kehrte er (im Kohlenbunker eines holländischen Dampfers) zurück, kämpfte in Russland und Frankreich und wurde 1918 nach seiner zweiten Verwundung Adjutant des deutschen Militär bevollmächtigten in der Türkei. Als er 1919 aus der Türkei nach Deutschland kam, konnte man ihn beinahe als «Auslands-

deutschen» bezeichnen. Die Anhänglichkeit an ihr Heimatland ist bei diesen Deutschen erfahrungsgemäss immer sehr gross.

Wenn Vater an einer Stelle schreibt, sein Vater sei für ihn und seinen Bruder in den Kindheitstagen «eher der gestrenge Herr als ein liebevoller Vater» gewesen, dann hatte sich das Verhältnis zu diesem mit dem Heranwachsen der beiden Brüder von Grund auf geändert. Meine Mutter und mein Grossvater waren wohl die beiden Menschen, die Vater in seinem Leben am nächsten standen, ja sie waren vermutlich die beiden einzigen Menschen, denen er ein uneingeschränktes Vertrauen entgegenbrachte, doch war ihr beider Einfluss auf ihn keineswegs unbeschränkt; leider, wie wir sehen werden! Eine Darstellung der Persönlichkeit unseres Vaters wäre daher unvollständig, wenn ich nicht auch wiederum seinen Vater, unseren Grossvater Richard, einbeziehen würde. Dieser wurde für die beiden heranwachsenden Knaben der welt-offene, hochgebildete, völlig unvoreingenommene Mentor, der ihnen vor allen Dingen den Blick für die aktuelle Politik schärfte, damals bereits aus einer kritischen Position gegenüber der kaiserlichen Aussenpolitik heraus. Die Rolle des Mentors hat Grossvater später auch für mich gespielt, wenn auch nicht in vergleichbarer Intensität, da die Grosseltern in Naumburg lebten. An seinem 75. Geburtstag aufgefordert, aus dem Stegreif eine kleine Rede auf ihn zu halten, konnte ich mich mit der Formulierung «unser lebendiges Konversationslexikon» aus der Affäre ziehen.

Sein Hauptinteresse galt dem Schicksal seines Landes. Dabei war er nicht einmal – im heutigen Jargon herabsetzend verwendet – ein Nationalist, im damaligen Sprachgebrauch ein sein Vaterland über alles stellender Landsmann. Er konnte Personen, Gepflogenheiten und Institutionen seines Landes einer scharfen Kritik unterziehen und sie durchaus mit denen anderer Länder vergleichen, auch wenn der Vergleich nicht zum Vorteil des eigenen Landes ausfiel. Auf den Tod verhasst war ihm feuchtforscher «Hurra-Patriotismus». In diesem Sinne kritisierte er den Stil des Kaisers. Er wies uns gelegentlich eines Besuches im Berliner Zeughaus auf ein Bild hin: Es stellte die Szene dar, als des Grossen Kurfürsten Stallmeister Frohen in der Schlacht von Fehrbellin den Kurfürsten bat, mit ihm das Pferd zu tauschen, da er den Monarchen auf seinem Schimmel für zu gefährdet hielt. Tatsächlich soll Froben im Verlaufe der Schlacht – auf dem Pferd des Grossen Kurfürsten reitend – gefallen sein. Mir hat als kleiner Junge diese Opferbereitschaft Frobens für sein Land, verkörpert in der Person des Fürsten, nachhaltigen Eindruck gemacht. Es heisst heute, der Opfertod Frobens sei eine Legende. Das mag der Fall sein. Goethe stellte solche Legenden in den lebenden Bezug, als er am Beispiel des Mucius Scaevola postulierte: «Und wenn die Römer gross genug

waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens gross genug seyn, daran zu glauben.»⁴³⁸ So vermittelte uns Kindern die Atmosphäre zu Hause ganz selbstverständlich und unpathetisch die Bereitschaft, für sein Land alles zu geben, das heisst, wenn es denn sein sollte, gegebenenfalls auch das Leben. In Grossvaters Arbeitszimmer hing ein bekannter Stich, auf dem Friederich der Grosse, nach der verlorenen Schlacht von Kolin auf einem Baumstamm sitzend, dargestellt ist. Unvergesslich der Hinweis des Grossvaters, die Qualität einer Truppe zeige sich gerade im Moment der Niederlage. Ich durfte die Bedeutung dieser Worte 1945 am Tage der Kapitulation in eindrucksvoller Weise erleben. Ich werde an anderer Stelle darüber berichten.

Friedrich der Grosse war in der Ruhmeshalle vertreten mit dem berühmten Gemälde, auf dem dargestellt ist, wie er vor der aus einer verzweifelten Situation heraus geführten Schlacht bei Leuthen seinen Generalen freistellt, ihren Abschied zu nehmen, da er den Feind «gegen alle Regeln der Kriegskunst angreifen werde»; sonst bleibe ihm nur übrig, sich «vor seinen Batterien begraben zu lassen». Wenn Vater in seinem Nachlass schreibt, «Hitlers Vorbild ist Friedrich der Grosse gewesen», dann kann man sich keinen grösseren Unterschied vorstellen! Keiner seiner Generale hat den König verlassen, obwohl der ihnen versicherte, er werde es niemandem verübeln, wenn er das Risiko einer Schlacht gegen eine beinahe dreifache Übermacht nicht mit ihm teilen wolle. Hitler dagegen war es nicht gelungen, ein wirklich tragfähiges Vertrauensverhältnis zu seiner Generalität herzustellen, das eben auch durch eigene Fehler nicht zu erschüttern war!

Grossvater bewertete Friedrichs Leistung durchaus sehr hoch als eine der entscheidenden Voraussetzungen für den späteren Aufstieg Preussens zur Grossmacht, nicht ohne dessen Vater zu vergessen, der nebenbei – ungeachtet seiner Charakterisierung als «Soldatenkönig» – nie einen Krieg führte. Er gestand Friedrich auch uneingeschränkt, die ganze Persönlichkeit wertend, das Prädikat «der Grosse» zu. Er hielt es andererseits aber für unverzeihlich, dass Friedrichs Aussenpolitik schliesslich zu einer aggressiven Koalition der drei Grossmächte Russland, Österreich und Frankreich gegen Preussen führte. Diese Konstellation hätte der König unbedingt verhindern müssen. Hier ist Grossvaters ständiger Bezug auf die akute aussenpolitische Lage des Reiches zu erkennen. Aus seiner Kritik sprachen die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und das absolute Primat der deutschen Politik, eine vergleichbare Konstellation gegen das Reich mit allen Mitteln vermeiden zu müssen. Dies war

438 Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe, Erster Theil, Leipzig 1837, S. 224. Mucius Scaevola soll als Gefangener dem Etruskerkönig Porsenna, der Rom belagerte, vorgeführt worden sein. Um dem König den Mut der Römer aufzuzeigen, habe er seine Hand in einer Feuerschale verbrannt. Der König sei dermassen beeindruckt gewesen, dass er aus der Stadt abzog.

das Kernproblem der deutschen Aussenpolitik. Aus seiner Kritik an Friedrich dem Grossen ergab sich für mich die wichtige Erkenntnis, eben auch offensichtlich bedeutende und erfolgreiche Persönlichkeiten in ihren Handlungen immer kritisch zu hinterfragen. Mutter wusste, warum sie gerade in der damaligen Zeit den lateinischen Ausspruch «nil admirari» (nichts bewundern) oft zitierte.

Grossvater warf Friedrich vor, um einiger scharfzüngiger Aperçus willen über «die Frauen» Elisabeth von Russland und die Marquise de Pompadour am französischen Hofe dem österreichischen Staatskanzler Graf Kaunitz bei seinem Bemühen in die Hände gearbeitet zu haben, eine übermächtige Koalition gegen Preussen zustandezubringen. Grossvater genauso wie Vater sah die ständige Aktualität des Problems der antideutschen Koalitionen. Das Gefühl der latenten Gefährdung durch die «Einkreisung» des Reiches – ein Begriff des Ersten Weltkrieges – war allgegenwärtig. Zu Friedrichs bösen Bonmots über die Russin und die Französin möchte ich an dieser Stelle noch ergänzen, dass Mutter es immer für unklug hielt, wenn Anna Eleanor Roosevelt, die Ehefrau des US-Präsidenten, in der deutschen Presse in ihrer Rolle als Frau angegriffen wurde. Sie war bekanntlich keine Schönheit – nicht zuletzt wegen des etwas bleckenden Gebisses –, und diese Angriffsfläche wurde natürlich von den Karikaturisten weidlich ausgenutzt. Sie würde auf diese Weise, so argumentierte Mutter, eben nicht nur als Politikerin, sondern auch als Frau attackiert. Das könne einer Frau zumindest unterschwellig nicht gleichgültig bleiben, und so giesse man unnötigerweise noch Öl in ein anti-deutsches Feuer, das Roosevelt bereits entzündet habe. Sie benutzte die Kritik Grossvaters an Friedrich dem Grossen als Argument bei Vater, aber der hatte auf die deutsche Inlandspropaganda keinen Einfluss, musste er doch während seiner ganzen Amtszeit gegen Goebbels um Einfluss auf die Auslandspropaganda kämpfen, da Hitler, wie so oft, nicht zur Etablierung klarer Zuständigkeiten zu bewegen war.

Diese Unterhaltungen über die Ära Friedrichs des Grossen und andere Phasen der deutschen Geschichte beweisen ganz eindeutig das Primat der Aussenpolitik im Denken Grossvaters. Er hat diese Denkkategorien bereits an seine Söhne im Kindesalter weitergegeben, denn Vater hatte sie sich völlig zu eigen gemacht. Die Lage Deutschlands in der Mitte Europas bedingte ihrer Meinung nach in der Ära des Nationalismus und der globalen Machtpolitik die Notwendigkeit, das öffentliche Leben im weitesten Sinne den aussenpolitischen Erfordernissen unterzuordnen. Der unglückliche Ausgang des Ersten Weltkrieges mit dem Versailler Vertrag als Folge, die militärische Bedrohung für das entwaffnete Deutschland aus allen Richtungen und zuletzt und entscheidend die Gefährdung Deutschlands und Europas durch die So-

wjetunion waren letztlich für ihre Hinwendung zu Hitler die ausschlaggebenden Faktoren. Die Innenpolitik – das bedeutete in erster Linie die Lösung der «sozialen Frage» – hatte in ihren Augen die Voraussetzungen zu schaffen, um das deutsche Volk «abwehrbereit» gegen äussere Gefahren zu machen! In Hitler sahen Vater und Grossvater in der damaligen Situation die einzige Chance, die verzweifelte aussenpolitische Lage des Reiches zu verändern. Nur unter diesem Gesichtspunkt hatte sich Vater Hitler zur Verfügung gestellt.

Zu Kompromissen war Grossvater sein Leben lang kaum zu bewegen. Darin lag wohl auch der Grund, warum er keine Karriere machte, denn er soll ausgezeichnet beurteilt worden sein. Dafür spricht seine Stellung als Adjutant des Kommandierenden Generals in Metz. Wenn ihm aber etwas nicht passte, warf er schnell den Bettel hin und zog sich grollend zurück. Es fehlte ihm das Mindestmass an Kompromissbereitschaft, das in allen grösseren Organisationen erforderlich ist, um sich mit der eigenen Meinung durchsetzen zu können und nicht bereits vorher an Widerständen zu scheitern. Bezeichnend die Form, in der er schliesslich seinen Abschied erbat. Wie schon beschrieben, galt sein grosses Interesse der auswärtigen Politik. Nach der Entlassung Bismarcks und der damit einhergehenden Entfremdung von Russland nahm er eine zunehmend kritische Position gegenüber der deutschen auswärtigen Politik ein und hat, so wie wir ihn kannten, sicher auch damals als verhältnismässig junger Offizier aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Hinzu kamen, wie Vater schreibt, Einblicke in die militärische Personalpolitik in seiner Position als Adjutant des Metzger Armeekorps, die wohl nicht immer seine Zustimmung fand.⁴³⁹ Schliesslich muss wohl auch die kritische Distanz zu Kaiser Wilhelm II. bei Grossvater immer grösser geworden sein, verursacht nicht ausschliesslich durch sachliche Bedenken gegenüber dessen Politik, sondern auch durch seine Ablehnung des kaiserlichen Stils. So beantragte Grossvater seinen Abschied «ohne das Recht zum Tragen der Uniform», ein damals unerhörter Vorgang. Das Recht, die Uniform auch nach der Verabschiedung zu tragen, wurde nur in Fällen ehrenrührigen Verhaltens verweigert. Er wollte damit wohl zum Ausdruck bringen, wie unzufrieden er war. Selbstverständlich erhielt er seinen Abschied mit dem Recht, die Uniform zu tragen.

Eine weitere Begebenheit, die mir mit Grossvater widerfuhr, verdient es, hier festgehalten zu werden. – Sie spielte in einer sehr schweren Phase meines Lebens eine Rolle, und ich hatte alle Veranlassung, mich ihrer zu erinnern. Ich stiess in irgendeinem meiner historischen Bücher auf das unter besonde-

439 Grossvater erwähnte verschiedentlich den Namen des Generals Max v. Gallwitz und dessen Zurücksetzung im Zusammenhang mit den nicht immer glücklichen Einflüssen des kaiserlichen Militärkabinetts, von denen wohl auch Ludendorff betroffen war. Bestätigung fand ich in den Memoiren Wilhelm Keitels: a.a.O., S. 113.

ren Umständen praktizierte Verfahren, Gefangene gegen ihr Ehrenwort, nicht mehr als Soldaten zu kämpfen, freizulassen. Diese Praxis stammte aus einer Zeit, als die Kriegführung noch weitgehend Sache der Soldaten war und die sogenannte «Heimatfront», die alles für den Krieg Notwendige zu stellen hatte, noch nicht die entscheidende Rolle spielte wie heute. Der «totale Krieg» war noch nicht erfunden worden. Ich stellte Grossvater die Frage, ob man sich gegebenenfalls an ein in diesem Sinne gegebenes Ehrenwort halten müsse, da man nach dem eigenen Ehrenkodex doch nur seinem Lande verpflichtet sei. Ja, ich ging in meiner Frage noch weiter: ob man nicht geradezu verpflichtet sei, das Ehrenwort zu brechen, um wieder die Möglichkeit zu haben, für sein Volk zu kämpfen? Grossvater sah mich höchst erstaunt an – ich kam mir mit meinen 13 oder 14 Jahren recht schlau mit meiner Überlegung vor –, dann antwortete er ganz ruhig, aber mit grossem Nachdruck: «Man vertraut dir, du verpfändest deine Ehre, und das kann man nur einmal!» Ich konnte damals nicht ahnen, einmal Anlass zu haben, mich dieser Worte des Grossvaters gut zu erinnern. Zu Weihnachten 1947 war ich Insasse eines englischen Internierungslagers – man könnte es vielleicht auch Konzentrationslager nennen – und beantragte zum Fest eine Woche Urlaub auf Ehrenwort, der mir auch gewährt wurde. Ich bin nach Ablauf des Urlaubs wieder in das Lager zurückgekehrt, obwohl ich in meiner besonderen Situation mit allen denkbaren negativen Eventualitäten rechnen musste. Ich wurde denn auch prompt unmittelbar nach meiner Rückkehr an die Franzosen ausgeliefert.

Als wir Grossvater auf Elsass-Lothringen ansprachen, da wir wussten, dass er lange in Metz in Garnison stand, meinte er nur trocken – und wieder verschlug es uns etwas die Sprache: «Die Elsass-Lothringer sind immer mit dem Land unzufrieden, zu dem sie gerade gehören.» Obendrein erzählte er uns, Bismarck habe Elsass-Lothringen gar nicht annektieren wollen,⁴⁴⁰ die Militärs hätten aber wegen der Festungen Metz und Strassburg darauf bestanden. Unser Klassenlehrer Lüders berichtete uns das gleiche. Hier schliesst sich der Kreis, Vaters Bemühungen und sein Einwirken auf Hitler haben zu dem erklärten Verzicht Hitlers auf Elsass-Lothringen geführt. Er glaubte, damit ein mögliches Hindernis für eine deutsch-französische Verständigung aus dem Weg geräumt zu haben.

Ich habe es bereits geschildert, kurz vor seinem Tode sagte Grossvater zu Mutter: «Wenn er [Hitler] den Krieg verlieren will, braucht er sich nur mit

440 Bismarck soll seinerzeit erklärt haben: «[...] man verstümmelt sie [eine Nation] nicht ungestraft, und die Geschichte, dieser grosse Lehrer der Staatsmänner, zeigt uns, dass man das immer zu bedauern hat.» Aus: Documents Diplomatiques Française (1871-1914), 1. Serie, Bd. II, 476 (1879), zitiert nach Ingram, Robert: Bismarck selbst. Tausend Gedanken des Fürsten Otto von Bismarck, Stuttgart 1950, S. 60.

den Russen anzulegen!» Der «cauchemar» des Zweifrontenkrieges! Grossvater Ribbentrop hat sich im richtigen Augenblick von dieser Erde empfohlen. Er starb am ersten Tage des Schicksalsjahres 1941. Es ist ihm erspart geblieben, erleben zu müssen, wie Hitler selbst den Zweifrontenkrieg herbeiführte, den zu vermeiden die entscheidende Maxime aller politischen Gespräche zwischen Vater und Grossvater gewesen war. Dabei sah er lange vor Vater in Hitler die einzige Alternative zum Kommunismus in Deutschland.

Ich habe meinen Grossvater so ausführlich dargestellt, weil er ohne Zweifel die Persönlichkeit meines Vaters in der Jugend massgeblich geprägt hat. Die Fähigkeit, ganz unabhängig und pragmatisch zu denken, gepaart mit grosser Vaterlandsliebe, waren wichtige Eigenschaften, die er seinem Sohn mit auf den Lebensweg gegeben hat. Den weltweiten Blick, aus den oft engen deutschen Verhältnissen vor 1914 heraus, hat sich Vater durch seine langjährigen Aufenthalte im Ausland und in Übersee vor und nach dem Ersten Weltkrieg erworben.

Ich habe bereits die Frage aufgeworfen, ob Grossvaters Einfluss auf Vater gross genug gewesen wäre – wenn er noch gelebt hätte –, um ihn zu veranlassen, seinen Rücktritt, den er Hitler angeboten hatte, bei Beginn des Russlandkrieges zu erzwingen. Hitler hat ihn unter Hinweis auf die «Hess-Affäre», die in der Öffentlichkeit als ein negatives Symptom für die deutsche Position gedeutet wurde, von einem Rücktritt abgehalten. Ein kurz darauf erfolgter Rücktritt des Aussenministers hätte diesen ungünstigen Eindruck noch verstärkt. Vater war der Argumentation gefolgt und hat darauf verzichtet zurückzutreten. Sein entscheidender Fehler! Er glaubte damals aber, sich im Sinne des Gesamtinteresses so verhalten zu müssen. Vater war sich allerdings auch Grossvaters Kompromisslosigkeit bewusst und meinte einmal schmunzelnd zu Beginn seiner politischen Tätigkeit: «Mit Grossvaters Mentalität wäre ich erst gar nicht in die Politik gelangt, und wenn, dann wäre ich nach kürzester Zeit wieder draussen gewesen!» Und doch, vielleicht wäre es mit den vereinten Bemühungen von Mutter und Grossvater gelungen, Vater davon zu überzeugen, seinen Rücktritt erzwingen zu müssen, und zwar im Hinblick auf seine persönliche Glaubwürdigkeit und die der deutschen Politik. Mutter wird im Jahre 1943 bei sehr verschlechterter Kriegslage feststellen: «Wäre er mir doch gefolgt; jetzt könnte man ihn als Signal an die Russen wieder zurückholen!» Ob Hitler ihn tatsächlich «zurückgeholt» hätte, muss als fraglich bezeichnet werden, in diesen subtilen Kategorien dachte Hitler zu diesem Zeitpunkt nicht mehr und war auch nicht bereit, eine diplomatische Lösung überhaupt noch zu versuchen. Ein knappes Jahr war das Zeitfenster für Vater offen – vom Beginn des Krieges mit Russland bis zum Sommer 1942 –, das er für seinen Rücktritt hätte nutzen können, ohne der deutschen Position grössere

Nachteile zu verursachen und ohne sich dem Vorwurf, dass «die Ratten das sinkende Schiff verlassen», auszusetzen; ein Eindruck, den er unbedingt vermeiden wollte, wie er mir später einmal sagte!

Noch über die Zeit in Metz schreibt Vater:

Wenn ich mich in meinem späteren Leben mit der französischen Kulturwelt besonders verbunden fühlte, so ist das auch auf diese frühen Eindrücke [in Metz] zurückzuführen, die dann später durch einen längeren Aufenthalt mit meinem Bruder auf der Höheren Handelsschule in Grenoble vertieft wurden. Unsere französischen Sprachkenntnisse wurden dabei vervollkommenet.

Für Grossvater und seine beiden Söhne waren die anschliessenden Jahre in Arosa mit die glücklichsten ihres Lebens. Mit Grossvater als Bremser, Vater als Steuermann und zwei Engländern bildeten sie zeitweilig wohl einen der schnellsten Bobs der Schweiz. Das sportliche Leben in der Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg wurde, wie Vater schreibt, weitgehend von Engländern und Kanadiern geprägt. Es entstanden persönliche Kontakte, ganz besonders zu einer kanadischen Familie – «wir beiden Jungen empfanden für eine Kanadierin eine Sympathie, die mitbestimmend werden sollte für meinen und meines Bruders mehrjährigen Aufenthalt jenseits des Atlantiks». Wieder Vater:

Wenn wir mit unserem Vater über unsere eigene Zukunft sprachen, waren wir uns klar, dass wir niemals Soldat werden würden. Sowohl mein Bruder wie auch ich hatten stark den Drang in die Weite.

[...] Im Jahre 1909 – ich war gerade 16 Jahre alt – lud eine befreundete englische Familie meinen Bruder und mich zu einem Aufenthalt in London ein. Wir wollten in einer Londoner Schule unsere Kenntnisse des Englischen vervollständigen und uns für den kaufmännischen Beruf vorbereiten. Wir lebten im Hause eines bekannten englischen Arztes in South Kensington und haben dort fast ein Jahr verbracht. Die rührende Sorgfalt, die der im Ersten Weltkrieg gefallene Dr. Grandage und seine Schwester uns Brüdern angedeihen liess, werde ich nie vergessen. [...] Als ich London nach dem Ersten Weltkrieg 1920 wiedersah und in dem kleinen Browns Hotel abstieg, war mir die Stadt noch so vertraut, als ob ich sie eben erst verlassen hätte.

Vater und sein Bruder Lothar gingen anschliessend tatsächlich nach Kanada. Die «grosse weite Welt» muss damals für unternehmungslustige junge Leute in Deutschland eine grosse Anziehungskraft gehabt haben, vielleicht als Folge der etwas engen und verkrusteten gesellschaftlichen Verhältnisse, die hier herrschten. Vater schreibt: «... dass die nonchalante Art der Engländer uns [d.h. ihm und seinem Bruder] damals ausserordentlich zusagte ... « Er arbeitete zunächst in einer Bank, trat dann in ein Bauunternehmen ein und hat beim Bau der National Transcontinental «die ganze Härte und Rauheit kana-

dischen Pionierlebens kennengelernt. «Auch den kanadischen Urwald erlebt er «in seiner Grösse und Schönheit, aber auch in seiner Furchtbarkeit».

Eine durch infektiöse Milch entstandene Nierentuberkulose führte – wie bereits angedeutet – zu der Entfernung einer Niere. Nach seiner Genesung und Rückkehr aus Deutschland arbeitete Vater einige Monate, ermöglicht durch eine einflussreiche New Yorker Familie, zunächst in New York als «daily reporter» für einige Zeitungen: «... und dieser vielleicht aufregendste aller Berufe hat mir mehr als alles andere einen Einblick in die amerikanische Psyche vermittelt, ihren Drang nach Handlung, Neuigkeit und Sensation». Er hielt diese Tätigkeit für eine der interessantesten Erinnerungen aus seiner amerikanischen Zeit.

Auf Einladung eines Freundes ging er schliesslich zurück nach Ottawa, um sich als selbständiger Unternehmer zu versuchen. Interessant auch seine Erkenntnisse zur Struktur und zum System des Britischen Empires. Erkenntnisse, die er sammeln konnte, da er durch den Vater eines Freundes, den Obersten Lordrichter von Kanada, in «Rideau Hall», der Residenz des Generalgouverneurs, eingeführt wurde. Die Niederschriften Vaters über seine Zeit in den USA und Kanada sind unter dem Titel «Zwischen Moskau und London» veröffentlicht worden. Ein kurzer Auszug ist interessant genug, um ihn hier wiederzugeben:

Das gesellschaftliche Leben der kanadischen Hauptstadt hatte einen Charme eigener Art. Der Mittelpunkt war Rideau Hall, die Residenz des Generalgouverneurs, die in der Person des Herzogs von Connaught, des Bruders König Eduards VII. damals einen besonders würdigen Repräsentanten der englischen Krone zum Hausherrn hatte. Die Herzogin war eine deutsche Prinzessin, Margarete von Preussen, Tochter unseres «Roten Prinzen» aus dem [18]70er Krieg. Durch den Vater eines Freundes, den Obersten Lordrichter von Kanada, wurde ich nach Rideau Hall mitgenommen. Manche schöne Stunde habe ich im Hause dieses englischen Grandseigneurs und seiner Gattin, die zu mir als Deutschem sehr liebenswürdig war, und ihrer schönen Tochter Patricia, der späteren Lady Patricia Ramsay, verbracht. Auch meine Geige kam hier gelegentlich zu ihrem Recht. Den alten Herzog habe ich später während meiner Botschafterzeit in London wiedergesehen. Als nunmehr schon Achtziger erinnerte er sich in liebenswürdigster Weise mancher kleinen gemeinsam erlebter Episode aus jenen Tagen.

Die Ottawaer Gesellschaft, die sich um das Government House gruppierte, bestand aus den Familien der Regierungsfunktionäre, Minister, Richter, Offiziere und tonangebender Männer der Geschäftswelt. Zu den Empfängen und Festlichkeiten wurden alle grossen Familien aus dem ganzen Land nach Rideau Hall eingeladen.

In jener Zeit habe ich schon als junger Mann mit Bewunderung festgestellt, in welch geschickter Weise es England versteht, seinen Dominions zwar völlige Selbständigkeit zu lassen, sie aber doch – und eigentlich nur durch die Person des Generalgouverneurs – in allen Fragen dem Mutterland eng verbunden zu hal-

ten. Von dem berühmten Lord Strathcona der Hudson Bay Co. an sind bis zum heutigen Tage eine Anzahl der führenden, erfolgreichsten kanadischen Familien, alte und neue, der englischen Krone durch eine «Peerage» oder eine «Knighthood» verbunden. Die geschäftlichen Interessen sind ebenfalls auf vielen Gebieten mit England und anderen Dominions eng verknüpft. Aus diesem Grund wurde in Ottawa 1932 die neue grosse Handelscharta des Britischen Imperiums proklamiert. [...]

Weder der Erste noch der Zweite Weltkrieg war in Kanada populär, trotzdem hat es die englische Politik erreicht, dass die Kanadier in beiden Kriegen ihre Söhne ohne Zögern für das englische Mutterland einsetzten. Das gleiche war in den anderen Dominions der Fall. Dieses feste Zusammenhalten des Commonwealth ist die grosse Funktion des englischen Königshauses und eines der Geheimnisse des britischen Empiresystems, das organisch gewachsen und aufgebaut auf die Erfahrung von vielen Generationen ein Meisterwerk von Organisation und Regierungskunst schlechthin ist.

Aus den Unterhaltungen der Eltern, naturgemäss ganz besonders intensiv während unserer Londoner Zeit, waren mir schon früh einige Strukturen der britischen Gesellschaft bekannt. So wusste ich bereits, ehe wir nach London übersiedelten, dass der Adelstitel in England nur auf den ältesten Sohn übertragen wird, dessen Brüder oft ganz anders heissen. Damit gibt es auch das formelle Prinzip der «Ebenbürtigkeit» nicht, das auf dem Kontinent oft eine so grosse Rolle gespielt hat. Die Eltern vergassen aber auch nicht darauf hinzuweisen, dass der Snobismus im Sinne der Abgrenzung der Gesellschaftsschichten in Grossbritannien oft viel stärker ausgeprägt sei als bei uns, aber er sei eben nicht so «plakatiert». Der regelmässige «Peer-Schub» – wohlge-merkt auf Vorschlag der Regierung – sorgte für eine laufende Regenerierung.

Vater machte den Ersten Weltkrieg als Offizier bei den «Torgauer Husaren» mit und wurde nach Verwundungen und Krankheiten 1917 mit dem EK I ausgezeichnet und im Frühjahr 1918 als Adjutant des deutschen Militärbevollmächtigten in die Türkei kommandiert. Nach einigen Abenteuern, die ihn bis nach Odessa führten, gelangte er schliesslich 1919 über Italien wieder nach Deutschland und wurde in das Kriegsministerium nach Berlin versetzt. Er gab von der ersten Zeit, die er wieder nach Ende des Krieges in Deutschland verbrachte, die folgende Darstellung:

Eines Tages musste ich mich bei General von Seeckt, den ich schon von Konstantinopel her kannte, melden und sollte mit ihm nach Versailles fahren. Dazu kam es nicht. Als wir den Vertragstext in Berlin erhielten, habe ich ihn in einer Nacht durchgelesen und dann weggeworfen in der heiligen Überzeugung, dass es keine deutsche Regierung geben könnte, die so etwas unterschreiben würde. Aussenminister Graf v. Brockdorff-Rantzau trat zurück, aber unterschrieben wurde dann doch.

Wenn ich noch geschwankt hätte, ob ich aktiver Soldat bleiben sollte, so war diese Frage jetzt entschieden. Ich nahm meinen Abschied und wurde wieder Kaufmann. Der Entschluss in die Wirtschaft zu gehen, war leicht zu fassen gewesen, denn ich hatte mir in den Jahren meines Aufenthaltes in den englisch-sprechenden Ländern gründliche kaufmännische Kenntnisse angeeignet. Dennoch traf ich zunächst auf mehr Schwierigkeiten, als ich erwartet hatte. In Deutschland traute man auf kaufmännischem Gebiete einem verabschiedeten Husarenoberleutnant offenbar nichts Rechtes zu und gegen amerikanische Erfahrungen im Geschäftsleben war man damals nicht weniger misstrauisch.

Trotzdem fand ich bereits im Frühsommer 1919 in der Berliner Filiale einer alten Bremer Baumwollimportfirma ein geeignetes Betätigungsfeld. Die Schwierigkeiten, denen ich anfangs begegnete, hatten mich nicht abgeschreckt, sondern meinen Vorsatz nur gefestigt. Tatsächlich brachte ich es auch bald dazu, dass mir von den Inhabern der Firma Vollmachten eingeräumt wurden und als mir einige günstige Transaktionen gelungen waren, erwarb ich mir in zunehmendem Masse das Vertrauen meiner Chefs, die sich mir gegenüber in echter Hansesart von grosszügigster Seite zeigten.

Das war für mich von besonderer Bedeutung, weil mein kanadisches Vermögen verloren war und mein Vater in der beginnenden Inflationszeit infolge einer grösseren Schweizer Schuld für meinen kranken Bruder in eine ernste finanzielle Lage geriet. Ich konnte ihm helfen und sogar sein Naumburger Haus retten. Damit waren allerdings meine ganzen ersten Verdienste dahin, aber die rührende Liebe, mit der mir mein Vater das nie vergessen hat, war mir der schönste Dank. [...]

Geschäftlich trat im Jahre 1920 an mich die Frage heran zwischen Bremen und Berlin zu wählen. [Die Inhaber der Bremer Baumwollfirma hatten Vater die Teilhaberschaft angeboten.] Die Firma meines Schwiegervaters Henkell hatte mir für ihren verstorbenen Vertreter die Mitteilhaberschaft für die Berliner Vertretung angeboten. Ich wählte Berlin, nahm mir aber gleichzeitig vor, ein eigenes Import- und Exportgeschäft unter Ausnutzung meiner damals schon bestehenden Beziehungen in verschiedenen Ländern Europas, vor allem in England und Frankreich, aufzubauen. Es gelang mir, bereits in wenigen Jahren meinen Plan zu verwirklichen und zu gutem Erfolge zu kommen. Mitte der zwanziger Jahre war mein Import- und Exportgeschäft eines der grössten seiner Art geworden.

Ein wenig soll seine Darstellung noch ergänzt werden. Die Firma, in die Vater eintrat, hatte unter anderem die Vertretung der Firma Henkell für Berlin. Diese Vertreterfirmen waren wohlgemerkt selbständige Kaufleute. Ihre Inhaber waren bei der Kundschaft bestens eingeführt, so dass das Verhältnis zur vertretenen Firma durchaus gegenseitig war. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Vertriebsorganisation auf angestellte Vertreter umgestellt. Diese Vertreterfirmen vertraten nicht nur die Firma Henkell, sondern auch die verschiedensten anderen Unternehmen auf ihrem Sektor. Die Inhaber wa-

ren also von den vertretenen Firmen unabhängige Kaufleute. Nur der Verleumdungen Vaters wegen – ich habe Goebbels bereits einschlägig zitiert – sei festgestellt: Vater war demnach in keiner Weise von seinem Schwiegervater abhängig!

Aber zurück zu Vaters weiterem kaufmännischem Werdegang. Er wollte, wie gesagt, seine Auslandserfahrung nutzen und sich ein Import-Exporthaus aufbauen. Der Ansatzpunkt war eine Empfehlung, die Grossvater Henkell ihm für eine Reise nach Reims gab. Grossvater Henkell hatte im Ersten Weltkrieg einem französischen Geschäftsfreund, den er durch seine Reimser Kellerei kannte, geholfen, als dieser in ernste Schwierigkeiten mit den deutschen Besatzungsbehörden geriet, weil er unter Spionageverdacht geraten war. Grossvater Henkell bürgte für ihn und war daher in Reims gut angesehen.

Vater erreichte es auf Anhieb, die Vertretung für Deutschland eines der damals bedeutendsten französischen Champagner-Häuser zu bekommen, nämlich der Firma «Pommery». Es entwickelte sich eine langjährige Freundschaft zwischen Vater und der Inhaberbefamilie Polignac. Der Marquis de Polignac hat mir geholfen, einen Anwalt in Paris zu finden, als ich mich in recht unangenehmer französischer Kriegsgefangenschaft befand. Vater seinerseits hatte für ein Mitglied der Familie erfolgreich interveniert, als dieses wegen des Besitzes nicht angemeldeter Jagdwaffen mit den deutschen Besatzungsbehörden Schwierigkeiten bekam.

Kurz danach erhielt Vater die Alleinvertretung der berühmten Whiskyfirma «Johnnie Walker» für Deutschland. Auch der Inhaber der Firma, Sir Alexander Walker, hat unserer Familie nach dem Kriege die Treue gehalten, als er ohne zu zögern meiner Mutter und mir die Mittel, um einen französischen Anwalt zu bezahlen, der meine Rechte als Gefangener gegenüber der französischen Justiz wahrnehmen sollte, unter Verzicht auf Rückzahlung zur Verfügung stellte. Es folgten schnell eine Reihe weiterer renommierter ausländischer Spirituosenmarken, die ihre Vertretung für Deutschland an Vaters Firma gaben, so dass er sie schon bald «Impegroma» nennen konnte, was für «Import und Export Grosser Marken» stand.

In den angelsächsischen Ländern hat die persönliche Diffamierung politischer Gegner eine sehr viel längere Tradition als bei uns. Wie alle Routiniers, so agierte man dort auch auf diesem Gebiet oft subtil und mit grosser Raffinesse. Während der Königskrise 1936 zum Beispiel brachte eine englische Zeitung, die die Position Edwards VIII. vertrat, ein Foto seines Bruders, des Herzogs von York, der, vor Journalisten flüchtend, gerade fotografiert worden war, als er mit fliegenden Mantelschüssen in seiner Haustür verschwand. Das Foto war überschrieben mit: «The Duke of York in hurry! « Da der Herzog von York im Falle eines Rücktritts des Königs als Nachfolger in Frage kam, insinuierte das Foto und die Überschrift, der Herzog von York habe es

eilig, König zu werden. Der Ausspruch geht auf Benjamin Disraeli zurück, der seinen innenpolitischen Gegner, den bejahrten Premierminister William Ewart Gladstone, mit dem Ausspruch «an old man in a hurry» angriff, ihm unterstellend, er wolle als alter Mann noch schnell, und zwar übereilt, eine historische Tat vollbringen. Es handelte sich meines Wissens um die «Home-bill» für Irland. So fanden englische Zeitungen, die gegen Vaters Bestrebungen, eine deutsch-englische Kooperation herbeizuführen, polemisierten, für ihn das Attribut «the Champagne selling Diplomat». Es wurde von interessierten Kreisen auch in Deutschland übernommen und gehört mittlerweile zum Standardrepertoire herabsetzender Formulierungen Vater betreffend. Derartige Dinge aus der Zeit vor einer grossen politischen Karriere sind immer für einen billigen Treffer gut. Sie werden vorzugsweise bei demjenigen hervorgehoben, der nicht den glatten Karriereweg, am besten über Parteiamt und Staatsdienst, genommen hat. Es berührt dennoch merkwürdig, wenn Leute, die sich – sei es in Deutschland, sei es im Ausland – als überzeugte Demokraten geben, über Vaters kaufmännische Aktivitäten glauben spotten zu müssen. Es wäre durchaus amüsant, sich unter diesem Gesichtspunkt einmal die Herkunft und den Werdegang unserer deutschen Minister vor Augen zu führen, unter denen sich doch vor einigen Jahren ein von den Medien hofierter Aussenminister befand, der ausser einer Taxifahrerlizenz weder einen weiterführenden Schul- noch gar einen Berufsabschluss vorweisen kann. Vater befand sich bei dem Versuch anderer, ihn wegen der Branche herabzusetzen, in der er mit seiner Firma tätig war, in bester Gesellschaft. Stresemann wurde von politischen Gegnern angegriffen, weil er eine Doktorarbeit über die Bedeutung der Berliner Flaschenbier-Industrie⁴⁴¹ verfasst hatte.

Man kann Joachim von Ribbentrop als erfolgreichen Kaufmann bezeichnen. Seine geschäftlichen Erfolge ermöglichten meinen Eltern einen für damalige Verhältnisse grosszügigen Lebensstil. Der Rechtsanwalt meines Grossvaters Henkell, der als sein juristischer Berater den erfolgreichen Weg des Grossvaters als Unternehmer begleitet hatte, sagte uns einmal, Vater habe als einer der wenigen sofort die Inflation zu Beginn der 1920er Jahre begriffen. In diesen Jahren fand er, ausgehend von seinen geschäftlichen Aktivitäten, den Freundes- und Bekanntenkreis, der die Voraussetzung für seinen späteren Eintritt in die Politik war. Seine Geschäftspartner in Frankreich und England gehörten denjenigen Kreisen an, aus denen sich auch die führenden Persönlichkeiten im politischen Bereich rekrutierten. Dadurch standen Vater Beziehungen in England und Frankreich zur Verfügung, die er in die deutsche

441 Der genaue Titel der Doktorarbeit lautete «Das Wachstum der Berliner Flaschenbier-Industrie», verfasst im Jahre 1900.

Politik einbringen konnte. Aber auch in Berlin fand er dank seiner Persönlichkeit offene Türen. Ich sollte an dieser Stelle auf eine weitere verleumdende und diffamierende Behauptung über Vaters Position im Berlin der 1920er Jahre eingehen. So wird denn behauptet, er sei zwei Mal bei der Ballotage für die Aufnahme in den damals in Berlin politisch wichtigen «Union-Club» «durchgefallen», sprich nicht aufgenommen worden. Nach Auskunft des langjährigen Sekretärs des Clubs, Herrn von Beaulieu, wurde Vater bereits am 10. August 1928 durch Beschluss der Aufnahmekommission Mitglied des «Union-Clubs». ⁴⁴²

Bei seinem vom Grossvater übernommenen Interesse an der Politik – er hatte zum Beispiel bereits während des Ersten Weltkrieges aus der Türkei Artikel für die damals sehr bekannte Vossische Zeitung in Berlin geschrieben – fand er Zugang zu politischen Persönlichkeiten, und zwar sowohl der deutschen Seite als auch bei dem in Berlin akkreditierten diplomatischen Korps. Er stand politisch Stresemann nahe, mit dem er auch bekannt war. Ich erinnere mich noch, und zwar im Zusammenhang mit dem «Guten Tag», das wir als Kinder artig zu sagen hatten – was wir ausgesprochen ungern taten –, an eine Reihe von fremden Diplomaten: So unter anderem an den britischen Botschafter Edgar Vincent d’Abernon, den brasilianischen Botschafter Quintana und an den französischen Botschafter Pierre de Margerie, der sich uns Kindern gegenüber ausgesprochen liebenswürdig gab. Wieder sei festgestellt, dass diese Verbindungen zu politischen Kreisen gerade die Veranlassung dafür waren, dass Hitler Vater 1933 bat, im westlichen Ausland im Sinne seiner aussenpolitischen Zielsetzung zu sondieren.

Wer in der Lage ist, durch den Nebel der gezielten Verleumdungen hindurchzublicken, wird nicht umhin können, Vaters Werdegang, seine Begabungen, seine internationalen Verbindungen und schliesslich seine kaufmännischen und persönlichen Erfolge als gute Voraussetzung für eine Betätigung auf dem Gebiet der Aussenpolitik zu erkennen. Wer allerdings die Ausbildung zum preussischen Assessor und Verwaltungsjuristen, möglichst als Korpsstudent, als idealen Ausbildungsgang für einen deutschen Diplomaten betrachtet, wird vielleicht nicht der gleichen Meinung sein. Hinzu kam, dass Vater ausgesprochen sportlich war. Er ritt, schoss blendend, vor allen Dingen mit der Flinte, was gerade in England eine wichtige Beigabe bedeutet, um

442 Spitzly macht noch eine weitere Volte und behauptet, der Sekretär des Clubs sei ein Herr von Lieres gewesen, der Vater die Ablehnung habe mitteilen müssen. Daraufhin hätte Vater bei seiner Übernahme des Auswärtigen Amtes Lieres entlassen. Tatsächlich hatte sich Lieres in ungehöriger Weise einer Versammlung aller Mitarbeiter des Amtes – aus Anlass von Vaters Amtsübernahme – entzogen und war daraufhin zur Disposition gestellt worden.

Kontakte herzustellen oder zu vertiefen, und spielte Tennis und Golf. Kurz: Er lebte einen Stil, der dem der politischen Kreise vor allen Dingen in England und Frankreich entsprach. Seine ausgesprochene Sprachenbegabung habe ich bereits erwähnt. Ich sehe mich gezwungen, diese Eigenschaften meines Vaters in aller Form festzustellen, um aufzuzeigen, wie verzerrt sein Werdegang und seine Bedeutung heute dargestellt werden, ausgelöst durch die gezielten Verleumdungen interessierter Feinde. Verleumdungen, die dann aus Bequemlichkeit und Opportunismus von Skribenten übernommen wurden und werden und durch die Wiederholung allmählich zur «Wahrheit» mutieren. Es besteht für die heute noch davon Betroffenen – also unsere Familie – keine Möglichkeit, dagegen anzugehen. Dazu ein amüsantes Beispiel aus der Geschichte: Den Namen «Lucrezia Borgia» werden die meisten Menschen unwillkürlich mit Dolch, Gift, Mord und Ausschweifungen assoziieren. Schlägt man im Brockhaus nach, erfährt man Folgendes: «Ihr die Jahrhunderte überdauernder schlechter Ruf entstand durch Verleumdung.» Verfügte Vater – immer eine objektive Betrachtung unterstellt – für die Betrauung mit aussenpolitischen Aufgaben über beste Voraussetzungen, so stellten aber gerade die Attribute, die diese Eignung ausmachten, nämlich Begabung, Persönlichkeit, Werdegang, Auslandserfahrungen, Verbindungen, Freundeskreise, Herkunft sowie Lebensstil und -auffassungen grosse Handicaps dar, um im System Hitlers und in seinem Regime auf Dauer erfolgreich agieren und eine aussenpolitische Konzeption vertreten zu können.

In den 1920er Jahren hatte er noch die Aussicht gesehen und die Hoffnung gehabt, sicher nicht zuletzt als Ausfluss seiner Bekanntschaft mit Stresemann, mit der Zeit die Gleichberechtigung des Reiches durch eine parlamentarische deutsche Regierung auf dem Verhandlungswege wiederhergestellt zu sehen. Nun musste er zunehmend erkennen, dass sie den Regierungen der Weimarer Republik nicht zugestanden werden würde. Hinzu kam die Erkenntnis der kommunistischen Bedrohung im Inneren und der sowjetischen von aussen. Die Sowjetunion verfügte in Gestalt der wachsenden Kommunistischen Partei Deutschlands über ein immer stärker werdendes Trojanisches Pferd. Die Wirtschaftskrise mit ihrem Millionenheer von Arbeitslosen schaffte den idealen Nährboden für radikale Lösungen – von welcher Seite auch immer.

Mutter hat mir später einmal erzählt, anlässlich des Volksbegehrens zum Young-Plan hätte Vater zum ersten Mal erklärt, er entscheide sich gegen die Annahme des Planes. Der Plan fixierte die deutschen Reparationsschulden und ihre Begleichung. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass die letzte Rate vor einigen Jahren zu zahlen gewesen wäre. Dem Young-Plan fehlte üb-

rigens die sogenannte «Transfer-Klausel»⁴⁴³ des vorangegangenen Dawes-Plans, nach der Zahlungen ausgesetzt werden konnten, wenn die nötigen Devisen nicht zur Verfügung standen. Das Reich war nach der Annahme des Young-Planes also gegebenenfalls Zwangsmassnahmen ausgesetzt.

Vater erkannte zu diesem Zeitpunkt, dass die «soziale Frage» gelöst werden musste, wenn das deutsche Volk seine aussenpolitischen Probleme – allen voran die Beseitigung der drückendsten Bestimmungen des Versailler Vertrages – erfolgreich angehen wollte. Nach Lage der Dinge würde die Lösung möglicherweise nur unter kommunistischen Vorzeichen oder durch Hitler erfolgen können! Sein damaliger Slogan seinen ausländischen Freunden gegenüber: «Geben Sie Brüning eine Chance, sonst kommt Hitler oder der Kommunismus!» Vaters Einstellung zu Hitler und seinem Regime wurde ausschliesslich durch aussenpolitische Gesichtspunkte bestimmt. Die Partei hatte die Geschlossenheit des Volkes zu garantieren; für ihn nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und der «Weimarer» Zeit die entscheidende Voraussetzung dafür, die «Revisionen» (des Versailler Vertrages) zu erreichen und damit dem Reich in seiner Mittellage die notwendige Verteidigungsmöglichkeit zu verschaffen, um gegenüber dem aggressiven Sowjet-Bolschewismus abwehrfähig zu sein. Man muss diesen für Vater entscheidenden Gesichtspunkt im Auge behalten, wenn sich retrospektiv die Frage stellt, warum er in dem Regime Hitlers «mitgemacht» hat. Die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, die Entrechtung des Reiches durch den «Versailler Vertrag» und schliesslich die drohende Bolschewisierung mit den unabsehbaren Konsequenzen für ganz Europa liessen es als berechtigt erscheinen, sich aussergewöhnlicher Mittel zu bedienen, um diese Gefahren, im Inneren jedenfalls, zu bannen. Vater hat sich selbst aber nie über die Grenzen des Rechtsstaates hinweggesetzt.

Ich war ein Junge von noch nicht elf Jahren und hatte einen Freund, Heinz Körner, gefallen 1941, dessen Vater Kammergerichtsrat war. Der Jurist war strenggläubiger, praktizierender evangelischer Christ, durch und durch rechtschaffen, so weit ich das damals beurteilen konnte, und, wie ich ihn von meinem Freunde geschildert bekam, dabei alles andere als ein Nationalsozialist, aber ein Patriot. Ich sagte es schon, wir Jungen kannten natürlich den Ablauf des Ersten Weltkrieges recht genau, vor allem die «Marneschlacht», die Schicksalsschlacht Deutschlands. So wussten wir, wie verhängnisvoll der

443 Vgl. Keynes, John M.: The German Transfer Problem in: Economic Journal Vol. 39 (1929), S. 1-7; Lüke, Rolf E.: Von der Stabilisierung zur Krise. Basie Centre for Economic and Financial Research (Hrsg.), Series B, No. 3, Zürich 1958. S. 56 ff.

Kaiser und sein Generalstabschef, der «jüngere Moltke», versagt hatten, als sie den bedauernswerten Oberstleutnant Hentsch⁴⁴⁴ zu den Armeen des rechten Flügels schickten und ihm die Entscheidung überliessen, ob weiter auf Paris, das dicht vor den Armeen lag, vorgegangen oder wegen einer örtlichen Krise der Rückzug angetreten werden sollte.

Damals sagte mein Freund zu mir, sein Vater habe ihm erklärt, wenn er von der Mission des Oberstleutnants Hentsch gewusst und die Gelegenheit dazu gehabt hätte, er ihn erschossen haben würde. Vater Körner war ein strenggläubiger Christ, Kammergerichtsrat am Kammergericht in Berlin! Mich hat das damals sehr beschäftigt, gerade weil es die Einstellung eines gestrengen und rechtschaffenen Juristen und gläubigen Familienvaters war. Einen unschuldigen Menschen umbringen, um Schaden vom Vaterland abzuwehren? Einen Menschen, der nur schicksalhaft schuldig wurde, ohne eigene persönliche Schuld? Wer es nicht miterlebt hat, kann es sich nicht vorstellen, wie die Katastrophe von 1918 und die verzweifelte Lage des Reiches allgegenwärtig waren und die Atmosphäre schuf für die Bereitschaft, aussergewöhnliche Massnahmen und Verhältnisse zu akzeptieren.

Vielleicht kann man Joachim von Ribbentrop vorhalten, er habe sich nach 1933 zu wenig mit den innenpolitischen Vorgängen in Deutschland befasst. Mutter hat mir aber einmal gesagt, Vater habe einige Zeit nach der Regierungsbildung Hitlers, an deren Zustandekommen er, wie wir gesehen haben, beteiligt gewesen war, wohl im Hinblick auf irgendwelche illegalen Vorkommnisse spontan Zweifel an der Richtigkeit seines Handelns bekommen. Aber er dachte eben letztlich in aussenpolitischen Kategorien. Er war sich vollkommen darüber im klaren, dass in der bedrohlichen Zwangslage des Reiches ein «Pferde wechsel im Strom», also eine «Ablösung» Hitlers, ausgeschlossen war; sie hätte in seinen Augen über kurz oder lang zu einer Bolschewisierung Mitteleuropas geführt, ganz abgesehen von der Frage, wer Hitler entgegen der damaligen Volksmeinung hätte stürzen sollen. Es blieb nur, die Risikophase mit Hitler und seinem Regime durchzustehen, alles andere war zunächst einmal eine spätere Sorge! Im Kriege wurde diese Zwangslage Vaters noch viel ausgeprägter. Eine Beseitigung Hitlers bedeutete in seinen Augen das Festschreiben der Niederlage in Form der von Roosevelt und Churchill geforderten «bedingungslosen Kapitulation» und das Vordringen der Sowjets nach Mitteleuropa. Wer kann sich heute die verzweifelte Zwangslage vieler guter Deutscher der damaligen Zeit noch vorstellen: das

444 Als man im Mai 1940 General Guderian, der mit seinem Panzerkorps zur Kanalküste durchbrach, wegen der möglichen Flankenbedrohung anhalten wollte, hat er den Befehl mit den Worten «Ich kann hier keine Mission Hentsch gebrauchen» zurückgewiesen.

eigene Land in einem Kampf auf Leben und Tod, geführt von einem Diktator und seinem Regime, das ihnen nicht akzeptabel erschien?

Mein Vater war als «Quereinsteiger», wie man es heute nennt, wenn man nicht mittels der «Ochsentour» die Parteihierarchie durchlaufen muss, in die Politik eingetreten. Als «Quereinsteiger» war er nicht gehärtet und gestählt im innerparteilichen Kampf um Einfluss und Macht. Die dabei durchzustehenden Querelen, Intrigen, Richtungskämpfe und Fraktionsbildungen waren ihm unbekannt. Ihm fehlten die Möglichkeiten, die Personen, die unter Hitler, aber auch auf Hitler Einfluss hatten, kennenzulernen, ihre Charaktere zu studieren und ihr Gewicht zu bewerten. Ihm waren diese Menschen, mit denen er an der Spitze des Regimes kooperieren musste, nach Herkommen und Mentalität fremd. Er war von «oben» in die Gunst des «Führers» eingestiegen, und viele neideten ihm seine Position und seinen Einfluss. Goebbels Ehrgeiz zielte selbst, wie man damals sagte, auf den Aussenministerposten. Er war 1933 mit der deutschen Delegation zum Völkerbund nach Genf gefahren und hatte sich, vielleicht von Hitler bis zu einem gewissen Grade ermutigt, Hoffnungen auf eine Berufung zum gegebenen Zeitpunkt gemacht. Mein Vater hatte zu der Welt, mit der er jetzt bei seinem Eintritt in die Politik in der Gestalt Hitlers und den führenden Leuten der Partei in Berührung kam, keinen Zugang.

Wer Politik betreiben will, muss über «Einfluss» verfügen. In der Demokratie sind die Akteure zunächst einmal abhängig vom Wähler. Wichtiger aber ist der Delegierte aus dem Ortsverein, der auf den Parteitag seine Stimme abzugeben hat und damit die Akteure bestimmt. In einer Diktatur ist es der Diktator, ganz besonders gilt das für einen manisch machtbewussten Alleinherrscher wie Hitler. Wer demnach in einer Diktatur über Einfluss verfügen will, muss das Ohr des Diktators haben, sonst wird er keine Möglichkeit bekommen, seine politischen Vorstellungen verwirklichen zu können. Diesem Ziel ist sein Verhalten unterzuordnen, oder er muss sich aus der Politik zurückziehen – insofern musste auch Vater dem Geist der Zeit gerecht werden. Ein weiterer mit diesem Problemkreis in Zusammenhang stehender Umstand kommt hinzu. Vater kämpfte bei Hitler um eine Modifikation der sogenannten weltanschaulichen Seite des Nationalsozialismus. Er sagte einmal zu mir: «Mit wem soll ich eigentlich noch über aussenpolitische Fragen im Ausland reden? Alle in Frage kommenden ausländischen Gesprächspartner gehören irgendwelchen Gruppen an, denen wir auf die Füße treten.» Es ist ganz logisch, dass ein Aussenminister seine Politik möglichst unbelastet von ideologischen Zwängen führen möchte. Hier blieb Vater gar nichts anderes übrig, als die «offene Flanke» zu zeigen, das heisst, sich dem Vorwurf auszusetzen, er «verrate die nationalsozialistische Weltanschauung»; eine

Flüsterpropaganda, die unter anderem damals gegen ihn als Vertreter einer prorussischen Politik gerichtet war. Es war ja nicht nur die Judenfrage, die eine schwere Belastung der deutschen Aussenpolitik darstellte. Vater sprach von einer weiteren «Grossmacht», die sich auf die Seite der Gegner Deutschlands stellte, denn zu den «weltanschaulichen» Gegnern gehörten Sozialisten, Liberale, Kapitalisten, Freimaurer, Monarchisten, bestimmte Rassen, Vertreter bestimmter Kunstrichtungen, nicht zuletzt die Kirchen, Rotary Clubs und andere mehr. Sie alle vermehrten die Feinde des Reiches in dessen bereits ohnehin verzweifelt-isolierter Position!

Der Bolschewismus setzte, wo es nützlich war, bewusst auf die Internationalität des «Proletariats» und vertrat damit ein Prinzip, das ihm überall auf der Welt in den entsprechenden Klassen Sympathisanten schaffen konnte. Wenn Stalin nun klassische Machtpolitik betrieb, fand er hinter diesem Prinzip bequeme Deckung. Die nationalsozialistische Rassentheorie stellte die Aussenpolitik vor allen Dingen durch die immanente Wertkomponente vor grosse Probleme und war geeignet, den aussenpolitischen Spielraum des Reiches gravierend einzuengen.

Gleichermassen konnte die Ideologie von Freiheit, Wohlstand und Antikolonialismus, die Roosevelt in amerikanischer Sendungspose propagierte, weitverbreiteter internationaler Resonanz gewiss sein, besonders natürlich in der Dritten Welt, aber ebenfalls in liberalen, sozialistischen und intellektuellen Kreisen Europas. Vater aber als Aussenpolitiker konnte sich seine Gesprächspartner im Ausland nicht nach nationalsozialistischen Prinzipien aussuchen. In diese offene Flanke ist ohne Zweifel immer wieder hineingestossen worden, vor allen Dingen, als sich die Kriegslage verschlechterte und Hitler jetzt immer mehr auf die weltanschaulichen Motive seines Russlandkrieges abstellte.

Man ist versucht, an den berühmten Briefwechsel Bismarcks (während seiner Zeit als Gesandter am Bundestag in Frankfurt) mit dem preussischen General Leopold von Gerlach, einem Berater von König Friedrich Wilhelm IV, zu denken. Bismarck war von dem preussischen Gesandten in Paris aus Anlass einer Industrieausstellung dorthin eingeladen worden und hatte bei dieser Gelegenheit Napoleon III. kennengelernt und vielleicht auch das Gespräch gesucht, jedenfalls nicht gemieden. Das wurde ihm vom Hof und seiner extrem konservativen «Kamarilla», zu der auch Gerlach gehörte, verübelt. Der Grund lag darin, dass man Napoleon III. die Legitimität absprach und daraus den Schluss zog, mit ihm keine Politik betreiben zu können. Bismarcks souveräne Repliken in diesem Briefwechsel sind auch heute noch unter dem Gesichtspunkt der «ideologiefreien» Aussenpolitik lesenswert. Bismarck hatte 1860 anschaulich formuliert, «man kann nicht Schach spielen, wenn einem

16 von 64 Feldern von Hause aus verboten sind».⁴⁴⁵ Man vergegenwärtige sich, wie viele «Felder» auf dem globalen Schachbrett der deutschen Aussenpolitik aus ideologischen Gründen versperrt oder jedenfalls schwer zugänglich waren. Vater hatte sich allerdings mit seiner «Russlandpolitik» über diese weltanschaulichen Hürden im Sinne echter Realpolitik hinweggesetzt. Die Ideologie kann gegebenenfalls durchaus zur Waffe in der aussenpolitischen Auseinandersetzung werden, wie heute beispielsweise die im geeigneten Moment erhobene Forderung nach «Demokratisierung», sie darf aber die eigenen Kombinationsmöglichkeiten nicht einschränken. Die Regierungen der USA beispielsweise haben sich nie geschaut, mit Diktatoren zu kooperieren, wenn es ihren aussenpolitischen Zielen dienlich war, in erster Linie beispielsweise mit Stalin. Roosevelt und Stalin verstanden es, die ihnen zur Verfügung stehenden Ideologien im Sinne ihrer weltweiten, das heisst im weitesten Sinne imperialistischen Politik einzusetzen.

Vater hatte nicht den Stallgeruch des alten Parteigenossen, was bei Hitler eine grosse Rolle spielte. Hitlers Treue gegenüber alten Mitkämpfern grenzte oft an das Unverständliche. Vater formulierte das wie folgt.⁴⁴⁶

Die Treue Adolf Hitlers Menschen gegenüber, die einmal etwas für ihn getan hatten, grenzte manchmal ans Unglaubliche. Andererseits konnte er unverständlich misstrauisch sein. Nur allzu leicht unterlag er Einflüssen, ja Ohrenbläsereien von Leuten, die es verstanden, ihn geschickt zu täuschen, und die weniger ansprechenden Seiten seines Charakters zum Vorschein zu bringen. Er konnte auch einen Menschen bewusst kränken.

Wer Einfluss haben wollte, musste sich dem Stil der Zeit anpassen, und diesen Stil bestimmte Hitler. Vater wurde bereits 1933 «à la suite» der SS gestellt, das heisst, er erhielt einen Ehrenrang – damals zunächst als Standartenführer – mit dem Recht, die Uniform zu tragen. Dieser Ehrenrang wurde von Hitler verliehen oder zumindest mit seinem Einverständnis vergeben. Die Idee war, Vaters Position, nämlich die des «outsiders», innerhalb der Partei zu stärken und ihn gewissermassen nach aussen zu «assimilieren»; das heisst, er hatte damit die Möglichkeit, bei entsprechenden Anlässen ebenfalls in Uniform aufzutreten, wie es dem Stil der Zeit entsprach. Man könnte darauf hinweisen, ohne den Vergleich Bismarcks mit Vater erneut anzuführen, den Hitler einmal in einem ganz bestimmten Zusammenhang gemacht hatte und der seitdem genüsslich – natürlich in herabsetzender Absicht – immer wieder zitiert wird, dass Bismarck beispielsweise «à la suite» der Pasewalker Kürassiere gestellt wurde, um bei passender Gelegenheit in Uniform erscheinen zu können. Nicht zuletzt aus diesem Bild – immer wieder verewigt durch Franz

⁴⁴⁵ Zitiert nach Haffner, Sebastian: Von Bismarck zu Hitler, S. 65.

⁴⁴⁶ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 47.

von Lenbach, der den Kanzler aber genauso oft in Zivil gemalt hat – ist das Image des «Eisernen Kanzlers» entstanden, der Bismarck mit seiner empfindsamen Konstitution gar nicht war!

Jede Ära hat ihren Stil, das ist auch heute gut zu beobachten, wenn renommierte Politiker mit offenem Kragen und Ballonmütze herumlaufen und damit bei Rennen oder in der Oper erscheinen. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Einführung von Uniformen für die Beamten des Auswärtigen Amtes zu sehen. Es sollte ihnen ihre Arbeit in diesem «uniformierten» Staat erleichtern und gerade die Unabhängigkeit des Amtes von irgendwelchen staatlichen oder parteigebundenen Organisationen kenntlich machen! Das Problem, die Position des Auswärtigen Amtes in den Augen Hitlers zu festigen, entstand für Vater in dem Augenblick, als er Chef dieser Behörde wurde. Unter Neurath war das Amt konservativ geblieben, also nicht «nationalsozialistisch» geworden, um einmal diese globalen Begriffe zu verwenden. Hitler liess Neurath gewähren, fuhr jedoch wie so oft mehrgleisig, indem er Vater zu seinem engen aussenpolitischen Berater machte und zugleich die aussenpolitischen Aktivitäten der Partei und Alfred Rosenbergs weiterlaufen liess. Seine Aversion gegenüber dem Amt blieb aber auch nach Vaters Berufung bestehen und bildete nunmehr für dessen Position, was immer zugleich Einfluss auf die Politik bedeutete, eine gravierende offene Flanke, die seine Gegner nutzten. Anlässlich der Spionageaffäre Scheliha, der in Warschau Informationen gegen Bezahlung an einen russischen Agenten geliefert hatte, tönte Goebbels: «Was soll man von einem Ministerium halten, in dem sich die Landesverräter die Klinke in die Hand geben!» Hitlers Aversion gegen das Auswärtige Amt wurde für Intrigen ausgenutzt, wobei oft bestimmte Beamte als Zielscheibe genommen wurden. Da Vater sich in solchen Fällen loyal vor die Beamten stellte, erreichten die Einflüsterungen bei Hitler oft genug ihre Wirkung.

Zur «Dienststelle Ribbentrop» gehörte Karlfried Graf Dürckheim. Er war Vater von Hess empfohlen worden, obwohl er nicht ganz «arisch» war. Vater hatte nicht gezögert, Dürckheim wegen seiner Kenntnisse englischer Verhältnisse einzustellen. Im Jahre 1941 schickte er ihn in offiziellem Auftrag nach Japan, nicht zuletzt um ihn aus der Schusslinie des sich verschärfenden Antisemitismus in Deutschland herauszunehmen. Seine Bezahlung in Ostasien wurde den ganzen Krieg über vom Auswärtigen Amt auf Anweisung Vaters vorgenommen.⁴⁴⁷ Dürckheim wurde im Fernsehen einmal als «Zeuge der

447 Mitteilung des damals zuständigen Leiters der Presse- und Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes, Gesandter Dr. Paul Schmidt, an den Verfasser.

448 Das Videoband über das Interview ist in meinem Besitz.

Zeit» interviewt.⁴⁴⁸ Er stellte in diesem Interview etwas Bemerkenswertes fest: «Ribbentrop liess nie jemanden fallen!»⁴⁴⁹

Um Kopf und Kragen hätte es allerdings in einem anderen Fall gehen können. Der stellvertretende Leiter der «Abwehr», General Oster, hat bekanntlich laufend die Angriffstermine für den Westfeldzug an den holländischen Militärattaché Sas weitergegeben.⁴⁵⁰ Die Tatsache an sich war der deutschen Telefonüberwachung bekannt, ohne dass man die Quelle hätte lokalisieren können. So wurde von der Abwehr der Verdacht auf Frau von Steengracht gelenkt. Das hätte für das Ehepaar fatale Folgen haben können. Steengracht war Mitarbeiter Vaters.⁴⁵¹ Er liess sich von ihm das Ehrenwort geben, dass der Verdacht zu Unrecht bestünde, und hat sich dann in vollem Umfang vor ihn gestellt. Der Pfarrersohn General Oster hätte keine Bedenken gehabt, Unschuldige schwerstens zu belasten, um sich und seinen Verrat militärischer Geheimnisse zu tarnen.⁴⁵²

Wenn Goebbels in seinen Tagebüchern behauptet, Vater habe keine Freunde im Regime gehabt, dann kann man ihm kaum widersprechen. Es stellt sich natürlich die Frage, warum es Vater nicht gelungen ist, wenigstens zu einem Teil seiner Kollegen im Kabinett bzw. in den obersten Reichsbehörden ein freundschaftliches oder zumindest ein mehr oder weniger spannungsfreies Verhältnis herzustellen. Zunächst ist festzuhalten, dass Hitler selbst ein kollegiales Verhältnis seiner Mitarbeiter untereinander im Grunde gar nicht so gerne sah. Inwieweit er ein Übriges tat, um sie möglichst getrennt zu halten und um möglicherweise sogar bewusst Spannungen unter ihnen zu erzeugen, vermag ich aus meiner Sicht nicht zu beurteilen, halte es jedoch nach allem, was ich gehört habe, für durchaus wahrscheinlich. Allein die schon erwähnte Tatsache, dass zu Vaters Zeiten keine Kabinettsitzungen mehr stattfanden, spricht dafür. Es bleibt Spekulation, ob es ihm nicht im Sinne von «wechselnden Mehrheiten», wie man es parlamentarisch ausdrückt, möglich gewesen wäre, sich unter den führenden Leuten des Regimes Bundesgenossen zu

449 Ich habe nach dem Kriege vergeblich versucht, über eine enge und mir sehr gut bekannte Mitarbeiterin Dürckheims Kontakt zu ihm zu bekommen. Meditation und ostasiatische Gelassenheit, die Dürckheim therapeutisch anwandte, schützen offenbar nicht vor «politisch-korrekten» Berührungsängsten!

450 Siehe das Buch «Les avertissements qui venaient de Berlin» des belgischen Historikers Jean Vanwelkenhuyzen, Paris 1982, S. 22 und S. 365, Note 28.

451 Bestätigung durch den Sohn Steengrachts gegenüber dem Verfasser.

452 Spitzzy erwähnt die Absicht, die Baronin Steengracht zu verdächtigen, um Steengracht als «Ribbentrop-Hörigen» stolpern zu lassen. Er hütet sich allerdings wohlweislich, in diesem Zusammenhang den Anlass anzugeben: den Verrat der Termine für den Beginn des Westfeldzuges. Vgl. Spitzzy, R.: a.a.O., S. 408.

schaffen, um seinen Einfluss abzusichern und gar zu verstärken, und zwar mit dem Ziel, seine aussenpolitischen Einsichten durchzusetzen.

Als Leute von Gewicht in diesem Sinne wären in Frage gekommen: Göring, Goebbels, Himmler und Hess. Vater hatte von Beginn seiner politischen Betätigung an ein gutes Verhältnis zu Blomberg, schon aus seiner Bestellung als Sonderbeauftragter für Abrüstungsfragen heraus. Die Berufung zum Aussenminister fiel aber mit Blombergs Entlassung zusammen, die aus den bekannten Gründen erfolgte. Danach bestand kein enges oder gar persönliches Verhältnis zur Wehrmachtführung mehr. Nun sind Spannungen zwischen Aussenpolitik und Armeeführung ein in der Historie geradezu klassisches Thema; es sei hier nur an Blüchers «Federfuchser» – seine Bezeichnung der Diplomaten – oder an das getrübt Verhältnis zwischen Bismarck und Moltke d. Ä. vor Paris 1871 erinnert. Aber die völlige Kontaktlosigkeit zwischen Vater und den Generalen Keitel und Jodl, aber auch zu Raeder gibt zu denken.

Man darf allerdings die negative Einstellung der ursprünglichen Heerespitze (Beck) zu Hitlers Politik, die im Jahre 1938 bereits zur «Konspiration mit dem potentiellen Gegner» geführt hatte, nicht übersehen, die sicher keine Basis für ein vertrauensvolles Verhältnis zum aussenpolitischen Ressort bildete, das zu diesem Zeitpunkt – notgedrungen – eine gewisse Kühnheit in den aussenpolitischen Entschlüssen für notwendig hielt; im Gegensatz zu 1941, als der Aussenminister alles versuchte, den Krieg mit Russland zu verhindern, während die Militärs das Risiko gering einschätzten und sich fatal irrten.⁴⁵³ Ich hatte im Krieg einige Male Gelegenheit, dem kurzen Lagevortrag des Verbindungsoffiziers des OKW zum Auswärtigen Amt, Oberst von Geldern, bei Vater beizuwohnen. Schlechter informiert über die militärische Lage hätte der Aussenminister gar nicht sein können. Es war kein böser Wille des Obersten von Geldern, sondern lag im System Hitlers, die Ressorts getrennt zu halten, um jederzeit als «Schiedsrichter» agieren zu können. In Vaters Umgebung nannte man die Informationen, die der Aussenminister zur militärischen Lage erhielt, spöttisch den «Erweiterten Wehrmachtsbericht». Bei diesen kleinen Ergänzungen des eigentlichen «Wehrmachtsberichtes» handelte es sich um einige vom OKW für die Presse herausgegebene, belanglose Details.

Ich hätte mir gewünscht, dass Vater sich über das «System» Hitlers hinweggesetzt, also versucht hätte, zumindest einen persönlichen Kontakt zu Keitel oder Jodl herzustellen, um in etwa – und sei es «hintenherum» – über die wahre militärische Lage im Bilde zu sein. Ob es zu erreichen gewesen wäre, ist allerdings zweifelhaft. Ich verweise auf die Vorstellungen Schnurres bei den Generalen Keitel, Jodl und Warlimont, den Krieg mit der Sowjetunion

⁴⁵³ Vgl. Magenheimer, H.: Entscheidungskampf 1941.

zu vermeiden, und den negativen Erfolg seiner Bemühung. Zu Göring oder Goebbels ein tragbares Verhältnis herzustellen, war kaum möglich. Die dafür erforderliche Verschlagenheit stand Vater von seiner Persönlichkeitsstruktur her nicht zur Verfügung. Mit Leuten wie Göring oder Goebbels zu koalieren, hätte zwangsläufig bedeutet, sich bis zu einem gewissen Grade auch in ihre Hände zu begeben. Blieben Hess und Himmler. Hess galt damals bereits als Sonderling und seine Position bei Hitler als nicht besonders stark. Einmal schrieb er einen Brief an Vater, in dem er sich darüber beklagte, dass «Ihre Frau Gemahlin in jüdischen Geschäften kauft»; diese Geschäfte waren weder kenntlich gemacht noch war der Einkauf dort verboten. Das liess Vorbehalte Vater gegenüber erkennen. Hess mag den Brief aus seiner Sicht möglicherweise in «guter Absicht» geschrieben haben, er war ohne Zweifel kein Intrinsic. Er ist aber jedenfalls ein Beweis dafür, wie genau und kritisch das Verhalten der Eltern von der Parteilinie aus beobachtet und gegebenenfalls kritisiert wurde, jederzeit Stoff für eine Intrige abgebend.

Blieb also Himmler. Zu ihm hatte Vater zeitweilig im Rahmen der Verhältnisse normale Beziehungen, bis sich ab Kriegsbeginn allmählich eine «Todfeindschaft», wie Vater sich ausdrückte, entwickelt hat. Er rechnete von Seiten Himmlers schliesslich mit dem Schlimmsten.⁴⁵⁴ Himmler bemühte sich zunächst um den neuen Aussenminister. Dazu muss man wissen, dass Himmler der grosse «Verlierer» der sogenannten Fritsch-Krise war. Der Ablauf der Affäre ist bekannt. Fritsch hat sich Hitler gegenüber wohl nicht sehr geschickt verhalten, was zu wachsender Irritation bei Hitler führte. Ich will hier nicht den Ablauf der Blomberg-Fritsch-Krise nachzeichnen. Es gilt mittlerweile als gesichertes Erkenntnis, dass es sich hier um keine geplante Intrige Hitlers gehandelt hat. Hitler hat sich für das Gespann Fritsch-Beck das Gespann Brauchitsch-Halder eingehandelt. Dafür hätte er nicht die ganze innen- und aussenpolitische Problematik einer «Affäre» auf sich zu nehmen brauchen!⁴⁵⁵ Himmler allerdings war insofern betroffen, als Hitler es ihm übel vermerkt hat, dass der SD und die Gestapo sehr ineffizient gearbeitet und ihn, Hitler, falsch informiert und damit in eine schwierige Situation gebracht hatten. Mutter erzählte mir damals, Himmler habe sich bitter bei Göring beklagt, dass er nun der «Sündenbock» sei. Von ihr hörte ich allerdings auch in diesem Zusammenhang, Hitler habe Fritsch nicht wieder als Oberbefehlshaber des Heeres eingesetzt, da er bei der Schaffung motorisierter Grossverbände nicht

454 Ich beziehe mich hier auf die Aufzeichnungen des Obersten v. Geldern, die sich in meinem Besitz befinden.

455 Janssen, K.-H./Tobias, E: Der Sturz der Generäle.

«voll mitziehe».⁴⁵⁶ So habe sich Hitler Vater gegenüber geäußert. Durch Ernennung zum «Chef» eines Artillerieregimentes wurde Fritsch im Übrigen dann auch nach aussen hin voll rehabilitiert.

In dieser Situation suchte Himmler Verbündete, wo er sie fand. Himmler machte auf Vater zunächst den sachlichsten Eindruck. Himmlers Bestreben, eine Elite durch Leistung unter Einbeziehung alter Eliten, auch des Adels, zu schaffen, leuchtete Vater ein. Die Möglichkeiten des Auslandsnachrichtendienstes der SS wären vielleicht zu nutzen gewesen. Es gab also durchaus sachliche Gründe, sich der Annäherung Himmlers nicht zu verschliessen, den man lieber als «Alliierten» gebrauchte, ehe er auch noch zum Gegner wurde. Das Auswärtige Amt, von Hitler nicht geliebt und Vater, dem «Outsider», gegenüber ablehnend eingestellt, bot ihm selbst keine zuverlässige Basis. Vater hatte das «Amt» noch keine sechs Wochen übernommen, als eine aussenpolitische Dynamik einsetzte, die für mehr als drei Jahre – bis zum Beginn des Russlandkrieges – eine hochgespannte aussenpolitische Atmosphäre erzeugte, wie sie auch in der modernen Geschichte selten festzustellen ist. Sie liess Vater keinen zeitlichen Spielraum, sein Amt im Einzelnen personell kennenzulernen, geschweige denn ein Revirement oder gar eine Umorganisation in Gang zu setzen. Die Versuche Himmlers, über eigene Kanäle auf die Aussenpolitik Einfluss zu nehmen, nicht zuletzt durch die von ihm durchgesetzten, sogenannten «Polizeiattachés» an den deutschen Auslandsmissionen, führten unter anderem zur schnellen Entfremdung. In der sogenannten «Luther-Affäre» versuchte Himmler dann später, Vater mit einer grossen Intrige zu stürzen.⁴⁵⁷

Joachim von Ribbentrop könnte man vielleicht vorhalten, das Spiel Hitlers, die Ressorts und ihre Leiter gegeneinander auszuspielen, nicht konterkariert zu haben, indem er das Gespräch mit den Spitzenleuten des Regimes, selbst wenn sie Rivalen oder Gegner waren, gesucht hat. Es handelte sich aber letztlich nur um zwei wichtige Entscheidungen, die auf diese Weise hätten beeinflusst werden können. Das erste Mal hätte Vater Unterstützung für sein Ziel suchen können, den Angriff auf Russland und die Kriegserklärung an die USA zu verhindern. Es ist äusserst zweifelhaft, ob es gelungen wäre, «Mitstreiter» bei Hitler in diesem Sinne zu gewinnen. Die von Schnurre geschilderte Intervention Görings bei Hitler, ein tragbares Verhältnis zur Sowjetunion aufrechtzuerhalten, spricht für sich.

456 Schall-Riaucour, Heidemarie Gräfin von: Generaloberst Franz Halder, Beltheim 2006. S. 142 und 435 f.

457 Der Gesandte Dr. Paul Schmidt (Presse) berichtete mir, Himmler habe den Leiter des Auslandsnachrichtendienstes der SS, Walter Schellenberg, als Staatssekretär ins Auswärtige Amt lancieren wollen. Die grosse «Luther-Intrige» Himmlers gegen Vater sei die Folge von Vaters Weigerung gewesen, dem Wunsche Himmlers zu entsprechen.

Wenn man Mitstreiter gefunden hätte, wäre es sehr unwahrscheinlich gewesen, dass man sie zu einem gemeinsamen Schritt hätte veranlassen können. Ein Vorstoss, der obendrein, da durch die Militärs nicht unterstützt, mit Sicherheit vergeblich gewesen wäre. Das zweite Mal hätte er alle denkbaren «Verbündeten» gebraucht, um Hitlers Einverständnis für Friedensfühler gegenüber den Sowjets zu erreichen. Schliesslich wäre es sinnvoll gewesen, sich ein wahrheitsgetreues Bild vom Zustand und Umfang der deutschen Ressourcen zu verschaffen, um sich nicht auf Angaben Hitlers verlassen zu müssen.

Die Informationen, die er durch den Verbindungsoffizier zum OKW erhalten hat, waren, wie schon ausgeführt, des amtierenden Aussenministers unwürdig. Aus diesem Grunde schickte er 1944 einen seiner Mitarbeiter der ersten Stunde, Gottfriedsen, an die Invasionsfront, um sich über die tatsächliche militärische Lage unterrichten zu lassen. Man stelle sich das bitte vor: Der Aussenminister ist gezwungen, quasi inoffiziell einen Mitarbeiter an die Front zu entsenden, um eine realistische Information über die militärische Lage zu erhalten! Gottfriedsen hat auch mich vor Caen besucht, und ich habe keinen Zweifel über die Kräfteverhältnisse gelassen, ganz besonders im Hinblick auf die absolute Luftherrschaft der Alliierten. Der Rückendurchschuss, den mir ein Tiefflieger verpasst hatte, unterstrich in drastischer Weise meine Darstellung. Die Informationen Gottfriedsens und meine Schilderungen, die ich Vater wenig später anlässlich eines Genesungsurlaubs gegeben habe, fanden ihren Niederschlag in einer Denkschrift Vaters an Hitler, in der er einmal mehr sofortige Friedensverhandlungen verlangte.

Man hätte retrospektiv an Vater gerne die nötige Illoyalität festgestellt, die erforderlich gewesen wäre, um mit den in Frage kommenden Personen hinter Hitlers Rücken einen Kontakt herzustellen, der ihm alle wichtigen internen Informationen zugänglich gemacht hätte. Grossmutter Henkell, die Vater sehr liebte, schenkte ihm aus Anlass seiner Ernennung zum Aussenminister ein goldenes Zigarettenetui mit eingraviertem Datum (das noch in meinem Besitz ist) und erklärte: «Hoffentlich ist er ein Talleyrand!» Vater sagte von sich selbst, «ich bin kein Talleyrand», und er wollte wegen dessen dubioser menschlicher Qualitäten auch nicht als ein solcher gelten. Davon abgesehen gab es in Deutschland leider niemanden, der eine Rolle wie Talleyrand hätte spielen können, der trotz seiner persönlichen Ruchlosigkeit, als Abkömmling einer der ältesten Familien Frankreichs und zugleich als Symbolfigur der Revolution in allen Lagern ein unzerstörbares Ansehen genoss, das ihn durch alle revolutionären und kriegerischen Wirren über Jahrzehnte immer wieder in höchste Staatsämter führte.

Vater war Hitler gegenüber loyal. Das war für ihn nicht nur eine Frage des Anstandes, sondern auch der Staatsräson. Staatsräson in dem Sinne, dass es verheerende Auswirkungen auf die deutsche Politik hätte haben müssen, wenn er seine von Hitlers Meinungen abweichenden Auffassungen jeweils nach aussen hin zu erkennen gegeben oder gar intrigiert hätte. Der Anschein der Entschlossenheit und Geschlossenheit der Staatsführung gehörte mit zur Demonstration einer materiell noch nicht erreichten Stärke und war damit Teil des Pokerspiels, um die deutschen Notwendigkeiten friedlich durchsetzen zu können. Vaters Loyalität beinhaltete andererseits, seine Meinung Hitler intern unerschütterter vorzutragen und sie auch gegen ihn zu vertreten. Da die Unterredungen zwischen ihm und Hitler bei wichtigen Entscheidungen – Hitlers Arbeitsstil entsprechend – meist unter vier Augen stattfanden, gibt es für diese Diskussionen meist keine Zeugen. Das gab Hitler die Möglichkeit – und ich zweifle nicht, dass er davon Gebrauch gemacht hat –, nach dritter Seite mit angeblichen Meinungen und Beurteilungen des Aussenministers zu argumentieren, wovon dieser nichts wusste. Vater schreibt:⁴⁵⁸

Man hat auch mir den Vorwurf der Schwäche gegenüber Adolf Hitler gemacht. Er seinerseits nannte mich seinen «schwierigsten Untergebenen»⁴⁵⁹, weil ich stets in aller Ruhe meine oft gegenteilige Ansicht vertrat, auch wenn er glaubte, mich bereits überzeugt zu haben. [...]

Eben aus Gründen der Staatsräson musste sich Vater aber loyal hinter die endgültigen Entscheidungen Hitlers stellen. Wenn dieser trotz Vaters abweichender Meinung entschieden hatte, blieb dem Minister nur übrig, es loyal zu akzeptieren, um Schaden für das Reich abzuwenden, wenn er nicht zurücktreten wollte. Da der Rücktritt des Aussenministers aber immer ein Politikum hohen Grades ist, war er auch in dieser Hinsicht nicht völlig Herr seiner Entschlüsse. Das entscheidende Moment für die Beurteilung von Vaters Rolle liegt im Arbeitsstil Hitlers. Er hielt keine Kabinettsitzungen ab, in denen Stellungnahmen der Teilnehmer im Protokoll festgehalten wurden. Seine wachsende Empfindlichkeit liess oft eine Diskussion nur unter vier Augen zu, vor allen Dingen, wenn etwas gegen seinen Willen durchgesetzt werden

458 Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 46.

459 Siehe auch Junge, Traudl: *Bis zur letzten Stunde – Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*, München 2002, S. 77. Frau Junge schreibt, Hewel habe eine scherzhafte Bemerkung Hitlers ihm gegenüber, er sei «ja kein Diplomat, eher ein diplomatischer Riesencowboy!», wie folgt beantwortet: «,Wenn ich kein Diplomat wäre, könnte ich nicht zwischen Ihnen und Ribbentrop stehen, mein Führer/ [...] Und diese Antwort musste Hitler anerkennen, denn er wusste, was für ein schwieriger Mensch der Aussenminister war.»

musste. Die Kritik selbst gutwilliger Zeitzeugen an Vater läuft immer darauf hinaus, er habe Hitler gegenüber nicht seine Meinung vertreten, er sei ein «Jasager» gewesen. Dafür spricht wenig, ganz im Gegenteil. Man vergleiche die Äusserungen über Vater: Goebbels kritisiert – wie bereits beschrieben – Vaters «Unbiegsamkeit» gegenüber Hitler, Hewel vermerkt – wie erwähnt – das «Hinundherziehen» zwischen Vater und Hitler über dessen Wunsch, Roosevelts Rede mit einer Gegenrede zu beantworten und gibt in seinem Tagebuch schliesslich die Äusserung Hitlers ihm gegenüber wieder: «Unter Ihrem Chef möchte ich keine drei Wochen arbeiten!» Man wird mir zugeben müssen, alle diese Niederlegungen weisen nicht auf eine «Hörigkeit» Vaters gegenüber Hitler hin, wie es heute verschiedentlich immer wieder behauptet wird.

Dr. Werner Best,⁴⁶⁰ der «Reichsbevollmächtigte» für Dänemark, der dem Auswärtigen Amt unterstand, da Dänemark formell ein souveräner Staat geblieben war, spricht ebenfalls von Ribbentrops «Hörigkeit» gegenüber Hitler, «vor allem um die Zeit des Kriegbeginns». Zu diesem Zeitpunkt kannte Best meinen Vater noch gar nicht, abgesehen von einer ganz kurzen dienstlichen Berührung Jahre zuvor, die einen Verdacht gegen einen Mitarbeiter der Dienststelle Ribbentrop betraf. Best schildert Vater in dieser ersten Begegnung als «grosszügig, verständnisvoll, beherrscht, gewandt und liebenswürdig». Bests späteres Urteil beruht auf reinem Hörensagen, also auf den von Weizsäcker und der Konspiration ausgestreuten Verleumdungen. Nach seiner eigenen Niederlegung hat er Vater während seiner Funktion in Dänemark ganze fünf Mal gesehen. Er schildert ihn sonst in jeder Beziehung positiv. Er betont, dieser habe immer eine «vernünftige» Politik des Reiches gegenüber Dänemark vertreten. Er gesteht ihm «persönlichen Mut» zum Beispiel bei der Abwehr von für die deutsche Aussenpolitik schädlichen Forderungen anderer Ressorts zu. Sein Urteil über die «Hörigkeit» resultiert also weitgehend aus dem «Hörensagen»; und da er sich eines guten Verhältnisses zu Weizsäcker erfreute, bezieht sich dieses wohl vor allem auf diese Quelle.

Er erwähnt ausdrücklich eine Vorlage Vaters für Hitler, in der er sich vor Best stellt, gegen den von Seiten Himmlers intrigiert wurde. Er erwähnt auch eine weitere Vorlage bei Hitler vom 19. September 1943, die sich bei den Gerichtsakten in Kopenhagen befände, in der sich Vater gegen die von Hitler befohlenen Judendeportationen wendet und eine Überprüfung des Befehls fordert.⁴⁶¹ Best führt ein interessantes Beispiel für die Verhältnisse in der obersten Reichsführung im Jahre 1944 an. Am 19. September 1944 wurde die dänische Polizei durch Hitlers Befehl, erwirkt von Himmler, aufgelöst und

460 Matlok, S. (Hrsg.): Dänemark in Hitlers Hand, S. 140 ff. und S. 202.

461 Es ist uns leider nicht gelungen, von den dänischen Behörden eine Abschrift der Eingabe oder auch nur die Genehmigung zur Einsichtnahme zu erhalten.

teilweise interniert. Der Reichsbevollmächtigte Best sollte ausdrücklich über die Aktion nicht informiert werden, da man seine Meinung kannte. Best meldete sich ob dieser Brüskierung empört bei Vater und berichtet darüber wie folgt:

[...] R. war über das Vorgefallene aufrichtig empört. Er hatte schon bei Hitler interveniert und den Bescheid erhalten, die befohlene Aktion sei aus militärischen Gründen erfolgt und ginge deshalb ihn und mich nichts an; meine Nichtbenachrichtigung sei befohlen worden, «weil bei mir alles herauskäme». Darauf hatte R. bereits mit einer Vorlage an Hitler geantwortet, in der er mich gegen den Vorwurf des Verrats energisch in Schutz nahm [...]. Der Text der Vorlage befindet sich bei den Gerichtsakten meines Kopenhagener Prozesses; er ist – bei vorsichtiger Formulierung – sachlich sehr energisch und mutig, vor allem bei Berücksichtigung des allgemeinen Verhältnisses R.'s zu Hitler. [...]

Zur Regelung der Frage der dänischen Polizei versprach er mir jede Hilfe. Und er hat dieses Versprechen gehalten, indem er sich bis zum Frühjahr 1945 zäh für die Rückführung der internierten dänischen Polizisten einsetzte [...].

So schloss dieses letzte Zusammentreffen mit R. – wie das erste – mit einem positiven Eindruck ab: dem Eindruck der Einsicht, des guten Willens, der persönlichen Sympathie und des Eintretens für den zu Unrecht angegriffenen Mitarbeiter. Zugleich zeigte dieses Erlebnis, dass R. – auch wenn er sich darum bemühte – bei Hitler nichts mehr durchsetzen konnte. [...] ⁴⁶²

Ich habe diese Beispiele geschildert, um die Verhältnisse deutlich zu machen, unter denen Vater versuchen musste, eine sachlich halbwegs vernünftige Aussenpolitik zu führen. Es war an ihm, jeweils zu entscheiden, wann eine Angelegenheit bedeutungsvoll genug war, um sich einmal mehr mit Hitler anzulegen. Im Verlauf des Russlandkrieges ging es ihm in erster Linie darum, Hitlers Zustimmung zu erhalten, zur russischen Seite hin Friedensfühler auszustrecken. Diesem Ziel war alles andere unterzuordnen. Ohne Hitlers Einverständnis aber hätte der Versuch keinen Sinn ergeben und nach Lage der Dinge in den Jahren 1943-1945 möglicherweise eher geschadet. Bei Hitlers mentalem Zustand musste er vermeiden, aus weniger wichtigen Anlässen immer wieder als «troublemaker» zu erscheinen. Dass Best oder andere enttäuscht waren, wenn Vater sich mit ihren Vorschlägen, die auch von ihm selbst gutgeheissen wurden, nicht durchsetzen konnte, ist verständlich. Er gesteht aber immer wieder zu, dass Vater seine Vorschläge zäh bei Hitler unterstützt habe. ⁴⁶³

⁴⁶² Matlok, S. (Hrsg.), a.a.O., S. 146f.

⁴⁶³ Dr. Werner Best wurde nach dem Kriege vom Kopenhagener Stadtgericht zunächst zum Tode, von der Berufungsinstanz dann aber zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und schliesslich bereits am 29. August 1951 freigelassen.

Ich habe es bereits ausgeführt, dass sich das Verhältnis zwischen Vater und Hitler, das von Anfang an nie spannungsfrei war, mit Beginn des Russlandkrieges rapide verschlechterte. Im Frühjahr 1942 kam es zum Eklat. Vater schreibt darüber:

Im Frühjahr 1942 entstand ein ernstes Zerwürfnis zwischen Adolf Hitler und mir. Der äussere Anlass unserer Auseinandersetzung war zunächst recht belanglos. [...] die Erörterung, die sich darüber entspann, wurde auf beiden Seiten immer erregter und erstreckte sich [...] schliesslich auf unsere entgegengesetzte Auffassung über die Juden- und sonstige Weltanschauungsfragen. Das brachte das Fass zum Überlaufen: Ich bat erregt um meinen Abschied und erhielt ihn bewilligt.

Adolf Hitler befand sich dabei in so heftiger Erregung, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Als ich mich anschickte, das Zimmer zu verlassen, warf er mir mit scharfen Worten vor, ich begehe durch meinen immer wieder vorgebrachten Widerspruch ein Verbrechen an seiner Gesundheit. Die Art, wie er diesen schweren Vorwurf hervorstiess, erschütterte mich tief und liess mich für ihn in diesem Augenblick das Schlimmste befürchten. Ich suchte nach beruhigenden Worten. Der Führer bat mich, nie wieder meinen Abschied zu fordern, und ich gab ihm mein Ehrenwort, dass ich meine Forderung während des Krieges nicht wiederholen würde.⁴⁶⁴

Hitlers Vorwurf, Vaters dauernder Widerspruch untergrabe seine Gesundheit, ist bereits ein fatales Zeichen der psychischen und physischen Déroute, der Hitler unterlag und deren Ergebnis ich im Februar 1945 selbst entsetzt feststellen konnte – aber schauspielern konnte Hitler offensichtlich noch ausgezeichnet, um Vater so zu beeindrucken, dass er seinen Rücktritt zurücknahm. Dem – in etwas altmodischem Sinne – «Patrioten» Ribbentrop fehlte die Kaltschnäuzigkeit in persönlichen Dingen, wie sie mittlerweile zum Stil der Zeit geworden war. Als Mutter mir berichtete, Vater habe im Verlauf der Szene, die Hitler seinem Aussenminister vorführte, seinen Rücktritt zurückgenommen, machte sie wieder die nunmehr verzweifelte Geste, als sie die Hand vor den Mund legte und dann hervorstiess: «Nun hat er keine Chance mehr, etwas durchzusetzen!» Sie meinte die Kontaktaufnahme mit den Russen. Vater wird dennoch immer wieder versuchen, Hitler von der Notwendigkeit zu überzeugen.

Aus heutiger Sicht als «altmodisch» darf vielleicht auch bezeichnet werden, was ein britischer Historiker als «Korrektheit» bezeichnete, die «zuweilen lächerlich» wirke: Vater hatte an den seine Finanzen bearbeitenden Beamten (Gottfriedsen)⁴⁶⁵ die «Grundsätzliche Anordnung» erteilt, in der es heisst:

⁴⁶⁴ Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 256.

⁴⁶⁵ Leg.Rat Gottfriedsen bestätigte diese Anweisung noch einmal mündlich gegenüber dem Verfasser.

dass meine finanziellen Dinge während der Zeit als Reichsaussenminister so gestaltet werden, dass weder das nach meinem Ableben meiner Familie zur Verfügung stehende Kapital angegriffen wird noch eine Kapitalvermehrung stattfindet (mit Ausnahme der [...] einmaligen Dotation [...]).

Vater war in entscheidenden Phasen der deutschen Aussenpolitik immer bereit, seine Person den Erfordernissen der Lage unterzuordnen und gegebenenfalls zurückzustehen. Das beweisen die im Folgenden dargestellten Ereignisse: Hitler hatte ihn, wie bekannt, im August 1936 in Bayreuth zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt, nachdem Staatssekretär Bernhard Wilhelm von Bülow gestorben war. Vater hat schliesslich Hitler gebeten, die Ernennung rückgängig zu machen, da er der Meinung war, auf dem Londoner Botschafterposten wichtigere Arbeit leisten zu können: «Als ich den Führer bat, mich nach London zu schicken ...» wird er in seinem grundlegenden Botschaftsbericht in der Jahreswende 1937/38 an Hitler schreiben.⁴⁶⁶

Man muss sich schon sehr weitgehend der Sache verpflichtet fühlen, damit man auf den einflussreichen Posten eines Staatssekretärs in Berlin, also in der unmittelbaren Nähe Hitlers, verzichtet, um auf einem Aussenposten eine Grundfrage der deutschen Politik zu klären versuchen. Dabei war sich Vater der Gefahr durchaus bewusst, dass seine Mission mit grösserer Wahrscheinlichkeit eher ein Misserfolg werden würde als ein Erfolg. Welcher Politiker geht freiwillig ein derartiges Risiko ein?

Das zweite Ereignis, bei dem Vater die Bereitschaft zur Hintansetzung seiner Person deutlich erkennen lässt, ist sein Vorschlag, im August 1939 nicht ihn, den Aussenminister, der monatelang um das Arrangement mit der Sowjetunion gekämpft hat, nach Moskau zu schicken, sondern stattdessen Herrmann Göring. Er hielt ein Übereinkommen mit der Sowjetunion aus zwei Gründen für unbedingt erforderlich:

einmal, um eine endgültige Einkreisung des Reiches zu verhindern, an der die englische Politik durch die bekannte Entsendung einer englisch-französischen Militärmission nach Moskau seit Monaten intensiv arbeitete;

zum anderen, weil er in der deutsch-sowjetischen Annäherung eine Möglichkeit sah, das Danzig-Problem friedlich zu lösen.

Das waren die Gründe, warum aus Vaters Sicht die Verhandlungen in Moskau unbedingt erfolgreich abgeschlossen werden mussten. Er hatte Sorge,

⁴⁶⁶ Die Formulierung, an Hitler unmittelbar gerichtet, widerlegt die Behauptungen zum Beispiel des Dolmetscher Schmidts und Spitzys, Vater habe Staatssekretär werden wollen, sei aber von Hitler nach London abgeschoben worden!

seine Aktivitäten, die zum Zustandekommen des bekannten Antikominternpaktes geführt hatten, könnten möglicherweise die Verhandlungen in Moskau belasten. Hitler hat damals entschieden, Vater solle die Verhandlungen führen. Diese Verhandlungen in Moskau und die mit ihnen erreichte deutsch-russische Einigung stellten den Höhepunkt seiner aussenpolitischen Tätigkeit dar. Er war aber bereit, auf den Nimbus, diese Verständigung zustande gebracht zu haben, zu verzichten, um den Erfolg, den er im Hinblick auf die Lage des Reiches für eminent wichtig hielt, nicht zu gefährden.

Es kommt mir darauf an zu zeigen, wie sachbezogen Vater agierte. Der Kampf um Position und Einfluss war eine sachliche Notwendigkeit, wenn man die Dinge mitbestimmen wollte. Man kann allenfalls darüber geteilter Meinung sein, ob er bei der Verteidigung seines Einflusses auf die Aussenpolitik immer zweckmässig vorgegangen ist. Ob es an irgendeinem Punkt überhaupt noch sinnvoll war, seine Position halten zu wollen, muss dahingestellt bleiben, aber es ist ihm zuzugestehen, dass er, solange er es für richtig hielt, das Recht und die Pflicht hatte, seine Konzeption und seine Erkenntnisse durchzusetzen. Dafür muss in allen Regierungssystemen gekämpft werden.

Vater hatte bis zu diesem Zeitpunkt keine Erfahrung in der Führung einer grossen Anzahl organisierter Mitarbeiter, geschweige denn einer grossen und unübersichtlichen Behörde. In jedem Fall hätte er einen guten und loyalen Staatssekretär gebraucht, der für die anstehenden, schwerwiegenden politischen Entscheidungen in seinem Sinne die Organisation des Amtes geleitet und ihm den Rücken freigehalten hätte. Aber gerade sein Staatssekretär war es, der im Verein mit dem zeitweiligen Leiter des Ministerbüros, Kordt, nicht nur Vaters Politik konterkariert hat, sondern ihn auch aus konspirativen politischen Gründen hinter seinem Rücken persönlich verleumdete und diffamierte. Es drängt sich die Frage auf, ob Vater es diesen Leuten nicht zu leicht gemacht hat, ihr Wirken sozusagen unter seinen Augen zu entfalten.

Joachim von Ribbentrop war von seiner Persönlichkeitsstruktur her ein «Einzelkämpfer» und scheute jede Art von «Einbindung». Allein schon zeitlich legte er sich höchst ungern fest, was unsere Mutter oft in Schwierigkeiten brachte, da sie beispielsweise nie wusste, wann das Essen auf den Tisch kommen konnte. Ausserhalb des privaten Rahmens hatte dies negative Wirkungen. Wer sich je im «Management» betätigt hat, weiss um die Wichtigkeit von Pünktlichkeit. Die Nichteinhaltung von festgesetzten oder angeordneten Zeiten durch einen Vorgesetzten hat auf die Dauer zersetzende Folgen, ganz abgesehen davon, dass sich der Untergebene missachtet fühlt. Es wird heute behauptet, Vater habe häufig Mitarbeiter des Amtes warten lassen. Ich ver-

mag das aus eigener Anschauung nicht zu beurteilen; ich weiss nur, dass er bei familiären Verabredungen oft kein Zeitgefühl erkennen liess.

Er überliess auch die Leitung der morgendlichen Direktorensitzung dem Staatssekretär, der dadurch eine ideale Möglichkeit hatte, die leitenden Herren des Amtes in seinem Sinne zu beeinflussen und gegen den Minister – und die deutsche Politik – einzunehmen. Man muss sich das vorstellen: Einem Staatssekretär, der hinter dem Rücken seiner Regierung den potentiellen Gegner auffordert, «hart zu bleiben», das heisst mit anderen Worten, die Verhandlungen, die die eigene Regierung führt, hintenherum konterkariert, bleibt die Führung des Ministeriums überlassen. Man kann sich vorstellen, dass dabei nichts Gutes für den Minister herauskommen kann. Diesen Zustand zugelassen zu haben, war rückblickend ohne Zweifel ein gravierendes Versäumnis meines Vaters. Auch dadurch ist zu erklären, warum er keinen Rückhalt im eigenen Hause hatte und natürlich schon gar nicht nach dem verlorenen Krieg. Hasso von Etzdorf, Berufsdiplomat und im Kriege der Konspiration nahestehend, hat in diesem Zusammenhang einmal zu mir gesagt: «Ihrem Vater hat man übel mitgespielt!»⁴⁶⁷

Die Motivierung der deutschen Diplomaten im Sinne der deutschen Politik konnte nur durch die Person des Aussenministers unmittelbar geschehen. Runderlasse an die deutschen diplomatischen Vertretungen konnten wenig bewirken, wenn sie hinter dem Rücken des Ministers von seinem Staatssekretär, der die deutschen Diplomaten seit Jahren kannte, desavouiert wurden. Vater hat wahrscheinlich seine Persönlichkeit bzw. seine Fähigkeit, Menschen zu gewinnen und für sich einzunehmen sowie seine Überzeugungskraft im Inneren des Auswärtigen Amtes zu wenig eingesetzt. Wie hatte es Herr von Etzdorf doch dem englischen Historiker David Irving auseinandergesetzt: «Er [Vater] konnte einen so nett ansehen, leider tat er es nur selten!»⁴⁶⁸ Vater selbst würde dem mit Sicherheit – wenn er dazu noch in der Lage wäre – entgegenhalten, «dazu hatte ich keine Zeit mehr». Das ist ohne Zweifel ein Argument, wenn man berücksichtigt, was für eine rasante weltpolitische Dynamik unmittelbar nach seinem Amtsantritt einsetzte. Aber dieser fehlende persönliche Kontakt und die daraus resultierende mangelnde Motivierung haben den Boden für die Verleumdung und Diffamierung des Ministers in seinem eigenen Haus bereitet. Für die Clique im Amt, die sie betrieb, lag allerdings das auslösende Moment, wie wir gesehen haben, im hochpolitischen Bereich und hatte mit der persönlichen Erscheinung des Ministers nichts zu tun.

467 Gelegentlich eines Abendessens bei einer befreundeten Familie in Bergisch-Gladbach.

468 Aufzeichnung eines Gesprächs mit David Irving über Herrn v. Etzdorf im Hause des Verfassers.

Vater war in den internen «Grabenkämpfen» des innenpolitischen Alltags nicht «im Pulverdampf ergraut», um mit Rücksichtslosigkeit ihm bekannte und ihm gegenüber loyale Mitarbeiter in den Schlüsselpositionen des Auswärtigen Amtes zu positionieren, was sonst durchaus üblich ist. Die Loyalität der Mitarbeiter in leitenden Positionen ist eine unerlässliche Voraussetzung für den Erfolg des Mannes an der Spitze. Das gilt ganz besonders für Krisenzeiten und risikovolle Situationen. Diesem Gesichtspunkt hat Vater ohne Zweifel zu wenig Rechnung getragen; dabei hätte er verstärkt auf die Mitarbeiter seiner «Dienststelle Ribbentrop» zurückgreifen können.

Er wusste natürlich von der «konservativen» Einstellung vieler Angehöriger des Auswärtigen Amtes, sie waren in der Mehrzahl keine Anhänger Hitlers. Dies war ihm im Grunde weitgehend gleichgültig. Er ist jedoch davon ausgegangen, dass gerade bei diesen Kreisen die Loyalität zum eigenen Land über die Sympathie oder Antipathie zum Regime Hitlers ging, so dass er annehmen durfte, dass sie auch bei unterschiedlichen Auffassungen die Politik der Regierung nicht konterkarieren würden, was nach Lage der Dinge in jedem Fall katastrophale Folgen zeitigen musste.

Jeder Mensch hat eine vorgegebene physische und geistige Kapazität, die er mit eisernem Willen und Energie bis zum äussersten ausschöpfen kann. Durch Routine und System kann man die äusserste Grenze noch einmal hinausschieben, wenn es darauf ankommt. Entspannen zu können, ja sich systematisch abzulenken, sind wesentliche Hilfsmittel, um einen Dauerstress durchzustehen, wie ihn der Aussenminister Hitlers in den Jahren 1938 bis 1941 zu bewältigen hatte. In diesem Sinne hatte Vater zwei gravierende, vorgegebene Handicaps, denn er schlief schlecht, und er konnte schwer «abschalten». Die Schlafprobleme machten Vater seit ich denken kann, also lange vor seinem Eintritt in die Politik, zu schaffen. Er sagte mir einmal, er habe schon als «junger Kerl» schlecht geschlafen. Nun unter der Last der Verantwortung wirkte sich diese vorgegebene Anlage naturgemäss verstärkt aus. Johanna von Bismarck soll einmal am Frühstückstisch zu einem Besucher geäussert haben: «Wir haben die ganze Nacht gehasst!» Auch Bismarck scheint unter gewissen Umständen Probleme mit dem Schlaf gehabt zu haben; eine Erfahrung, die jeder macht, der grosse Verantwortung zu tragen hat. Er hatte allerdings, als die Königin ihn während der Revolutionstage darauf aufmerksam machte, der König habe nächtelang nicht geschlafen, Friedrich-Wilhelm IV. gegenüber die etwas schnodderige Bemerkung gemacht: «Ein König muss immer schlafen können!» Aber da war Herr von Bismarck halt auch selbst noch nicht der verantwortliche Minister. Chronische Schlafprobleme allerdings müssen sehr zermürend sein.

Vater fehlte auch die seinem Willen unterworfenen Fähigkeit, sich entspannen zu können. Vielleicht korrespondierte dieses Handicap mit seinen Schlafproblemen. Es fehlte ihm vielleicht auch irgendwo eine kleine Portion Fatalismus. Sicher wird man ein Leben nur richtig ausschöpfen können, wenn man sich für irgendetwas voll engagiert und bereit ist, die Höhen und Tiefen, die immer damit verbunden sind, hinzunehmen. Ein wenig Fatalismus erlaubt es aber andererseits, so viel Distanz zum eigenen Engagement zu halten, dass man nicht mit ihm steht oder fällt, und die Gelassenheit zu entwickeln, mit seinen Kräften haushalten zu können. Fatalismus aber war ein unbekanntes Wort in Vaters persönlichem Lexikon.

Nachdem er Minister geworden war und die geschilderten Probleme nun mit noch verstärkter Macht auf ihn eindrangen, wurde er auch uns Kindern gegenüber allmählich einsilbiger und präokkupiert. Ich habe ihm das nicht verargt, wusste ich doch um die Belastungen, denen er ausgesetzt war. Es verfiel aber auch allmählich der rege freundschaftliche, gesellschaftliche Verkehr der Eltern. Immer seltener sahen wir die seit frühen Kindheitstagen vertrauten Gesichter ihrer Freunde bei uns. Die Abwesenheit in London für ein- einhalb Jahre tat ein Übriges. Die aussenpolitische Dynamik, die mit Vaters Ernennung zum Aussenminister einsetzte, liess den früher so intensiven privaten Umgang mit ihrem Freundes- und Bekanntenkreis nunmehr fast völlig zum Erliegen kommen. Vater stand dafür keine Zeit mehr zur Verfügung. Vielleicht haben das manche Bekannte und Freunde nicht verstanden oder gar als Arroganz empfunden. Verständlicherweise ganz besonders empfindlich waren in dieser Hinsicht natürlich jüdische Freunde. Sie hielten sich ihrerseits zurück, was ich aus eigener Erfahrung mit umgekehrten Vorzeichen nach dem Krieg gut verstehen kann. Ein Teil der alten Freunde stand noch dazu dem Regime reserviert oder gar feindlich gegenüber, was den früheren vergnügten und amüsanten Umgang ohnehin bis zu einem gewissen Grade belastete. Die Eltern wussten um deren kritische Einstellung. Sie haben «geholfen» oder es versucht, wenn sie darum gebeten wurden. Einer der wenigen, die sich nach dem Kriege noch daran erinnerten, war der berühmte Zeichner Olaf Gulbransson. Natürlich hatte er vor 1933 im «Simplicissimus» auch Hitler und seine Partei karikiert. Als er nach dem Regierungsantritt Hitlers daraufhin Schwierigkeiten mit irgendwelchen Parteidienststellen bekam, sprach Vater Hitler direkt darauf an, appellierte an den «Künstler» in ihm, der ohne zu zögern verfügte, Gulbransson in Frieden zu lassen. Gulbransson hat sich verschiedentlich nach dem Krieg dankbar zu seiner Freundschaft mit Vater bekannt. Nur am Rande sei angemerkt, die Eltern «knickten» mit ihren «modernen» Bildern gegenüber der offiziellen Kunstpolitik nicht ein. Gemälde

von Nolde, Séraphine Louis, Vivin, Lhote, Chagall und anderen blieben in den privaten Räumen hängen. Mutter stiess durch den befreundeten Maler Lenk auf spätere Bilder und Porträts von Dix, die sie – vor allem die Porträts – schön fand. Sie hatte vor, die kleinen Geschwister von ihm malen zu lassen. Was ist daraus geworden? In einer Otto-Dix-Ausstellung in der Galerie Maeght in Vence hing zu meinem Amusement ein grosser Hinweis, «der deutsche Aussenminister habe sich im Kriege von Dix malen lassen wollen, der habe es aber abgelehnt»! Mache einer daraus, was er will!

Bei einer Gelegenheit allerdings – leider hat sie sich nicht so oft ergeben, wie ich gewünscht hätte – war Vater immer sehr vergnügt und gelöst, nämlich auf dem Entenstrich an der Oder, wenn wir im Sommer 1938 zusammen ganz allein von Sonnenburg bei Bad Freienwalde nach Kienitz an der Oder fuhren, um uns abends auf Enten anzusetzen. Wir hatten unsere Stände auf einer einsamen Schilfinsel im Fluss. Vater, ein hervorragender Flintenschütze, genoss die Spannung des Enteneinfalls und die Stille der Oderlandschaft. Er ist mit der Jagd und in der Natur aufgewachsen. Das Gut seines Grossvaters, Hertwig an der Mulde, muss ein jagdliches Paradies gewesen sein. Ich kann es Vater nachfühlen, wie er die Stunden an der Oder genossen hat. Die jagdliche Betätigung mit der Flinte auf Flugwild ist wie kaum etwas anderes geeignet, auf andere Gedanken zu kommen und die «Geschäfte» für den Augenblick zu vergessen. Der Entenstrich am Abend, wenn der Tag langsam verklingt, hat einen aussergewöhnlichen Reiz, ganz besonders an den Ufern der Oder, überspannt von dem hohen abendlichen Himmel. Die Wechselwirkung zwischen dem Genuss der etwas elegischen Landschaft und der gespannten Aufmerksamkeit, die den anstreichenden Enten gilt, ist ein Erlebnis, wie man es sich nicht reizvoller vorstellen kann, wenn man die Eigenschaft des Naturfreundes und Jägers in sich vereinen kann. Die Ente – ein elegantes und doch uriges Flugwild – ist nicht leicht zu erlegen und verlangt Schiesskunst und Konzentration. Vater machte es grossen Spass, wenn ich neben ihm einige Enten sauber schoss. Der Umgang mit Waffen und die Einführung in die Jagd war das Feld, auf dem er sich meine Erziehung im Detail hat angelegen sein lassen. Unvergessen ist die mir von Anfang an eingempfte Regel: «Es gibt keine Diskussion darüber, wer was geschossen hat, es kommt nur darauf an, dass alle erlegten Stücke Wild gefunden werden.» Hier war der «Minister» wieder mein Vater geworden, der mich unterwies, sich mit mir freute, mir zeigte, wie man einen Hund ansetzte, was in dem übermannshohen Schilf sehr wichtig war. Für mich waren diese Stunden herrlich; leider, leider gab es sie nur zu selten.

Bei Kienitz an der Oder muss es im Jahre 1945 einen russischen Brückenkopf gegeben haben. Vater, der mit Oberst von Geldern verschiedentlich die Front – eine kleine Stunde mit dem Wagen von Berlin entfernt – besuchte,

hatte sich einem Angriff angeschlossen, der den Brückenkopf wieder eindrücken sollte. Geldern vermutete, wohl in der Hoffnung zu fallen! Er schreibt, dass der Wagen mit ihm und Vater einmal im letzten Augenblick durch einen Infanteristen darauf aufmerksam gemacht wurde, sie stünden unmittelbar vor einer russischen Pak-Stellung. Er, Geldern, habe darauf Vater erklärt, sie führen «mit 80 km in der Stunde gen Russland». Er könne es nicht verantworten, dass der Minister in russische Hände fallen könnte. Vater habe daraufhin lachend erklärt, dann müsse er, Geldern, ihn gegebenenfalls eben erschiessen! Er ist verschiedentlich mit dem Oberst von Geldern an die Oderfront zur Truppe gefahren und hat sich in der vordersten Linie umgesehen. Der Oberst widerspricht in einer Aufzeichnung ausdrücklich der nach dem Kriege aufgestellten Behauptung – in Ergänzung zu allen anderen, Vater zugeschriebenen negativen Eigenschaften –, der Aussenminister sei feige gewesen. Geldern betont den guten Eindruck, den Vaters Frontfahrten gemacht hätten, wäre doch in dieser Zeit sonst niemand mehr aus Regierungskreisen bei der Truppe oder bei der Bevölkerung an der Oderfront erschienen.⁴⁶⁹ Ich sehe mich veranlasst, angesichts der Verleumdungsflut, die sich bis auf den heutigen Tag über meinen Vater ergiesst, solche Selbstverständlichkeiten festzuhalten.

Einer der Beamten des Auswärtigen Amtes, den Vater vorgefunden hat, war der Leiter der juristischen Abteilung Friedrich Gaus. Seine Aufgabe war es, die Verträge des Reiches mit anderen Staaten zu entwerfen. Vater gab ihm Einblick in viele strengvertrauliche Vorgänge. Gaus war im Amt wegen seines Opportunismus und seines labilen Charakters nicht beliebt. Vater hat ihm zwangsläufig insoweit vertraut, als Gaus zur Vertragsgestaltung über viele Dinge und Überlegungen informiert sein musste. So wurde er mit der Zeit ein enger Mitarbeiter. Gaus hatte im Dritten Reich ein besonderes Problem, da seine Frau Jüdin war. Vater machte ihn, dessen ungeachtet, zum Unterstaatssekretär und veranlasste schliesslich, dass Hitler ihm das Goldene Parteiabzeichen verlieh und ihm ein Bild mit Widmung überreichte – ohne Zweifel ein damals recht ungewöhnlicher Vorgang.⁴⁷⁰

Zu Beginn des Nürnberger Prozesses baute mein Vater auf Gaus' Kenntnis vieler Vorgänge, die ihn und damit auch die deutsche Politik im Sinne der Anklage hätten entlasten können. Er wurde bitter enttäuscht. Gaus stellte sich als Kronzeuge der Anklagebehörde zur Verfügung. Es wird heute als feststehend angesehen, dass der ehemalige deutsche Beamte Robert M. Kempner,

469 Aus den Aufzeichnungen des Obersten von Geldern.

470 Mitteilung des Gesandten und Leiters der Presseabteilung, Dr. Paul Schmidt, an den Verfasser.

der 1933 aus rassistischen Gründen in die USA emigrierte und in Nürnberg einer der Anklagevertreter war, Gaus unter Androhung der Auslieferung an die Sowjetunion im Sinne der Anklagebehörde gefügig gemacht hatte.⁴⁷¹ Gaus hatte in einer für die Anklagebehörde abgegebenen Eidesstattlichen Erklärung niedergelegt:

Die deutsche politische Führung sah in dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 den ersten Schritt, zur Verwirklichung der Idee, ein Grossgermanisches Reich zu gründen. Denn dieses Reich sollte nicht nur Europa beherrschen, sondern der entscheidende Faktor in der Lenkung des Weltgeschehens überhaupt sein. [...] ⁴⁷²

Kempner hat hier aus Hass – bei einem Emigranten verständlich – einmal mehr überzogen, als er Gaus zu dieser unsinnigen Aussage zwang. Wieder zeigt sich hier aber auch die Fragwürdigkeit des Verfahrens in Nürnberg für die historische Forschung, wenn man bedenkt, dass die Lage der deutschen Wehrmacht im Winter 1941/42 bereits verzweifelt war, was Hitler, als er die Nachricht vom Angriff Japans auf Pearl Harbor erhielt, zu dem bereits zitierten Ausruf «Jetzt ist Deutschland gerettet!» veranlasste.

Viel zu spät hat Vater den Staatssekretär v. Weizsäcker als Botschafter an den Vatikan versetzt und einen Mitarbeiter der Dienststelle Ribbentrop mit der Position betraut. Von Weizsäckers Konspiration mit der britischen Regierung bzw. seinen Aktivitäten in Spanien, die dem Reich die Möglichkeit nahmen, Gibraltar zu gewinnen, hat er vor seiner Hinrichtung nichts mehr erfahren.

So gewinnt die aussergewöhnlich schwierige Stellung Ribbentrops Konturen: Chef eines Amtes, das er nicht kannte, das ihm aus innenpolitischen und persönlichen Gründen reserviert, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstand, eine Regierungsmannschaft, der er angehörte, die für ihn und in der er für sie fremd war und ihn, aus welchen Gründen auch immer, als Konkurrenten oder gar Gegner sah, fixiert auf einen Regierungschef, der nicht bereit war, gravierende politische Entschlüsse in einem Gremium der Regierung vorzubereiten und zu erörtern, sie also systematisch einzuleiten, der Einzelbesprechungen abhielt und damit seine führenden Leute, nämlich die Minister, Chefs der Obersten Reichsbehörden, auseinanderdividierte anstatt sie zu koordinieren (es gab schliesslich eine sehr grosse Anzahl davon, die Hitler sich auch noch meistens direkt unterstellte), schliesslich einen Staatssekretär im Rücken, der der Politik des Reiches in entscheidenden Phasen durch Zusam-

471 Bestätigung in einem Schreiben an den Verfasser durch Otto Kranzbühler, des Verteidigers von Dönitz während des Nürnberger Prozesses

472 Siehe: «Es stand in der ‚WELT‘» in: Die Welt, 31. Januar 1993 und «Die Zeit»/Online-Politik.

menarbeit mit dem potentiellen Gegner entgegenarbeitete, und zwar unter dem Deckmantel systematisch verbreiteter falscher Darstellungen über die Person seines Ministers und dessen aussenpolitische Beurteilungen.

Es stellt sich somit die Frage, warum Joachim von Ribbentrop unter diesen Umständen nicht zurückgetreten ist. Aus heutiger Sicht ist diese Frage berechtigt. Es ist, ich habe es bereits erwähnt, in herabsetzender Absicht die Behauptung aufgestellt worden, er sei von Mutter abhängig gewesen.⁴⁷³ Ich kann nur wiederholen, leider war er es nicht, im Sinne eines grösseren Einflusses Mutters auf seine persönlichen Entscheidungen. Mutter hatte bei Ausbruch des Russlandkrieges Vater geradezu bedrängt, zurückzutreten, nicht nur wegen seines Abratens, gegen Russland präventiv vorzugehen, sondern auch wegen der Glaubwürdigkeit der deutschen Politik, so ihr Argument.

Ein wenig spielte bei Vater natürlich eine Rolle, in einer schwieriger werdenden Lage am Portepée gefasst zu werden und die Probleme durchzusehen. Wer damals Hitler und seine Politik als deutsches und auch persönliches Schicksal begriff, glaubte vielleicht, sich diesem Schicksal nicht entziehen zu sollen. Es schwingt Emotionales mit, das für uns Dritte nicht begreiflich ist, die wir gewohnt sind, Politik als nüchternes Geschäft zu sehen. Ohne Zweifel war Hitler in der Lage, sich als schicksalhafte Erscheinung darzustellen, und wurde von weiten Teilen der Nation als solche empfunden. Er erwiderte die persönliche Loyalität seines Ministers nicht. Vater hat es als unter seiner Würde betrachtet, in Nürnberg vor dem Tribunal der Sieger nunmehr seine Loyalität aufzugeben. Ich fühle mich daran nicht gebunden. Hitler hat Vaters aussenpolitische Konzeption, deren Kernstück das Verhältnis zur Sowjetunion war, beiseite geschoben und sich in das «Vabanquespiel» des Präventivkrieges mit Russland gestürzt. Dies als solches zu bezeichnen gilt auch dann, wenn man in Rechnung stellt, dass es Anzeichen dafür gegeben hat, dass sich auch Stalin seinerseits nicht mehr an den Nichtangriffspakt gebunden fühlte. Dennoch blieb der Angriff militärisch ein «Vabanquespiel» und war – da als Überraschungsangriff fast ohne politische Vorbereitung geführt – ein aussenpolitisches Fiasko. Ich bin der Meinung, dass ich das Recht habe, Hitler diesen Fehler vorzuwerfen.

Es mag auch ein wenig eine Einstellung mitgespielt haben, die in unserem Familienspruch «Ni nalaten» («Nicht nachlassen») ihren Ausdruck gefunden hat. Vater hat ihn mir erklärt, als er mich im Alter von acht oder neun Jahren vor den Familienstammbaum führte, der mit «Ni nalaten» überschrieben ist. Dieser Hinweis auf Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ziele, Durchhaltever-

473 So von R. Spitzky behauptet.

mögen in Schwierigkeiten und Standhaftigkeit bei Rückschlägen war ein Erziehungsanliegen der Eltern in jenen Lebensjahren, in denen man für das spätere Leben geprägt wird. Ich hatte in meinem Leben Gelegenheit, die Bedeutung dieser Charaktereigenschaften ermessen zu können.

Es hat sicher durchaus auch bis zu einem gewissen Zeitpunkt die Faszination der grossen Politik mitgespielt, von der jeder aktive Politiker in exponierter Position erfasst sein muss, wenn er sich nachhaltig dieser Tretmühle aussetzen will. Ohne grosse Passion übernimmt kein Mensch einen aufreibenden, letztlich undankbaren «Job», noch dazu jemand, der es von seinen persönlichen Verhältnissen her gesehen nicht nötig hat. Das gleiche gilt für den immer wieder kritisierten, angeblichen Ehrgeiz. Gäbe es keinen Ehrgeiz als seelische Antriebskraft, sässe die Menschheit wahrscheinlich noch auf den Bäumen. Er bedeutet Leistungsbereitschaft auch ohne äquivalente materielle Honorierung. Es mag einen übertriebenen oder gar krankhaften Ehrgeiz geben, der kontraproduktiv ist, aber über Ehrgeiz lassen sich meistens nur die Erfolglosen negativ aus.

So wie Hitler militärisch immer starrer und unbeweglicher agierte, ebenso handelte er – oder richtiger: handelte er eben nicht mehr – auch aussenpolitisch. Damit wurden auch die Stärken des Aussenministers neutralisiert und blockiert. Vater war vom Temperament her ein Tatmensch. Wenn aus der Analyse einer Lage ein Konzept entstanden war, dann ging er an die Realisierung, wenn es sein musste, mit zäher Beharrlichkeit. Mutter drückte das so aus: «Er war Kavallerist, er reitet gegen die Hindernisse an.» Dabei wusste der Kaufmann in ihm um die immer wieder auftretende Notwendigkeit, Kompromisse zu schliessen oder, wie er es ausdrückte, «die Enden zueinander zu bekommen».

Seine Bereitschaft, die Probleme anzugehen und, wenn nicht anders möglich, Risiken zu laufen, aber auch die Absicherung der aussenpolitischen Aktivitäten durch Bereithalten von Alternativen, Vaters Verhandlungsgeschick und seine Bereitschaft, gegebenenfalls auch Kompromisse einzugehen, alle diese Eigenschaften ergänzten Hitlers für das diplomatische «Spiel» wenig geeignete Persönlichkeitsstruktur. Diese Ergänzung der beiden Männer verlief nach Beginn des Russlandkrieges und damit auch das persönliche Verhältnis. Unverkennbar das Ressentiment des «unfehlbaren» Visionärs gegenüber dem Aussenminister, der ihn aus den Überlegungen einer nüchternen «Kaufmannspolitik» heraus vor dem Präventivkrieg gegen Russland gewarnt hatte und – das hat Hitler ohne Zweifel bereits im Oktober 1941 erkannt – recht behalten sollte.

Eines sei hier klargestellt, Vater ist nicht im Amt geblieben, weil er etwa persönliche Repressalien gefürchtet hätte. Er hatte sie nicht zu erwarten, jedenfalls solange nicht, wie er sich nicht im Sinne der Konspiration, von deren Aktivitäten er nichts ahnte, betätigte. Aber selbst, wenn er nach einem Rück-

tritt negative persönliche Folgen zu erwarten gehabt hätte, sie hätten ihn nicht abgehalten zu demissionieren.

Während eines Genesungsurlaubs nach meiner vierten Verwundung habe ich Vater im August 1944 für zwei oder drei Tage in Ostpreussen besuchen können. War er bis dahin für mich immer ein wenig die distanzierte Respektperson gewesen, so war unser Zusammensein in diesen Tagen von grosser Herzlichkeit und persönlichem Kontakt geprägt. Bei der Gelegenheit erinnere ich mich einer bemerkenswerten kleinen Szene, die sich zwischen uns abspielte. An einem Morgen, es war nach dem Frühstück und wir waren allein, erhielt er ausländische Presseauschnitte. Auf einmal schob er mir einen Zeitungsausschnitt über den Tisch mit den Worten: «Hältst Du das für möglich?» Es handelte sich um eine Meldung, die die internationale Presse von den Russen übernommen hatte. In ihr wurde über die systematische Ermordung jüdischer Häftlinge in einem deutschen Lager in Polen berichtet, das von den Russen überrollt worden war. Ich habe nur gelacht und beinahe vorwurfsvoll geantwortet, ohne auch nur einen Moment darüber nachzudenken, ob so etwas möglich sei: «Aber Vater, das sind doch wieder einmal die abgehackten Kinderhände in Belgien aus dem Ersten Weltkrieg.» Es gehörte zur Grundausbildung der gesamten deutschen Wehrmacht, feindliches Propagandamaterial wie Flugblätter usw. mit der Aufschrift «Feindpropaganda» zu versehen und sie Vorgesetzten zu übergeben. Man hatte aus der alliierten Diffamierungspropaganda des Ersten Weltkrieges seine Lehren gezogen. Die Truppe war in diesem Sinne durchaus aufgeklärt und daher der feindlichen Propaganda im allgemeinen schwer zugänglich. Vater stimmte meiner spontanen Äusserung sichtlich erleichtert zu.

Es klingt heute unglaublich, wenn Spitzenfunktionäre in Hitlers Regime für sich in Anspruch nehmen, von gravierenden Vorgängen wie zum Beispiel Judentötungen nichts gewusst zu haben. Die Isolierung der einzelnen Regierungsvertreter in Hitlers «System» ist heute, in einer Ära, in der nichts vertraulich oder geheim bleibt, schwer nachvollziehbar. Die völlige – und von Hitler gewollte – Desintegration der Regierungsarbeit hat dem noch Vor-schub geleistet. Die Konzentrationslager und das Geschehen in ihnen waren Himmlers ureigenste Domäne. Sie stellten grosse Wirtschaftskomplexe dar, die seiner alleinigen Verfügung unterlagen. Schon aus diesem Grunde liess er sich nicht in die Karten schauen. Kabinettsitzungen, in denen Fragen hätten gestellt werden können, fanden nicht statt. Die völlige Desintegration der Regierungsmannschaft war letztlich von Hitler gewollt. Man denke an die Internierung der dänischen Polizei, die vor dem Reichsbevollmächtigten Best und seinem Chef, dem Aussenminister, verheimlicht wurde.

Der erfolgreiche Versuch, Judentötungen strikt geheimzuhalten, ist ein Beweis für die Sorge der seinerzeit Verantwortlichen um die Gemütslage des deutschen Volkes, wenn die Vorgänge bekanntwürden; dazu aber kommt, dass selbst innerhalb des Regimes das Wissen um die Tötungen geheimgehalten wurde. Die während des Krieges eingeleitete SS-interne Untersuchung dieser Vorgänge durch den SS-Sturmbannführer und Richter Konrad Morgen führte zur Einleitung von Ermittlungsverfahren gegen Adolf Eichmann, Rudolf Höss, Oswald Pohl und andere, aber auch zu dem Ergebnis, dass sich der Kreis der Mitwissenden auf wenige hundert Personen beschränkte.⁴⁷⁴ Die im Kriege einsetzende existentielle Verfolgung der Juden widersprach den gültigen ethischen Maximen des deutschen Volkes. Sie war in ihrer Tragweite nicht bekannt. Aber die schon erkennbaren Tatsachen (Judenstern, Deportationen usw.) waren bereits geeignet, das Vertrauen in die Führung und ihre moralische Legitimation zu untergraben, und mussten sich somit negativ auf die Kriegsanstrengungen auswirken. Andererseits war sich das deutsche Volk angesichts der massiven russischen Bedrohung und der Forderung Roosevelts und Churchills nach «bedingungsloser Kapitulation» bewusst, einen Kampf um das Überleben führen zu müssen. Für viele Deutsche – gerade in verantwortungsvollen Positionen – ein furchtbarer Zwiespalt! Das ganze deutsche Volk unter diesen Umständen als «willige Helfer» Hitlers zu diffamieren, also «Sippenhaft» bis ins dritte Glied zu betreiben und noch darüber hinaus, wird sich vielleicht eines Tages ebenfalls als schwerwiegender «Fehler» entpuppen. Unverständlich die Behauptung des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, dass «jeder es hätte wissen können»⁴⁷⁵, vor allen Dingen, da er in Nürnberg seinen Vater, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt bis 1943, mit dem Argument verteidigt hatte, dieser hätte nichts gewusst. Heute werden «Deportationen» immer mit Tötungen gleichgesetzt, das aber war damals nicht erkennbar!

Joachim von Ribbentrop blieb die deutsche Judenpolitik während der Regierungszeit Hitlers fremd. In der einschlägigen Holocaust-Literatur wird ihm deshalb zugebilligt, die Verfolgung von Juden nicht gebilligt zu haben oder hier initiativ geworden zu sein; es wird ihm auch kein Mitwissen bezüglich ihrer schliesslichen Tötungen durch das nationalsozialistische Regime unterstellt. Das ist zutreffend. Aufgrund von Herkunft und Werdegang stand er der ideologischen Radikalität des totalitären Zeitalters insgesamt letztlich fern. Er hat in seinen Erinnerungen zu Recht darauf verwiesen, zwar Probleme mit

474 Vgl. die Aussage von Konrad Morgen in: IMT, Bd. XLII, S. 551 ff. Des Weiteren: Hoffmann, Hans: *Hast Du diese Tötungen befohlen?*, Bad Harzburg 1997.

475 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bulletin 52/S. 441: Rede vom 8. Mai 1995 anlässlich des 40. Jahrestages der Beendigung des Zweiten Weltkrieges.

den Juden in Deutschland gesehen zu haben, sich aber allein schon wegen der aussenpolitischen Rückwirkungen gegen die antijüdische Gesetzgebung ausgesprochen zu haben. Er drängte Hitler nach eigenen Worten auf eine «evolutionäre Entwicklung in der Judenfrage». Das konnte in einer Zeit, in der von jüdischer Seite wegen der fortdauernden Probleme mit dem Leben in einer nicht jüdischen Umwelt die Gründung eines jüdischen Staates gefordert wurde, nicht als aussergewöhnlich gelten. Mit diesen Ansichten ist Vater jedoch bei Hitler zu keinem Zeitpunkt entscheidend und im Lauf des Krieges dann immer weniger durchgedrungen. Hitler war immer stärker der Ansicht, dass im wesentlichen die englischen und die amerikanischen Juden als treibende Kraft hinter dem Krieg gegen Deutschland gestanden hätten.

Dies war nicht Vaters Meinung. Die judenfeindliche Politik des Dritten Reiches fügte der umfangreichen Liste der Gegner seiner Meinung nach «eine weitere Grossmacht» als Verbündeten hinzu. Das hielt er für eine gegebene Tatsache, aber nicht für eine entscheidende, sondern für einen Faktor von vielen. Der Machtfaktor «jüdische Organisationen» existierte und war bedeutend. Dennoch blieben diese Organisationen sowohl als Gegner wie auch als Verbündete kalkulierbar und ihr Einfluss überschaubar. Das war auch die Voraussetzung, mit der das englische Kriegskabinett Ende 1939 über den früheren und aktuellen Einfluss der Juden in Amerika und deren möglichen Nutzen für die englische Kriegsführung debattierte.

Als Amtschef des Auswärtigen Amtes wusste Vater während des Krieges von der Zusammenfassung der europäischen Juden in Lagern. In Einzelfällen – so im Fall Italiens – forderte er auch die Verbündeten auf, diesem Vorgehen zuzustimmen. Dies entsprach dem Eindruck, die Juden des europäischen Kontinents würden der deutschen Niederlage gezielt zuarbeiten. Diese Feindschaft wäre angesichts der angesprochenen Grundsätze der nationalsozialistischen Politik nachvollziehbar gewesen. In der Tat hatte Chaim Weizmann der englischen Regierung auch angeboten, die Juden Europas für den Krieg gegen Deutschland in Stellung zu bringen,⁴⁷⁶ womit er allerdings seinen eigenen Einfluss bzw. die Möglichkeiten der zionistischen Weltorganisationen deutlich überschätzte. Letztlich ging es der englischen Regierung in diesem Krieg nicht um Vergeltung für antijüdische Politik, ja nicht einmal um Rettung von Leben. Zahlreiche Beispiele zeigen dies.

Die Judenverfolgungen ab 1941 müssen wohl als Amoklauf des Ideologen Hitler verstanden werden, der erkannt hat, dass er politisch-militärisch schei-

476 Siehe London Times, 5. September 1939 sowie London Jewish Chronicle, 8. September 1939.

tern wird. Sein furchtbarer Ausspruch, Hewel zitiert ihn diesbezüglich in seinem Tagebuch von 1941 zweimal – «Wenn Barbarossa misslingt, ist sowieso alles vorbei» –, deutet an, dass er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, es ihm also gleichgültig war, wie sich seine Taten auswirken würden. Seine Persönlichkeitsstruktur zeigte ihm keinen möglichen Ausweg aus der Katastrophe. So lief er im Verlauf des Krieges auch gegen sein eigenes Volk Amok – denn anders kann man den sinnlosen Kampf spätestens nach der gelungenen Invasion der Alliierten kaum bezeichnen. Aus dem Visionär war der Egozentriker der Macht geworden, der sein Volk sehenden Auges in den Untergang führte.

Bei meinem Besuch Vaters im August 1944 waren die Folgen des «Schicksalsumschwunges» längst in vollem Umfange Wirklichkeit geworden. Von mir befragt über die Vorstellungen Hitlers darüber, wie die Lage gewendet werden sollte, wies Vater auf Äusserungen Hitlers ihm gegenüber hin, die sich auf den in absehbarer Zeit zu erwartenden Einsatz neuer Waffen («Wunder waffen») bezogen.⁴⁷⁷

Er gab mir eine lange Denkschrift an Hitler zu lesen, die er im Begriffe stand, ihm zuzustellen. Sie analysierte die aktuelle politische und militärische Situation des Reiches unter Einbeziehung der deutschen Versorgungslage. Als Schlussfolgerung stellte er fest, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei; er erbat wieder die sofortige Ermächtigung, Friedensverhandlungen einzuleiten zu dürfen. Ich konnte aufgrund der leidvollen Erfahrungen in den schweren Kämpfen an der Invasionsfront Vater nur zu den nachdrücklichsten Formulierungen anregen, um die erdrückende Überlegenheit der Alliierten darzustellen. Es war in meinen Augen ein ausgezeichnete Gedanke, dass er – den immer widerstrebenden – Hitler mit dessen eigenen Worten bedrängte; Vater stellte die Denkschrift expressis verbis unter das Motto eines Zitates aus Hitlers Buch «Mein Kampf»:

Eine Diplomatie hat dafür zu sorgen, dass ein Volk nicht heroisch zugrunde geht, sondern praktisch erhalten wird. Jeder Weg, der hierzu führt, ist dann zweckmässig, und sein Nichtbegehen muss als pflichtvergessenes Verbrechen bezeichnet werden.⁴⁷⁸

Die nüchterne materielle Analyse der deutschen Situation, die Vater zu Papier gebracht hatte, beeindruckte mich damals nicht mehr sehr. Sie stellte sich an den Fronten, von denen ich kam, eher noch verzweifelter dar.

477 Im Winter 1943/44 wurde in den Stäben darüber gesprochen, dass in absehbarer Zeit Massenvernichtungswaffen gegen die britischen Inseln zur Verfügung stehen würden. Offenbar handelte es sich hier um Propagandagerüchte, die die Invasionsvorbereitungen der Alliierten stören sollten.

478 Hitler, A.: a.a.O., S. 693.

Als ich auf dem Rückweg aus Ostpreussen zu meiner Division im Westen wieder durch Berlin kam, wo ich Mutter noch einmal traf, sprachen wir über die Schrift. Ich wollte natürlich sofort wissen, ob die Denkschrift im Sinne Vaters eine positive Reaktion bei Hitler ausgelöst habe. Mutter berichtete in tiefster Resignation, Hitler habe sie, wie man von Hewel hörte, wütend in die Zimmerecke geworfen, und zwar mit den Worten, «die Verhandlungsbereitschaft der Russen eruieren zu wollen hiesse, einen rotglühenden Ofen anzufassen, um festzustellen, ob er heiss ist!». Vater hatte sein Ersuchen, wie gesagt, ausführlich begründet. Hitler aber war Argumenten gegenüber nicht mehr zugänglich, wie offensichtlich auch seinen eigenen Erkenntnissen früherer Jahre nicht mehr. Ohnehin verzichtete er seit Jahr und Tag auf die Diplomatie, die den «Untergang» – jedenfalls in der furchtbaren Art und Weise, wie er schliesslich eintrat – vielleicht hätte verhindern können.

Im weiteren Verlauf des Krieges hatte Vater letztlich nur zwei Alternativen: Er konnte seinen Rücktritt erzwingen und damit riskieren, das Image «der Ratte, die das sinkende Schiff verlässt» zu erhalten, oder er musste zum Meuchelmörder werden, das heisst Hitler sozusagen von hinten über den Haufen schießen. Der «Tyrannenmord» war die einzige Chance, sich Hitlers zu entledigen und einen Waffenstillstand herbeizuführen. Eine «Ratte» wollte Vater auf keinen Fall sein, zum Meuchelmörder war er nicht geboren!

Fasst man die wichtigsten aussenpolitischen Maximen und Erkenntnisse Vaters zusammen, dann müssen folgende Punkte genannt werden:

1. Er stand in vollem Umfang und aus Überzeugung zur «Westpolitik» Hitlers, also dem Ziel, sich mit Grossbritannien zu arrangieren; diese Politik war ohnehin immer auch seine eigene gewesen. Er ergänzte diese Konzeption durch Einbeziehung Frankreichs, als Voraussetzung für eine Verständigung mit England. Insgesamt bestand eine eindeutige Option für den Westen.
2. Angesichts der Zurückhaltung der beiden «Westmächte» hat Vater durch Abschluss des Antikominternpakts behutsam versucht, die Isolierung des Reiches zu durchbrechen, ohne das angestrebte Arrangement mit Grossbritannien zu verbauen.
3. Er hat die verdeckt gegen Deutschland gerichtete Politik Grossbritanniens bereits 1937 erkannt und an der Wende zum Jahre 1938 Hitler klar und eindeutig auseinandergesetzt, dass bei der Neuordnung Osteuropas mit der Gegnerschaft Grossbritanniens «bis zum Krieg» gerechnet werden müsse.
4. Als sich herausstellte, dass ein Arrangement mit Polen im Sinne der Errichtung eines antikommunistischen Blocks nicht zu erreichen war, da sich Polen auf die Gegenseite geschlagen hatte, also auf die britische

Karte und indirekt auch auf die amerikanische Karte setzte, hat er die Wendung der deutschen Politik um 180 Grad auf eine prorussische Linie vorgeschlagen und schliesslich bei Hitler durchgesetzt. Damit konnte er für das Reich die stärkste aussenpolitische Konstellation seit Bismarck erreichen.

5. Vater sah seine Russlandpolitik als langfristig angelegt an und war bereit, mit Stalin zäh zu verhandeln. Er wollte den Russen Konzessionen zugestehen, um ein langfristiges Übereinkommen herbeizuführen. In einem kontinentalen Block, der gute Beziehungen zur Sowjetunion einbezog, sah Vater die einzige Möglichkeit, den Krieg zu beenden und das Reich langfristig zu sichern.
6. Er hat versucht, Hitler in diesem Sinne von einem präventiven Vorgehen gegen die Sowjetunion abzuhalten, um den Zweifrontenkrieg zu vermeiden. Auf der gleichen Linie lag sein Abraten von einer Kriegserklärung an die USA.
7. Schliesslich hat er bereits frühzeitig die Notwendigkeit gesehen und bei Hitler immer wieder vertreten, im Hinblick auf die militärischen Kräfteverhältnisse den Versuch zu machen, mit Russland in Friedensgespräche einzutreten.

Vaters aussenpolitische Vorstellungen haben sich ab 1940 nicht mehr verwirklichen lassen, da Hitler ihm nicht folgte. Insofern ist die Frage oder der Vorwurf berechtigt, warum er nicht zurückgetreten ist. Ich habe im Vorstehenden versucht, die Frage zu beantworten. Vater ist mit seiner Konzeption an Hitler gescheitert. Dafür bestieg er das Schafott der Sieger. Er hat das im Sinne einer «höheren Gerechtigkeit» akzeptiert. In seinem letzten Brief an unsere Mutter schrieb er:

[...] der Führer und sein Volk sind gescheitert. Millionen sind gefallen. Das Reich ist zerstört und unser Volk liegt am Boden. Ist es da – nicht wegen des Nürnberger Urteils von fremden Richtern – aber im Sinne einer höheren Gerechtigkeit nicht richtig, dass auch ich falle? Ich [...] werde allem, was kommt, aufrecht entgegengehen, wie ich das der Vergangenheit meiner Familie und meiner eigenen als deutscher Aussenminister schuldig bin. [...]

Er hat es nicht verdient, bis auf den heutigen Tag in einer Weise verleumdet und diffamiert zu werden, die den geschichtlichen Tatsachen spottet. Für Vater war Hitler Deutschlands personifiziertes Schicksal, im Guten und im Schlechten. Er stand ohne Zweifel unter dem Eindruck, diesem «Schicksal» ausgeliefert zu sein, und hat sich ihm nicht entzogen, obwohl er nach 1941 im Grunde trotz aller fortgesetzten Versuche keine Möglichkeit mehr sah, den schicksalhaften Ablauf des Verhängnisses zu beeinflussen. Er hatte sich aus vielerlei Gründen schliesslich 1932 mit Hitler verbunden, dessen Pläne als

Kanzler zu Beginn realpolitisch durchaus bescheiden auf eine Konsolidierung der deutschen Position gerichtet gewesen waren. Was jeder angesichts der sich jetzt abzeichnenden deutschen Katastrophe tun wollte, musste er mit seinem Gewissen ausmachen. Es waren nicht die Schlechtesten, die sich am Staatsstreich versuchten; es waren auch nicht die Schlechtesten, die zu Hitlers Führung standen und den Kampf gegen die Alliierten auf ihrem Posten bis zum äussersten fortsetzten. Keiner dieser Wege führte aus dem deutschen Schicksal heraus, das «Hitler» hiess, aber keineswegs nur hausgemacht war. Erst wer dies erkennt, wird auch die Entscheidung Joachim von Ribbentrops verstehen.

Die sogenannte «juristische Aufarbeitung» des Geschehens in den alliierten Nachkriegsprozessen kann zur «historischen Wahrheitsfindung» nichts beitragen. Ich werde mich daher mit dem Nürnberger Prozess auch nicht befassen. Es besteht wohl im wesentlichen unter objektiven Juristen und Historikern die Meinung, dass es sich um kein ordnungsgemässes Verfahren im Sinne der abendländischen Rechtsauffassungen gehandelt hat. Der Ertrag der Nürnberger Prozesse für die Historie ist weitgehend bedeutungslos, wenn man die Massstäbe seriöser Geschichtsforschung anlegt. Man muss es sich einmal klarmachen, wie unrechtmässig das Verfahren gegen Vater im Sinne einer überlieferten Rechtsordnung war. Ich habe die grossen Entwicklungen, die zum Zweiten Weltkrieg geführt haben, dargestellt, und es kann – jedenfalls für einen objektiven Betrachter – kein Zweifel darüber bestehen, dass die Schuld am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nicht einseitig Deutschland angelastet werden kann. Weil die Alliierten dies genau wussten, manipulierten sie von vornherein das Nürnberger Statut entsprechend, um vor Gericht jede Erörterung dieser Frage – also der Kernfrage! – zu vermeiden. Es könnte sonst übel ausgehen, fürchtete Robert H. Jackson, ehemaliger amerikanischer Justizminister und nun der «starke Mann» der Nürnberger Anklage:

Die Deutschen werden mit Sicherheit unsere drei europäischen Alliierten anklagen, eine Politik verfolgt zu haben, die den Krieg erzwungen hat. Das sage ich, weil die sichergestellten Dokumente des Auswärtigen Amts, die ich eingesehen habe, alle zum selben Schluss kommen: «Wir haben keinen Ausweg; wir müssen kämpfen; wir sind eingekreist; wir werden erdrosselt.» Wie würde ein Richter reagieren, wenn dies im Prozess herauskommt? Ich denke, er würde sagen: Bevor ich jemanden als Aggressor verurteile, soll er hier seine Motive schildern.⁴⁷⁹

479 Zit. nach Scheil, Stefan: Fünf plus Zwei, S. 304 und Fussnote 177, Jackson, Robert H. (Hrsg.): International Conference on Military Trials, A documentary record of negotiations, Washington 1949, S. 306.

Es wurde erfolgreich verhindert, dass der deutsche Aussenminister in Nürnberg seine Motive offen schildern konnte. Die Alliierten nahmen sich das «Völker-Recht», den Aussenminister ihres Kriegsgegners umzubringen, die Basis dafür war schlicht das primitive Recht des Siegers. Ein nachträglich etabliertes Gerichtsstatut, das obendrein die Rechte der «Angeklagten» entscheidend beschnitt, das die Identität von Gesetzgeber, Ankläger und Richter zuliess und neben zahllosen kleineren Verstössen gegen den juristischen Anstand auch den Grundsatz der allgemeinen Gültigkeit von Gesetzen verletzte – es galt ausdrücklich nur für die deutsche Aussenpolitik –, kann nicht die Grundlage für ein ordentliches Gerichtsverfahren abgeben. Ein erst rückwirkend errichtetes Gesetz, oder wie man es in Nürnberg nannte, «Statut», das als rechtliche Grundlage für eine Verurteilung gelten sollte, spricht jeglicher abendländischen Rechtsauffassung Hohn. In Gegenwart sowjetischer Richter Vater wegen Führung eines Angriffskrieges gegen Polen zu verurteilen, obwohl die Sowjetunion gleichermassen gegen Polen vorgegangen war, beweist frappierend die Unrechtmässigkeit dieses sogenannten Gerichtsverfahrens.

Nach Abschluss der Beweiserhebung, also noch vor der Urteilsverkündung, wurde ich für einige Tage nach Nürnberg gebracht und in eine Zelle des Zeugenflügels gesperrt, um Vater jeden Tag etwa zehn Minuten durch Fliegendraht, mit Posten auf beiden Seiten, sprechen zu können. Wir waren uns eigentlich beide darüber klar, wie das Urteil ausfallen würde; nicht weil Vater im Sinne des Gerichtes «schuldig» war, sondern weil das Gericht die Prozessführung eindeutig auf ein Todesurteil angelegt hatte. Nach der Verkündung des Urteils, das, wie von uns beiden erwartet, auf Tod lautete, wurde mir nicht mehr die Möglichkeit gegeben, mich von Vater verabschieden zu können. Nach meinem Besuch in Nürnberg und den Gesprächen, die ich dort führte, habe ich für mich selbst die Namen der Angeklagten bezeichnet, die im Hinblick auf die Prozessführung ein Todesurteil zu erwarten hatten; meine Voraussage stimmte genau.

Vater wollte, «wenn er nicht ausgeschaltet würde», wie er sich im Hinblick auf das wahrscheinliche Todesurteil ausdrückte, seine Memoiren schreiben. Ich bat ihn darum, in diesem Falle seine unterschiedlichen Auffassungen zu Hitler deutlich zum Ausdruck zu bringen. Ich dachte dabei in erster Linie an sein Bemühen, den Krieg mit der Sowjetunion zu verhindern. Ich wusste, wie bereits dargestellt, von Anfang an um diese Auseinandersetzungen. Vater hatte es aber während des Prozesses bewusst abgelehnt, seine Divergenzen mit Hitler vor dem Tribunal der Sieger darzulegen. Er hat in einem seiner letzten Briefe an Mutter (vom 5. Oktober 1946) dazu geschrieben:

Ich wollte vor diesem Gericht nicht über die schweren Auseinandersetzungen sprechen, die ich mit Adolf Hitler hatte. Das deutsche Volk hätte sonst mit Recht

gesagt: «Was ist das für ein Mann, er war der Aussenminister Adolf Hitlers und stellt sich jetzt aus egoistischen Gründen vor einem fremden Gericht gegen ihn.» Du musst das verstehen, so schwer es auch für uns beide und die Kinder ist. Aber ohne die Achtung des anständigen Deutschen und vor allem ohne die Achtung vor mir selbst hätte ich doch nicht mehr leben können und leben wollen [...].

Ich bin heute dankbar dafür, dass Vater in seiner Verteidigung gegenüber Hitler nicht den «unteren Weg» gegangen ist. Er beklagte in unseren Gesprächen die allgemeine Charakterlosigkeit, die in Nürnberg zu beobachten gewesen sei. Es waren kurze Gespräche mit Vater von grosser Herzlichkeit, die von uns beiden mit Gelassenheit in dem Bewusstsein geführt wurden, einem übermächtigen Schicksal zu unterliegen, das zu ändern wir keine Macht hatten. Ich sollte nicht übergehen, was Dr. Werner Best abschliessend zu «Nürnberg» festgestellt hat: «R. machte in diesen letzten Monaten seines Lebens durchaus einen würdigen Eindruck ... In dieser Haltung soll er auch unter den Galgen getreten sein.»

Ich darf die Darstellung meines Vaters mit einer Formulierung Theodor Fontanes schliessen:

Tote können sich nicht mehr wehren, deshalb gebührt ihnen umso mehr Gerechtigkeit.

Nachwehen

*«Wenn ich Dir etwas Böses antun wollte,
wünschte ich Dir einen berühmten Vater!»*

Chinesisches Sprichwort

Jeder, der im Vorstehenden meinen Lebensweg von 1933 bis 1945 ein wenig verfolgt hat, wird das obige Zitat nachvollziehen können, ganz zu schweigen von der Phase meines Lebens, die mit dem 8. Mai 1945 begann. Vielleicht aber wird nach der Lektüre deutlich werden, dass auch dieses Schicksal – einen Vater mit einem bekannten Namen zu haben, ist durchaus ein Schicksal, dem man sich nicht entziehen kann – seine zwei Seiten hat, eine negative, aber auch eine positive. Der Name bedeutete jedenfalls ab 1934 eine zunehmende persönliche Herausforderung, je bekannter und bedeutender sich die Position, die Vater innehatte, darstellte.

In diese persönlichen Umstände wurden meine Schwester Bettina und ich eingeführt, als wir – etwa zu Beginn des Jahres 1934 – etwas förmlich zu den Eltern gerufen wurden, die uns mitteilten, Vater werde eine offizielle Position einnehmen. Für Bettina und mich bedeute das, uns immer und überall ordentlich und höflich, ja zurückhaltend zu benehmen. Wir hätten aus der Stellung unseres Vaters nicht die geringsten Sonderrechte zu beanspruchen, im Gegenteil, es erwüchsen uns daraus nur Pflichten. Man wird sich die «Predigt» vorstellen können. Ich war auf einmal nicht mehr ein einfacher Schüler des bekannten Arndt-Gymnasiums in Berlin-Dahlem – so wie mehr als fünfhundert andere auch –, sondern es hiess, natürlich nur, wenn etwas «vorgefallen» war, meistens etwas vorwurfsvoll: «Du solltest bei der Stellung deines Vaters Vorbild sein!» Dieser berechtigte Wunsch der Eltern, in dem noch die Erwartung mitschwang, man habe sich zu bemühen, Besonderes zu leisten, bedeutete eine Motivierung, die unter den verschiedensten Vorzeichen für mein Leben bestimmend bleiben sollte. Mutter hat einem offensichtlich hoch angesiedelten amerikanischen Vernehmer auf seine Frage, ob sie «loyal to Hitler» gewesen wäre, geantwortet «I was loyal to my husband». Ich werde hin und wieder nach meiner Motivierung gefragt, mich in der späten Phase des Krieges trotz der verschiedenen Verwundungen immer wieder eingesetzt zu haben. Loyalität gegenüber den Eltern, die einen schliesslich in die Welt gesetzt hatten, verlangte kategorisch dieses Verhalten – und nicht zuletzt auch gegenüber den Kameraden. «Sippenhaft» im eigentlichen Sinne des Wortes bedeu-

tet eben auch, dass man für den Ruf der Familie «haftet», also für ihn verantwortlich ist. Man möchte es manchem Spross einer bekannten Familie ins Stammbuch schreiben.

Eigentlich begann zu diesem frühen Zeitpunkt bereits die «Sippenhaft» im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn ich im Folgenden einige persönliche Erlebnisse schildere, dann geschieht es nicht, weil ich meinem Schicksal eine besondere Bedeutung beimesse. Die Gefährdungen, denen ich ausgesetzt war, haben Millionen Menschen aller Nationen ebenfalls bedroht. Ich habe das sehr unwahrscheinliche Glück gehabt, zu denen zu gehören, die den Krieg lebend überstanden haben.

Der Leser, der nur an der Aussenpolitik Hitlers interessiert ist, kann das Buch getrost an dieser Stelle aus der Hand legen. Die Darstellung einiger persönlicher Erlebnisse mag mich aber vielleicht ein wenig legitimieren, über die Epoche der Geschichte, in der sie mir widerfahren sind, unbefangen und – wie ich natürlich glaube – halbwegs objektiv, aber gegebenenfalls auch «unzeitgemäss» urteilen zu dürfen! Die Entscheidung, ob die «wahrgenommenen Pflichten» mir dieses Recht einräumen, überlasse ich dem Leser!

Die «Sippenhaft» ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheitsgeschichte. Die früheste Form war die Blutrache. Das von ihr betroffene Mitglied der Sippe «haftete», ohne individuell «schuldig» geworden zu sein! Heute tritt die «Sippenhaftung» in den unterschiedlichsten Formen auf, angefangen von der physischen Vernichtung bis zu den subtilen Formen der Diskriminierung, Diffamierung, Ignorierung, Benachteiligung oder auch nur der fehlenden Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit im Umgang mit «Sippenangehörigen», deren Sippenname einmal in das öffentliche Bewusstsein gerückt worden ist. Ich hatte, wie man sich vielleicht wird vorstellen können, reichlich Gelegenheit, die Differenziertheit der zeitgenössischen «Sippenhaft» zu erfahren, konnte aber auch Beispiele eindrucksvoller menschlicher Souveränität erleben, mit der sich über diese Vorurteile hinweggesetzt wurde.

Der – wegen meines Namens nicht ganz ausgeschlossenen – physischen Beendigung meines Erdendaseins bin ich zunächst einmal dadurch entgangen, dass ich südlich der Donau in amerikanische Gefangenschaft geriet. Hier befahl der amerikanische General Patton, von dem es hiess, er habe die Weisung gegeben, kapitulierende deutsche Verbände und wohl auch Flüchtlinge, die sich von russischer Seite kommend in amerikanische Gefangenschaft begeben wollten, aufzunehmen und nicht wieder den Russen zu überstellen; eine normalerweise von den Amerikanern und Briten geübte Praxis. In meinem Fall wäre die «Sippenhaft» bei den Russen möglicherweise fatal geworden.

Während der Erfüllung meiner Arbeitsdienstpflicht im Sommer 1939 hatte ich eine kleine Gelegenheit, das Stigma des «bunten Hundes», jedenfalls für meine Arbeitsdienstzeit, ein für allemal abzustreifen. Eines Morgens wurde beim Appell ein Freiwilliger gesucht, der die Latrine leer schaufeln sollte. Natürlich dachte keiner daran, sich zu dieser in hohem Grade unappetitlichen Arbeit bei der beginnenden Maihitze freiwillig zu melden, so auch ich nicht. Schliesslich wurde ein Tag Sonderurlaub versprochen, was meinen Denkkaparat schlagartig in Bewegung versetzte und bei mir zugleich die Erkenntnis auslöste, eine Chance zu haben, allen Vorurteilen entgegenzutreten. So meldete ich mich zum allgemeinen Erstaunen der ganzen Arbeitsdienstabteilung zum Sch...schaufeln und hatte von diesem Augenblick an gewonnen, das heisst, alle Vorurteile gegenüber dem Ministersöhnchen waren beseitigt. Mich fragte einmal ein Arbeitsmann einer anderen Abteilung: «Bei Euch ist doch der Ribbentrop, wie ist der denn?» Unter dem Gelächter meiner eigenen Kameraden habe ich geantwortet: «So schlimm, wie wir alle dachten, ist er eigentlich gar nicht!»

Auf der Westminster School in London war ich natürlich von vornherein ein «zoon politikon» en miniature. Vater war gerade Botschafter am Hofe von St. James, so lautete die offizielle Titulatur seiner Stellung, geworden. Mein Schuleintritt – ich war zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt – wurde von der gesamten Presse mit Foto dokumentiert und kommentiert.

Beim Militär gestand mir am Heiligabend 1939 bei der Weihnachtsfeier in der Kaserne mein Gruppenführer, ein Unteroffizier, nach einigem Alkoholgenuss, dass er die Anweisung des Kompaniechefs habe, mich zu schleifen, bis mir «das Wasser im H... kocht», wenn ich nicht spurte. Nun, das Problem ergab sich nicht.

Auf der Kriegsschule der Waffen-SS in Braunschweig benachteiligte man den «bunten Hund» schon deutlicher. Den Besten des jeweiligen Jahrganges beförderte man bevorzugt, das heisst, er wurde eher als alle anderen Lehrgangsteilnehmer Offizier. Später im Gefangenenlager traf ich meinen damaligen Lehrgruppenkommandeur aus der Kriegsschule wieder, der mir mit den Worten «Jetzt kann ich es Ihnen ja sagen, Sie waren der Beste des ganzen Jahrganges, aber das konnten wir wirklich nicht bekanntmachen» einmal mehr den «bunten Hund», nunmehr andersherum, vorführte. Ich habe ihm im Übrigen voll zugestimmt!

Als ein «bunter Hund», bemalt durch die Position des Vaters, stand man eigentlich immer zwischen Skylla und Charybdis. Einerseits sollte man sich bescheiden und zurückhaltend geben, um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, man beanspruche Vorrechte und Vergünstigungen eben aufgrund der Position des Vaters. Andererseits wollte man seinen eigenen Weg gehen und natürlich Erfolg haben, und Chancen, die sich boten, auch wahrnehmen, immer in der Gefahr, dass Neider Erfolg und Anerkennung nicht auf Leistung,

sondern auf die Position des Vaters zurückführten. So hatte ich im Frühjahr 1940 gehört, die zur Kommandierung anstehenden «Führerbewerber» (Offiziersanwärter) sollten zum nächsten Lehrgang zur «Junkerschule» (Kriegsschule) abkommandiert werden. Es beunruhigte uns (meinen Freund Wedel und mich) sehr, dadurch möglicherweise den erwarteten Einsatz im Westen zu verpassen. Wenn wir auch gerne bald Offiziere werden wollten, so hielten wir es doch für unerlässlich, vorher Kampferfahrungen gesammelt zu haben, um später einmal kriegserfahrene Soldaten führen zu können. Da wir alle davon ausgingen, dass demnächst im Westen eine Offensive gestartet werden würde – Hitlers Äusserungen gelegentlich seines Geburtstagsbesuches bei Vater am 30. April 1940 hatten diesen Eindruck durchaus bestätigt –, wollten wir natürlich an diesem Feldzug teilnehmen, jedenfalls soweit wir noch keine Fronterfahrung hatten. Es soll auch nicht verschwiegen werden, dass es für Wedel und mich im Hinblick auf die exponierte Position unserer Väter (Wedels Vater war Polizeipräsident in Potsdam) im Regime eine gewichtige Rolle spielte, «mit gutem Beispiele» voranzugehen und uns nicht zu schonen! Heute werde ich oft gefragt, ob mich mein Vater nicht vor dem Fronteinsatz hätte retten können. (Es wäre ihm vielleicht, wenn er es unbedingt gewollt hätte, möglich gewesen.) Vater hätte es aber gar nicht versucht, und ich hätte es um alles in der Welt nicht gewollt. Die «political correctness» in unserer Zeit hiess eben, dass der Einsatz von Leib und Leben für sein Land selbstverständlich ist, unabhängig von den innenpolitischen Verhältnissen. Ich habe die zehn gefallenen Vettern ersten Grades meiner Frau bereits erwähnt. Das Erscheinen Himmlers bei Vater anlässlich eines kleinen Empfanges zu Vaters Geburtstag am 30. April 1940 bot die Gelegenheit, mir Klarheit zu verschaffen. So ging ich denn betont korrekt und «zackig» auf Himmler zu und trug ihm meine Besorgnis vor, zur Junkerschule kommandiert zu werden, ohne vorher die Gelegenheit gehabt zu haben, Fronterfahrung zu sammeln; ich hängt die Bitte an, uns doch dazu Gelegenheit zu geben. Himmler erwiderte trocken und ohne irgendein Zeichen des Verständnisses – schliesslich wollten wir uns nicht drücken, sondern uns im Gegenteil einsetzen «Ihr tut, was Euch befohlen wird!» Mit dieser «Abfuhr» war er formal ohne Zweifel im Recht, aber ein wenig Verständnis für unseren Wunsch, uns, bevor wir Offiziere wurden, bewähren zu können, hätte man vielleicht erwarten können. Himmler war eben nie Soldat gewesen.

Am 9. Mai 1940 nachmittags kam wieder ein Alarm! Würde es dieses Mal ernst werden? Verschiedentlich war in den Wintermonaten Alarm gegeben worden. Es handelte sich wohl um Täuschungsmanöver, da die deutsche Telefonüberwachung festgestellt hatte, dass die Angriffstermine jeweils vom holländischen Militärattaché nach Den Haag durchgegeben worden waren.

Diese Informationen waren, wie geschildert, auf Oberst Osters unerkannte verräterische Aktivitäten zurückzuführen. Ich selbst war hoffnungsvoll, schien doch die Gefahr, den Feldzug wegen Kommandierung zur Kriegsschule nicht mitmachen zu können, nunmehr gebannt. Beim Abmarsch hiess es dann aber: «Führerbewerber bleiben da und werden zur Junkerschule Braunschweig in Marsch gesetzt.» Das «Befürchtete» war eingetreten!

Aber getreu unserem Familienspruch «Ni nalaten» im Sinne von Beharrlichkeit bei der Verfolgung eigener Ziele war ich nicht bereit aufzugeben. Wenn ich eine Chance haben wollte, den bestehenden Befehl auszuhebeln und am Feldzug teilzunehmen, durfte ich nunmehr keine Rücksicht walten lassen. Ich war gewillt, alles zu versuchen. Ich hatte einige Wochen vorher in einer Kneipe zufällig den Regimentsadjutanten kennengelernt, der sich jovial mit uns Landsern, zu denen auch ich zählte, am Tisch unterhielt, ohne dass er uns kannte. Da unser Quartier in der Nähe des Regimentsstabsquartiers in dem kleinen Städtchen Ahlen lag, lief ich auf gut Glück dorthin und dem Regimentsadjutanten direkt in die Arme, der mich natürlich fragte, was ich hier wolle. Auf meine lakonische Antwort, ich wolle mit in den Feldzug, zeigte er lachend volles Verständnis: «Warte hier, ich frage den Kommandeur!» Nach wenigen Augenblicken erschien er wieder und sagte: «Der Kommandeur nimmt Sie mit [wohlgemerkt gegen den ausdrücklichen Befehl aus Berlin], wenn Ihr Vater einverstanden ist, falls Ihnen etwas zustösst.» Das wolle er aber von ihm selbst hören.

Man stelle sich die Situation vor: Im Auswärtigen Amt erwartete man die Botschafter Hollands, Belgiens und Luxemburgs zur Entgegennahme der Kriegserklärungen. Es war also Hochbetrieb, deshalb glaubte ein Mitarbeiter Vaters, den Anruf des Regimentsadjutanten ab weisen zu sollen mit der Auskunft, der Herr Reichsminister könne in der SS nichts befehlen, was der Regimentsadjutant als Ablehnung auffassen musste. Es gelang mir aber, Vater noch einmal an den Apparat zu bekommen. Er bedeutete mir nunmehr kurz, dass er selbstverständlich einverstanden sei, wenn ich den Feldzug mitmachen würde, er könne es nur nicht befehlen!

Mehr brauchte ich nicht, organisierte mir nachts um 3 Uhr ein Taxi, das von einer handfesten Frau gefahren wurde, und fuhr dem Regiment hinterher. Zufällig traf ich im Morgendämmern in Lüdinghausen an einer Strassenecke wieder auf den Regimentskommandeur «Felix», der mich natürlich fragte – man kann es leicht erraten: «Wo kommen Sie denn schon wieder her?» Nun gab er auf und nahm mich mit. Morgens beim Rheinübergang bei Rees war ich wieder bei der Kompanie, immer noch in Sorge, man könnte mich doch noch erwischen und nach Hause auf die Schule schicken. Wenige Tage später sollte ich meine Feuertaufe erhalten. Wir waren angesetzt zum Durchstoss

auf Vlissingen und hatten in zügigem Vorgehen die Enge von Wondsrecht erreicht. Vor uns sahen wir Kradschützen auf einem Damm halten, und in wenigen Augenblicken standen wir – das waren drei Melder – zwischen den laufenden Krädern, die Fahrer waren nicht abgesehen, aber die Schützen gingen auf dem Damm vor.

Plötzlich bekamen wir heftigstes Feuer aus einer gut getarnten Bunkerlinie etwa 50 Meter vor uns. Wir sprangen von der Dammkrone auf die linke Seite, erhielten dort auch Feuer, versuchten dann auf der rechten Seite Deckung zu finden, aber auch dort bekamen wir heftigstes Infanteriefeuer, so dass ich rief: «Auf den Damm!» Beide folgten mir. Wir drückten uns in einer Spurrille so flach wie nur irgend möglich auf den Schotterboden. Ich lag neben einem Beiwagen-Kraftrad, dessen Fahrer heruntergeschossen worden war. Der Motor aber lief noch auf Vollgas, so dass ich bereits nach wenigen Minuten völlig taub war. Die MG-Garben aus dem Bunker nur 50 Meter vor uns, der den Damm beherrschte, schlugen mit einem widerlichen Scheppern in das Blech des Beiwagens direkt über meinem Kopf ein, und es war mir völlig klar, es war nur eine Frage der Zeit, bis ein Geschoss sich durch meinen Stahlhelm, der es nicht abhalten konnte, in den Schädel bohren würde, und dann war, wie man als Landser in solchen Fällen sagte, «Feierabend»! Wir waren in unserer Vorwärtsbegeisterung regelrecht auf den Gegner geprallt, der sowohl die Kradschützen als auch uns auf kürzeste Entfernung hatte herankommen lassen, um überraschend das Feuer zu eröffnen.

Ich gebe zu, in diesem Augenblick habe ich einen Moment gedacht, das hast du nun davon, unbedingt mit in den Krieg gewollt zu haben! Meine beiden Melderkameraden waren, wie sich bald herausstellen sollte (die Franzosen räumten die Stellung schliesslich), beide gefallen. Warum sind die beiden gefallen, und ich hatte nur eine leichte Splitterverletzung an der Schulter – wir lagen ja in Tuchföhlung nebeneinander? Ich konnte damals nicht ahnen, wie oft sich die Frage in den kommenden fünf Jahren immer wieder stellen würde.

Meine Teilnahme am Westfeldzug wurde mir und auch Vater von Himmler persönlich übelgenommen. Entschieden hatte allerdings der Regimentskommandeur, der sich aus truppennaher Sicht bewusst über einen Befehl aus Berlin hinweggesetzt hatte. Seiner Meinung nach sollten junge Offiziersanwärter, ehe sie Offiziere würden, einen Fronteinsatz mitgemacht haben. Die Strafe folgte später nach Abschluss der Kriegsschule bei der Kommandierung. Die besten Absolventen durften sich die Divisionen wählen, zu denen sie versetzt werden wollten. Ich wählte natürlich die Division, die mein Regimentskommandeur «Felix» Steiner neu aufstellte, nämlich die sogenannte Division «Wiking», in der sich Freiwillige aus Belgien, Holland, Dänemark, Norwe-

gen, Schweden und Finnland zum Kampf gegen den Bolschewismus melden. Sie wurde nach Beginn des Russlandfeldzuges schnell zu einer Elite-Division. Mein Wunsch wurde mir auf ausdrücklichen Befehl Himmlers nicht erfüllt, sondern es erfolgte meine Versetzung zu einer Kampfgruppe in Norwegen (sie war in keiner Weise einsatzbereit); damals war es nach Lage der Dinge eigentlich eine Strafversetzung. Das war kleinlich von Himmler. Der nicht sehr respektvolle Spitzname Himmlers innerhalb der Waffen-SS «Reichsheini», der aufgrund von Himmlers Vorname Heinrich und seines Titels «Reichsführer SS» zustande kam, spiegelt ein wenig die Distanz zwischen Himmler und der Truppe wider. Ich sollte sie zu spüren bekommen! Eine etwas schnoddrige Äusserung von mir, die natürlich prompt kolportiert wurde, mag mitgespielt haben. Ein Freund von mir (Offizier der Waffen-SS) wollte heiraten. Dazu musste er für die Braut zwei Bürgen beibringen und einen Fragebogen zur Person der Braut ausfüllen. Es wäre unter anderem danach gefragt worden, ob die Braut «putzsüchtig» sei. Ich habe dazu, vielleicht etwas zu laut, erklärt, wenn bei meiner einmal «Nein» stehen würde, nähme ich sie nicht! Ich hielt es schon damals mit jenem preussischen König, der geäußert haben soll: «Ich freue mich immer darüber, wenn meine Untertaninnen sich hübsch herausbringen, das erleichtert es meinen Untertanen, treu zu sein!»

Ich wurde im September 1941 in Karelien schwer verwundet. Nach monatelangem Lazarettaufenthalt lief ich in Berlin durch Zufall dem Kommandeur der «Leibstandarte», Sepp Dietrich, in die Arme, der mich vereinnahmte und zu einer neuaufzustellenden Panzerabteilung versetzte. Erst jetzt, zu Beginn des Jahres 1942, erhielten 3 Divisionen der Waffen-SS überhaupt Panzer. Mit Sepp Dietrich legte sich Himmler aber nicht an, und so blieb es dabei, dass ich Panzermann wurde. Ich blieb es bis zum Ende des Krieges, den ich wieder als Infanterist beendete, da es keine Panzer mehr gab und wir zum Teil noch in schwarzen Uniformen bis zum letzten Tag infanteristisch gegen die Russen kämpften.

Ich habe einige Kampferelebnisse im Vorstehenden geschildert. Ab 1942 begannen wir, uns selbst etwas verspottend, vom «Krieg des armen Mannes» zu sprechen, den wir – angesichts der Überlegenheit des Gegners – auf allen Gebieten führten. Das galt erst recht für die Kämpfe im Zuge der alliierten Landung in der Normandie am 6. Juni 1944.

Im Jahre 1944 hatte es sich im Westen bis zur Truppe herumgesprochen, dass Rommel die Panzerdivisionen an der Küste positioniert haben wollte, und zwar aus der richtigen Überlegung heraus, bei der absoluten Luftherrschaft der Alliierten kämen sie aus dem Hinterland nicht rechtzeitig an den Landungsstellen an, um den Gegner wieder ins Meer zu werfen.

Anlässlich einer Strassenerkundung von unserem Unterkunftsraum bei Bernay nach Honfleur an der Seinemündung hatte unser Abteilungskommandeur angesichts der nur als lächerlich zu bezeichnenden «Verteidigungsanlagen» trocken festgestellt: «Meine Herren, dass sie kommen werden, ist doch wohl klar!» Auf unserer Fahrt nach Honfleur überflogen uns im Tiefflug alliierte Jäger, unbehelligt von der deutschen Luftwaffe weit im Hinterland. Wir nahmen sie im Moment noch gar nicht ernst. Ich sollte schon bald mit der tödlichen Bedrohung aus der Luft Bekanntschaft machen.

Anfang Juni 1944, auf der grossen «Route National» von Evreux nach Lisieux, ebenfalls weit im französischen Hinterland, flogen uns, meinem Fahrer und mir, auf der Rückfahrt von einer Nachtübung plötzlich Maschinengewehrgarben um die Ohren. Ich drehte mich um, 50 Meter hinter uns hing ein feindlicher Jäger und schoss aus allen Rohren. Ich nahm blitzschnell instinktiv meinen Kopf zwischen die Knie (das sollte mich retten) und rief «Bleib stehen, ein Tiefflieger!» Es folgte ein Schlag zwischen die Schulterblätter, und ich merkte, dass ich querschnittsgelähmt war, ausserdem blutete der Ausschuss am Hals, nahe der Halsschlagader, sehr stark.

Ich liess mich aus dem Wagen fallen und rief zum Fahrer: «Zieh mich in den Strassengraben, der kommt noch mal!» Es gelang ihm schliesslich, mich in den Graben zu zerren, obwohl der Jäger noch zweimal angriff, um den Wagen in Brand zu schiessen. Es war durchaus eindrucksvoll, als seine Bordwaffengarben beim zweiten Anflug haarscharf an meinem Kopf vorbei auf das Pflaster prasselten. Nun lag ich auf dem Rücken im Graben, querschnittsgelähmt und die Halsschlagader vermutlich verletzt, es war nun wohl wirklich «Feierabend». Ich selbst empfand nicht einmal den üblichen Schockzustand, vielleicht bleibt er nach mehreren Verwundungen aus, wie bei einem angeleiteten Hasen. Irgendwie realisierte man: Es war ja immer damit zu rechnen, dass es einen mal erwischen würde, nun war es halt soweit! Der Fahrer versuchte sehr aufgeregt ein Verbandspäckchen auf die Halswunde zu drücken, was eigentlich sinnlos war. Ich erwartete den allmählichen Bewusstseinschwund durch den Blutverlust, trug dem Fahrer noch Grüsse an die Kompanie auf und äusserte die Bitte, wie schon gesagt, meiner Mutter, wenn sich dazu einmal eine Gelegenheit ergeben sollte, alles genau zu erzählen. Das war's dann wohl.

Offenbar aber eben doch noch nicht! Nach einer Weile prickelte es auf einmal im rechten grossen Zeh; so, als ob ein «eingeschlafener» Fuss wieder «erwacht». Schlagartig kamen das Gefühl und die Bewegungsfähigkeit zurück. Ich konnte mich erheben, ging etwas schwankend zum Wagen, veran-

lasste den Fahrer zu versuchen, den Wagen zu starten, was auch gelang. VW-Kübelwagen waren eben nur sehr schwer in Brand zu schiessen.

Ich wurde in das Luftwaffenlazarett in Bernay in der Nähe unserer Unterkunft eingeliefert. Der die Wunde versorgende Chirurg schüttelte nur den Kopf über meinen Dusel und meinte: «Wenn der Tiefflieger einen Millimeter weiter links geflogen wäre, hätte er hinten das Rückgrat und vorne die grosse Halsschlagader durchschossen, kein Gott hätte Sie dann noch rechtzeitig auf den Operationstisch gebracht.» Der Jäger nennt diesen Schuss einen «Krellschuss». Dazu das Glück, dass in der Lunge kein grosses Gefäss getroffen wurde, auch dann hätte es keine Rettung mehr gegeben. In meiner ostwestfälischen Urheimat charakterisiert man einen solchen Glücksfall mit den Worten: «Der liebe Chott is eben mit die Dummen!»

Am nächsten Tag, dem 4. Juni 1944, erschien in einem «Holzkocherauto» der Kanzler der Botschaft in Paris, um für die Eltern Näheres zu erfahren. Er erzählte mir, dass nach den neuesten Informationen die Invasion der Alliierten am 5. Juni stattfinden solle. Als er sich am 5. Juni morgens verabschiedete, um in seinem Holzkocher wieder nach Paris zurückzukehren, wies ich ihn lachend darauf hin, nun sei am 5. wieder nichts geschehen, was er nur trocken mit der völlig zutreffenden Bemerkung quittierte, «der 5. ist ja auch noch nicht vorbei». In der Nacht vom 5. auf den 6. Juni «kamen» sie dann. Rommel, der für uns zuständige Armeoberbefehlshaber, weilte bei seiner Familie in Deutschland, um einen Geburtstag zu feiern!

Die 12. SS-Panzerdivision warf sich den Alliierten – allerdings mit unverständlicher Verzögerung durch den OB-West (Oberbefehlshaber West) – entgegen. Wochenlang verhinderte sie den Durchbruch Montgomerys trotz seiner grotesken Überlegenheit an Truppen und Material. Erst als die Amerikaner im Westteil der Invasionsfront den Durchbruch erzielten, brach die deutsche Front auch im Ostteil zusammen, nicht zuletzt wegen der unrealistischen Haltebefehle aus dem Führerhauptquartier. Der britische General Michael Reynolds, der in unserem Abschnitt auf der Gegenseite kämpfte, schreibt über die 1. und 12. SS-Panzerdivision im I. SS-Panzerkorps: «... es war eine ungewöhnliche Mischung aus Führern, die im Schmelztiegel der Ostfront gehärtet [...] worden waren, sowie aus begeisterten jungen Soldaten ... sie waren bemerkenswerte Soldaten – dergleichen werden wir wohl niemals wieder sehen.»⁴⁸⁰

Der Chefarzt des Luftwaffenlazarets in Bernay wollte mich mit Beginn der «Invasion» nach Deutschland verlegen, da er bald jedes Bett brauchen

480 Reynolds, Michael: Ein Gegner wie Stahl. Das I. SS-Panzerkorps in der Normandie 1944, Selent 2004, S. 22 und S. 245.

würde. Ich aber wollte um alles in der Welt bei meiner Kompanie bleiben. Ich hatte sie vom ersten Tag an ausgebildet und geführt und hing an meinen Soldaten. So entfernte ich mich in der Mittagszeit aus dem Lazarett und fuhr meiner Kompanie hinterher, was mir eine Meldung des Chefarztes wegen «Fahnenflucht» einbrachte.

Wegen den Nachwirkungen einer Gelbsucht erhielt ich im August einen Genesungsurlaub. Ich habe das Zusammentreffen mit meinem Vater geschildert und die Denkschrift an Hitler erwähnt, in der er Hitler mit dessen eigener Feststellung bedrängte: «Diplomatie hat dafür zu sorgen, dass ein Volk lebt und nicht heroisch zugrunde geht».

Im Dezember folgte dann die Ardennenoffensive, ein in meinen Augen unverantwortliches «Vabanquespiel»! Als Regimentsadjutant des Panzerregimentes der rechten Flügeldivision konnte ich es beurteilen. Und wieder war der liebe Gott mit den «Dummen»! Die Amerikaner warfen uns aus ihren Bereitstellungen für eine Offensive von Aachen an den Rhein alles Erreichbare entgegen, vor allen Dingen an Artillerie. Was sie uns bereits in den ersten Tagen der Offensive an Artilleriefeuer boten, stellte alles bisher Erlebte in den Schatten. Eine unserer Abteilungen lag in schwerstem Artilleriefeuer fest. Ich wies ihren Kommandeur, hinten auf seinem Panzer stehend, in neue Befehle ein. Er meinte: «Da draussen ist es zu ‚windig‘, komm mal lieber in den Panzer!» Ich hatte die Luke noch nicht ganz zugezogen, als eine Granate auf dem Heck des Panzers detonierte. Der Aufschlagzünder konnte ihm nicht viel anhaben, ich aber wäre Hackfleisch gewesen, wenn ich auch nur einen Augenblick später in dem Panzer verschwunden wäre. So erhielt ich nur einen Granatsplitter ins Gesicht, eine sehr unangenehme und schmerzhaft Verwundung. Ich musste trotz Verwundung die Führung der Abteilung übernehmen. Der Kommandeur, dessen Fürsorge ich mein Leben zu verdanken habe, ist kurz darauf in Ausführung des Befehls, den ich zu überbringen hatte, gefallen. Er war ein eingefleischter Junggeselle und nahm die schriftliche Drohung Himmlers, er würde nicht befördert, wenn er nicht bis zu einem gewissen Zeitpunkt verheiratet sei, gelassen hin. Das Heiraten war ein Dollpunkt Himmlers. Der Kommandeur war wegen der Ardennenoffensive aus seinem Urlaub zurückbeordert worden. Er meldete sich auf dem Regimentsgefechtsstand strahlend mit den Worten: «Ribbentrop, ich habe die Richtige gefunden, jetzt heirate ich!» Man sah ihm sein Glück an. Wenige Tage später war er tot.

Wir «hinterfragten» das Geschehen nicht mehr. Wir hatten keine Möglichkeit, den schicksalhaften Ablauf des Verhängnisses zu beeinflussen, wir mussten uns darauf beschränken, in unserem Rahmen Unsinniges zu verhindern. Ein Verlassen der Truppe, was hiess, die Kameraden im Stich zu lassen, lag ausserhalb jeder Überlegung.

Auf dem Weg in den Osten war ich im März 1945 über Berlin gefahren, um mich von Vater zu verabschieden. Ehe ich ihn in der «Wilhelmstrasse» aufsuchte, widerfuhr mir in Berlin noch ein kleines Erlebnis, dessen groteske Dimension kaum zu vermitteln ist. Es hatte sich in den Wochen auf dem Truppenübungsplatz eine kleine Freundschaft mit einer Schauspielerin des Berliner Staatstheaters ergeben. Von ihr wollte ich mich verabschieden und traf sie in einem Filmstudio der Ufa in Grunewald. Sie drehte dort mit Heinrich George, den ich bei dieser Gelegenheit kennenlernte. Der Film spielte meiner Erinnerung nach im 18. oder 17. Jahrhundert. Die Dreharbeiten liefen im März 1945 ab wie im tiefsten Frieden, während der Russe an der Oder bereitstand, um den letzten grossen Angriff auf Berlin zu führen. Eine gespenstische Situation, die sich zum Aberwitz steigerte, als Fliegeralarm gegeben wurde. Wir standen schliesslich bei schönstem Wetter mit George und den anderen Schauspielern des Ensembles, die in ihren Kostümen steckten, vor dem Studio und beobachteten Hunderte und Aberhunderte von viermotorigen Bombern, die uns überflogen, um irgendwo Tod und Verderben abzuwerfen. Da fiel mir ein, gehört zu haben, dass George ein grosser Freund guten Cognacs sei. Wir hatten noch eine Flasche im Wagen, immer gehütet für eine «besondere Gelegenheit». Hier war die «Gelegenheit» gegeben, was sollte sich sonst für uns arme Soldaten, die sich demnächst wieder einer hoffnungslosen Übermacht entgegenzustemmen haben würden, noch an «besonderen Gelegenheiten» bieten? So bat ich meinen Adjutanten, die Flasche aus dem Wagen zu holen. George strahlte in Vorfreude auf den erwarteten Genuss. Der Adjutant kam und schwenkte die Flasche, die noch in einer Stroh-hülse steckte, vergnügt George entgegen, als sie ihm aus der Hülse entglitt und am Boden zerschellte! Diese «Katastrophe» war der absolute Gipfelpunkt in einer geradezu surrealistischen Szene. Der «umfangreiche» George versuchte noch mit unserer Hilfe, seinen massigen Körper unter lautem Wehklagen über den Verlust des Cognacs auf die Knie zu bringen, um seine Finger in die kleinen Lachen des Cognacs zu tauchen und sie abzulecken – und über uns immer noch das tiefe Brummen der amerikanischen Bomber.

An diesem Tage sprachen Vater und ich uns zum letzten Mal als freie Männer. Wir haben uns dann erst eineinhalb Jahre später unmittelbar vor der Urteilsverkündung in Nürnberg wiedergesehen. Vor der Hinrichtung wurde mir, wie erwähnt, kein Besuch mehr gestattet, um mich von meinem Vater verabschieden zu können. Wir sassen uns in seinem Arbeitszimmer gegenüber, das es erstaunlicherweise noch gab, wenn auch sehr ramponiert. Er meinte, es werde eine grosse Hungersnot geben. Er würde in Berlin bleiben. Nach einer Pause sah er mich lange an, offensichtlich zutiefst erschüttert und sagte langsam: «Es war eine grosse Chance für Deutschland!» Er wiederholte es noch

einmal. Unausgesprochen stand im Raum: «Wenn man mir gefolgt wäre!» Ich wusste nur zu gut, was er meinte: Der «Zweifrontenkrieg», also der Angriff auf Russland, hätte vermieden werden müssen. Wir umarmten uns ein letztes Mal!

Ein kleiner Vorfall verdient es, kurz festgehalten zu werden. Ich hatte in der letzten Stellung, die wir verteidigen mussten, meinen Gefechtsstand in einer Waldhüterhütte eingerichtet. Als ich in den letzten Apriltagen nach einem Rundgang durch die Stellungen dort wieder eintraf, fand ich vor der Hütte etwa 20 bis 30 Hitlerjungen angetreten. Der Adjutant meldete, die Jungen wären uns von dem Gebirgsjäger-Regiment des Heeres, dem wir unterstellt waren, als Verstärkung zugeteilt worden. Das Häuflein war «bewaffnet» mit einigen alten Karabinern und ein paar Panzerfäusten, die «Uniformierung und Ausrüstung» war entsprechend. Ich gab dem Adjutanten die Anweisung, die Jungen zur Versorgungskompanie zu schicken, wo sie sich an der Feldküche usw. nützlich machen könnten. Gleichzeitig sollte er den Chef der Versorgungskompanie anweisen, mir dafür einige Männer, die die Jungen ersetzen würden, nach vorne zu schicken. Nun aber fingen meine Hitlerjungen an zu maulen, sie wären nicht zum Kartoffelschälen gekommen, sondern um zu «kämpfen». Ich war zutiefst gerührt, es war wenige Tage vor der Kapitulation! Es kam aber gar nicht in Frage, sie in der vorderen Linie einzusetzen. So musste ich sie mit knappen militärischen Worten darauf hinweisen, wenn sie schon Soldaten sein wollten, wäre Gehorchen zunächst einmal das oberste Gebot.

Ein oder zwei Tage später war Hitler tot. Er bedeutete mir nichts mehr. Mich hatte seine Weisung, den bewährten Divisionen der Waffen-SS die Ärmelstreifen zu nehmen, weil sie die unrealistischen Vorgaben für die Arden- und Plattensee-Offensiven nicht erfüllen konnten, nicht verwundert und daher auch nicht getroffen, hatte ich doch, wie bereits geschildert, seinen desolaten Zustand Anfang Februar in Berlin wahrnehmen können. Und doch haben wir bei Eintreffen der Nachricht von Hitlers Tod noch einmal einen kurzen Feuerschlag aller Waffen ausgelöst. Er wird in den dichten Wäldern kaum einen Russen getroffen haben, er sollte auch kein letzter Salut an Hitler sein. Wir gedachten an diesem 1. Mai 1945 damit der Unzahl gefallener Kameraden, die für ihr Land ihr Leben gegeben hatten, zu allen Zeiten bei allen Völkern das höchste Opfer (ausser in der Bundesrepublik!). Es spielte vielleicht auch ein klein wenig das gleiche Gefühl des Trotzes gegenüber einem unerbittlichen Schicksal mit, dem die «Alte Garde» Napoleons angesichts des endgültigen Zusammenbruchs seiner Herrschaft in der Schlacht bei Waterloo durch das berühmt gewordene Wörtchen «Merde» (Sch...!) – als Antwort auf die Aufforderung, sich zu ergeben – Ausdruck verliehen haben soll.

Die letzten Stunden des Krieges gewährten mir noch ein grossartiges Erlebnis. Für die Nacht vom 7. auf den 8. Mai 1945 war um 00.00 Uhr die Feuereinstellung befohlen. Der Krieg war aus! Ich hatte den Befehl, mich mit meiner Abteilung wieder bei der Division einzufinden, die bereits an der zukünftigen Demarkationslinie zwischen Russen und Amerikanern versammelt war. So gab ich den Befehl an die Kompanien, um 00.00 Uhr die Stellungen unter Belassung kleiner Nachhutsicherungen zu räumen und im Eilmarsch die wenigen Trossfahrzeuge, die uns verblieben und zum Abtransport der Kompanien hergerichtet worden waren, zu erreichen. Es kam darauf an, die Truppe schnellstens den Amerikanern zu übergeben. Am Ablaufpunkt setzte ich die Kompanien, wie sie ankamen, sofort in Marsch, da der Russe wahrscheinlich am Morgen bis zur Demarkationslinie nachdrängen würde. Als die letzten Kompanien den Ablaufpunkt passiert hatten, wartete ich noch auf die letzten Sicherungen, die erst mit einem zeitlichen Abstand die Stellungen verlassen sollten, um noch die volle Besetzung vorzutauschen. Nachdem auch sie in Marsch gesetzt worden waren, stand ich noch einen Augenblick mit Fahrer und Melder allein in der sternklaren Nacht, mit meinen Gedanken beschäftigt, was meine Männer und mich nun erwarten würde. Wir hatten uns seit Beginn der Invasion eigentlich keine Gedanken mehr über einen verlorenen Krieg gemacht, da wir meinten, das Ende – und die Wahrscheinlichkeit dafür war naturgemäss gross – doch nicht zu erleben. Nunmehr stellte sich die Frage jedoch auf das Eindringlichste. Aber schnell traten diese Gedanken wieder in den Hintergrund. Wie immer in einer scheinbar hoffnungslosen Situation kam es darauf an, das Nächstliegende zu tun, und das bedeutete, die mir anvertrauten Männer der russischen Gefangenschaft zu entziehen und sie den Amerikanern zu übergeben. Grösste Eile war geboten!

So fuhr ich, nachdem ich festgestellt hatte, dass bei den Russen zunächst noch alles ruhig blieb, den Kompanien hinterher, die ich bald erreichte. Ich traute meinen Augen und Ohren kaum: Die Kompanien marschierten in völliger Ordnung, Offiziere an der Spitze, mit Gesang in die Gefangenschaft! Einen kleinen Augenblick liess ich den überwältigenden Eindruck auf mich wirken, dann befahl ich den sofortigen Eilmarsch!

Der grosse Prüfstein für die Moral einer Truppe ist der Augenblick der Niederlage. Diese Soldaten dürfen von sich sagen, dass sie trotz ihrer Jugend mit der Würde und Gelassenheit von Elitesoldaten in die Gefangenschaft gegangen sind. Wie hat doch der mit mir drei Jahre später im französischen Militärgefängnis Cherchemidi in Paris gefangengehaltene Dr. Karl Epting⁴⁸¹

zu mir gesagt, den man zuvor mit geschorenem Kopf längere Zeit in eine Dunkelzelle bei Wasser und Brot gesperrt hatte, da er sich der Schikane eines betrunkenen Wärters widersetzt gehabt hatte: «Ribbentrop, man kann uns niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen!»⁴⁸²

Dieses berühmte Zitat Schillers gilt für die Behandlung der Waffen-SS durch Staat und Öffentlichkeit bis auf den heutigen Tag. Dabei haben Politiker, die die Kriegszeit miterlebt haben, Ehrenerklärungen für die Soldaten der Waffen-SS abgegeben, so Konrad Adenauer in einem Brief an den Generaloberst der Waffen-SS, Paul Hausser,⁴⁸³ oder Kurt Schumacher gegenüber einem ausländischen Publizisten. Die Disziplin meiner Truppe angesichts der vollendeten Niederlage ermöglichte es, die Abteilung vollzählig zu den Amerikanern zu führen und sie so der russischen Gefangenschaft zu entziehen.

Der Divisionskommandeur hielt mich wegen Vaters Position für besonders gefährdet und liess mir ein Soldbuch mit einem anderen Namen und auf einen Mannschaftsdienstgrad ausstellen. Als wenige Tage später alle Offiziere und Feldwebel der Waffen-SS mit unbekanntem Ziel abtransportiert wurden, gab er mir die Genehmigung zurückzubleiben, da er es durchaus für möglich hielt, dass sie den Russen ausgeliefert würden. Im Zuge einer langsam sich aufbauenden Lagerorganisation erhielten wir Waffen-SS-Mannschaften jetzt Offiziere des Heeres als Vorgesetzte.

Wir erfuhren nach einiger Zeit, dass die abtransportierten Kameraden nicht an die Russen ausgeliefert worden waren. Deshalb beschloss ich, mich den Amerikanern zu stellen und meine Tarnung aufzugeben, da sie möglicherweise für meine Männer, unter denen ich mich aufhielt, ein Risiko bedeuten konnte. Ich meldete mich bei unserem Kompanieführer, einem Hauptmann des Heeres, und gab mich mit der Erklärung zu erkennen, mich den Amerikanern stellen zu wollen. Allerdings bäte ich darum, meine falschen Papiere, die in seiner Hand waren, zu vernichten, damit der Regimentskamerad, der sie unterschrieben hatte, keine Schwierigkeiten bekäme. Das gleiche gelte für die Männer meines Regimentes, mit denen ich während meiner Tarnung zusammengewesen wäre. Der Hauptmann versprach es, hielt sein Versprechen aber nicht. Er fuhr mit mir zu dem deutschen General, der für die Amerikaner die verschiedenen Gefangenenlagerstätten befehligte; es handelte sich um einen General von Büнау. Der sass mit seinem Stabe an einer Kaffeetafel in einem Obstgarten seines Quartiers, nahm mich nicht zur Kenntnis, liess mich

481 Karl Epting war lange Jahre Leiter des deutschen Kulturinstitutes in Paris. Über seine Zeit im Cherchemidi veröffentlichte er: *Aus dem Cherchemidi. Pariser Aufzeichnungen 1947-1949*, Bonn 1953.

482 In Anlehnung an: Schiller, E v.: *Maria Stuart*, I, 2; V.

483 Brief vom 17. Dezember 1952.

in einiger Entfernung stehen und übergab mich ohne ein Wort der von ihm angeforderten amerikanischen Militärpolizei. Diese unwürdige Behandlung hatte ich nicht verdient, da ich mich selbst gestellt und nicht darum gebeten hatte, mich weiter tarnen zu wollen. Ein peinlich beflissener Hauptmann seines Stabes forderte die beiden Militärpolizisten auf, mich festzunehmen, und übergab ihnen die falschen Papiere. Ich liess dem General einen schönen Gruss ausrichten, sein Verhalten wäre eines deutschen Offiziers unwürdig!

Bei der Militärpolizei wurde ich durch einen freundlichen Oberleutnant vernommen. Wir sassen uns gegenüber. Auf einmal fragte er mich, warum ich nicht mit den Händen an der Hosennaht vor ihm stillstehen würde, das täten doch alle deutschen Offiziere, auch Generale. Meine Antwort, weil ich gefangene amerikanische Offiziere auch nicht hätte stillstehen lassen, akzeptierte er lachend. Es gab eben keine Heeresdienstvorschrift «Wie benehme ich mich mit Würde als Gefangener nach einem verlorenen Krieg?». Deshalb wussten dies eben offensichtlich auch höhere Dienstgrade und Generale manchmal nicht!

Nun wurde ich in ein ehemaliges deutsches Arbeitslager gebracht, wo die Waffen-SS-Offiziere gefangengehalten wurden. Am Eingang stürzte sich ein Riese von Sergeant der Militärpolizei und der wachhabende Leutnant auf «van Ribbentrops son» und plünderten mich im wahrsten Sinne des Wortes bis auf die Unterhose aus. Die «Beute» – mein silbernes Zigarettetenui, Schulterstücke, Auszeichnungen usw. – teilten sich die beiden. Ich sass in seiner kleinen Wachstube auf einer Pritsche nur mit meiner Unterhose bekleidet, vor mir, unter seinem Helm schwitzend, ein Gl mit der Mündung seiner Maschinenpistole in meinem Bauchnabel. Kein sehr angenehmes Gefühl, da die Kerle oft lockere Finger am Abzug hatten, wie einige «tragische Vorkommnisse» in den früheren Lagern gezeigt hatten. (Die amerikanischen Wachposten machten sich hin und wieder «den Spass», einfach in die Lager hineinzuschiessen.)

Ich zog mich nun wieder an und verlangte von ihm meine Schulterstücke zurück. Ich hatte gemerkt, meine Gleichgültigkeit gegen seine Rüpelei hatte den kleinen Lausejungen, der er im Grunde war, recht verunsichert. Er weigerte sich, mir diese «Kriegsbeute», einem wehrlosen Gefangenen abgenommen, zurückzugeben. Ich sagte ihm, er solle sie behalten, deutsche Offiziere erkenne man auch ohne Schulterstücke. Seine Frage, woran man sie denn erkenne, beantwortete ich wütend mit der Replik: «Das sieht man zum Beispiel daran, dass sie ihre Gefangenen nicht bestehlen.» Der Leutnant, er hiess meiner Erinnerung nach Berry oder Clerry oder so ähnlich, ein Angehöriger der sogenannten «Regenbogen-Division», schrie laut nach der Wache, an deren Spitze – betont gelassen – ein alter Unteroffizier erschien, der das «Blaue Gewehr» trug, eine Art amerikanisches Infanteriesturmabzeichen, sogar mit

Eichenkranz, während Berry nichts aufzuweisen hatte. Berry verkündete der Wache «van Ribbentrops son» habe gesagt, dass die Amerikaner stehen. Hinreissend war der verächtliche Gesichtsausdruck, mit dem der alte Unteroffizier wortlos die Wachstube wieder verliess und damit sichtbar sein Missfallen über das Verhalten seines Leutnants ausdrückte. Abends brachte mir der alte Krieger, als der er ausgezeichnet war, persönlich meinen Rucksack in das leere Verliess, in das mich Berry zur Strafe hatte sperren lassen, mit der vielsagenden Bemerkung, er hoffe, es fehle nicht allzu viel. Es war das erste Mal, dass ich die Extreme erlebte, die mir noch oft in amerikanischer Gefangenschaft begegnen sollten: naive Brutalität einerseits, unkonventionelle Menschlichkeit andererseits!

War die mit dem General von Büнау gemachte Erfahrung noch in gewisser Hinsicht abstrakter Natur, da ich ihn nicht kannte und nie vorher gesehen hatte, so sollte ich nun bald ein in hohem Grade persönliches Erlebnis ähnlicher Art haben. Von Innsbruck wurde ich wieder nach Salzburg in ein Massenlager verbracht, in dem etwa 3.000 Gefangene verschiedenster Provenienz zusammengepfercht waren. Die Amerikaner betraten das Lager nicht und überliessen uns zunächst einmal unserem Schicksal. Durch Zufall traf ich nach einigen Tagen auf fünf Herren des Auswärtigen Amtes, die ich alle gut kannte. Sie lagen in einer ganz anderen Baracke als ich. Abends bei Dunkelheit suchte mich einer von ihnen auf und bat mich, ich möchte mich doch von ihnen fernhalten, damit sie durch mich nicht kompromittiert würden, wie er sich ausdrückte. Ich habe mich, etwas beeindruckt, wortlos abgewandt.

Wie es der Zufall wollte, stellten die Amis nach ein paar Tagen ein Arbeitskommando von 300 Mann zusammen, dem sowohl die fünf Herren des Auswärtigen Amtes als auch ich angehörten. Das Kommando wurde im nahen Golling in einem ehemaligen deutschen Gefangenenlager untergebracht und hatte für eine amerikanische Batterie unter dem Kommando eines bulligen Oberleutnants irgendwelche Arbeiten zu verrichten. Dieser musste einmal dunkel etwas von der «Genfer Konvention» gehört haben, denn er verfügte, dass eine der fünf Baracken als Offiziersbaracke deklariert wurde, da nach den internationalen Regeln gefangene Offiziere von den Mannschaften getrennt unterzubringen waren.

Da die fünf deutschen Diplomaten keine Offiziere waren, wurden sie in die Mannschaftsbaracken eingewiesen. Sie argumentierten nun, dass sie Beamte des «gehobenen Dienstes» seien und daher ebenfalls in die Offiziersbaracke gehörten, die nebenbei keinerlei Vorteil bot, weder in Bezug auf die Unterbringung noch auf die Verpflegung, was übrigens nicht den Regeln der «Genfer Konvention» entsprach. Dem US-Oberleutnant aber war es völlig gleichgültig, wo die Herren untergebracht wurden, und so sollten sie auf die drei

Stuben der Offiziersbaracke aufgeteilt werden. Das veranlasste mich, meinem «Stubenältesten», einem bärtigen Admiral, zu erklären, dass, wenn einer der fünf Herren in unserer Stube einquartiert werden würde, ich zum Amerikaner ginge, um mich in eine Mannschaftsbaracke verlegen zu lassen. Als er den Grund erfuhr, dass ich den Herren nicht zumuten wollte, mit mir in einem Raum wohnen zu müssen, lachte er und versicherte mir, auf seine Stube würde keiner der Herren zugelassen. Die Marine hatte ihre Kameradschaft, die das Zusammenleben auf engstem Raum hervorbrachte, auch über die Katastrophe hinaus bewahrt. Einer der fünf Herren hat mich übrigens zwei Jahre später in einem anderen Lager aufgesucht und sich in aller Form entschuldigt. Herr v. S. war Österreicher, Träger des sogenannten «Blutordens» der Partei, der für körperliche Schäden verliehen wurde, die der Träger sich während der «Kampfzeit» zugezogen hatte. S. war von der austro-faschistischen Regierung Österreichs im Konzentrationslager Wollersdorf gefangengehalten und gefoltert worden, unter anderem durch tagelanges Stehen in einer ganz engen, bis zu den Knien mit Wasser gefüllten Zelle, wie er einmal erzählt hatte.

Inzwischen war ich nach einer Odyssee durch verschiedene Lager und Gefängnisse im Lager Dachau gelandet, wo schätzungsweise ca. 10-15.000 Internierte in amerikanischer Obhut versammelt waren. Eines Tages hatte mich der deutsche Lagerleiter, der selbst Gefangener war, zu sich in die Baracke der Lagerleitung geholt und mir mitgeteilt – nicht ohne mich zu strengstem Stillschweigen verpflichtet zu haben –, ich sei in der alliierten Kriegsverbrecherliste aufgetaucht. Er zeigte mir die Eintragung: «Plünderung in Harcourt.» In diesem Ort hatte meine Kompanie tatsächlich vor der alliierten Invasion der Normandie einige Wochen ihr Quartier gehabt.

Der deutsche Lagerleiter bot mir an, mich mit falschen Entlassungspapieren und ausreichend Geld zu versehen und an den Münchner Hauptbahnhof bringen zu lassen. Das Verlassen des Lagers erfolgte in solchen Fällen meistens mit dem Feuerwehrauto. Mir wurde zwar kein Mord vorgeworfen, aber mit meinem Namen hatte ich bei jeglicher Art von Kriegsverbrecherprozess keine Chance auf ein rechtliches Verfahren. Ich dankte ihm sehr herzlich für die erwiesene Kameradschaft, erbat mir aber Bedenkzeit. Der Lagerleiter verfügte über die mir angebotenen Möglichkeiten, weil die Amerikaner die sogenannten Kriegsverbrecherakten aus Bequemlichkeit zum Teil durch Gefangene bearbeiten liessen. Dadurch war es möglich, der deutschen Lagerleitung die gesamten alliierten «Kriegsverbrecherlisten» zu beschaffen, die unter dem Barackenboden der Lagerleitung wohlverwahrt waren. Es erschienen laufend

neue Ausgaben. Mein Name war überhaupt erst in einer Liste aus dem späten Jahr 1946 enthalten.

Ich habe eigentlich in allen Lagen während des Krieges und der Gefangenschaft keine Schlafprobleme gehabt, in diesem Fall verbrachte ich aber eine schlaflose Nacht. Der Vorschlag des Lagerleiters bedeutete in letzter Konsequenz, unterzutauchen und mir eine völlig neue Identität zuzulegen. Der Anlass, plötzlich im Jahre 1946 zum «Kriegsverbrecher» gemacht zu werden, konnte nur ein Kameradschaftsabend meiner Kompanie am 1. Mai 1944 gewesen sein; eine richtige Annahme, wie sich später herausstellte. Es hatte sich an dem Abend Folgendes ereignet: Harcourt in der Normandie war ein kleines Dörfchen von etwa 300 Seelen. Mitten im Dorf ein kleiner Anger, hier stand auch die Kirche. Dieser kleine Anger war zwangsläufig auch der Anetrete- und Versammlungsplatz der Kompanie, da es in dem winzigen Örtchen keine andere Möglichkeit gab. Bei Dunkelheit wurde hier am 1. Mai 1944 ein Maifeuer entzündet, durch das Feuer gesprungen und gesungen. Es fand das statt, was man eben bei so einer Gelegenheit mit 17- bis 18jährigen Jungens veranstaltet. Im Laufe des Abends meldete mir mein Kompaniefeldwebel, ein Rottenführer (Obergefreiter) habe sich stark betrunken, in der Kirche randaliert, einige Fensterscheiben im Ort eingeworfen und sei nunmehr verschwunden. Ich beendete daraufhin den Abend. Der Mann war unmittelbar aus schweren Kämpfen in Russland zu uns versetzt worden, neigte zu Disziplinlosigkeiten, weshalb er nicht befördert wurde, was einen *Circulus vitiosus* auslöste, den ich auf Weisung meines Kommandeurs durch geeignete Massnahmen durchbrechen sollte. Es gelang auch, da ich ihn als Schirrmeister für die Fahrbereitschaft der Fahrzeuge verantwortlich machte; keine leichte Aufgabe, die er ausgezeichnet erledigte. An diesem Kameradschaftsabend war es ein wenig mit ihm durchgegangen, und wenn er nicht gerade in die Kirche gelangt wäre, hätte auch kein Mensch Anstoss genommen, nachdem die Schäden bezahlt worden waren.

Als der liebe Gott am nächsten Morgen den Schaden besah, stellten wir Folgendes fest: In der Kirche war der Mann gegen einen Kerzenständer aus Gips getorkelt, der umgefallen und zerbrochen war. In der Kneipe hatte er eine Fensterscheibe eingeschmissen und einen Schaukelstuhl mitgenommen, den wir auf der Strasse fanden, in einem Gärtchen hatte er aus einem Stall ein Karnickel entführt, das wohlbehalten in seinem Quartier aufgegriffen und seinem Besitzer wieder übergeben wurde, wie auch der Schaukelstuhl. Und schliesslich, der Höhepunkt der «Ausschreitungen»: Der Mann war auf der Dorfstrasse an einem Haus vorbeigekommen, an dessen Wand eine Leiter lehnte, die zu einem Fenster im ersten Stock führte. Erst durch den Untersuchungsrichter in Paris, Capitaine Garat, der sich totlachen wollte, habe ich erfahren, dass mein Mann die Leiter wohl heraufgestiegen war und oben eine

Art «Huh, huh» in das offene Fenster von sich gegeben hatte, worauf Monsieur X. und Mademoiselle Y. (!) unbedeutend hatten fliehen müssen, wie es nunmehr in den Akten stand. So jedenfalls stellte es mir Capitaine Garat schmunzelnd dar.

Mein erster Besuch galt dem Pfarrer, um mich zu entschuldigen und natürlich um die Kostenübernahme für die Reparatur zu avisieren. Mein zweiter Besuch galt dem Bürgermeister, einem alten, an den Rollstuhl gefesselten General. Ich weiss gar nicht, ob er überhaupt richtig begriffen hat, warum ich bei ihm erschienen bin, denn er erzählte mir wieder, wie er es jedes Mal tat, wenn ich mit ihm zu tun hatte, er sei es gewesen, der verhindert habe, dass die Deutschen 1916 Verdun erobert hätten. Unnötig zu sagen, dass auch die anderen «Schäden» bezahlt wurden. Obendrein wurde gegen den Mann auch noch auf Befehl des Abteilungskommandeurs ein «Tatbericht» erstellt, der möglicherweise zu einer Kriegsgerichtsverhandlung geführt hätte. Mehr konnte man kaum tun! Als ich im Jahre 1948 schliesslich endgültig an die Franzosen ausgeliefert wurde, war aus dem Vorfall bereits «Plünderung und teilweise Zerstörung von Dorf und Kirche Harcourts» geworden, wahrscheinlich hätten die Franzosen ohne diese Horrorbegründung meine Auslieferung von den Amerikanern gar nicht erreicht.

Ich war also zum «Kriegsverbrecher» geworden. Meine Vernehmung wurde durch Mr. Howard, einen akzentfrei Deutsch sprechenden Frankfurter Juden, vorgenommen. Er galt unter den Gefangenen als besonders ruppig. Mich hatte er anlässlich eines aufgefliegenen Briefschmuggels mit der Begrüssung empfangen: «Sie wollen wohl in die Fusstapfen Ihres Vaters treten?» [Vaters Hinrichtung lag erst wenige Wochen zurück.] Auf derartige Pöbeleien reagierte man am besten gar nicht, allenfalls durch ein hochmütiges Gesicht!

Ich wurde wieder zu ihm zur Vernehmung geholt. Nunmehr meinte er, als ich sein Zimmer betrat: «Sie kenne ich doch?» Ich lachte und sagte: «Ja, vom Briefschmuggel her!» Ich war dabei erwischt worden, wie ich mit Hilfe eines Kameraden einen Brief an meine Mutter ohne Zensur nach «draussen» gebracht hatte. Er fragte dann, ob ich meinen beantragten Urlaub bekommen hätte. Auf meine Antwort «Natürlich nicht!» bot er mir an, ich solle meiner Mutter einen Brief, so lang wie ich wolle, schreiben. Er würde ihn ausserhalb der Zensur weiterbefördern. Er hielt Wort!

Nun begann er meinen militärischen Werdegang zu notieren und eröffnete mit der Frage, mit welchem Dienstgrad ich in die Armee eingetreten sei. Meine Antwort war etwas provozierend, ich sei nicht, wie bei den Söhnen seines Präsidenten üblich, gleich als Oberst in die Armee eingetreten. Ich sei eben Landser gewesen und hätte auch mit diesem Dienstgrad den Westfeldzug mitgemacht, wo ich übrigens auch verwundet worden sei. Als dann noch

die Sprache auf meine verschiedenen anderen Verwundungen kam, schüttelte er den Kopf und meinte: «Das hätten Sie doch nicht nötig gehabt.» Nun erst kam die Frage: «Warum sind Sie eigentlich hier?» Als er feststellte, die Franzosen wünschten meine Überstellung, äusserte er sich abfällig über die Franzosen und kündigte an, dass er meine Auslieferung an sie verhindern werde. Er rief in meiner Gegenwart den Leiter der sogenannten War Crime Commission an, einen Oberst, dem er auseinandersetzte, «van Ribbentrops son' ist offensichtlich sehr viel netter als sein Vater», und die Auslieferung solle man unterbinden. Natürlich konnte Howard meine Überstellung an die Franzosen auf Dauer nicht verhindern, darüber musste ich mir klar sein. Es stellte sich mir also die schwerwiegende Frage, die für lange Jahre mein Schicksal entscheiden würde, ob ich in die «Freiheit» untertauchen oder das Risiko gehen wollte, jahrelang eingesperrt zu werden, da ich mit einem rechtlich halbwegs einwandfreien Verfahren nicht rechnen konnte. Um den Jahreswechsel 1946/47 bestand keineswegs Klarheit, was überhaupt mit den Internierten geschehen würde; vielleicht hielt man uns noch jahrelang fest. Hier hatte ich eine Chance, mich dem zu entziehen. Der Lagerleiter übergab mir vorsichtshalber bereits meine falschen Entlassungspapiere. Ein Satz Papiere lautete auf den Namen Feldwebel Wilke, unterschrieben vom US-Oberst und gestempelt, dazu noch ein Empfehlungsschreiben an alle US-Dienststellen, mir gegebenenfalls zu helfen. Ausserdem erhielt ich den ganzen Satz Papiere noch einmal blanco. Sie sind bis heute in meinem Besitz.

Ich wurde dann tatsächlich den Franzosen überstellt und fuhr mit einer ganzen Reihe weiterer Leidensgenossen an einem sehr kalten Tag, es war wohl Januar 1947, im offenen LKW nach Reutlingen, zu einem französischen Kriegsverbrecherlager. Es stand unter dem Kommando eines französischen Capitaines, der sich uns gegenüber einwandfrei verhielt.

Schon sehr bald wurde ich vom Lager in das Gefängnis von Reutlingen verlegt, um nach wenigen Tagen durch zwei nette französische Gendarmen dem ehemaligen deutschen Militärgefängnis Germersheim am Rhein zugeführt zu werden, das nun den Franzosen den gleichen Zwecken diente. Da die beiden Gendarmen nicht bedacht hatten, dass die Eisenbahnbrücke von Germersheim noch nicht wiederhergestellt war, mussten wir einen langen Fussmarsch zu einer Fähre hinter uns bringen, der für mich – bei schlechter Verpflegung und wenig Bewegung – recht beschwerlich wurde, so dass mir die beiden menschenfreundlichen Gendarmen schliesslich noch mein Gepäck trugen. Es gibt eben überall solche und solche! War die Behandlung in Reutlingen korrekt, so war sie in Germersheim dafür umso schikanöser. Dass sich eines Abends eine Reihe französischer Offiziere mit ihren Frauen in Abendkleidern die Zellentüre öffnen liessen, um mich anzuschauen, war der Comble (Gipfel) und zeigte das Niveau.

Dass wir 25 Offiziere wegen der grossen Hitze fast nackt waren, da die Zellen bereits abgeschlossen gewesen waren, störte die «Damen» offensichtlich nicht. Aber welcher gut qualifizierte Offizier wird schon in einem besetzten Gebiet Gefängnisbüttel.

Ich hatte in Dachau (siehe S. 121) von den Kanadiern in der Sache Gefangenenerschiessung nichts mehr gehört, sie war ja auch abenteuerlich genug. Ich wurde aber nach wenigen Tagen in Germersheim von einem kanadischen Offizier abgeholt und über das Gefängnis in Heidelberg in die Militärstrafanstalt in Minden gebracht, die unter dem Decknamen «Tomato» firmierte. Dort wurde ich abermals von einem kanadischen Offizier vernommen, der aber wieder nichts über den Tatort und den Zeitpunkt der vermeintlichen Tat von sich gab, bis es mir zu dumm wurde, und ich ihm erklärte, ich wäre seiner Gewalt völlig ausgeliefert, das sei mir vollkommen klar, er könne mich auch jederzeit totschiessen lassen, ohne dass ich es verhindern könne. Dies vorausgeschickt, sage ich ihm hiermit, ich würde ab sofort keinerlei Fragen mehr beantworten, ehe nicht ein von mir bestimmter Rechtsanwalt die Anklageschrift erhalten habe, in der die Umstände der vermeintlichen Tat genau festgehalten wären. Unnötig noch einmal festzuhalten, dass diese Information weder mir noch meinem Anwalt je zugegangen ist. Stattdessen liess man mich den ganzen Sommer 1947 in Fischbek im «murder cage», ohne Vernehmung, bis ich mich dann schliesslich, wie dargestellt, an meinen ehemaligen Headmaster von Westminster wandte.

Ich habe es bereits geschildert: Meine Bitte an den Headmaster, sich für mich zu verwenden, hatte zur Folge, dass man mich an die Franzosen auslieferte, und zwar «wegen Plünderung und Zerstörung von Dorf und Kirche Harcourt», sprich wegen eines entführten Kaninchens, eines Schaukelstuhles (beides zurückgegeben), eines Kerzenständers und einer Fensterscheibe (beides wurde bezahlt), den Schrecken für Monsieur und Mademoiselle nicht zu vergessen!

Rückblickend war die Entscheidung, die Sache durchzustehen, richtig. Ich hatte nichts verbochen. Die tatsächlich entstandenen kleinen Schäden, wie sie übrigens immer einmal bei allen Truppen der Welt auftreten, waren alle bezahlt worden. Ich hatte mich obendrein entschuldigt. Gegen den Schuldigen war ein Verfahren eingeleitet worden. Objektiv lag also nichts gegen mich vor. Nur, das brauchte eben in der damaligen Zeit nichts zu bedeuten! Andererseits, wenn ich untergetaucht wäre, hätte ich mich bis auf den heutigen Tag nicht frei bewegen können. Aber das war damals natürlich alles nicht zu übersehen. Es blieb ein grosses Risiko, und es gab durchaus Momente in den folgenden eindreiviertel Jahren, in denen ich darüber nachdachte, ob ich die richtige Entscheidung gefällt hatte.

Nach einigen Wochen erfolgte eine erneute Verlegung, dieses Mal nach Hamburg-Fischbek, wo sich in ehemaligen deutschen Kasernen das britische «Kriegs Verbrecher lager» befand. Die Begrüssung war hinreissend: Ein Captain der britischen Army namens Carter empfing unsere Gruppe, indem er mit einem grossen Knüppel zunächst einmal wahllos auf die Gefangenen einschlug. Dann befahl er Laufschrift und unter fortgesetzten Prügeln ging es zum Appellplatz. Einem der Gefangenen hatte er dabei das Nasenbein zertrümmert. Carter war ein rothaariger Widerling, der bekannte Typ des «brutal colonial»! Ich ging am Ende der kleinen Kolonne und liess mich auch nicht hetzen, was ihn veranlasste, als er das sah, mich laufend in den Hintern zu treten und mir dabei mit dem Knüppel auf Kopf und Rücken zu schlagen. Nun, ich bin hart im Nehmen und überstand die Prozedur ohne Schäden, da ich einen dicken Winteranorak trug. Der Gerechtigkeit halber sei aber auch festgestellt, dass die Beschwerde eines entlassenen Gefangenen an den Labour-Abgeordneten im britischen Parlament Victor Gollancz – er war Jude – dessen Besuch im Lager bewirkte: Carter wurde abgelöst. Sein Nachfolger, ebenfalls ein Captain, war ein korrekter, umgänglicher Mann.

Wenn man nach dem Krieg vom «ugly american» oder dem «hässlichen Deutschen» sprach, dann sollte man nicht übersehen, dass der vergleichbare Typ mit Blick auf die Briten der «brutal colonial» war, der den Eingeborenen in Indien und anderswo einfach in die Hacken trat, wenn sie ihm nicht schnell genug aus dem Weg gingen. Zu diesem Typ gehörte Carter, bei Nacht und Nebel erkennbar an seinem roten Schnurrbart in einem roten Gesicht! Solche Typen gibt es überall auf der Welt. Auch in diesem Falle galt: Welcher gut qualifizierte Offizier wird schon Compound Officer in einem Gefangenenlager?

Wenn man durch irgendeinen Zufall in diese Kriegsverbrecher-Mühle geriet, musste man höllisch aufpassen, um nicht unter die Räder zu kommen. Man war ihr ausgeliefert. Meine Erklärung, nichts mehr aussagen zu wollen, bis die Anklageschrift vorläge, wurde mit monatelangem Aufenthalt im bereits oben angesprochenen «murder cage» bestraft, und zwar ohne irgendeine Vernehmung. Schliesslich erfolgte dann, wie schon berichtet, die erneute Auslieferung an die Franzosen. So landete ich im Januar 1948 im Zuchthaus Wittlich. Es stand verwaltungsmässig bereits wieder unter deutscher Regie. Die «Justizwachbeamten» konnten manchmal nicht recht zwischen Spitzbuben und von den Franzosen eingesperrten Landsleuten unterscheiden, was man ihnen dann sehr nachdrücklich zur Kenntnis bringen musste. Sehr hilfsbereit zeigten sich die beiden Gefängnisgeistlichen, die den Unterschied natürlich in vollem Umfang begriffen hatten. Der evangelische Pfarrer, ein rührender alter Herr, legte einmal ganz vorsichtig – es war natürlich nicht erlaubt

– ein kleines eingewickeltes Stückchen Butter auf meine Pritsche. Der Katholik war ein fixes Kerlchen. Zwischen den Zähnen fragte er mich, ob meine Mutter schon wüsste, wo ich sei. Ich sollte einen Zettel mit ihrer Adresse für seinen nächsten Besuch vorbereiten, er würde sie sofort verständigen, was er auch tat!

Nach etwa drei Wochen gegen Ende Januar 1948 wurden acht Gefangene aus Wittlich, jeweils zwei und zwei aneinandergelockt, per Bahn nach Paris transportiert. Der Gendarmerieoffizier, der den Transport mit einigen Gendarmen führte, war einsichtig genug, mir im Laufe der Nacht die Handschellen abzunehmen, da sie wohl für meine Pranken eine zu kleine Ausgabe darstellten und tief in das Fleisch einschnitten. Am Gare du Nord standen wir nach der Ankunft lange auf dem Perron herum, da die «grüne Minna» nicht kam. Es fiel mir auf, dass uns seitens der Passanten kein böses Wort zugerufen wurde.

Die Einlieferung in das Gefängnis Cherchemidi war wieder einmal ein eindrucksvolles Erlebnis. Da es sich um ein Militärgefängnis handelte, wurde die «Aufnahme» durch einen Offizier durchgeführt. Er stellte das Pendant zum «ugly american» oder zum «hässlichen Deutschen» dar und sah aus wie eine Karikatur Napoleons III., da er in seiner gelblichbleichen Visage den gleichen Knebelbart trug. Die Gesichtsfarbe liess auf Gallen- oder Leberleiden schliessen, entsprechend führte er sich auch auf. Ich wurde wieder ausgesondert, in sein Büro geführt und nun mit Hilfe mehrerer Gefängniswärter gefilzt, bis ich schliesslich völlig nackt vor seinem Schreibtisch stand. Es störte ihn auch nicht, dass immer mal wieder eine Sekretärin oder eine Anwältin den Raum zu betreten hatte. Schliesslich wurden meine Klamotten in einen kleinen und einen grossen Haufen aufgeteilt. Den kleinen sollte ich mit in die Zelle nehmen dürfen, der grosse käme ins «Magazin». Ihn sollte ich in einem Buch ordnungsgemäss quittieren. Das lehnte ich, da meine Behandlung unkorrekt war, mit dem wütenden Hinweis «Je ne signe pas!» ab. Der kleine französische Offizier bekam beinahe einen Schlaganfall, so regte er sich auf. Seine Wutausbrüche gipfelten immer wieder in dem Ausbruch: «On va te mettre au cachot.» Ich blieb stur. Daraufhin wurde ich, nun wieder bekleidet, ohne Gepäck in eine Zelle mit Fenstern, aber ohne Fensterscheiben, gesteckt, was sehr unangenehm war, da zu dieser Zeit in Paris mehrere Grade Frost herrschten. Ich hockte mich also – Knie angezogen – in eine Ecke der Zelle, um der Kälte möglichst wenig Angriffsfläche zu geben, eine alte Soldatenmethode. Im Laufe des nächsten Tages erschien ein Gefängnisbeamter, angeblich soll es der stellvertretende Direktor gewesen sein. Er veranlasste, dass ein Pappkarton vor die zerbrochene Fensterluke gesteckt wurde und ich zwei allerdings recht dünne Decken erhielt.

Am nächsten Morgen erschien in meiner Zelle ein weiterer Gefängnisbüttel, von den Gefangenen «La Pipe» genannt, weil er immer mit einer Pfeife im Mund herumlief. Er zählte zu den schikanösen Typen und war bei den Gefangenen, wie sich herausstellte, denkbar unbeliebt. In meinem Falle benahm er sich ausgesprochen höflich, führte mich ins Magazin, forderte mich auf, mein Gepäck zu untersuchen und ihm die Gegenstände zu nennen, die im Magazin bleiben sollten. Sie wurden nun von ihm genauestens in sein Buch eingetragen. Ich hatte mit meiner Weigerung zu quittieren bei den Gefängnisbürokraten offenbar ins Schwarze getroffen. Ich hätte nicht langjähriger Gefangener sein müssen, um bei dieser Gelegenheit nicht verschiedene Kleinigkeiten in die Zelle mitgehen zu lassen, die an sich unerlaubt waren, wie Patiencekarten, Taschenmesser usw. «La Pipe» fragte mich, ob ich nun quittieren würde. Mit der freundlichen Bemerkung «Maintenant c'est correct, je vais signer!» unterschrieb ich die Bestandsaufnahme.

Nun wurde ich in eine «normale» Zelle verlegt. Sie stellte sich wie folgt dar: Breite 1,30 m, Länge 2,30 m, Mobiliar: drei Strohsäcke, 2 Hocker, eine alte Waschschüssel, eine unappetitliche Wasserkanne und schliesslich das Wichtigste, ein winziges Eimerchen mit Deckel, in das die Notdurft verrichtet werden musste. Das Eimerchen wurde morgens sehr früh und am Nachmittag auf dem Hof entleert. In der Zelle lebten wir zu dritt, man konnte tatsächlich nichts voreinander verbergen! Meine beiden Zellengenossen waren interessante Leute: Der eine war Notenbankpräsident von Danzig gewesen, Mitglied des Reichsbankdirektoriums, internationaler Währungsexperte, Kommissar für die Bank von Frankreich während der deutschen Besatzung, später nach seiner Entlassung Finanzminister eines deutschen Bundeslandes, hochgebildet und mitunter amüsant. Der andere war ein Offizier der «Abwehr», unscheinbar wirkend wie alle klugen Angehörigen dieses Metiers, weitgereist, vor allen Dingen wohl im spanisch-französischen Raum, lebenswürdig und kameradschaftlich, ein ausgesprochen angenehmer Zellengenosse. Die Glatzen der beiden Herren sahen jeden Morgen aus wie Streuselkuchen, so waren sie von Wanzen zerstoichen, da sie hell leuchteten und die Wanzen anzogen. Mich hatten sie dazu bestimmt, als jüngster Zellengenosse in der Mitte zu liegen (1,30 m Breite der Zelle), was ich ihnen auch zugestanden habe (meine Füße an ihrem Kopf, ihre Füße an meinem Kopf).

Der Reichsbankmann war hochinteressant. Er entwickelte Gedanken über eine Währungsreform, die in Deutschland noch bevorstand. Sein Resümee war: «Ribbentrop, mit einer Währung ist es wie mit Butter, wenn es davon zu viel gibt, fällt der Preis!» Schon damals liess er erkennen, welche starke Rolle er dem Dollar beimass. Als ich ihn nach langen Jahren einmal zufällig traf – er war wieder im Bankgewerbe tätig und ich mittlerweile auch –, sagte er zu

mir: «Was habe ich Ihnen damals im Cherchemidi über den Dollar gesagt, nun ist er unser Problem geworden!» Ich habe viel von ihm gelernt, und es war in der scheusslichen Zelle jedenfalls nie langweilig, wozu auch die Erzählungen des Abwehroffiziers über die Agentenspiele mit den Alliierten und der Résistance viel beigetragen haben. Man hatte jedenfalls, wenn man Augen und Ohren offen hielt und es fertigbrachte, die Älteren zum Sprechen zu bringen, immer Gesprächspartner, von denen man profitieren konnte. Längst hatte ich begriffen, es galt, sich draussen in einer ganz anderen Welt als in der heilen Kameradenwelt der Soldaten, in der man jahrelang gelebt hatte, zurechtzufinden.

Zu meiner Freude traf ich Dr. Epting, den ich aus anderen Gefangenenlagern kannte, im Cherchemidi wieder. Die Unterhaltungen mit ihm gaben Ausblicke auf alle möglichen Wissensgebiete, und zwar oft in amüsantester Form.⁴⁸⁴ Er sagte eines Tages zu mir: «Sie brauchen einen Anwalt, sonst dreht man Sie durch die Wurst!» Woher aber sollte ich mir einen Anwalt beschaffen? Sein Vorschlag war, den Marquis de Polignac zu bitten, mir einen Anwalt zu empfehlen. Polignac war ein ganz alter Freund meines Vaters aus der Zeit lange vor Vaters Eintritt in die Politik. Polignac empfahl mir «Maître Sauerwein», der sich alsbald im Gefängnis meldete und mir erklärte, er wolle 100 Pfund Sterling in bar als Honorar haben. Mutter war auf einen entsprechenden Brief von mir hin zuversichtlich, das Geld beschaffen zu können. Mutter selbst war vermögensmässig zwar völlig blockiert, da sie aber einen angeheirateten holländischen Verwandten, den Vater aus dem KZ geholt und vor dem Kriegsgericht bewahrt hatte, darum bitten wollte, war sie ganz zuversichtlich. Im Jahre 1945 konnten Kriegsgerichte bekanntlich schnell sehr ruppig werden. Dieser Mann scheint aber sich selbst und sein Leben nicht sehr hoch eingeschätzt zu haben, denn er lehnte Mutters Bitte rundweg ab. Nun bat sie einen anderen, ganz alten Freund unseres Vaters in England darum, den Inhaber des Whiskey-Herstellers Johnny Walker. Sir Alexander Walker stellte den Betrag ohne zu zögern mit der ausdrücklichen Auflage zur Verfügung, er wolle das Geld nicht zurückgezahlt haben.

Ich hatte ein wenig Bedenken, ob Sauerwein die richtige Wahl sei, da sein Vater Jules Sauerwein, wie ich wusste, ein ebenso bekannter wie deutschfeindlicher Leitartikler in den 1920er und 1930er Jahren gewesen war. Epting argumentierte ganz richtig, gerade dadurch wäre er freier, alle Schritte zu unternehmen, die in meinem Interesse notwendig seien. Im Übrigen hätte der Name Polignac immer noch grosses Gewicht, und Sauerwein – damals wohl

484 Ein amüsanter Mitgefangener hat einmal formuliert, die alliierten Zuchthäuser und Internierungslager seien unter der deutschen Intelligenz so bekannt wie gute Hotels und Restaurants unter Globetrottern.

ein etwas «in Mode» gekommener Anwalt – wolle sich sicher nicht blamieren. Inzwischen war ich zur Vernehmung dem Untersuchungsrichter vorgeführt worden. Capitaine Garat war korrekt und fühlte sich angesichts der lächerlichen Vorwürfe anscheinend auch nicht ganz wohl in seiner Haut. Er beschied mir aber, er müsse nun die Stellungnahmen aus Harcourt einholen.

Mutter hatte sich mittlerweile an François-Poncet mit der Bitte um Intervention gewandt. Aus einer Bemerkung Garats konnte ich entnehmen, François-Poncet hatte tatsächlich an die Justizbehörde in Paris geschrieben, allerdings gab er mir in das Schreiben keine Einsicht. Ich weiss nicht, ob es etwas bewirkt hat. Es sah zunächst nicht danach aus, denn Garat erklärte mir, er müsse noch den Bericht eines Einwohners abwarten, der aber inzwischen in den afrikanischen Busch ausgewandert sei. Es würde lange dauern, bis man ihn fände und er eine Erklärung abgeben könne. Sauerwein dagegen erklärte mir unverblümt, ich hätte kein Verfahren zu erwarten, die Vorwürfe wären lächerlich, aber der «juge d'état» (Staatsanwalt) würde das Verfahren nicht einstellen, da er wegen meines Namens Angriffe von Seiten der Presse befürchte. Da Sauerwein keine weiteren Schritte vorzuschlagen hatte, waren die Aussichten düster, denn die Gerichtsferien, die etwa Mitte Juli begannen und sich über drei Monate erstreckten, rückten bedenklich näher. Es würde also Oktober oder gar November werden, bis überhaupt Aussicht bestand, dass sich irgendetwas in meinem Falle bewegen würde und es Zweck hatte, Schritte in diesem Sinne zu unternehmen.

Grossvater Henkell zitierte gerne einen Spruch, man solle mit einem guten Arzt, mit einem guten Bankier und mit einem guten Rechtsanwalt befreundet sein, die guten Ideen aber müsse man selber haben! So zerbrach ich mir den Kopf, was getan werden könnte, um noch vor den Gerichtsferien aus dem Gefängnis zu kommen. Gelegentlich hörte man, der eine oder andere Mitgefangene, meistens alte Leute oder Schwerkranke, hätten gegen eine Kautions die sogenannte «liberté provisoire» zugestanden bekommen, das heisst, man hatte sie mit Auflagen vorläufig entlassen, ohne dass das Verfahren bereits formell abgeschlossen worden war. Eines Nachts fiel mir ein, das könnte vielleicht die «goldene Brücke» für den Staatsanwalt sein. Er könnte sich darauf berufen, das Untersuchungsverfahren liefe noch. Ich erhielt dadurch aber vielleicht die Möglichkeit, mich wenigstens in der französischen Zone frei bewegen zu können. Eine grosse Chance gab ich meinen Überlegungen freilich nicht, aber verschlechtern konnte ich mich auch nicht mehr, wenn dem Versuch kein Erfolg beschieden sein würde.

Ich bat also Sauerwein zu einer Unterredung ins Cherchemidi. Er schickte einen jungen Vertreter, dem ich den Gedanken erläuterte und recht leichtsin-

nig erklärte, die geforderte Kaution würde sich schon irgendwie beschaffen lassen, wobei ich allerdings nicht die geringste Vorstellung hatte, woher sie kommen sollte. Der Anwalt wollte eine Adresse in der französischen Zone haben, unter der ich unter der Auflage der «liberté provisoire» nach meiner Entlassung gegebenenfalls zu finden sein würde. Ich wusste nur, dass ein Vetter meiner Mutter ein Weingut in der Nähe von Mainz besass. Das Dörfchen, in dem es gelegen war, wurde in der Familie immer nur Bischheim (auf Hessisch «Bischem») genannt. So gab ich die Familie Schultz in Bischheim an und wurde tatsächlich dorthin entlassen, und zwar, und das war das Bemerkenswerteste, ohne Gestellung einer Kaution. Das Dorf hiess in Wirklichkeit «Gau-Bischhofsheim». Man hatte sich also seitens der französischen Justiz nicht einmal die Mühe gemacht, die Adresse zu überprüfen. Ein weiterer Beweis für die «Schwere» der angeblichen Vorwürfe gegen mich.

Am 7. Juli 1948 wurde mir eröffnet, ich würde unter dem Vorbehalt der «liberté provisoire» am nächsten Tage aus dem Gefängnis entlassen und nach Deutschland «abgeschoben». Es sei eingeräumt, dass ich in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1948 wenig Schlaf gefunden habe. Sollte es genau auf den Tag nach drei Jahren und zwei Monaten Wirklichkeit werden, dass ich wieder in die Freiheit gelangte, mein Schicksal in die eigenen Hände nehmen konnte und, ganz primitiv ausgedrückt, wieder dahin gehen konnte, wohin es mir beliebte? Man war als langjähriger Gefangener skeptisch geworden, es ging auf einmal alles so schnell.

Am 8. Juli morgens brachte uns die gutbekannte «Grüne Minna», wie die Berliner den grünen Gefangenentransportwagen nannten, zur Präfektur in die «Abschiebe»-Abteilung. Ausser mir noch einen einfachen Soldaten der Waffen-SS, der Jahr und Tag im Cherchemidi gegessen hatte, ohne dass ihm mitgeteilt wurde, was ihm die Ehre verschafft hatte. In dem strengbewachten Raum ging es bunt zu, Ganoven aus aller Herren Länder erwarteten hier ihre Abschiebung in aller Herren Länder. Zum Schluss blieben nur wir beiden Deutschen übrig, da unser D-Zug nach Strassburg erst tief in der Nacht Paris verliess. Ein Gendarm begleitete uns, bis wir in Strassburg den Zug nach Deutschland bestiegen hatten. Wir hungerten noch einmal richtig, denn das Gefängnis hatte uns mit keinerlei Verpflegung für den Transport ausgestattet.

Als wir über die Rheinbrücke bei Kehl fuhren – ganz langsam, denn die Brücke war erst behelfsmässig wiederhergestellt –, atmeten wir auf, offensichtlich war es geschafft, wir waren wieder in Deutschland. Die strahlende Sonne dieses Tages erschien uns auf einmal noch heller. Aber es blieb spannend bis zum letzten Augenblick, wir waren eben noch nicht in Deutschland oder dem, was man aus alter Gewohnheit so nannte.

In dem immer noch fast völlig zerstörten Bahnhof von Kehl erfolgte naturgemäß eine eingehende Kontrolle der Papiere, mit dem Ergebnis, dass die kontrollierenden Gendarmen uns beiden Deutschen mitteilten, wir dürften nicht weiterfahren. Mir erklärte man unverblümt, wegen meines Namens – immer wieder das gleiche, dachte ich – müsse erst der Chef der örtlichen «Sûreté» (der französischen Geheimpolizei) sein Plazet geben; mein Begleiter war im Saargebiet zuhause, daher dürfe er nicht durch die französische Besatzungszone in das Saargebiet fahren, sondern müsse zurück und seinen Weg durch französisches Gebiet nehmen. Der Chef der «Sûreté» käme aber erst am nächsten Tag, da heute kein weiterer Zug mehr nach Deutschland führe. Mein Hinweis auf meine einwandfreien Entlassungs- bzw. Abschiebepapiere nützte nichts; wir wurden angewiesen, uns irgendwo in der Ruine des Bahnhofs eine Ecke zu suchen und den nächsten Morgen abzuwarten. Sollte im letzten Augenblick etwas dazwischengekommen sein? Man fühlt sich als willenloser Gefangener, der nur geringen Einfluss auf sein Schicksal nehmen kann, immer etwas von dunklen, nicht wahrnehmbaren Mächten bedroht.

Es blieb aber nichts weiter übrig, als uns ein Eckchen zu suchen, wo es möglichst wenig zog und wir etwas Schutz vor möglichem Regen haben würden. In solchen Situationen ist es am besten, man beschäftigt sich, und so zog ich aus meinem mittlerweile recht schwergewichtigen Bücherbündel meine «Betriebswirtschaftslehre» hervor und arbeitete.

Nach gar nicht langer Zeit holten mich die Gendarmen in das Büro des «Sûreté-Chefs», das in einer Baracke für ihn eingerichtet war. Dort versammelten sich auch die Gendarmen der Bahnhofswache, etwa acht an der Zahl, neugierig, zu erleben, was sich nun ereignen würde. Immerhin bot mir der «Chef», der irgendwie erreicht worden war, einen Stuhl an, um dann seinem immer finsterer blickenden Auditorium ausführlich zu erzählen, wie ihn die bösen Deutschen gezwickt und gezwackt hätten, was er alles habe erdulden müssen. Als er schliesslich eine Pause machte und Zustimmung heischend um sich blickte, fragte ich ihn nur trocken, aber auf französisch, damit die Gendarmen es auch verstehen konnten, ob er nicht der Meinung wäre, dass ich ihm genau die gleiche Geschichte auch von meiner Gefangenschaft erzählen könne? Er antwortete mir sofort, nunmehr in akzentfreiem Deutsch: «Natürlich glaube ich Ihnen das!» Nachdem er mir noch bestätigt hatte, ich könne am nächsten Morgen mit dem ersten Zug weiterfahren, verschwand er.

Nun geschah etwas Unerwartetes. Der dienstälteste Gendarm – ein Eckhaus von einem Kerl – kam mit den gewissen kleinen, schnellen dienstlichen Schritten auf mich zu, nahm militärische Haltung an und fragte in korrektester Form, ob er und seine Kameraden den «Capitaine» zum Abendessen einladen dürften. Ich dankte ihm verbindlichst, wies aber darauf hin, bei mir wä-

re noch ein Kamerad, den ich nicht alleinlassen wolle. Natürlich wäre der Kamerad auch eingeladen, war seine liebenswürdige Antwort. Es fuhr eine Draisine vor, von einem der Gendarmen gefahren, die uns auf einem besonders dafür angelegten Gleis in das nächste Dorf fuhr, wo die Gendarmen ihr Quartier hatten und auch ihr «Casino» unterhielten. Nun wurden wir beide mit allen denkbaren Genüssen, so kam es uns wenigstens vor, traktiert, wozu nach guter französischer Sitte natürlich auch Wein gehörte.

Als wir nach einem ausgiebigen Abendessen mit der Draisine wieder in den Bahnhof zurückgekehrt waren, fanden wir in einem Nebenraum zwei weiss bezogene Feldbetten aufgestellt, in die wir uns, seit Jahren nur dreckige Strohsäcke als Lagerstatt gewöhnt, kaum wagten hineinzulegen. So gut wie in dieser Nacht haben wir wohl lange nicht mehr geschlafen. Daran hatte ohne Zweifel der ungewohnte Wein seinen Anteil, aber auch das Gefühl, dass es am nächsten Morgen geschafft sei. Nicht zuletzt war es wohl auch die unerwartete Kameradschaftlichkeit, die uns diese einfachen Gendarmen spontan erwiesen hatten.

Nach einem ausgiebigen Frühstück am nächsten Morgen, zu dem wir wiederum von den Gendarmen in ihr Casino eingeladen wurden – obendrein statete man uns noch mit reichlicher Marschverpflegung für die Reise aus –, nahm ich Abschied von dem Kameraden, der in die andere Richtung, wieder zurück nach Frankreich, fahren musste. Als ich den Zug bestieg, der mich nun tatsächlich in die «Freiheit» bringen würde, standen die Gendarmen in Linie zur Verabschiedung aufgebaut, jedem Einzelnen drückte ich die Hand, und unter den Rufen der Gendarmen «Bonne chance, mon Capitaine!» setzte sich der Zug in Bewegung. Ich habe das Winken der Gendarmen so lange erwidert, als ich sie sehen konnte. Ein Wort zur rechten Zeit, zu dem man immer den Mut haben sollte, hatte eine reizende Reaktion ausgelöst. Die Erinnerung an die Kehler Gendarmen ist trotz der vielen Jahre, die seitdem vergangen sind, uneingeschränkt erhalten geblieben, während die vielen «Unfreundlichkeiten» der Gefangenenzzeit allmählich immer mehr verblasst sind!

Und noch ein grossartiges menschliches Erlebnis hatte ich im Zusammenhang mit den Vorkommnissen in Harcourt. Mein Anwalt, der in Hamburg bekannte Rechtsanwalt Dr. Grimm, schlug mir vor, von möglichst vielen Kompanieangehörigen, die an dem Kompaniefest des 1. Mai teilgenommen hatten, Eidesstattliche Erklärungen über den Ablauf des Abends einzuholen. Ich stimmte unter der Bedingung zu, dass ich es mir vorbehalten wolle, ob und wann diese Erklärungen in ein mögliches Verfahren eingeführt würden. Nach den Gerichtspraktiken der alliierten Kriegsverbrechertribunale wurden nämlich Entlastungszeugen oft einfach verhaftet und ebenfalls unter Anklage

gestellt. Das wollte ich meinen Männern ersparen. Natürlich wussten meine Männer um diese alliierten Praktiken und um das Risiko, das sie liefen, wenn sie ihre Aussagen zu Papier bringen würden. Dennoch haben sich alle, die erreichbar waren, als Entlastungszeugen zur Verfügung gestellt. Ein grossartiges Beispiel echter Kameradschaft, nachdem die Niederlage alle formalen Bande gesprengt hatte und für niemanden mehr irgendeine Verpflichtung bestand. Es ist schliesslich in diesem Zusammenhang Mutters alter englischer Erzieherin zu gedenken, der guten «Petty», die ich bereits erwähnt habe. Sie hatte mit bohrenden Fragen aus Sheffield an das Gericht in Paris geschrieben!

Freiheit

Ich hätte nicht über fünf Jahre Krieg und mehr als drei Jahre Gefangenschaft hinter mich bringen müssen, um nicht so abgebrüht zu sein, dass ich nicht in Deutschland, entgegen der Auflage, mich nur in der französischen Besatzungszone aufhalten zu dürfen, als erstes in die britische Zone zur Familie gefahren wäre. Die Grenzkontrolle zwischen britischer und französischer Zone wurde auf dem Lokus des D-Zuges überwunden. Von Onkel und Tante Schniewind, die bereits Mutter und die kleinen Geschwister aufgenommen hatten, wurde ich auf das Reizendste empfangen. Den Schritt in die Freiheit haben sie mir denkbar leicht gemacht. Das gleiche gilt für die Familie des Vetters meiner Mutter, Fritz-Rudi Schultz, in Gau-Bischofsheim, alias «Bischem», wohin ich mich zu verfügen hatte. Er und seine Familie integrierten mich sofort in nettester Weise. Die Wochen in seinen Weinbergen, in denen ich bei strahlendem Wetter mit ein wenig Unkrauthacken versuchte, die etwas steif gewordenen Glieder wieder beweglich zu machen, gehören zu den ersten schönen Nachkriegserinnerungen. Der schöne Aufenthalt in «Bischem» endete schon recht bald, indem mir von der «Sûreté» in Mainz die formelle Einstellung des Verfahrens mitgeteilt wurde. Nach all dem Unbill, das hinter mir lag, empfand ich die Feststellung in dem Einstellungsbeschluss des Gerichtes, der «Capitaine von Ribbentrop» habe sich völlig korrekt verhalten, als schicksalsbedingte Ironie.

Onkel und Tante Schniewind und die Familie Schultz haben mir in selbstlosester und familiärster Weise zur Seite gestanden, als ich nun, wie Millionen meiner Schicksalsgefährten nach dem Kriege, die ersten Schritte in eine andere, neue Welt unternahm. Selbstverständlich war diese familiäre Treue nicht. Das sollte sich schon bald zeigen. Die gravierendste Ausprägung der Sippenhaft durfte ich erst jetzt nach der Entlassung aus der Gefangenschaft erleben, ausgelöst durch die eigene Familie. Damit verbindet sich eine aussergewöhnlich positive menschliche Erfahrung. Ich schildere diesen Fall hier aus Dankbarkeit gegenüber dem Mann, der sich uns – meiner Mutter, Onkel und Tante Schniewind und mir – damals in grosszügigster Weise zur Verfügung stellte, der leider längst verstorbene Dr. Franz Rosenfeld.

Rosenfeld hat als Anwalt in Mannheim den aussergewöhnlich erfolgreichen geschäftlichen Weg meines Grossvaters Henkell begleitet. Er hatte auch

das Testament meines Grossvaters, der bereits 1929 starb, verfasst. Nach diesem Testament hatte ich das Recht, einmal in die Firma Henkell einzutreten. 1938 emigrierte Rosenfeld nach Basel, wo er ein hochangesehener Notar wurde. (Er war lange Jahre der Rechtsberater der «Deutschen Botschaft».) Als Folge des Todes meines Onkels Stefan Karl, der im Westfeldzug fiel, mussten die Gesellschafterverhältnisse der Firma Henkell & Co. neu geregelt werden. Mutter wurde wie ihre Schwester Schniewind nunmehr Gesellschafterin der Firma Henkell in Wiesbaden, einer Schöpfung ihres Vaters. Im Zuge dieser Neuordnung erhielt meine Mutter das Recht, einen ihrer drei Söhne zu gegebener Zeit als geschäftsführenden Gesellschafter zu nominieren. Ich wurde von meiner Mutter benannt. Dem widersetzte sich der Vetter meiner Mutter und einziger Komplementär, Otto Henkell, zusammen mit den gesetzlichen Vertretern eines weiteren Vetters und einer Kusine Henkell. Vetter und Kusine waren zu dem Zeitpunkt noch minderjährig und daher an dem Widerstand ihrer Vormünder nicht beteiligt. Es wurde argumentiert, der Name sei so geschäftsschädigend, dass einer seiner Träger nicht als geschäftsführender Gesellschafter in Frage käme. Dass sich auch vermeintlich souveräne Persönlichkeiten – bei aller Klugheit – dem Zeitgeist nicht entziehen können, demonstrierte amüsanterweise der bekannte Bankier Hermann Josef Abs. Er war der Familie seit Jahren verbunden und mit meinem Grossvater befreundet. So wurde er langjähriger Vorsitzender des Firmen- und Familienbeirates. Auch er bekannte sich schriftlich zum Prinzip der «Sippenhaftung», indem er als Zeuge erklärte, ich sei als Namensträger Ribbentrop für die Firma nicht tragbar. Das Prinzip der «Sippenhaftung» wurde in diesem Falle ganz offen aufgestellt und juristisch vertreten durch eine Sozietät, der auch das bekannte Mitglied des Widerstandes Fabian von Schlabrendorff angehörte. Liest man es heute richtig? Wollte der sogenannte «Widerstand» nicht gerade den Rechtsstaat wiederher stellen? In seinem Buch «Offiziere gegen Hitler» hat er die These vertreten, eine schwere Niederlage der deutschen Wehrmacht hätte herbeigeführt werden müssen, um Hitler stürzen zu können.⁴⁸⁵

Das Gegenbeispiel zu dem Juristen und Rechtsanwalt Schlabrendorff gab auch ein Jurist. Als Dr. Franz Rosenfeld von unseren Schwierigkeiten mit der Familie hörte, liess er uns durch einen Bekannten wissen, er stünde Mutter und mir zur Verfügung. Denn tatsächlich liessen es die Verwandten auf eine Klage unsererseits ankommen, der sich Onkel und Tante Schniewind in selbstloser Weise anschlossen. Rosenfeld hat die Prozesstaktik auf unserer Seite entscheidend beeinflusst, die zum Erfolg der Klage führte.

485 Schlabrendorff, Fabian von: Offiziere gegen Hitler, Zürich 1946, S. 38 aus Ribbentrop, J. v.: a.a.O., S. 270.

Von Otto Henkell gefragt, warum gerade er als Jude sich auf unsere Seite gestellt habe, gab er ihm die grossartige Antwort: «Herr Henkell, ich bin Rechtsanwalt, das heisst, Anwalt des Rechts‘!» Man wird die Frage stellen dürfen, ob Rosenfeld und Schlabrendorff als «Anwälte des Rechts⁴⁴ vor Gottes Sonne gleich sind.

Ein Freund überredete mich, dem Familienklüngel fernzubleiben und bei ihm tätig zu werden. Er hat mir schliesslich eine berufliche Chance eröffnet, wie ich sie mir herausfordernder nicht hätte vorstellen können. Es wird ihm nie vergessen werden!

Diese Darstellung verschiedener kleiner Erlebnisse als «bunter Hund⁴⁴ bedeutet kein larmoyantes Hadern mit dem Schicksal, einen bekannten Namen tragen zu müssen, im Gegenteil! Sie soll nur ein wenig die Schwierigkeiten aufzeigen, denen Träger bekannter Namen mitunter ausgesetzt sein können, in meinem Fall bereits lange vor 1945!

Ich stelle also fest, ich möchte keinen Augenblick meines Lebens missen, was gerade auch für die schwierigsten Umstände und Gefahren gilt. Sie haben das aus mir gemacht, was ich heute bin und mir eine gewisse innere Distanz zu den Fährnissen des Lebens vermittelt! Was bedeutet eigentlich das oft zitierte «erfüllte Leben⁴⁴? Ein erfülltes Leben bedeutet eine aussergewöhnliche Breite tiefer, ja existentieller seelischer, geistiger und sinnlicher Erlebnisse und Erfahrungen, die einem zuteil wurden. Dazu gehört unter anderem die äusserste Gefährdung, wobei es eben darauf ankommt, trotz der natürlichen Angst das zu tun, was getan werden muss. Die Überwindung dieser Angst, wenn es erforderlich ist, stellt ein weiteres menschliches Grunderlebnis allererster Ordnung dar. Es schwingt Atavistisches mit. Mut gilt heute als zu vernachlässigende «Sekundärtugend⁴⁴, eine ganz aussergewöhnliche «Dummheit⁴⁴ unseres Zeitalters.

Auch Entbehrungen aller Art, wie Hunger, Durst, Kälte, Erschöpfung und Schmerzen, gehören zu diesen fundamentalen Erfahrungen. Dazu gehören auch die Wahrnehmung der eigenen Leistungsgrenze und gegebenenfalls auch ihre Überwindung, wenn nichts mehr zu spüren ist als der Wille «durchzuhalten⁴⁴. Empfangene und erwiesene Kameradschaft unter bedrohlichsten Umständen ergänzt die Reihe der grossen Erlebnisse, aber auch, es sei nicht vergessen, der Moment des «Sieges⁴⁴, was immer man im Augenblick darunter verstehen will, unter anderem in einem Kampf, der beispielsweise im Krieg immer auf Leben und Tod geführt wird. Und schliesslich die Hingabe an eine Idee mit Leib und Leben, zum Beispiel an einen Gott, an die Idee des Vaterlandes oder an etwas, das man jeweils für wert hält, sich ihm mit seiner ganzen Person zu verpflichten. Wem diese Erfahrungen nicht in irgendeiner Form vergönnt waren, dem fehlt, meine ich, doch etwas zu einem «erfüllten Leben⁴⁴. Daran ändert auch die spätere Erkenntnis nichts mehr, wenn man etwas traurig feststellen muss, es ist offensichtlich nicht mehr mein Land,

dem ich mich verpflichtet gefühlt habe. Ein Land, in dem diejenigen Bürger als «Mörder» diffamiert werden dürfen, die bereit sind oder waren, immerhin ihr Leben für ihr Land hinzugeben. Die Politik können und konnten sie im allgemeinen nicht beurteilen, geschweige denn sie beeinflussen, aber sie waren bereit, ihrem Land gegebenenfalls ihr Leben zu opfern. Diese Einstellung zu diffamieren, während auf der anderen Seite Engagement für das Gemeinwesen postuliert wird, kann ebenfalls nur als aussergewöhnlich dumm bezeichnet werden. Die totale Niederlage erlebt zu haben, die völlige Rechtlosigkeit, die mit ihr verbunden war, stellt eine eindrucksvolle Ergänzung der Erlebnisse meines Lebens dar. Nur am Rande sei vermerkt, dass mir die Bewahrung der Würde im nationalen Unglück nicht unbedingt die starke Seite meiner Landsleute zu sein scheint.

Aber davon einmal abgesehen, welche Aus- und Einblicke in das «Getriebe der Welt» sind mir bereits im Jugendalter eröffnet worden. Ich darf mich als «Zeitzeugen» in einer Phase politisch-historischer Verdichtung von Ereignissen bezeichnen, wie sie nicht oft in der Weltgeschichte zu erkennen ist. Was bedeuten dagegen die persönlichen Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Gefährdungen, denen man zwangsläufig – wohlgemerkt zu jeder Zeit – ausgesetzt war und hin und wieder auch heute noch ist?

Mit Abschluss dieser Niederschrift habe ich das 87. Lebensjahr vollendet. Der Rest meines Lebens ist, wie es freundlicher- oder taktvollerweise hin und wieder bezeichnet wird, nunmehr «überschaubar». Im Sinne des vorher Gesagten bin ich geneigt, ein Wort des lieben Augustins aufnehmend, vielleicht etwas übertreibend festzustellen: Mich hat das Leben sehr verwöhnt!

Literaturhinweise des Autors

- Charmley, John: Churchill. Das Ende einer Legende, Berlin 1995
- Ribbentrop, Annelies v.: Verschwörung gegen den Frieden. Studien zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, Leoni am Starnberger See 1962
- Dies.*: Deutsch-Englische Geheimverbindungen. Britische Dokumente der Jahre 1938 und 1939 im Lichte der Kriegsschuldfrage, Tübingen 1967
- Dies.*: Die Kriegsschuld des Widerstandes. Aus britischen Geheimdokumenten 1938/39, Leoni am Starnberger See 1974
- Ribbentrop, Joachim v.: Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, Leoni am Starnberger See 1953
- Scheil, Stefan: Logik der Mächte. Europas Problem mit der Globalisierung der Politik, Berlin 1999
- Ders.*: Fünf plus Zwei. Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, Berlin 2003
- Ders.*: 1940/41: Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, München 2005
- Ders.*: Ribbentrop. Oder: Die Verlockung des nationalen Aufbruchs. Eine politische Biographie, Berlin 2013
- Tansill, Charles: Die Hintertür zum Krieg. Das Drama der internationalen Diplomatie von Versailles bis Pearl Harbor, Düsseldorf 1956

Namenregister

Die römischen Ziffern beziehen sich auf den Bildteil.

N.N. = Vorname konnte nicht ermittelt werden.

- Abs, Hermann Josef (1901-1994; u.a. Vorstandssprecher der Deutschen Bank) 486
- Adam, Wilhelm (1877-1949; General der Infanterie, u.a. Chef des Truppenamtes der Reichswehr) 51, 55, 59
- Adenauer, Konrad (1876-1967; 1949-1963 erster Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland sowie von 1951-1955 zugleich Bundesminister des Auswärtigen) 74, 244, 468
- Aga Khan III. (1877-1957; geistl. Oberhaupt der Ismailiten) 124
- Albert, I. Herzog von York (1895-1952; 1936-1952 als Georg VI. König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland, letzter Kaiser von Indien; Oberhaupt des Commonwealth) 417
- Allen, Martin (geb. 1958; brit. Publizist u. Geschichtsrevisor) 310
- Allen, Robert S. (1900-1981; US-Journalist) 209
- Antonelli, Giacomo (1806-1876; Kardinal und Kardinalstaatssekretär) 17
- Asquith, N.N. (Mitschüler des Autors in London) 106, 115 f.
- Asquith, Herbert Henry (1852-1928; u.a. 1908-1916 britischer Premierminister) 116
- Asseburg, Rittmeister N.N. von (Schwadronschef Joachim von Ribbentrops; im 1. Weltkrieg gefallen) 330
- Astachow, Georgij (sowjet. Geschäftsträger in Berlin) 217 f.
- Astheger, Hans (geb. 1916; Obersturmführer) 332
- August Wilhelm, Prinz von Preussen [Prinz «Auwi»] von (1887-1949; SA-Obergruppenführer 1939 bis 1942) 12
- Augustus, Gaius Octavius (63 v. Chr. bis 14 n. Chr.; erster römischer Kaiser, Neffe Cäsars) 381
- Babarin, Jewgenij (Leiter der Handelsvertretung der UdSSR in Deutschland) 217, 221
- Badoglio, Pietro (1871-1956; ital. Marschall u. Politiker) 324
- Baldwin, Stanley (1867-1947; u.a. mehrmals brit. Premierminister) 68, 87 f., 261, 360
- Balfour, Arthur J. Earl of (1848-1930, Philosoph und Politiker; u.a. Vorsitzender der Konservativen Partei und Premierminister) 128 f.
- Barthou, Louis (1862-1934; u.a. Außenminister Frankreichs) 58, 68, 71, 78
- Bassewitz-Behr, Georg Henning Graf von (1900-1949; u.a. Generalleutnant der Waffen-SS u. der Polizei) 122
- Bavendamm, Dirk (geb. 1938, Historiker u. Publizist) 201
- Beaulieu, N.N. von (Sekretär des Union-Clubs in Berlin) 419
- Beaverbrook, Lord William Maxwell [«Max» (Max Aitken)] (1879-1964; kanadisch-britischer Verleger und konservativer Politiker) 101, 268 f., 275
- Beck, Josef [Jozef] (1894-1944; 1932-1939 polnischer Außenminister) 178-185, 187, 190-195, 198 f., 201, 210, 230, 233 f., 237, 240, 245, 253, 267
- Beck, Ludwig (1880-1944; u.a. 1935-1938 Chef des Generalstabs des Heeres; Mitglied des militärischen Widerstandes gegen Hitler) 169 f., 234, 363, 373, 378, 428 f.
- Beethoven, Ludwig van (1770-1827; deutscher Komponist) 405 f.
- Below, Günther von (geb. 1905; Oberst; Bruder von Nicolaus von Below) 384

- Below, Maria von (Ehefrau von Nicolaus von Below) 386
- Below, Nicolaus von (1907-1983; u.a. 1937-1945 persönlicher Luftwaffenadjutant Hitlers) 232, 246, 309, 384
- Benesch, Edvard (1884-1948; u.a. Staatspräsident der Tschechoslowakei 1935-1938 sowie 1945-1948) 137, 163, 166, 175
- Benn, Anthony Neil Wedgwood (geb. 1925; brit. Politiker) 118 f.
- Benn, William Wedgwood [seit 1941 Lord Stansgate] (1887-1960; Vater v. Anthony Benn; Mitglied des Parlaments) 118
- Bereschkow, Valentin (geb. 1916; u.a. Dolmetscher Stalins) 301
- Bergner, Harry (1943 gefallen; Funker) 348
- Bernstorff, Johann Heinrich Graf von (1862-1939; dt. Diplomat) 50
- Best, Sigismund Payne (1885-1978; Captain beim britischen Secret Intelligence Service) 242
- Best, Werner (1903-1989; dt. Jurist, u.a. 1942-1945 Reichsbevollmächtigter für Dänemark) 278, 433 f., 446, 454
- Bethmann Hollweg, Theobald von (1865-1921; u.a. 1909-1917 dt. Reichskanzler) 23
- Biddle, Anthony Joseph Drexel, Jr. (1897-1961, US-Diplomat, u.a. 1937-1939 US-Botschafter in Polen) 199
- Bismarck, Johanna von (1824-1894; geb. Johanna F. von Puttkamer, Ehefrau Bismarcks) 439
- Bismarck, Otto von (1815-1898; erster Reichskanzler des neugegründeten Deutschen Reiches) 10, 17f., 40, 77, 86, 150, 206, 229, 299 f., 311, 320, 410f., 424-426, 428, 439, 451
- Blake, N.N. (Lehrer in der Westminster School 1936) 113-116
- Blomberg, Werner von (1876-1946; 1935-1938 Oberbefehlshaber der Wehrmacht) 51, 57, 127, 130, 155, 362, 364, 428 f.
- Blücher, Gebhard Leberecht von (1742-1819; preussischer Generalfeldmarschall) 57, 402, 428
- Boeselager, Philipp Freiherr von (1917-2008; u.a. Wehrmachtsoffizier, Mitglied des militärischen Widerstands gegen Hitler) 327
- Bohlen, Charles (1904-1974; US-Diplomat) 237
- Bonnet, Georges (1889-1973; u.a. frz. Aussenminister 1938-1939) 189 f., 192, 194-198, 241, 243, 263
- Borgia, Lucrezia (1480-1519; Tochter von Papst Alexander VI.) 420
- Borgsmüller, Horst (geb. 1923; Untersturmführer, Richtschütze) 336, 338, 348
- Boris III. von Bulgarien (1894-1943; bulgarischer Zar aus dem Hause Sachsen-Coburg) 320, 392
- Bracken, Brendan (1901-1958; u.a. parlamentarischer Privatsekretär Winston Churchills und von 1941-1945 Informationsminister) 275
- Bradbury, John (brit. Diplomat) 45
- Brauchitsch, Walther von (1881-1948; Oberbefehlshaber des dt. Heeres 1938-1941) 235, 429
- Braun, Eva (1912-1945; Ehefrau Hitlers) 11
- Brentano, Heinrich von (1904-1964; u.a. Bundesminister des Auswärtigen 1955-1961) 233
- Brinon, Fernand de (1885-1947; frz. Rechtsanwalt und Journalist; Protagonist der französischen Kollaboration mit NS-Deutschland im Zweiten Weltkrieg) 59, 65, 67, X
- Brockdorff-Rantzau, Ulrich Graf (1869-1928; erster Aussenminister der Weimarer Republik) 44, 415
- Broqueville, Comte Charles de (1860-1940; u.a. zweimaliger belgischer Premierminister) 72
- Brüning, Heinrich (1885-1970; u.a. 1930-1932 Reichskanzler des Deutschen Reichs) 46, 51 f» 58, 369, 421
- Bryce, James [1st Viscount Bryce] (1838-1922; britischer Jurist, Historiker und Politiker) 161
- Bullitt, William (1891-1967; US-Diplomat; u.a. erster US-Botschafter in der Sowjetunion) 195-199, 245, 261, 264, 266
- Bülow, Bernhard H.M.K. von (1849-1929, u.a. von 1900-1909 Kanzler des Deutschen Kaiserreichs) 18, 26

- Bülow, Bernhard W. von (1885-1936, Staatssekretär im Auswärtigen Amt) 22, 24, 62, 436
- Bünau, Rudolf von (General der Infanterie der dt. Wehrmacht) 468, 470
- Bush, George H.W. (geb. 1924; 1989 bis 1993 41. Präsident der USA) 40
- Buneau-Varilla, Maurice (Besitzer des «Le Matin») 68
- Butler, Richard Austen (1902-1982; brit. Politiker, u.a. Unterstaatssekretär im brit. Aussenministerium) 201
- Cadogan, Alexander (1884-1968; englischer Diplomat) 208
- Cäsar, Gaius Julius (100-44 v. Chr.; römischer Politiker u. Feldherr) 381, 395
- Canaris, Wilhelm (1887-1945; deutscher Admiral, in der NS-Zeit Leiter des Amtes Ausland/Abwehr [Geheimdienst] im Oberkommando der Wehrmacht) 65, 169-172, 234, 290-293, 295, 297, 373, 387
- Caprivi, Georg Leo Graf von (1831-1899; 1890-1894 dt. Reichskanzler) 206
- Carter, Captain (Captain der brit. Army, Lageroffizier des brit. Kriegsverbrecherlagers in Hamburg-Fischbek 1947) 122, 476
- Cassius, Lucius Longinus Ravilla (röm. Konsul 127 v. Chr.) 399
- Caulaincourt, Marquis Armand A.L. de (1773-1827; frz. General und Staatsmann) 307
- Chagall, Marc (1887-1985; franz. Maler russ. Herkunft) 441
- Chamberlain, Arthur Neville (1869-1940; u.a. 1937-1940 britischer Premierminister) 103, 124, 140, 142 f., 170, 172, 174, 199, 209 f., 219, 236 f., 240, 243-247, 250 f., 253, 263, 265 f., VIII
- Chamberlain, Joseph (1836-1914; britischer Staatsmann, Vater des späteren britischen Premierministers Arthur Neville Chamberlain) 124
- Charmley, John (geb. 1955; brit. Historiker) 65, 268 f., 270
- Chevènement, Jean-Pierre (geb. 1939; franz. Minister) 39
- Churchill, Sir Winston (1874-1965; zweimal Premierminister Grossbritanniens) 41, 58, 65, 87, 131 f., 148, 150, 170-172, 188, 198, 242, 257, 262 f., 266-270, 273-275, 282, 290, 292, 305, 310 f., 340, 363, 373, 388, 422, 447
- Chvalkovsky, Frantisek (1885-1945; 1938-1939 tschechischer Aussenminister in der Regierung Hacha) 207
- Ciano, Graf Galeazzo (1903-1944; u.a. ital. Aussenminister) XI, XII
- Clark, Alan (1928-1999; konservativer britischer Politiker) 274 f.
- Clemenceau, Georges (1841-1929; u.a. frz. Premierminister) 57, 71
- Clinton, William Jefferson «Bill» (geb. 1946; Präsident der Vereinigten Staaten 1993-2001) 40
- Colvin, Ian (1877-1938; Berlin-Korrespondent des «News Chronicle»; Mitarbeiter des britischen Geheimdienstes) 65, 170, 172, 240, 290-293
- Connaught, Arthur Herzog von (1850-1942; u.a. britischer Feldmarschall) 414
- Connaught, Prinzessin Patricia of (1886-1974; Tochter des Herzogs von Connaught; nach ihrer Heirat «Lady Patricia Ramsay») 414
- Conwell-Evans, Thomas P. (brit. Historiker) 64 f., 105, 116, XIV
- Conze, Werner (1910-1986; dt. Historiker) 165
- Cot, Pierre (1895-1977; frz. Politiker, u.a. Luftfahrtminister) 137
- Coulondre, Robert (1885-1959; frz. Botschafter in Berlin) 189, 196
- Couve de Murville, Maurice (1907-1999, zeitweilig frz. Aussen- und Premierminister) 40
- Crowe, Sir Eyre (1864-1925; britischer Diplomat) 86 f., 102, 238
- D'Abernon, Edgar Vincent, Viscount (1857-1941; britischer Diplomat und Politiker) 419
- Dahlerus, Birger (1891-1957; schwedischer «Amateurdiplomate», Industrieller und Freund von Hermann Göring) 231, 235, 251, 253
- Daladier, Édouard (1884-1970; mehrmals frz. Premierminister) 67, 194 f., 199, 360

- Davis, Norman (1878-1944; amerik. Diplomat, ab 1932 Delegierter bei der Genfer Abrüstungskonferenz) 258, 263
- Denon, Dominique Vivant (1747-1825; u.a. Direktor des Zentralen Museums der Künste, des heutigen Louvre) 402
- Dieckhoff, Hans Heinrich (1884-1952; u.a. dt. Botschafter in Washington von 1937-38) 46
- Dietrich, Josef [«Sepp»] (1892-1966; u.a. Befehlshaber der Leibstandarte Adolf Hitler, Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS) 327, 374, 393, 461
- Diokletian, Gaius Aurelius Valerius (ca. 240-312 n. Chr.; römischer Kaiser, dankte als einziger Kaiser selbst ab) 381
- Dirksen, Herbert von (1882-1955; u.a. dt. Botschafter in Moskau, Tokio und London) 166, 209
- Disraeli, Benjamin (1804-1881; zweimaliger britischer Premierminister) 17, 418
- Dix, Otto (1891-1969; deutscher Maler u. Grafiker) 441
- Dönitz, Karl (1891-1980; Grossadmiral und Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg; im Mai 1945 für 23 Tage Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches und Oberbefehlshaber der Wehrmacht) 43, 295, 443
- Dörnberg zu Hausen, Alexander Freiherr von (1901-1983; Leiter der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes in den Jahren 1938 bis 1945) 193, VI
- Dostojewski, Fjodor Michailowitsch (1821-1881; russ. Schriftsteller) 16, 396
- Douglas-Home, Alec (1903-1995; brit. Premierminister 1963-1964) 105
- Doumergue, Gaston (1863-1937; frz. Politiker und Präsident) 71
- Druon, Maurice (1918-2009; frz. Schriftsteller) 17, 39
- Dschugaschwili, Jewgenij (geb. 1936; Enkel Stalins) 352
- Duff Cooper, Alfred (1890-1954; britischer Politiker, Diplomat und Autor; Gegner der «Appeasement-Politik» von Neville Chamberlain) 174
- Dulles, Foster Rhea (1900-1970; amerik. Historiker u. Schriftsteller) 257
- Duncker, Maximilian W. (1811-1886; dt. Historiker und Politiker) 404 f.
- Dürckheim, Karlfried Graf (1896-1988; dt. Diplomat, Psychotherapeut und Zen-Lehrer) 426 f.
- Durrell, Lawrence (1912-1990; anglo-indischer Schriftsteller) 274
- Eckermann, Johann Peter (1792-1854; deutscher Dichter, Vertrauter Goethes) 408
- Eden, Sir Anthony (1897-1977; u.a. britischer Aussen- und Premierminister) 23, 69 f., 73, 83, 130, 132 f., 166, 174, 263, 267
- Edward (Eduard) VIII. (1894-1972; von Januar bis zu seiner Abdankung im Dezember 1936 König des Vereinigten Königreichs Grossbritannien und Nordirland und Kaiser von Indien) 99, 125, 127, 144, 417
- Eichmann, Adolf (1906-1962; Leiter des Referats «Auswanderung und Räumung» des Reichssicherheitshauptamts [RSHA], eine der zentralen Personen der Judendeportationen) 447
- Eisenhower, Dwight (1890-1969; Präsident der USA 1953-1961, Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte während des 2. Weltkriegs) 260
- Elisabeth Petrowna Romanowa (1709-1761; 1741-1761 Kaiserin des Russischen Reiches) 14, 409
- Engels, Friedrich (1820-1895; deutscher Philosoph, kommun. Revolutionär) 405
- Enzensberger, Hans Magnus (geb. 1929; deutscher Schriftsteller) 405
- Epp, Franz Xaver Ritter von (1868-1946; u.a. Berufssoldat, Politiker, von 1933-1945 Reichsstatthalter in Bayern) 32
- Eppinger jr., Hans (1879-1946; u.a. Professor und Direktor der Klinik für Innere Krankheiten am Allgemeinen Krankenhaus in Wien) 392
- Epting, Karl (1905-1979; dt. Historiker und Romanist) 468, 479
- Etzdorf, Hasso von (1900-1989; dt. Botschafter, Vortragender Legationsrat) 438
- Eyres-Monsell, Bolton (1881-1969; u.a. Lord der Admiralität 1931-1936) 101

- Feiling, Keith (1884-1977; engl. Historiker für Zeitgeschichte) 243, 251, 253
- Felden, Ulrich (geb. 1924; Untersturmführer, Richtschütze) 348
- Fest, Joachim (1926-2006; dt. Zeithistoriker u. Autor) 31, 84 f., 398
- Fish, Hamilton III (1888-1991; amerik. Politiker) 202, 209
- Fisher, John Baron (1841-1920; brit. Admiral während des 1. Weltkrieges) 19
- Foch, Ferdinand (1851-1920; frz. Marschall im Ersten Weltkrieg) 51
- Fontane, Theodor (1819-1898; dt. Schriftsteller) 454
- Forrestal, James V. (1892-1949; Marineminister im Kabinettsrang und erster Verteidigungsminister der USA) 199
- Franco y Bahamonde, Francisco (1892-1975; 1939-1975 Diktator Spaniens) 22, 97f., 188, 279, 287-291, 294-297, 301, 307, 360 f., 373, 389
- François-Poncet, André (1887-1978; u.a. 1931-1938 frz. Botschafter in Berlin) 58, 67, 71 f., 75, 189, 480
- Franz I. (1494-1547; 1515-1547 König von Frankreich) 89
- Frick, Wilhelm (1877-1946; u.a. 1933-1943 Reichsminister des Innern) 32, 34
- Fricke, Kurt (1889-1945; Konteradmiral) 287 f.
- Friedrich I. von Brandenburg (1371-1440; Hohenzoller, Kurfürst) 370
- Friedrich II. (der Grosse; 1712-1786; 1740-1772 König in Preussen, ab 1772 König von Preussen) 14, 329, 339, 408 f.
- Friedrich III. (1861-1888; 1888 deutscher Kaiser) 403
- Friedrich Karl, Prinz von Preussen [Roter Prinz] (1828-1885; Feldherr; Neffe Kaiser Wilhelms I.) 414
- Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Der Grosse Kurfürst; 1620-1688) 370, 407
- Friedrich Wilhelm IV. (1795-1861; 1840-1861 König von Preussen) 424, 439
- Fritsch, Werner Freiherr von (1880-1939; u.a. 1935-1938 Oberbefehlshaber des Heeres) 79, 155, 362, 378, 387, 429
- Fritzsche, Hans (1900-1953; u.a. Ministerialdirektor im Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda) 252
- Froben, Emanuel (1640-1675; Stallmeister des Grossen Kurfürsten) 407
- Froment-Meurice, Henri (geb. 1923; franz. Botschafter in Bonn 1981-1983) 18, 40
- Fromm, Friedrich (1888-1945; Generaloberst; u.a. Befehlshaber des Ersatzheeres) 283
- Funk, Walther (1890-1960; u.a. Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident) 13
- Fürst, Georg (1870-1936; dt. Komponist und Militärmusiker) 77
- Furtwängler, Wilhelm (1886-1954; dt. Dirigent und Komponist) 405 f.
- Gallagher, William (1881-1965; 1935-1950 Abgeordneter der Kommunistischen Partei Grossbritanniens CPGB im Unterhaus) 125
- Gallwitz, Max von (1852-1937; dt. General) 410
- Gamelin, Maurice G. (1872-1958; u.a. französischer Generalstabschef) 128
- Garat, Capitaine (Untersuchungsrichter in Paris) 472 f., 480
- Garnett, James Clerk Maxwell (1880-1958; u.a. Generalsekretär der «League of Nations Union») 113-116, 119
- Gaulle, Charles de (1890-1970; frz. General und Politiker; Präsident Frankreichs 1959-1969) 296, 361, 389
- Gaus, Friedrich (1881-1955; Ministerialdirektor; langjähriger Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes) 216, 442 f., VI
- Geldern-Crispendorf, Joachim von (Verbindungsoffizier des OKW zum Auswärtigen Amt) 428 f., 441 f.
- Georg VI. (1895-1952; 1936-1952 König des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Nordirland, letzter Kaiser von indien sowie Oberhaupt des Commonwealth) 119, 127, 130
- George, I. Duke of Kent (1902-1942; Sohn König Georg V.) 123
- George, Heinrich (1893-1946; dt. Schauspieler) 465
- Gerlach, Ludwig Friedrich Leopold von (1790-1861; preussischer General) 424

- Gladstone, William Ewart (1809-1898; brit. Politiker, u.a. mehrmals Premierminister) 418
- Goebbels, Joseph (1897-1945; 1933-1945 u.a. Leiter des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda) 10, 34, 108, 117, 207 f., 355, 403 f., 409, 417, 423, 426-429, 433
- Goerdeler, Carl (1884-1945; dt. Politiker, Mitglied des Widerstands gegen Hitler) 169, 234
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749-1832; deutscher Dichter u. Forscher) 97, 407 f.
- Goldmann, Nahum (1894-1982; u.a. Gründer und langjähriger Präsident des Jüdischen Weltkongresses) 215
- Gollancz, Victor (1893-1967; britisch-jüdischer Verleger, Sozialdemokrat und Humanist) 476
- Göring, Hermann (1893-1946; Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches; u.a. der Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg) 32-34, 102-104, 223, 251, 253, 287, 306, 327, 362, 365, 389, 391, 428-430, 436
- Goschen, Sir Edward (1847-1924; brit. Diplomat deutscher Abstammung) 23
- Gottfriedsen, Bernd (Legationsrat) 224, 431, 435, VI
- Grandage, Dr. N.N. (engl. Arzt; Freund Richard Ribbentrops; im 1. Weltkrieg gefallen) 413
- Grey, Sir Edward (1862-1933; u.a. britischer Aussenminister 1905-1916) 86
- Grimm, Dr. N.N. (Rechtsanwalt aus Hamburg) 123, 483
- Groener, Wilhelm (1867-1939; dt. General und Politiker) 51
- Groeppe, Horst (1909-2002; u.a. 1962-1966 dt. Botschafter in Moskau) 325
- Gross, Johannes (1932-1999; deutscher Publizist u. Journalist) 274
- Guderian, Heinz Wilhelm (1888-1954; gilt als Schöpfer der Panzertruppe als selbständiger Truppengattung; zeitweilig Chef des Generalstabes des Heeres) 308 f., 321, 378, 393, 422
- Günsche, Otto (1917-2003; SS-Sturmbannführer und persönlicher Adjutant Hitlers) 11
- Gulbransson, Olaf (1873-1958; norweg. Maler, Zeichner u. Karikaturist) 440
- Hacha, Emil (1872-1945; tschechischer Jurist, Politiker und zuletzt Staatspräsident des Protektorats Böhmen und Mähren) 207
- Haensel, Carl (1889-1968; Schriftsteller u. Rechtsanwalt, Assistent der Verteidigung im Nürnberger Prozess ab 1946) 242
- Haffner, Sebastian (1907-1999; Publizist) 18, 425
- Hailsham, Douglas Hogg (1872-1950; u.a. 1931-1935 im Kabinett MacDonald brit. Kriegsminister) 57
- Halder, Franz (1884-1972; seit 1940 Generaloberst, 1938-1942 Chef des Generalstabes des Heeres) 289, 308 f., 311, 363, 384 f., 388, 429, 430
- Halem, Gustav Adolph von (stv. Protokollchef des Auswärtigen Amtes) VI, XIII
- Halifax, Lord Edward (1881-1959; u.a. brit. Aussenminister 1938-1940) 140, 142 f, 166, 172, 174, 181 f, 186, 188, 190, 196, 209, 235, 240-242, 244, 248 f., 253, 268
- Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr von (1878-1943; dt. General, Mitglied des militärischen Widerstands gegen Adolf Hitler) 46
- Hänel, Wolfgang (Schweizer Historiker) 85
- Hassell, Ulrich von (1881-1944; dt. Diplomat, Mitglied des konservativen Widerstands gegen das NS-Regime) 94, 125
- Hausser, Paul (1880-1972; Schöpfer der späteren Waffen-SS; zuletzt SS-Oberstgruppenführers und Generaloberst der Waffen-SS) 326, 328 f., 333, 336, 349, 468
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770-1831; deutscher Philosoph, Hauptvertreter des deutschen Idealismus) 396
- Helldorff, Wolf-Heinrich Graf von (1896-1944; 1935-1944 Polizeipräsident von Berlin) 29
- Henderson, Sir Nevile (1892-1942; brit. Diplomat, 1937-1939 Botschafter in Berlin) 130, 164, 172, 174, 181 f., 208, 210, 230, 235, 240, 245-248, 250 f.

- Henkell, Katharina [«Grossmutter Henkell»] (1871-1942) 27, 431
- Henkell, Otto (1869-1929, Neffe des gleichnamigen Gründers der Firma Henkell & Co.) 399, 416-418, 480, 485-487
- Henkell, Otto Hubertus (1923-1988; Vetter von Annelies von Ribbentrop) 486 f.
- Henkell, Stefan Karl (1908-1940; Bruder von Annelies von Ribbentrop) 486
- Hentsch, Richard (1869-1918; Oberstleutnant, dt. Generalstabsoffizier, wurde für den Verlust der Marne-Schlacht 1914 mit verantwortlich gemacht) 422
- Herriot, Edouard (1872-1957; frz. Politiker, u. a. Aussenminister [1924-1925] und Ministerpräsident [1932] Frankreichs) 76, 79 f., 89
- Herwarth von Bittenfeld, Hans (1904-1999; dt. Diplomat, 1939 Zweiter Sekretär der dt. Botschaft in Moskau) 237 f.
- Hess, Rudolf (1894-1987; bis 1941 Stv. Hitlers) 24, 102 f., 247, 274, 293, 310, 412, 426, 428 f.
- Heuss, Theodor (1884-1963; dt. Politiker, 1949-1959 erster Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland) 369
- Hewel, Walter (1904-1945; dt. Diplomat und Legationsrat; ständiger Beauftragter des Reichsministers des Äusseren bei Hitler) 99, 150, 177, 203 f., 213, 216, 294 f., 301-303, 307, 310, 320 f., 360, 379 f., 383, 394, 432 f., 448, 450, III, VI, VII
- Hilger, Gustav (1886-1965; dt. Diplomat, Botschaftsrat in Moskau) 183, 212-214, 226, 325
- Hillgruber, Andreas (1925-1989; deutscher Historiker) 136, 282, 396
- Himmler, Heinrich (1900-1945; Reichsführer SS, 1943-1945 Reichsinnenminister) 30-32, 280, 322 f., 351, 366, 428-430, 433 f., 446, 458, 460 f., 464
- Hindemith, Paul (1895-1963; deutscher Komponist) 406
- Hindenburg, Oskar von (1883-1960; dt. Generalmajor, Sohn des Reichspräsidenten) 29, 31f.
- Hindenburg, Paul von (1847-1934; dt. Generalfeldmarschall und Politiker, zweiter Reichspräsident der Weimarer Republik) 10 f., 22, 29, 32-34, 385
- Hitler, Adolf (1889-1945) 11 passim
- Hoesch, Leopold von (1881-1936; u. a. 1932-1936 dt. Botschafter in London) 22, 93, 99, 108
- Hoffmann, Hans (Autor) 447
- Hopkins, Harry (1890-1946; US-Politiker und Berater Roosevelts) 271
- Hoppe, Kurt (geb. 1923; Richtschütze) 348
- Höss, Rudolf (1900-1947; SS-Obersturmbannführer; u. a. Lagerkommandant des KZ Auschwitz; 1947 hingerichtet) 447
- Hossbach, Friedrich (1894-1980; dt. General, Wehrmacht-Chefadjutant bei Hitler) 362-364
- Howard, N.N. (Vernehmer im Lager Dachau) 473 f.
- Hugenberg, Alfred Wilhelm (1865-1951; dt. Politiker, Medienunternehmer und Multifunktionär) 32 f.
- Hull, Cordell (1871-1955; 1933-44 US-Aussenminister, enger Berater Roosevelts) 263, 267, 270
- Ingrim, Robert [geboren als Franz Robert Klein] (1896-1964; österr.-amerik. Publizist) 411
- Irving, David (geb. 1938; Geschichtsrevisionist u. Autor) 87, 208, 438
- Jackson, Robert H. (1892-1954; Richter am Obersten Gerichtshof der USA, US-Hauptanklagevertreter bei den Nürnberger Prozessen) 452
- Janssen, Karl Heinz (geb. 1930; Redakteur bei «Die Zeit» u. Historiker) 155, 429
- Joachim, Joseph (1831-1907; österreichisch-ungar. Violinist, Dirigent u. Komponist) 405
- Jodl, Alfred (1890-1946; 1939-1945 Chef des Wehrmachtführungsstabes im OKW) 213, 286-288, 291, 295, 306 f., 428
- Junge, Traudl (1920-2002; eine der Sekretärinnen Hitlers) 432
- Jünger, Ernst (1895-1998; Schriftsteller, dt. Frontoffizier im Ersten Weltkrieg) 57 f.
- Kalkstein, Christian Ludwig von (preuss. Oberst; im Nov. 1672 auf Befehl des Grossen Kurfürsten hingerichtet) 370

- Karl der Grosse (747/748-814; Kaiser des Römischen Reiches) 366, 381
- Kaunitz, Wenzel Anton Graf (1711-1794; österr. Staatskanzler und wichtigster Berater u.a. Maria Theresias) 409
- Keitel, Wilhelm (1882-1946; Generalfeldmarschall, 1938-1945 Chef des OKW) 168, 213, 246, 283, 291, 295, 298, 303, 306, 378, 386, 410, 428, XI
- Kempner, Robert M. Wassilij (1899-1993; 1935 ausgebürgert; kehrte 1945 nach Deutschland zurück; 1945/46 stv. Hauptankläger der USA beim Nürnberger Internationalen Militärtribunal) 242, 443
- Kennard, Sir Howard (1878-1935; brit. Diplomat, u.a. 1939 Botschafter in Warschau) 249, 252
- Kennedy, Joseph (1888-1969; US-Geschäftsmann, Politiker und Diplomat) 199, 267
- Kepler, Wilhelm (1882-1960; dt. Staatssekretär) 12, 30 f.
- Keynes, Lord John Maynard (1863-1946; brit. Volks Wirtschaftler) 44, 421
- Kimmel, Husband E. (1882-1968; US-Admiral, 1941 Kommandeur der US-Pazifikflotte in Pearl Harbor) 271
- Kirchbach, Oberst Graf (Kriegsgeschichtliche Abteilung des Generalstabs) 363
- Kirkpatrick, Sir Ivone (1897-1964; brit. Diplomat) 236
- Kissinger, Henry (geb. 1923; u.a. 1973-1977 US-Aussenminister) 40
- Kittel, Bruno (1870-1948; Violinist, Dirigent u. Chorleiter) 406
- Klein, Burton 82, 92, 255, 359, 382
- Kleist-Schmenzin, Ewald von (1890-1945; Rittergutbesitzer) 169-172, 234-237, 240, 388
- Kluge, Dankwart (Publizist u. Geschichtsrevisionist) 363
- Kluge, Günther von (1882-1944; ab 1940 Generalfeldmarschall; im zweiten Weltkrieg Oberbefehlshaber der 4. Armee) 321
- Knox, William E (1874-1944; US-Politiker der Republikaner und Zeitungsverleger; u.a. von 1940 bis zu seinem Tod Marineminister) 270
- Koerber, Viktor von (Rittmeister a. D.) 169, 172, 234
- Körner, Heinz (gefallen 1941; Jugendfreund des Autors) 421
- Körner, N.N. (Kammergerichtsrat am Kammergericht in Berlin in den 1930er Jahren) 421 f.
- Körner, Paul (1893-1957; u.a. SS-Obergruppenführer, «rechte Hand» Görings) 32
- Kollontay, Alexandra (1872-1952; Sowjet. Botschafterin in Stockholm) 323
- Konfuzius (ca. 551-479 v. Chr.; chin. Philosoph) 398
- Kordt, Erich (1903-1969; 1938-1941 Legationsrat im Ausw. Amt) 24, 102, 149, 169, 172f., 238, 241f., 244, 437, VI
- Kordt, Theo (1893-1962; dt. Diplomat, Botschaftsrat in London) 172, 174, 241f., 244
- Köstring, Ernst August (dt. General, Militärattaché in Moskau) 212, 308 f.
- Kramer, Alwin D. (Kapitänleutnant; verantwortlicher US-Nachrichtendienst in Pearl Harbor 1941) 271
- Kranzbühler, Otto (1907-2004; u.a. Marineringer, Verteidiger von Grossadmiral Dönitz in Nürnberg) 43, 443
- Krebs, Hans (1898-1945; dt. Oberst, Militärattaché in Moskau, letzter Chef des Generalstabs) 309
- Kries, Wilhelm von (Londoner Korrespondent des «Berliner Lokalanzeiger») 205
- Kunert, Dirk (geb. 1941; Historiker) 257, 258
- Kutusow, Fürst Michail (1745-1813; russ. Feldmarschall) 213
- Lainer, Dr. N.N. (einer der Oberärzte bei Prof. Eppinger) 392
- Lanz, Hubert (1896-1982; General der Gebirgstruppe) 328 f.
- Laval, Pierre (1883-1945; franz. Ministerpräsident 1932-1933 sowie 1935-1936) 184, 230, 234, 380
- Lenbach, Franz von (1836-1904; dt. Kunstmaler) 425
- Lenin [Wladimir Iljitsch Uljanow] (1870-1924; Begründer der Sowjetunion) 49
- Lenk, Franz (1898-1968; deutscher Maler) 441

- Lieres, Philipp von (Legationsrat des Auswärtigen Amtes) 419
- Likus, Rudolf (SS-Standartenführer, zeitweise pers. Pressereferent J. v. Ribbentrops) 197
- Lindsay, Jason (amerik. Autor u. Filmregisseur) 123
- Lipski, Joseph (1894-1958; u.a. 1934-1939 polnischer Botschafter in Berlin) 176-180, 182, 201, 210, 230, 235f., 244, 251-253, 267
- Litwinow[-Finkelstein], Maxim (1876-1951; Sowjet. Politiker und Diplomat, u.a. 1930-1939 Volkskommissar des Äusseren) 212-215, 258
- Lloyd George, Lord David (1863-1945; brit. Politiker, u.a. 1916-1922 Premierminister) 65, 170, 174, 269
- Lhote, André (1885-1962; franz. Maler u. Bildhauer, Kubist) 441
- Lothian, Lord [Kerr, Philipp] (1882-1940; brit. Politiker) 65, 71, 268, 273
- Louis, Séraphine (1864-1942; franz. Malerin der naiven Kunst) 440
- Lubienski, Michael (Michal) Graf (1896-1967; Kabinettschef des poln. Aussenministers Beck) 192
- Ludendorff, Erich (1865-1937; dt. General, u.a. Generalquartiermeister der OHL im Ersten Weltkrieg) 356, 385, 410
- Ludwig XIV. (1638-1715; 1643 König von Frankreich und Navarra, genannt «der Sonnenkönig») 41
- Lüders, Dr. (Lehrer des Arndt-Gymnasiums in Berlin-Dahlem in den 30er Jahren) 401,411
- Lukasiewicz, Graf Juliusz (1892-1951, poln. Diplomat, 1936-39 poln. Botschafter in Paris) 190, 199, 240, 245
- Luther, Martin Franz (1895-1945; Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Namensgeber der «Luther-Affäre») 430
- MacDonald, Ramsay (1866-1937; brit. Politiker, u.a. 1924 und 1929-1935 Premierminister) 55-57, 59, 68
- Magenheimer, Heinz (geb. 1943; ehem. Dozent der Landesverteidigungsakademie Wien) 41,428
- Major, John (geb. 1943; engl. Premierminister 1990-1997) 105
- Malchow, Walter (1921-1993; Hauptsturmführer) 345
- Mann, Heinrich (1871-1950; deutscher Schriftsteller; älterer Bruder Thomas Manns) 399
- Manstein, Erich von (1887-1973; dt. Generalfeldmarschall) 13, 309, 333, 338, 385, 390, 393f.
- Marcks, Erich (1891-1944; General der Wehrmacht) 299,308
- Margarete, Herzogin von Preussen (1860-1917; Ehefrau d. Herzogs von Connaught) 414
- Margerie, Pierre de (1861-1942; 1922-1931 französischer Botschafter in Berlin) 419
- Marshall, George C. (amerik. General; entwickelte den «Marshallplan», Friedensnobelpreisträger) 270 f.
- Marshall, Verne (US-Journalist) 198
- Martin, Viktor von (1894-1972) 363
- Marx, Karl (1818-1883; dt.-jüd. Philosoph, politischer Journalist und Theoretiker des Kommunismus) 367, 404 f.
- Mauriac, François (1885-1970; frz. Schriftsteller) 39
- Meissner, Otto (1880-1953; dt. Politiker, 1935-1944 Chef der Präsidialkanzlei) 32, IX
- Mercier, Désiré-Joseph Kardinal (1851-1926; Erzbischof von Mecheln) 161
- Merekalow, Alexej (sowjet. Botschafter in Berlin bis September 1939) 183, 211
- Metternich, Klemens W.N.L. Graf (1773-1859; Staatsmann im österreichischen Kaiserreich; Vorsitz auf dem Wiener Kongress 1815) 361
- Meyer, Kurt [«Panzer-Meyer»] (1910-1961; SS-Brigadeführer [1944] und Generalmajor der Waffen-SS) 328 f., 331
- Mikojan, Anastas I. (1895-1978; Sowjet. Politiker, u.a. 1938-1949 Volkskommissar für Aussenhandel) 183, 211, 304
- Milch, Erhard (1892-1972; u.a. 1938-1945 Generalinspekteur der Luftwaffe) 87
- Miller, Henry (1891-1980; US-Schriftsteller) 274
- Millis, Walter (1899-1968; Autor, u.a. Mitarbeiter d. New York Herald Tribune) 199

- Moffat, Jay Pierrepont (1896-1943; US-Diplomat und Historiker) 258
- Möllhausen, Konsul Eitel Friedrich (Vertreter des deutschen Botschafters in Rom) 13
- Molotow, Wjatscheslaw M. (1890-1986; u.a. Regierungschef und Aussenminister der Sowjetunion; 1957 als «Parteifeind» sämtlicher Partei und Regierungsämter enthoben) 49, 212, 217-220, 222 f., 225 f., 228, 255, 279, 288, 300, 304, 311, 314, 318 f., 360, XIII
- Moltke, Hans-Adolf von (1884-1943; 1931-1939 dt. Botschafter in Warschau, 1943 dt. Botschafter in Spanien) 203
- Moltke, Helmuth [d. Ä.] (1800-1891 preussischer Generalfeldmarschall, Chef des Generalstabes) 428
- Moltke, Helmuth J.L. von [d. J.] (1848-1916; preussischer Generaloberst, 1906 bis 14. September 1914 Chef des Grossen Generalstabes) 422
- Mommsen, Hans (geb. 1930; dt. Historiker) 44
- Montgomery, Bernard (1887-1976; brit. Feldmarschall; u.a. im Planungsstab für die Invasion in der Normandie 1944) 463
- Morand, Paul (1888-1976; frz. Schriftsteller) 242
- Morell, Theo (1886-1948; Arzt, von 1936 bis 1945 Leibarzt Adolf Hitlers) 392
- Morgen, Konrad (1909-1982; Jurist, SS-Sturmabführer und SS-Richter) 447
- Morgenschweis, Monsignore Karl (1891-1968; Anstaltsgeistlicher im Gefängnis Landsberg) 121
- Morgenstern, George (Autor) 201, 262, 270
- Morgenthau, Henry (1891-1967; US-Politiker, enger Berater Roosevelts) 268
- Mosley, Sir Oswald (1896-1980; Gründer einer faschist. Partei) 373
- Mühlen, Roland von zur (deutscher Dolmetscher) 301
- Müller, Josef (1898-1979; bayerischer Abgeordneter, nach 1945 erster Vorsitzender der CSU) 291
- Mueller-Hillebrand, Burkhart (1904-1987; Generalmajor der deutschen Wehrmacht, Generalleutnant des Heeres der Bundeswehr) 283
- Munding, N.N. (Klavierlehrerin im Hause Ribbentrop) 21, 97, 406
- Musial, Bogdan (geb. 1960; deutsch-polnischer Historiker u. Autor) 22, 23, 48, 255
- Mussolini, Benito (1883-1945; von 1922 bis 1943 Diktator Italiens) 76, 94, 111, 150, 160, 187, 242, 253, 266, 294, 301, 307, 312, 320, 324, 393, XII
- Nadolny, Rudolf (1873-1953; 1933-34 dt. Botschafter in Moskau) 89, 204
- Napoleon I. Bonaparte (1769-1821; Feldherr, 1804-1814 Kaiser der Franzosen) 19, 41, 213, 279, 293, 307, 357, 388, 402, 466
- Napoleon III. (1808-1873; 1849-1852 französischer Präsident, 1852-1870 Kaiser der Franzosen) 41, 424, 477
- Neurath, Konstantin Freiherr von (1873-1956; u.a. 1932-1936 Reichsaussenminister, 1939-1941 Reichsprotektor von Böhmen und Mähren [formeller Rücktritt im August 1943]) 21, 24, 50, 73, 93, 142, 155, 362, 426
- Nevins, Allan (1890-1971; amerik. Autor, Journalist u. Biograph) 129
- Nicolson, Sir Harold George (1886-1968; brit. Diplomat und Schriftsteller) 120, 273
- Niemöller, Martin (1892-1984; ev. Theologe, Vertreter der Bekennenden Kirche, 1938-1945 in KZ-Haft) 81
- Noël, Léon (1888-1987, frz. Diplomat, u.a. 1935-40 frz. Botschafter in Warschau) 189, 196
- Nolde, Emil (1867-1956; Maler des Expressionismus) 440
- Nomura, Kichisaburo (1877-1964; jap. Admiral und Politiker, u.a. 1941 Botschafter in Washington) 270 f.
- Ogilvie-Forbes, Sir George (brit. Diplomat, u.a. 1933-39 Botschaftsrat in Berlin) 235
- Oshima, Hiroshi (1886-1975; u.a. 1940-1945 japanischer Botschafter in Berlin) 10, 96
- Oskar, Prinz von Preussen (1885-1958; Sohn Kaiser Wilhelm II.) 32

- Oster, Hans (1888-1945; Oberst, Chef des Stabes der Amtsgruppe Auslandsnachrichten und Abwehr des OKW) 170, 290, 387, 427, 459
- Paepke, Dr. Paul (Mitarbeiter der Vereinigten Werkstätten in München 1936) 104
- Papen, Franz von (1879-1969; dt. Politiker, u.a. Reichskanzler 1932; dt. Botschafter in der Türkei) 22, 29, 31-34, 36, 50, 55, 144, 148 f., 399, VI
- Pappritz, Erica (1893-1972; Legationsrätin in der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes) VII
- Patton, George S. (1885-1945; General der U.S.-Army) 456
- Paulus, Friedrich (1890-1957; seit 1943 Generalfeldmarschall) 308
- Pawlow, Wladimir N. (1915-1993; Sowjet. Diplomat u. Dolmetscher) 226
- Pearson, Drew (1897-1969; in den USA bis heute prominenter Journalist) 209
- Peiper, Jochen (1915-1976; hochdekorierter Standartenführer der Waffen-SS; 1946 in Dachau in einem fragwürdigen Prozess [«Malmedy-Prozess»] als Kriegsverbrecher verurteilt; 1976 in Frankreich unter bis heute ungeklärten Umständen ermordet) 337-340, XV
- Pétain, Philippe (1856-1951; franz. Militär u. Politiker) 79
- Peter I. der Grosse [Pjotr Alexejewitsch Romanow] (1672-1725; 1682-1721 Zar und Grossfürst von Russland, 1721-1725 erster Kaiser des Russischen Imperiums) 213
- «Petty» (engl. Erzieherin im Hause Ribbentrop; gest. 1950er Jahre) 63, 484
- Phillips, Frederick (u.a. Staatssekretär im britischen Schatzamt) 268
- Phipps, Sir Eric (1875-1945; brit. Diplomat, Botschafter in Berlin und Paris) 186, 188-190
- Picker, Henry (1912-1988; Jurist, 1942 Protokollführer von Hitlers «Tischgesprächen») 366
- Piefke, Johann Gottfried (1815-1884; preussischer Militärmusiker und Komponist) 77
- Piłsudski, Josef [Jozef] (1867-1935; Marschall und poln. Politiker, 1926-1935 Regierungschef) 51 f., 61 f., 177, 181, 184, 204, 230, 236
- Pirow, Oswald (1898-1966; u.a. südafrik. Verteidigungs- und Wirtschaftsminister) 242
- Pohl, Oswald (1892-1951; u.a. Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes; 1947 als Kriegsverbrecher in Nürnberg zum Tode verurteilt und 1951 hingerichtet) 447
- Poincaré, Raymond (1860-1934; u.a. Staats- und Ministerpräsident Frankreichs, 1920 Vorsitzender der Reparationskommission) 68
- Polignac, Marquis Melchior de (1880-1950; Inhaber der Firma Pommery) 417, 479 f.
- Pompadour, Marquise de Jeanne-Antoinette Poisson (1721-1764; Mätresse Ludwigs XV. von Frankreich) 409
- Postel, Georg (1896-1955; Generalleutnant) 340
- Potemkin, Wladimir P. (1874-1946, sowjetischer Botschafter) 225
- Potocki, Graf Jerzy (1889-1961; poln. Diplomat) 199f.
- Price, George Ward (1886-1961; Hauptmitarbeiter von Lord Rothermere; Chefkorrespondent der «Daily Mail») 59, 65
- Quintana (brasilianischer Botschafter) 419
- Quitow, Dietrich von (1366-1417; Raubritter) 370
- Quitow, Johann von (1370-1437; Raubritter) 370
- Raeder, Erich (1876-1960; 1939 Grossadmiral, 1928 bis 1943 Chef der Marineleitung, Oberbefehlshaber der Reichs- bzw. Kriegsmarine) 285-288, 294-297, 301 f., 305, 313, 318, 362, 428
- Rahn, Werner (1939; Kapitän zur See u. Historiker) 286
- Rapacki, Adam (1909-1970; poln. Ökonom und Politiker, u.a. Aussenminister Polens) 40
- Raumer, Hermann von (leitete bis 1938 das Büro Ribbentrop) 25
- Rauschnig, Hermann (1887-1982; NS-DAP-Politiker, 1941 Übersiedlung in

- die USA, Verfasser der offensichtlich gefälschten «Gespräche mit Hitler») 85
- Reagan, Ronald (1911-2004; Präsident der USA 1981-1989) 317
- Reichenau, Walter von (1884-1942; dt. Generalfeldmarschall) 383 f.
- Reinhardt, Fritz (1895-1969; u.a. ab 1933 Staatssekretär im Reichsfinanzministerium) 81,382
- Rendulic, Lothar (1887-1971; österreichischer General [Generaloberst] der deutschen Wehrmacht) 13
- Renner, Karl (1870-1950; österreichischer sozialdemokratischer Politiker; u.a. 1918-1920 Staatskanzler) 159 f.
- Renthe-Fink, Cecil Karl-August [von Renthe genannt Fink] (1885-1964; deutscher Diplomat; u.a. 1940-1942 Reichsbevollmächtigter in Dänemark) VII
- Repington, Charles (1858-1925; u.a. 1904-1918 Militärkorrespondent der «Times») 48
- Reschin, Leonid 308
- Reventlow, Ernst Graf zu (1869-1943; u.a. Schriftsteller, Journalist u. Politiker) 23, 124
- Reynolds, Michael (brit. General) 463
- Ribbentrop, Adolf von 404
- Ribbentrop, Annelies von 11 passim, III, IV
- Ribbentrop, Bettina von 66, 200, 392, 401, 455, IV
- Ribbentrop, Ferdinand I
- Ribbentrop, Friedrich von 402 f., I
- Ribbentrop, Gertrud von (1863-1963; Tante Joachim von Ribbentrops; von ihr 1925 adoptiert) 404
- Ribbentrop, Karl von 403,1
- Ribbentrop, Lothar (Bruder J. v. Ribbentrops) 404,413
- Ribbentrop, Richard [«Grossvater Ribbentrop») 17, 26, 30, 37, 53, 100, 206, 299 f., 392, 402, 406, 412, I, II, III
- Ribbentrop, Siegfried von 404
- Ribbentrop, Sophie (geb. Hertwig) I
- Riefenstahl, Helene [«Leni») (1902-2003; Tänzerin, Schauspielerin, Filmregisseurin und Fotografin) 80
- Röhm, Ernst (1887-1934; langjähriger Führer der Sturmabteilung [SA]; 1934 ermordet [«Röhm-Putsch») 32, 57f., 70, 359, 372, 376
- Röhricht, Edgar (1892-1967; General der Infanterie) 384
- Rogmann, Wilhelm (geb. 1923; Oberscharführer) 347
- Rommel, Erwin (1891-1944; dt. Heeresoffizier, 1942 Generalfeldmarschall) 118, 461, 463
- Roosevelt, Anna Eleanor (1884-1962; US-Menschenrechtsaktivistin, Diplomatin sowie Ehefrau von Franklin D. Roosevelt) 409
- Roosevelt, Elliott (1910-1990; viertes von insgesamt sechs Kindern aus der Ehe zwischen Franklin D. und Anna E. Roosevelt) 135
- Roosevelt, Franklin Delano (1882-1945; u.a. 1933-1945 US-Präsident) 13 f., 48, 65, 69, 89, 135 f., 173, 182, 194-201, 209, 237, 257-272, 275 f., 282, 292, 311, 321-323, 340, 353, 360, 364, 377, 409, 422, 424 f., 433, 447
- Rosenberg, Alfred (1893-1946; NSDAP-Politiker und Ideologe des Nationalsozialismus) 35 f., 281, 366, 426
- Rosenfeld, Franz (dt. Jurist) 485-487
- Rothermere, Harold Lord (1868-1940; brit. Politiker und Zeitungsbesitzer) 59, 65, 101
- Rothfels, Hans (1891-1976; deutscher Historiker) 174
- Rotmistrow, Pawel A. (1903-1962; Sowjet. Generaloberst; u.a. Marschall der Panzertruppen; Befehlshaber der 5. sowjetischen Gardepanzerarmee) 350
- Ruge, Arnold (1881-1945; dt. Hochschul-lehrer) 404
- Rydz-Smigly, Edward (1886-1941; u.a. 1936-1939 poln. Oberbefehlshaber) 192, 202, 251
- Sargent, Sir Orme (1884-1962; brit. Diplomat, u.a. Staatssekretär im Foreign Office) 189
- Sas, Gijsbertus J. (1892-1948; holländ. Militärattaché in Berlin) 387,427
- Sauerwein, Maître N.N. (Anwalt des Autors 1948; Sohn von Jules Sauerwein) 479-481

- Sauerwein, Jules (1880-1967; einer der bekanntesten Journalisten Frankreichs zwischen den beiden Weltkriegen) 479
- Scaveola, Gaius Mucius 407 f.
- Scapini, Georges (1893-1976; u.a. 1940 Vertreter für Kriegsgefangenenfragen in der französischen Delegation bei der deutschen Waffenstillstandskommission in Wiesbaden) 61,66
- Schacht, Hjalmar (1877-1970; dt. Politiker, Bankier, Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident) 12, 32, 169, 234, 258
- Schall-Riaucor, Heidemarie Gräfin von (geb. 1940; Enkelin von Generaloberst Franz Halder) 430
- Schaub, Julius (1898-1967; langjähriger persönlicher Chefadjutant Adolf Hitlers) III
- Scheil, Stefan (geb. 1963; dt. Historiker) 36, 40, 52, 89, 202, 221, 234, 273, 289, 301, 305, 318, 452,
- Scheliha, Rudolf von (1897-1942; dt. Diplomat, wg. Spionage und Landesverrat am 22. Dezember 1942 hingerichtet) 426
- Schellenberg, Walter (1910-1952; oberster Chef der vereinigten Geheimdienste von SD [Sicherheitsdienst] und Abwehr sowie Nachfolger von Admiral Canaris als Chef der militärischen Geheimdienste im Dritten Reich) 430
- Schiller, Friedrich von (1759-1805) 137, 397 f., 468
- Schirach, Baldur von (1907-1974; Reichsjugendführer) 118
- Schlabrendorff, Fabian von (1907-1980; dt. Jurist, Offizier und Mitglied des Widerstands gegen Hitler) 486 f.
- Schleicher, Kurt von (1882-1934; Generalleutnant und u.a. Reichskanzler der Weimarer Republik von Ende 1932 bis Anfang 1933) 29, 32 f., 58, 372
- Schlieffen, Alfred Graf von (1833-1913; Generalfeldmarschall, Autor des «Schlieffen-Plans» [1905]) 376
- Schmidt, Paul Karl [Schmidt-Carell] (1911-1997; Pressesprecher von Außenminister Joachim von Ribbentrop; nach 1945 erfolgreicher Buchautor und Journalist) 62, 165, 168, 184 f., 189-194, 196-198, 203 f., 250, 295, 309, 426, 430, 442
- Schmidt, Paul Otto (1899-1970, u.a. 1938-1945 Chefdolmetscher des Ausw. Amtes) 21, 144, 189, 250, 436
- Schmückle, Georg (geb. 1917; deutscher General) 327
- Schniewind, Franziska (1898-1980; Schwester von Annelies von Ribbentrop) 485 f.
- Schniewind, Willy (1890-1978; Fabrikant, Schwager von Annelies von Ribbentrop) 485 f.
- Schnurre, Karl Julius (1898-1990; u.a. Leiter der Handelspolitischen Abteilung des Ausw. Amtes) 182, 184, 211 f., 214, 216 f., 221, 303-307, 317, 428, 430
- Schönburg, Graf Ernst (gest. 1939; Freund des Ehepaars Joachim von Ribbentrop) 375
- Schörner, Ferdinand (1892-1973; dt. Heeresoffizier, während des Zweiten Weltkrieges Befehlshaber einer Heeresgruppe) 13
- Schüle, Walter (geb. 1923; Oberscharführer) 346, 348
- Schulenburg, Fritz [Friedrich Werner] Graf von der (1875-1944; u.a. 1934-1941 dt. Botschafter in Moskau) 183, 212, 217-223, 225 f., 307 f., 320, 325, XIII
- Schultz, Fritz-Rudolf (1917-2002; Vetter von Annelies von Ribbentrop; Wehrbeauftragter 1970-1975) 485
- Schulze [-Kossens], Richard (1914-1988; u.a. zeitweiliger Adjutant Joachim von Ribbentrops, Leiter der SS-Junkerschule in Bad Tölz) XIII
- Schumacher, Kurt (1895-1952; dt. Politiker [SPD]) 468
- Schuschnigg, Kurt (1897-1977; 1934-1938 Bundeskanzler Österreichs) 159
- Schustereit, Hartmut (Historiker) 255, 283, 285, 286, 313, 359, 381
- Schweimer, Horst-Günter (Legationsrat I. Klasse im Auswärtigen Amt) VI
- Schwendemann, Heinrich (geb. 1956; Historiker) 216 f.
- Schwendemann, Karl (1891-1974; deutscher Diplomat, Legationssekretär des Auswärtigen Amtes 1925) 50
- Schwerin von Krosigk, Johann Ludwig Graf (1887-1977; u.a. deutscher Politi-

- ker, Reichsfinanzminister 1932-1945) 58, 146 f., 208, 234
- Seeckt, Hans von (1866-1936; Generaloberst, u.a. 1920-26 Oberbefehlshaber der Reichswehr) 415
- Seidl, Alfred (1911-1993; dt. Rechtsanwalt und Politiker, Verteidiger beim Nürnberger internationalen Militärtribunal) 217, 222 f., 293, 307, 318
- Sereny, Gitta (geb. 1923, brit.-jüd. Historikerin und Journalistin) 246
- Serrano Süner, Ramon (1901-2003; spanischer Politiker) 289, 291 f.
- Seydlitz, Friedrich-Wilhelm von (1721-1773; berühmter preussischer Kavallerieoffizier) 329
- Sieburg, Friedrich (1893-1964; dt. Journalist, Schriftsteller und Literaturkritiker) 57
- Simon, Sir John (1873-1954; brit. Politiker, u.a. 1931-1935 brit. Aussenminister) 68, 83 f., 172, 240
- Simonis, Susanne (Kusine der Kordt-Brüder) 172
- Skossyrew, Michail A. (geb. 1906; stv. Leiter der sowjetischen Handelsvertretung) 183
- Speer, Albert (1905-1981; dt. Architekt; u.a. ab 1942 Reichsminister für Bewaffnung und Munition) 103, 246, 382
- Spengler, Oswald (1880-1936; dt. Geschichtsphilosoph, Kulturhistoriker und politischer Schriftsteller) 276
- Spitzzy, Reinhard (geb. 1912; u.a. Sekretär des Deutschen Botschafters in London bis 1938, bis 1939 Attache im Auswärtigen Amt, Adjutant und persönlicher Referent des Aussenministers) 21, 66, 123, 144, 149, 208, 240, 399, 419, 427, 436, 444
- Stalin, Josef (1878-1953; von 1928 an Führer der KPdSU und der Sowjetunion) 48 passim
- Stark, Harold Raynsford (1888-1972; US-Admiral, u.a. 1939-1946 Chef des Admiralstabs der US-Navy) 270 f.
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf von (1907-1944; deutscher Offizier; eine der zentralen Figuren des militärischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus) 171
- Steengracht von Moyland, Gustav Adolf Baron (1902-1969; dt. Diplomat und Politiker, Mitarbeiter der Dienststelle Ribbentrop; ab 1943 Staatssekretär) 427, VII
- Steengracht von Moyland, Ilse Marie Baronin (1908-1964; Ehefrau des Staatssekretärs) 427
- Steiner, Felix (1896-1966; General der Waffen-SS) 460
- Steltzer, Marianne (Bekanntschaft der Familie) 123
- Stimson, Henry Lewis (1867-1950; u.a. 1940-1945 US-Kriegsminister) 200, 270
- Stinnett, Robert (Fotograf u. Autor) 201
- Stollmeyer, Luis (1918-1943; Zugführer, Untersturmführer) 334, 336
- Strasser, Gregor (1892-1934; Politiker der NSDAP; während des Röhms-Putsches umgebracht) 359
- Strathcona, Lord Donald von (1820-1914; kanad. Politiker, Bankier u. Unternehmer) 415
- Strauss, Franz-Josef (1915-1988; u.a. Verteidigungsminister [1956-1962], langjähriger Ministerpräsident des Freistaates Bayern) 327
- Stresemann, Gustav (1878-1929; u.a. 1923-1929 Reichskanzler) 74, 176, 204, 418-420.
- Suworow, Viktor (geb. 1947; ehemaliger Sowjet. Nachrichtendienstler u. Autor) 313
- Taft, Robert A. (1889-1953, US-Senator) 321
- Talleyrand-Perigord, Charles Maurice de (1754-1838; franz. Staatsmann u. Diplomat) 431
- Tansill, Charles C. (1890-1964; US-Historiker) 198 f., 202, 258, 263, 267, 271.
- Tardieu, André (1876-1945; frz. Politiker und Berater Clemenceaus) 71
- Tennant, Ernest (Gründer des Anglo-German Fellowship) 64
- Thatcher, Margaret (1925-2013; brit. Politikerin, 1979-1990 Premierministerin des Vereinigten Königreichs) 39, 274 f.
- Thompson, Laurence (geb. 1914; Autor) 139

- Thomson, Charles (1729-1824; amerik. Schriftsteller u. Politiker) 265
- Tobias, Fritz (1912-2011; Autor v. Schriften, die sich vor allem mit dem Reichstagsbrand beschäftigten) 155, 429
- Todt, Fritz (1891-1942; Bauingenieur, während der NS-Zeit Generalinspektor für das deutsche Strassenwesen, SA-Obergruppenführer und ab 1940 Reichsminister für Bewaffnung und Munition) 359, 382
- Toland, John (1912-2004; amerik. Autor) 201
- Tuka, Vojtech (1880-1946; slowakischer Politiker; u.a. Ministerpräsident und Aussenminister der Slowakei von 1940-1945) 206
- Udet, Ernst (1896-1941, dt. Jagdflieger im Ersten Weltkrieg; in der Wehrmacht Generalluftzeugmeister der Luftwaffe) 87
- Ustinov, Sir Peter Alexander (1921-2004; brit. Schauspieler) 106-108
- Vandervelde, Émile (1866-1938; belgischer Sozialdemokrat, Universitätsprofessor, Politiker; u.a. Aussenminister Belgiens) 72
- Vansittart, Sir Robert (1881-1957; brit. Diplomat, 1929-1937 Unterstaatssekretär im Foreign Office, 1938-1941 Erster dipl. Berater der Regierung) 41, 45, 52, 61, 67, 87 f., 93, 101 f., 130, 148, 170-172, 174, 182, 208, 224, 239 f., 242-244, 267, 363, 388
- Vanwelkenhuyzen, Jan (1927-2008; belg. Historiker, Direktor des «Centre de recherches et d'études historiques de la Seconde Guerre mondiale») 427
- Vergil (70-19 v. Chr.; römischer Dichter) 265
- Vivin, Louis (1861-1936; franz. Maler der naiven Kunst) 440
- Wagner, Gerhard (1898-1987; deutscher Marineoffizier, Konteradmiral) 285-288, 296, 313, 318
- Walker, Sir Alexander (1869-1950; Inhaber der Whiskey-Firma Johnny Walker) 417, 479
- Warlimont, Walter (1894-1976; zuletzt als General der Artillerie im Wehrmachtführungsstab der Stellvertreter von Generaloberst Alfred Jodl) 306, 428
- Wedel, N.N. Graf von (u.a. Polizeipräsident von Potsdam 1936-1940, Vater Wilhelm Graf von Wedels) 458
- Wedel, Werner Graf von (Freund des Autors) 458
- Wedemeyer, Albert C. (1897-1989; US-amerikanischer General) 129
- Weizmann, Chaim (1874-1952; israelischer Politiker und zionistischer Führer, 1949-1952 erster israelischer Staatspräsident) 448
- Weizsäcker, Ernst H. von (1882-1951; dt. Diplomat, bis 1943 Staatssekretär des Ausw. Amtes) 148 f., 169 f., 172-174, 208, 216, 234, 241 f., 275, 292-294, 297 f., 308, 363, 373, 433, 443, XI
- Weizsäcker, Richard von (geb. 1920; u.a. 1981-1984 Regierender Bürgermeister von Berlin, 1984-1994 Bundespräsident) 447
- Wheeler-Bennett, John (1902-1975; engl. Historiker) 73, 258
- White, Henry (1850-1927, US-Diplomat, u.a. US-Botschafter in London) 128 f.
- Wilhelm II. (1859-1941; 1888-1918 dt. Kaiser und König von Preussen) 161, 410
- Wilson, Sir Horace (1882-1972; u.a. Berater des brit. Premierministers 1937-1940) 172, 240
- Wilson, Woodrow (1856-1924; u.a. 1913-1921 US-Präsident) 44 f., 115, 257
- Winklmann, N.N. (Lehrer an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Ilfeld) 365 f.
- Wirsing, Giselher (1907-1975; Journalist u. Autor) 209
- Witt, Fritz (1908-1944, SS-Brigadeführer, Generalmajor der Waffen-SS) 333 f.
- Woermann, Ernst (1888-1979; Unterstaatssekretär im Ausw. Amt) 216
- Wünsche, Max (1914-1995; SS-Standartenführer) 331, XVI